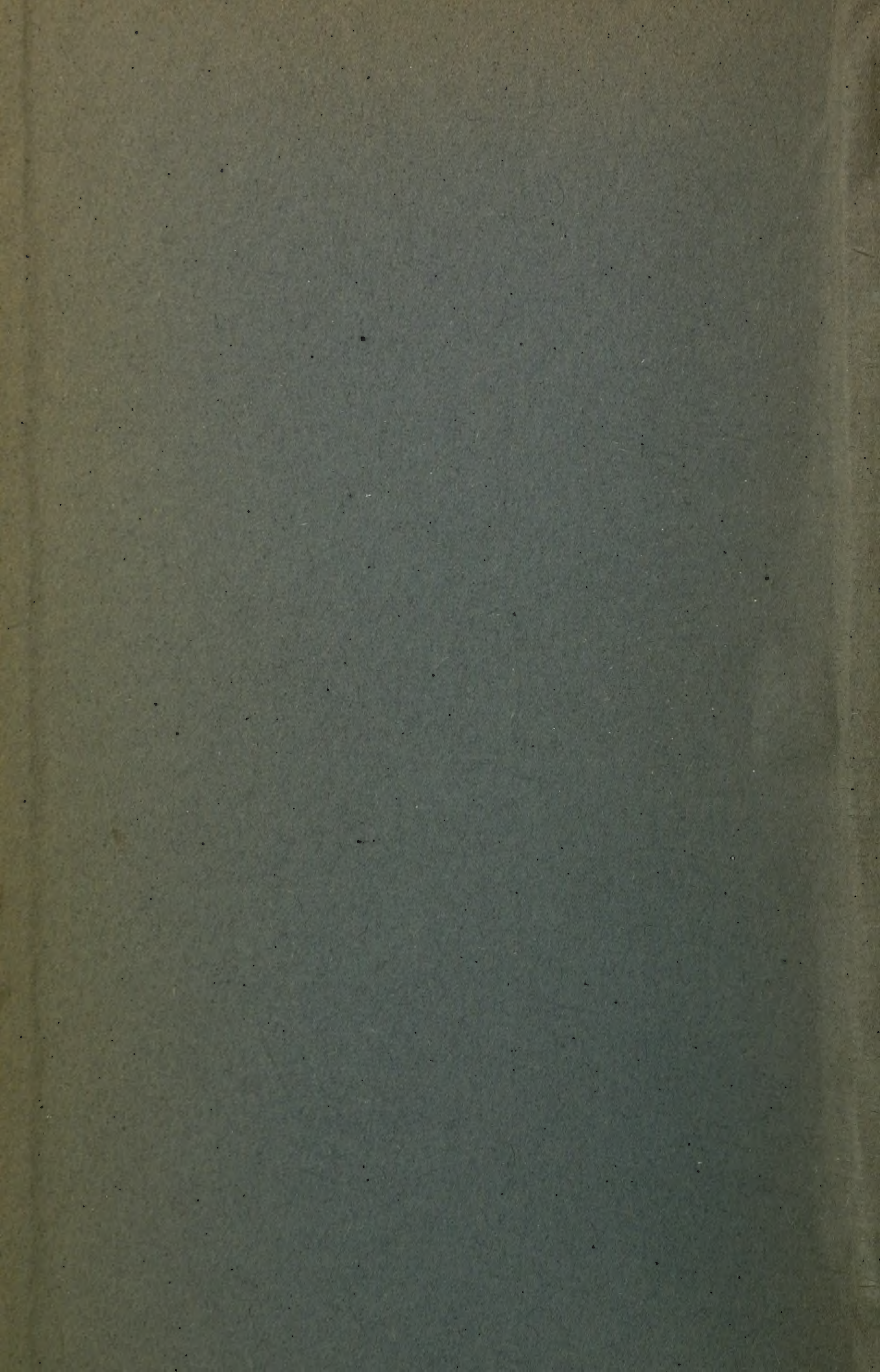
Friedrich Ratzel

ücksinseln u. Träume

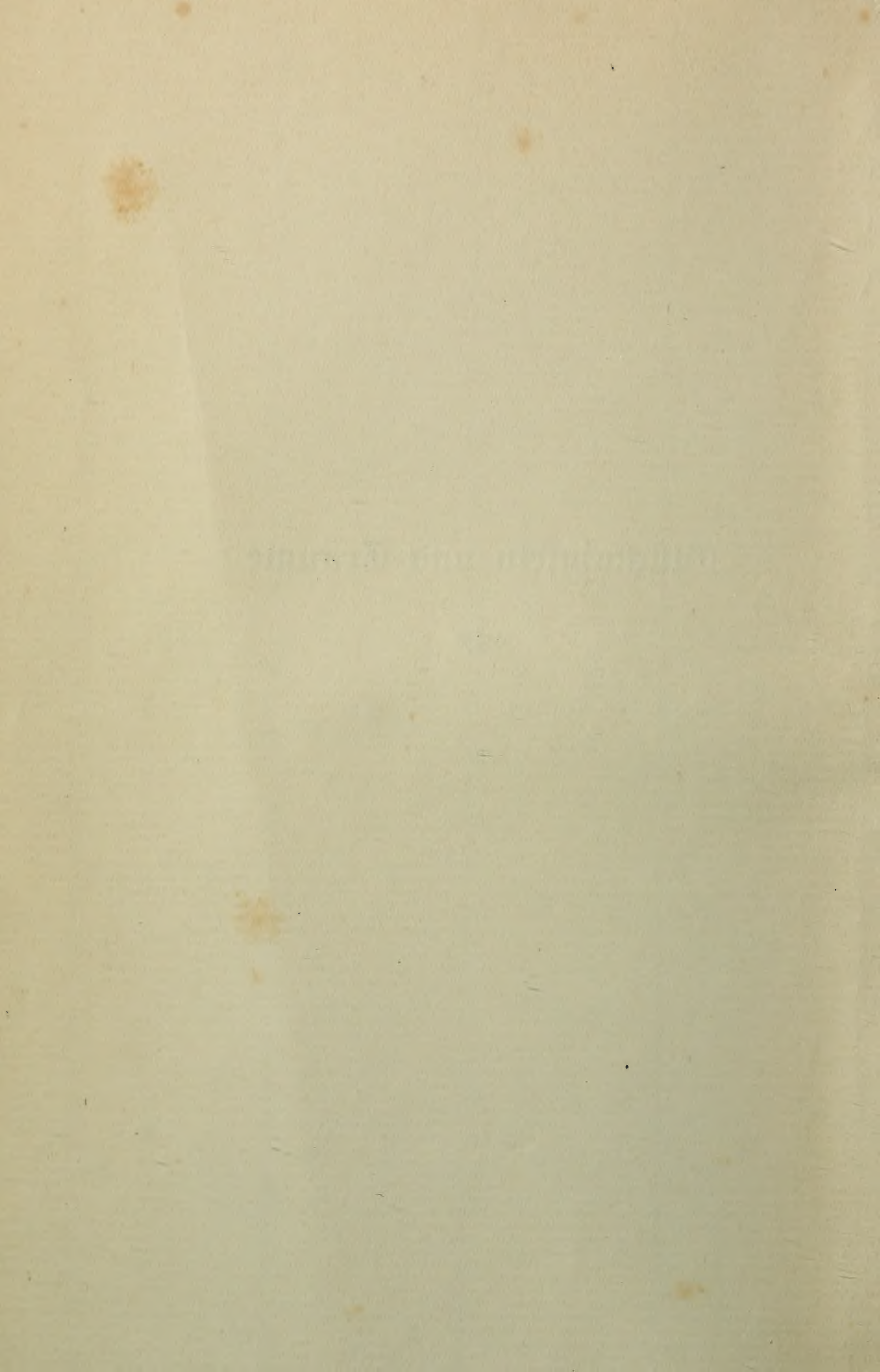




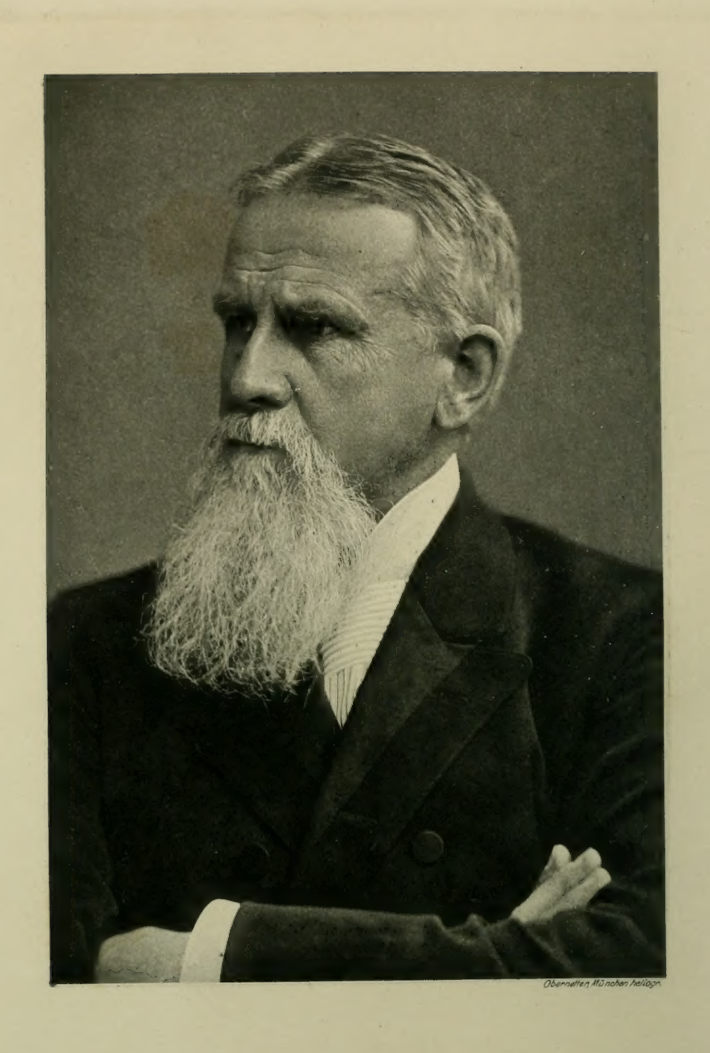




Glücksinseln und Träume






Obernetter, München heliogr.

Glücksinseln und Träume

Gesammelte
Aufsätze aus den Grenzboten

von

Friedrich Ratzel



Berlin
Verlag von Georg Reimer
1911

Vorwort

Aus der Reihe der Beiträge Friedrich Ratzels zu den „Grenzboten“ faßt dieser Band eine Anzahl von Bildern und Skizzen zusammen, die in ihrer Art und ihrem Inhalt neben den mehr wissenschaftlichen, kritischen und politischen Beiträgen für sich stehen. Die meisten davon sind im Laufe der Jahre von ihrem Verfasser selbst veröffentlicht worden, einen Teil haben die „Grenzboten“ erst nach seinem Tode gebracht.

Zum Titel hat der Band die Überschrift erhalten, die Ratzel seinen Jugenderinnerungen, die die erste Abteilung bilden, gegeben hatte. Diese und die Bilder aus dem Kriege mit Frankreich sind Bausteine zu einem größern Werke, das Ratzel plante. Es sollte, halb Dichtung, halb Wahrheit, auf seinen Erinnerungen aufgebaut werden; die einzelnen Skizzen sollten „durch Betrachtungen über die Natur und das Leben verbunden werden, die den Leser in den weiten Horizont der Welt aus dem kleinen Leben des Einzelnen hinausführen sollten.“ In den Mußestunden der Ferienzeit des vergangnen Jahres gedachte der Heimgegangne die Arbeit, mit der er sich die letzte Zeit seines Lebens mit Vorliebe beschäftigt hatte, fortzusetzen und zunächst seine Studienzeit zu schildern, die die Jugenderinnerungen mit den Kriegsbildern verbinden sollten. Aber sein allzu früher Tod setzte seinem Schaffen ein Ende, und das Werk blieb unvollendet. Doch wird es auch in diesen Bruchstücken, die zu dem Schönsten gehören, was Ratzel geschrieben hat, dem weiten Kreise seiner Freunde und Verehrer ein wertvolles Vermächtnis sein, das sein Andenken bei allen, die ihn gekannt haben, lebendig erhalten wird.

Von den Glücksinseln und Träumen hatte Ratzel die ersten fünf Kapitel dem Verleger noch wenig Wochen vor seinem Tode für die Veröffentlichung in den „Grenzboten“ übergeben; sie sollten

ebenso wie die schon 1903 abgedruckten Bilder aus dem Lazarett ohne seinen Namen erscheinen; diesen zu verschweigen war nach seinem Tode kein Anlaß mehr. Das sechste Kapitel ist aus zwei unvollendeten Skizzen, die sich im Nachlaß vorgefunden haben, zusammengefügt worden.

Ebenso sind die einzelnen Bilder aus dem Kriege mit Frankreich, außer den schon früher veröffentlichten Lazaretterinnerungen, dem Nachlaß entnommen. Das dritte, vierte, fünfte und siebente lagen in abgeschlossenen Niederschriften vor, hätten aber noch eine sie ganz in Einklang bringende Überarbeitung erfahren sollen. Die beiden ersten sind unvollendete Skizzen, werden aber um ihrer lebendigen Schilderung willen auch als solche willkommen geheißen werden.

An die Wanderbilder der drei folgenden Abteilungen schließen sich die sie vielfach ergänzenden anonym erschienenen Briefe eines Zurückgekehrten an. Ratzel hatte hier die Maske eines in die Heimat zurückkehrenden Deutschamerikaners vorgenommen, weil er auf diese Weise manches unbefangner aussprechen, zugleich aber auch nützliche Parallelen zwischen deutschem und amerikanischem Wesen und Leben ziehn konnte.

Die beiden zum Schluß angefügten Einzelaufsätze offenbaren in besonders schöner Weise die Tiefe des Gedankenlebens und der Weltanschauung ihres Verfassers.

Mögen sich viele an den Schätzen, die dieser Band birgt, erquicken und erbauen.



Inhalt



Glücksinseln und Träume



1. Die Sonnenfinsternis

> Eine bleiche, kleine Erinnerung, gleichsam das erste geistige Fruchtschneeglöckchen aus dem dunkeln Erdboden der Kindheit.
>
> Jean Paul

Der Boden, auf dem ich vom Kinde zum Knaben herangewachsen bin, ist ein dürrer und steiniger Boden. Darum war es aber noch kein unfruchtbarer Boden für mich. Zwischen den alten abgerundeten Pflastersteinen aus rotem Sandstein sprossen Grasbüschel und an einigen Stellen sogar winzige Gänseblümchen und verzwergter Löwenzahn hervor. Wenn der grüne Schimmer zu stark wird, der von ihnen über den gepflasterten Hof ausgeht, beginnt mit stumpfen Küchenmessern und rostigen Scherenklingen ein Kampf gegen diese niedrigen, genügsamen Gewächse, die grausam ausgestochen und abgeschnitten werden. Nicht als Bekämpfer, sondern meist nur als sinniger Beobachter beteilige ich mich daran, staunend über die kräftigen Wurzeln und derben kurzen Stengel der niedergetretnen Pflanzen, und hoch erfreut durch die Entdeckung, daß auch zwischen Pflastersteinen fette Regenwürmer gedeihen. Was mochte noch tiefer sich regen? Wenn man nur graben könnte! Liegen doch alle Schätze des Märchens unter der Erde, wohnen doch Zwerge und Kobolde in der Tiefe, wächst doch Gold und Edelstein da drunten. Ich legte den Regenwurm sorgsam in die Spalte, der ich ihn enthoben hatte, und deckte ihn wieder mit Erde zu. Aber meine Gedanken verweilten bei ihm und gruben nach, bis sie es leuchten sahen tief unten von einer andern Sonne und einem andern Monde, und was ich von Glänzen und Glitzern jemals gesehen oder geahnt hatte, war nun an den Wänden von Höhlen in der Tiefe. Da strahlte Gold und Silber und glühte Metall mit der Glut, die Abends bei sinkender Sonne an der Spitze des Blitzableiters auf dem hohen Hause uns gegenüber niederfloß,

da gingen leuchtende Bäche und tropfte blaues Wasser, und überall regte es sich von Wesen, neben denen mich der geheimnisvolle Wurm der Pflastersteine ganz bescheiden aber befreundet deuchte.

Dann kamen aber auch wieder sonnige Tage, wo man die Augen vor dem vielen Lichte verschließen mußte, das auf die Steine und die Mauern herabrieselte; da wuchsen in meinem Kinderglauben die Gräser und der Löwenzahn in ihren Spalten, trugen Ähren und schmückten sich mit hohen Blumen, die goldne Käfer anlockten. Und Licht floß von oben aus den Ast- und Zweiggittern der Bäume und zwischen großen grünen Blättern herein, die es freudig durchglühte. Und es war das keine Märchenwelt, wie die untere, sondern eine Welt, wie sie uns umgibt, nur schöner, leuchtender, weshalb auch die Pflaumen auf den Bäumen unbeschadet der frühen Jahreszeit wie blaue Edelsteine hingen.

Dann stand mir das kleine einstöckige Haus meiner Eltern mitten im Wiesengrün, und der frische Duft vom Wachsen und Blühen zog über die zwei niedern Sandsteinschwellen in das Haus herein. Dazu waren diese sehr geeignet, denn die Schritte von Generationen hatten ihnen eine schöne Rundung gegeben. Es saß sich darum so weich auf diesen Steinstufen wie auf einem Polster, doch kühler zuzeiten, und ich habe in meinem Leben keinen Sitz mehr so gern gehabt wie diesen. Dazu trug jedenfalls nicht wenig der tiefdunkle Hintergrund des Hausflurs bei, worin dann und wann ein leuchtender grauer Streif, in dem Billionen Stäubchen tanzten, beim Öffnen einer Tür erschien. Sehr oft stand die Tür unsrer Küche offen, die auf diesen Gang mündete, und aus ihr stahlen sich bläuliche Schimmer von blinkendem Zinn und dumpfroter Glanz von Kupferkesseln heraus. Aber viel mehr interessierten mich Düfte, die denselben Weg nahmen, und vielverheißende Geräusche von dürrem Holze, das in der Flamme zerkrachte, von Fett, das in der Pfanne brotzelte, und von rollenden, hackenden, schneidenden Bewegungen auf einem klappernden Brett. Das war das Kuchenbrett, das ich mir am liebsten mit Mehl bestreut und mit einem eiergelben Teig belegt dachte, aus dem die geschickte Hand meiner Mutter mit der Öffnung eines Wasserglases Küchlein von erfreulicher Rundung „ausstach,“ die dann im Schmalz unter dem erwähnten bedeutungsvollen Geräusch gebacken wurden. Sehr erfreulich waren auch die Düfte langsam dörrenden Obstes, die sehr warm und weich einem besondern

Aufbau entströmten, der sich über dem Herd erhob. Und über allem schwebte, gleichsam alle kräftigend, der Geruch der Schinken und Würste, die in dem breiten Rauchfang hingen. Alles das drang aus dem dunkeln Gang zu mir, wenn ich auf den Steinstufen des Häusleins saß und in die lichte Welt hinausschaute. Dem Büblein kam der Gedanke: Die Farben, die Töne, die Düfte besuchen dich auf ihrem Weg ins Freie: sie wissen, daß dem Büblein der Besuch der Küche verboten ist, und bringen ihm Kunde von dem, was da hinten im Dunkeln vorgeht. Das saß aber geduldig und verträumte die Zeit, bis der Ruf erscholl: Büble, essen! Da sah man das Blondköpfchen vor dem kleinen Tische stehn und sein Mittaggebet sprechen, währenddessen es freundliche Blicke mit dem Zinnteller vor ihm tauschte, als wollte es sagen: Du hast mir vorhin aus der Küche zugewinkt, ich werde es mir nun gut von dir schmecken lassen. Und es drehte ihn um und klapperte mit der Gabel auf seiner Unterseite, bis die dampfende Suppe zu zweckvollerer Tätigkeit einlud. War es aber gesättigt, dann riefen ihm Sonne, Gras, Blumen und Würmer von der andern Seite her, und bald erschien es wieder auf seiner runden Schwelle, begrüßte sie alle und war überzeugt, daß sie sich alle miteinander freuten, wieder mit ihm beisammen zu sein.

Da freute sich offenbar auch noch ein großes rundes Ding mit, ein wesentlicher Bestandteil dieser Welt eines Kindes, von dem ich noch Kunde geben muß. Seitwärts von der Tür stand nämlich in demselben Hofe auf untergelegten Steinplatten ein grüner Zuber, in den sich in einer hölzernen Rinne das Regenwasser vom Dach ergoß. Für gewöhnlich lag sein Spiegel still wie aus Metall gegossen in dem Rahmen der hölzernen Umfassung; aber bei Regen stürzt das Regenbächlein in eiligem Strahle von oben, reißt Luftblasen mit, die dann silbern vom Grunde des aufgewühlten Beckens aufsteigen. Tausendmal habe ich auf das Wasser hingeschaut, wenn die Regentropfen darauf fielen, lustig aufsprangen und kleine Wellenkreise beschrieben, die sich einander in allen denkbaren Zusammendrängungen schnitten, sodaß die Wasserfläche wie ein höchst kunstvolles Werk der Silberschmiedekunst erschien. Und noch öfter stand ich über das Wasser geneigt, wenn seine Oberfläche ganz still war, und wartete, bis Luftbläschen in schlanken Wellenlinien an die Oberfläche stiegen: die schönsten Perlen, mit keiner zu vergleichen, die in der tiefsten Muschel auf dem Meeresgrunde herangereift ist. Als ich in spätern Jahren als Student in der Ferne allein vor meinem

kleinen Teekessel saß und der allmählichen Erhitzung des Wassers bis zum Sieden zuschaute, sah ich die Luftperlen sich am Boden meines Teekessels sammeln, ihn dicht bedecken, dann ineinander fließen und als größere aufsteigen, deren Aufeinanderfolge endlich das Wasser zum Wallen brachte; und wie arm ich damals oft war, so reich fühlte ich mich, da ich glänzende Perlen ohne Zahl entstehn und vergehn lassen konnte, die in wenig Minuten den einförmigen Boden meines alten Kesselchens in ein getriebnes Kunstwerk verwandelten. Wie gut ist es, früh sehen zu lernen!

Als ich eines Tages wieder ganz versunken in die Tiefen meines Wasserfasses starrte, die ich noch immer nicht ergründet hatte, fiel ein verirrter Lichtstrahl, der von einem spiegelnden Fensterglas zurückgeworfen sein mochte, in das Wasser, irrte auf ihm herum, tauchte unter und wanderte bis auf den Boden. Wenn es auch nur ein Flimmern war, so vermochte ich ihm doch zu folgen; der Strahl verschwand, ich sah ihn noch über den Rand des dunkeln Fasses sinken, aber in meinem Auge blieben wunderbar rotleuchtende Punkte, die er in der Wassertiefe erleuchtet, sichtbar gemacht hatte, Punkte wie von Edelsteinen. Ich war sehr betroffen, ohne erstaunt zu sein; denn wo silberne Perlen aufstiegen, konnten auch Rubinsteine liegen. Als nun eines Tages das Gefäß ausgeschöpft und sein Boden trockengelegt wurde, da waren diese rotglühenden Punkte sehr kleine Würmchen, die schnellende, funkelnde Bewegungen machten, und außer ihnen lag noch ein zusammengerollter dünner Wurm von wunderschöner Rosafarbe auf dem Grunde, dessen geheimnisvolles Dasein mir nicht weniger rätselhaft vorkam, als der Stallknecht Gustav, der dieser Reinigung beiwohnte, erklärte, dieser Wurm komme manchmal in den tiefsten Brunnen, aber immer nur als ein Einsiedler vor. Bei mir bestand kein Zweifel, diese wundervollen roten Tiere gehörten derselben Welt an wie die blassen Regenwürmer, einer Welt der Tiefe und der Schätze, und ich dachte darüber nach, wie das Wasser des grünen Zubers gleichsam eine Verbindung mit dieser andern Welt herstellte, neben der die Welten der Stube und der Küche mir kaum mehr beachtenswert erschienen.

Das große Haus dagegen, das mein Höfchen von zwei andern Seiten her einschloß, sah ich kaum; seine Fenster waren fast immer geschlossen, und wenn auch Menschen darin aus und ein gingen, ich vergaß sie, wenn sie vorübergegangen waren, und kümmerte mich nicht um sie. Diese weißlichgrünen Wände mit

den Streifen des Regenwassers, diese dunkelgrünen Fensterläden, die mir als Feinde des Lichts und als Symbole der sinkenden Nacht und des Zubettegehns einen unangenehmen Eindruck machten, diese hohen Fenster, die zum Teil nie geöffnet wurden und verstaubt waren, kamen mir alle so stumpf, so glanzlos, so unberedt vor. Wie anders der Mond, den ich mit der Zeit kennen lernen durfte, wie er sein Licht in das Regenfaß ergoß. Wenn das milde Licht der Mondsichel, die dem Vollmond entgegenreift, gleich nach Sonnenuntergang die Welt übergoß, die, da sie an Giebeln, Türmen und hohen Zinnen einen Schimmer von Abendrot festhielt, noch nicht ganz bleich geworden war, durchbohrte ein glänzender Silberstab die Wassersäule des Regenfasses. Die leiseste Bewegung verwandelte ihn in eine Schlange, die sich unaufhörlich hinab und hinauf ringelte, und bei größern Wellen wurden Lichtstücke daraus, die gerade, gebogen und gewunden sich einander näherten und wieder zerbrachen, wobei Silberfunken nach allen Seiten durch die Flüssigkeit stoben.

Eine zweite Welt neben der der Tiefe zog mich noch weit stärker an. Das war die Welt, die über mir lag. Aus dieser stieg zunächst jeden Morgen der vorhin genannte Stallknecht herab, der, nächst den guten Eltern, der einzige Mensch war, dem ich anhing. Er waltete in dem Stalle, dessen graue Rückwand an der vierten Seite meines Hofes stand. Das Stampfen der Pferde, das Rasseln ihrer Ketten, das herüberklang, verliehen ihm selbst eine geheimnisvolle Würde, als ob er darüber zu gebieten hätte, und als er mich einmal in den Stall führte, dessen Tor sich in eine Nebengasse öffnete, und mir sagte, daß die schönen gelben und weißen Figuren, die mit Sand auf den Boden gestreut waren, sein eignes Werk seien, schien er mir nicht viel weniger zu vermögen als der liebe Herrgott, der das Gras wachsen ließ. Aus dem Zimmer des Stallknechts klangen Abends Laute, deren stählernen Ton ich noch heute nicht vergessen habe; er war Lehrer gewesen, ehe er unter die Dragoner gegangen war, und sein baufälliges Klavier gehörte zu den Reliquien, die er aus der Schulstube in sein Reiterleben herübergenommen hatte. Auf dem blaßnußbaumnen Klavier stand eine kleine Erdkugel, die kunstreich aus Pappe gefügt und mit der Hand gemalt war. Hat mir jemals wieder ein Mensch so imponiert wie der Stallknecht Gustav? Rosse zähmen, eine Welt von herrlichen Figuren aus bloßem Sand auf den Boden eines Stalles zaubern, den Erdball nachbilden und dessen Harmonien

auf Stahlsaiten erklingen lassen: was ist vielseitig, wenn nicht dieses? Wenn ich später von den Renaissancemenschen las, die alles konnten, erschien die Figur Gustavs vor meinen Augen. Hatte nicht dieser Stallknecht außerdem die Liebe für sich, mit der er seine Pferde pflegte und mit einem kleinen Kerl, wie mir, wie mit seinesgleichen plauderte? Und war er nicht eine herrliche Erscheinung, schlank, helläugig, heiter, in weißen Lederhosen und roter Jacke? Er ist später fürstlicher Stallmeister geworden, und daß er als solcher, neben dem Wagen des Fürsten reitend, mir mit den Augen, von denen ich eine Erinnerung wie an abwechselnd lachende und fragende Kinderaugen habe, freundschaftlich zuwinkte, wenn ich, die Schulbücher unter dem Arme, vorbeiging, gehört zu den Anerkennungen im Leben, die ich am lebhaftesten empfunden habe. Daß über meinem ganzen Verhältnis zu Gustav der scharfsüßliche Geruch des Pferdestalles wie Weihrauchwolken schwebte, war noch ein besondrer Genuß. Hatte ich Gustav so lieb, weil er von diesem Geruch umgeben war, oder liebte ich den Geruch, weil er ihn mit sich trug?

Von Gustavs Zimmer sah man an hohen Häusern hinauf, und ganz oben, wohl im fünften Stockwerk, wohnte nach den Auskünften, die mir geworden waren, das Christkindchen und der Knecht Ruprecht, die nur einmal im Jahre herabstiegen, um die guten Kinder zu belohnen, die bösen zu ermahnen. Ich warf gelegentlich einen verstohlnen Blick hinauf und fand keine Enttäuschung darin, daß ich in der Wohnung, die diesen beiden mythischen Gestalten zugesprochen wurde, eine schneiderähnliche Gestalt auf erhöhtem Sitze mit langen Armbewegungen nähen oder ein andermal eine arme alte Frau die Fenster abwischen sah. Knecht Ruprecht mußte wohl Leute haben, die seine Puppen nähten, und das Christkindchen mußte doch wohl eine Stief- oder Pflegemutter haben, die für es sorgte, solange es auf der Erde so viel zu tun hatte. Nichts konnte mich überraschen, was in der Höhe vorging, da ich das Gefühl hatte, durch Gustav darüber auf dem laufenden erhalten zu werden. Ich wundre mich aber noch heute, daß ich mich nicht mehr um Sonne, Mond und Sterne kümmerte, die doch derselben Höhenzone angehörten. Ich schlief wohl zu lange und zu tief, um von den letzten viel zu sehen; das Sonnenlicht aber nahm ich, wie viele andre Menschen ihr ganzes Leben tun, als etwas Selbstverständliches hin.

Da geschah es an einem Hochsommertage, daß mein Vater auf den Dachboden stieg, um aus alten Fensterrahmen Gläser

zu brechen, und mit Staunen sah ich, nachdem diese sorgfältig gereinigt waren, wie man sie mit Rauch berußte. — Ihr habt sie eben gereinigt, und nun beschmutzt ihr sie wieder? — Warte nur, mein Sohn, du wirst schon sehen, wozu das nötig ist. Und Gustav sagte mir: Heute ist eine totale Sonnenfinsternis. Gib acht, daß du nicht erschrickst. Wenn es dunkel um uns her wird, schaue du in dein Regenfaß, da wirst du die Sonne verschwinden und bald wiederkehren sehen. — Gehn wir nicht zu Bett, wenn sie verschwindet? — Wir dürfen aufbleiben, denn sie kommt bald wieder, und wenn sie wiederkommt, kommt auch gleich wieder der Tag, der vorher war, und schreibt sich mit demselben Datum.

Ich verstand nicht viel von dem, was da gesagt wurde. Es kam mir verworren vor. Den andern Tag aber sah ich mit eignen Augen im Spiegel meines Wasserfasses das Tagesgestirn plötzlich vergehn und wiedergeboren werden.

War dieses ganz schwarze unheimliche Ding, das langsam vorrückend die helle Sonne auffraß, wirklich der Mond? Dann war es jedenfalls ein ganz andrer als der freundliche lichte, den ich wohl einmal an einem Winterabend die Welt in Silberflor hatte hüllen sehen. Aber die Sonne selbst, die war eine völlig andre, oder vielmehr es war so, als ob sie überhaupt nicht mehr wäre, denn als das schwarze Ungeheuer sich so weit in die glührote Scheibe hineingefressen hatte, daß der Rest davon Sichelform anzunehmen begann, wurde die Luft plötzlich kühl, es erhob sich ein Wind wie am Abend, mich fröstelte. Später erzählte man, der Rasen habe sich in diesen Sekunden betaut, und es seien dunkle Wolken, wie bei Gewittern, mit blutroten Rändern plötzlich gegen den Himmel heraufgewachsen. Ich erinnere mich nicht, jemals wieder so rasch Abendwerden gesehen zu haben; völlig ohne Dämmerung und Abendglühn war der Tag dahin, und eine fahle, bleierne Nacht lag auf uns. In diesem Augenblick, wo die Sonnenfinsternis vollständig war, schaute ich wie alle andern, die ihre geschwärzten Gläser beiseite taten, in die Sonne und sah nichts als eine schwarze Scheibe, über deren Ränder Feuertropfen zu quellen schienen. Von der zuerst dunkel gewordnen Seite der Scheibe waren die Feuertropfen in kurzem zu einem dünnen Lichtband zusammengeflossen, und schon glühte dieses so hell, daß man die Gläser wieder vornahm. Ich schaute eifrig in mein Wasser hinein, da umschlangen mich die lieben Arme meiner Mutter von rückwärts, und ein tränenüberströmtes Gesicht drückte sich an das meine, und ich hörte nur die erstickten

Worte: Wie schrecklich, wie schrecklich. Mein Gott, laß es nicht weitergehn! Mich fröstelte zwar noch etwas, aber ich verstand nichts von dieser Angst, wollte gern im Wasser schauen, was sich weiter begab; doch meine Mutter zog mich an sich und herzte mich wie ein Wiedergefundnes. Rascher, als es gekommen war, muß sich das Grau, das die Menschen so erschreckte, wieder erhellt haben. Mein Vater trat zu uns und bat meine Mutter, durch das Glas zu sehen, wie die Sonne schon zur Hälfte wiedergekehrt sei, und zeigte, wie die Schatten der Bäume und der Menschen wiederkehrten, wuchsen und tiefer wurden. Die Leute, die von höhergelegnen Punkten die Finsternis beobachtet hatten, stiegen herab, die meisten mit ernsten Mienen, und als die Sonne wieder fast ganz frei leuchtete, und die Wolken zurücksanken, die gegen sie, als sie schwach geworden, heraufgewachsen waren, schienen viele erleichtert aufzuatmen. — Gottlob, daß es vorbei ist! — Es war doch ein schreckhaftes Ding! — Gut, daß wir unsre liebe Herrgottssonne wieder haben! hörte man sagen.

Es ist eine Warnung, hatte ich auch sagen hören, und dieses Wort gab mir zu denken. Eine Warnung an wen? Und von wem? Ich nahm mir vor, Obacht zu geben, wie es nun mit der Sonne weiter gehn werde, denn ich hatte die unbestimmte Befürchtung, daß die Warnung wohl von ihr selbst ausgegangen sei, und daß die Verfinsterung vielleicht sagen sollte, sie werde jetzt öfters verhindert sein, so regelmäßig wie bisher des Vormittags zwischen dem Rotdorn und dem Roßkastanienbaum hervorzukommen, deren Blüten sie zur hellen Glut entzündete, und werde des Abends nicht hinter dem langen Dach der Maschinenfabrik verschwinden, dessen Blechplatten dabei jedesmal zu schmelzen und in Fluß zu geraten schienen. Diese Befürchtung war glücklicherweise nicht begründet; wohl entzündete die Sonne im Kommen nicht mehr die roten Blumen, aber nicht weil sie etwa trüber geworden wäre, indem von der Verfinsterung etwas an ihr haften geblieben wäre, sondern weil diese Blumen des Frühlings hingewelkt waren. Diese Sonne mochte schon viele zur Blüte geweckt und zum Grabe geleitet haben! Als ich einige Wochen danach mit meinen Eltern auf dem Schloßberg in Baden wohnen durfte, erbat ich mir die Erlaubnis, mit den Erwachsnen den Sonnenaufgang an einem klaren Morgen sehen zu dürfen. Und als ich die Feuerkugel zwischen langen grauen Nachtwolken, die noch wie Schafe hingestreckt waren, rein und hell hervorschweben sah, war ich beruhigt: es war die alte Sonne, die da

heiter emporstieg. Nur über eins war ich erstaunt: daß sie einen Augenblick gezögert hatte, sich von der untern Wolke loszumachen, und dann rascher emporgeschwebt war. Ich erklärte mir das als einen Rest von der Furcht vor der Verfinsterung, der sie eben noch glücklich entgangen war. Die Morgenwolken sahen gefährlich genug aus, und ein sonnenloser Regentag war ihr Werk. Natürlich hatte sich die Sonne bedacht, ehe sie heraufgeschwebt war und sogleich wieder verfinstert werden sollte. An demselben Abend habe ich sie als volle Kugel im blauen Dunst der Rheinebene so rasch hinabsinken sehen, daß es schien, als müsse im nächsten Augenblick ein gewaltig tönendes Aufprallen auf dem Granit der Vogesen erfolgen. Aber sie ging wie Luft in Luft in die Dunststreifen über, es war ein Dahinschmelzen, und nur das Blutrot, das dann alles überfloß, mochte an einen gewaltsamen Untergang erinnern.

Als auf der Rückfahrt vom Sonnenaufgang die Rede war, und ich gefragt wurde, was mir daran am besten gefallen habe, meinte ich: der Augenblick, wo es Tag wird. Ich erinnerte mich dabei an den Moment der Christbescherung, die damals noch am Christtagmorgen stattfand, wo zwischen die noch fortbrennenden Lichtchen des Tannenbaums auf einmal das volle Tageslicht hereinflutet, und meinte, gerade so seien die letzten Sterne am Himmel gestanden, eben noch ausglühend, ehe die Sonne ganz oben war; dann seien sie ganz bescheiden und still verlöscht.

Zu den Bewohnern der obern Sphäre gehörte auch der Schornsteinfeger, der einigemal unvermutet mit Kugel und Besen aus einem Schornstein aufgetaucht, auf dem Dachfirst hingegangen und wieder verschwunden war, ein rätselhafter, geheimnisvoller Schatten. Wie bei allen Figuren der obern Sphäre nahm ich auch für ihn keine Verbindung mit der untern an, er lebte nun einmal dort oben, und es fielen mir keine vierfachen Treppen ein, die herabführen könnten. So gesellte ich ihn denn zum Christkindchen und zum Knecht Ruprecht, zu dem langarmigen Schneider und der alten Frau und fand es ganz natürlich, daß sie alle mit der Sonne, den Sternen und dem Mond das Gemeinsame hatten, zu erscheinen und zu verschwinden und oft lange Zeit verschwunden zu bleiben. Nur eine einzige von den obern Existenzen hatte ich auch unten auf der Erde gesehen; die rotbackige Bäckermarie, die in einem Eckfenster an der Straße hinter Semmeln, so rund wie ihr Gesicht, und Brezeln zu sitzen pflegte, war einmal an einem der Dachfenster erschienen und hatte den

Wolken und den Schwalben nachgesehen. Das hatte freilich meine Auffassung von einem besondern und höhern Leben in Luft- und Lichtreichtum dort oben nicht erschüttert. Vielmehr schien eine Bemerkung Gustavs, die andre lachen machte, einen tiefern Zusammenhang zwischen denselben zu erschließen; als die Meinen eines Abends vor dem Hause saßen, und er wie öfters in seiner roten Jacke vor ihnen stand, hörte ich ihn nämlich sagen: Mit der Sonnenfinsternis war es doch eigentlich gerade so, wie wenn der schwarze Schornsteinfeger die rote Bäckermarie küßt! Mir kam das gar nicht scherzhaft vor. Denn das waren ja alles Wesen von da oben: Sonne, Mond, Schornsteinfeger und Bäckermarie. Das Christkindchen bringt uns den Baum voll Sterne, die wie die Morgendämmerung dem Christfest vorleuchten, und das ist ein kleiner Teil von den Sternen, die am Himmel stehn, und deren hellster über Bethlehem am Himmel stand, und die man dann wieder in stillen Nächten aus dem Wasser spiegeln sieht, wo sie in der schweigsamen Tiefe, die Nachts unermeßlich ist, wie Goldsplitter in einem dunkeln Kristall leuchten. So mögen auch menschliche Wesen, die da oben hinter den rätselhaften Fenstern wohnen, die zuzeiten sonnenhaft glühn und das Mondlicht zurücksprühn, sonnenhaft und mondähnlich sein. Das Kind ahnt auch ein Nachtleben der andern Menschen, das in der Zeit sich abspielt, wo Sterne und Mond am Himmel stehn; Laute davon wie ganz von fernher dringen bis an sein Bettchen, und es weiß noch nicht, was davon Wirklichkeit, was Traum ist. Die Erwachsnen imponieren aber dem Kinde nicht zum wenigsten auch, weil sie noch leben, wenn es in den Schlaf versunken ist, und lange vor ihm wieder wachen. Das ist nun eben die Zeit, wo auch die Sterne und der Mond wachen, und die guten Geister, das Christkind voraus, niedersteigen.

* * *

Es gibt prosaische Menschen, die unser sehnsüchtiges Zurückerinnern an die Kindheit als etwas Leeres, Hohles verlachen. Sie wollen im besten Fall einen Traum darin sehen. Wie sehr irren sich die! Ich brauche nur in die „Kinder- und Hausmärchen" hineinzulesen, so werde ich wieder des Gefühls inne, mit dem ich sie zuerst vernahm, und es beginnt aus den Fernen und den Tiefen der Erinnerung her zu leuchten und zu glänzen von dem ungeheuern Reichtum, den das Kind daran hat, daß

es alles glaubt, auch das Wunderbarste, und vor allem, daß sein Glaube allem Toten Leben gibt. Wieviel größer ist also der Wirklichkeitsbereich des Kindes, wieviel mehr besitzt und beherrscht das Kind, da ihm das Wunderbare gehört, ohne daß es sich darüber wundert, vielmehr sich darin vollkommen zuhause fühlt. Mir kommt meine Kindheit nicht eng und nicht arm vor, wenn ich auch weiß, daß meine Fähigkeiten und meine Kenntnisse damals noch gering waren, denn vieles bestand damals, was mir die Erziehung und der Unterricht genommen haben, und alles war lebendig, während sich mir heute die Welt in eine große, weite, tote Hälfte und eine kleine teilt, die mit Leben begabt ist. Man stellt immer den sogenannten Bildungsgang der Menschen so dar, als sei es ein unablässiges Sichbereichern durch Kenntnisse, Sichklären und Sichveredeln durch immer mehr in die Tiefe dringendes Verständnis. In Wirklichkeit ist es unsre Absetzung von der Herrschaft über den ungeheuern Bereich des Glaubens, von dem wir wie durch Mauern getrennt werden, der uns nicht bloß verschlossen, der verwüstet, unfruchtbar gemacht wird. Ein ganz kleiner Teil davon wird abgesondert, so wie Fürsten von einem ungeheuern Wald einen Zipfel als Wildpark absondern lassen; in diesem sollen wir fortfahren zu glauben, in diesem zwingt man uns das Wunderbare auf, das man uns dort genommen und verboten hat. Man kann es aber nicht hindern, daß die Mauer, die man gegen das Paradies unsrer Kindheit aufgerichtet hat, Spalten und Risse hat, durch die das Wunderbare herüberstrahlt in unsre aufgeklärte gebildete Existenz.



2. Knabenjahre

> Seit der ersten Kindheit, wieviel tausend verschwimmende Gestalten von kleinen Gedanken, Ahnungen — dann halbgeborne Dichtungen, Träume, Ideen, Kleinode von Empfindungen . . . Adalbert Stifter

1

Was ist die Poesie der Jugend? Vergangenheit! Ich vergleiche sie den blauen Bergen in der Ferne, den ungreifbaren Wolken des Sonnenaufgangs und Untergangs, der kristallnen Tiefe des Weltmeers, dem vergangnen Frühling, kurz dem Fernen und dem Gestrigen, allem, was nur aus der Entfernung herleuchtet. Man mag von Leuten sagen, sie hätten sich ihre Jugend bewahrt, von Greisen sogar, sie hätten sich verjüngt: mit echter Jugend hat das nichts zu tun, die kommt in jedem Leben nur einmal vor. Wie Knospen und Blühen ihre Zeit haben, hat Jugend ihre Zeit. Und wie die Rose eben deshalb so schön ist, weil sie es nicht weiß, und so wie die Berge nicht blau sind, wenn wir vor ihnen stehn, und der Horizont nicht silbern, wenn unser Schifflein ihn durchschneidet, so wird uns die Poesie der Jugend erst bewußt, wenn sie schon lange hinter uns liegt. Ich will damit nicht sagen, daß diese Poesie nur Schein sei. Im Gegenteil, Jugend selbst ist lebende Poesie, lebendig im Innersten eines werdenden Menschen, aus dem sie alle Poesie, die draußen in der Welt, in der Natur, in den Menschen und ihren Geschicken lebt, an sich zieht, sodaß die Kinderseele mehr draußen als drinnen ist und sich mächtig von der Poesie des Außenlebens nährt. Die Kindheit des Einzelnen gleicht darin der Kindheit der Menschheit, daß sie ganz in ihrer Umwelt aufgeht, mit ihr eins ist, und auch darin, daß sie sich dann aus dieser Naturverflechtung und Naturbeseelung unter tausend schmerzlichen Kämpfen wieder loslösen muß, bis

der naturlose Mensch hergestellt ist, den man „brauchen kann.“ Wie oft ist in jenen Jahren das Gefühl in mir wiedergekehrt von einer Welt, die jenseits der engen meinen zu entdecken sei, und nach der hin Gedanken und Empfindungen ohne Namen und Ziel ins Unbekannte flogen? Und sie kehrten immer zurück und hatten kein Land gesehen! Aber wenn ich weit, weit hinein in einen blauen Himmel sehe, bis er zu zerfließen und immer tiefer herunterzuschweben scheint, dann meine ich wohl auch heute noch ein fernes Singen und Jauchzen zu hören und wähne, mein Jugendland müsse dort unten am Horizont aufsteigen, wo die Wolken wie silberne Inseln liegen.

Voll Leben waren die vier engen Wände, in denen ich aufwuchs. Die Tapete des Zimmers, wo ich schlief, in Form und Farbe Erzeugnis einer kümmerlichen Phantasie: braune Ränkchen auf gelbem Grunde, denen Figuren entsprossen, die nicht Blume und nicht Tier waren und sich deswegen meinem Traumsinn als Männchen empfahlen — ich sah sie bald als Bergmännchen aus der Tiefe bis zur Decke steigen, bald als Engelchen von oben herunterreiten —, die braunen glänzenden Kinder, die um den Tonofen des Wohnzimmers ihren Reigen tanzten, eine bucklige, farbige Porzellanfigur mit goldgerändertem Dreispitzhut, die als Trinkbecher dienen sollte, wozu niemand sie gebrauchen mochte, ein kleines Körbchen aus Gewürznelken und grünen Glasperlen, aus dem man eben noch etwas veralteten Nelkengeruch zu ziehen vermochte, diese und ähnliche Kleinigkeiten nährten meine kindliche Einbildungskraft. Warum blieb nicht die Natur selbst, die reiche, die Quelle einer elementaren Poesie, wie sie es in meinen frühesten Kinderjahren gewesen war? Wie vermochten diese Stümpereien sie zu verdrängen? Ich vermute, daß der keimende Besitzsinn hineinspielte, denn dieser Tand war mein und den Meinigen, die Werke der Natur aber gehören aller Welt. Und so begann denn auch die Wiederbefreundung mit der Natur durch Sammeln und Zusammenraffen, sie zog mich aus den vier Wänden, lockte mich später von den Büchern ins Freie hinaus.

Die Sammelleidenschaft, die in der Neugier und in der Anhänglichkeit an einmal Besessenes wurzelte und aus meiner Tischschublade einen Gerümpelschrank machte, wo alte Nägel und Hufeisen neben Kieselsteinen und Papierstückchen lagen, deren Wert nur mir allein bekannt war, hat mich durch meine ganze Jugend begleitet; an ihrem Faden bin ich später zu den ernstern Studien gelangt. Sie nahm nacheinander die sonderbarsten Formen

an. Ihre frühesten Regungen knüpfen sich in meiner Erinnerung an das Wiederabschlagen der Buden und „Stände,“ wenn der Jahrmarkt zu Ende war, der im Juni und im November abgehalten wurde. Das Einpacken der Waren in schwere Kisten und mehr noch das Zurückbleiben zahlloser Papierfetzen und gelegentlicher Reste von zerbrochnen Gegenständen fesselte uns alle; niemand scheute sich, in dem Kehricht herumzustochern; lag doch darüber noch ein Abglanz des Reichtums, der in den Buden geleuchtet hatte. Der Mensch hängt sein Herz an sonderbare Schätze. Ich hatte ein Holzkästchen, nicht größer als eine Hand, in dem ich von den Kinderjahren an immer das aufbewahrte, was mir augenblicklich das höchste Gut war. Es waren nacheinander lebende Maikäfer, der Schädel einer Maus, ein durchsichtiger Rheinkiesel, einige Zeilen von der Hand der Schwester meines Freundes Hermann, die ich im Schlitten zu fahren pflegte, ein Ring mit Haaren von meiner Mutter. Und wie viel noch! Das schmucklose unpolierte Kästchen machte mir warm in der Herzgrube, wenn ich nur daran dachte. Ich habe es auf allen meinen frühen Wanderungen mitgetragen, und wo ich weilte, machte es mich heimisch. Es war wahrlich die Bundeslade meiner jungen Jahre.

Mächtig nährte den Besitz- und Sammelgeist die Vorliebe, mit der wir „Knöpfles“ spielten, wobei Knöpfe in einen an eine Hauswand auf die Steinplatte des Bürgersteigs gezeichneten Halbkreis mit dem gebognen rechten Zeigefinger geschoben wurden. Sie hing jedenfalls damit zusammen, daß die Biedermeierfräcke, die blauen und braunen, mit ihren schönen Messingknöpfen außer Mode gekommen waren. Es gab einen Überfluß von schönen Metallknöpfen in unsrer kleinen Welt, und da sie sonst zu nichts nütze waren, verspielte man sie. Es gab Knaben, die sich, wie die Wilden, ganze Leibketten, schwere Leibgürtel und Schulterketten daraus machten. Jedenfalls habe ich selbst damals viel mehr Wert auf ein Kattunsäckchen voll Messingknöpfe als auf alle Sterne des Firmaments gelegt.

Das Anlegen von Höhlen oder sonstigen Verstecken im Walde, die geheimnisvolle Einrichtung von Niederlagen von Büchern, Spielsachen und Nahrungsmitteln in den entlegensten Winkeln des Hauses, sogar das Hineinbohren und -schnitzeln von „Schatzkästchen“ in die Schultische, worin Namen und Alter des Gräbers niedergelegt und mit einem Holzpfropf abgeschlossen wurden, entsprangen alle demselben Trieb des Geheimtuns, der

in uns allen lebte. Und deshalb mußte auch jede Ausgrabung Schätze bringen. Man kam nur meist nicht tief genug. Deshalb sahen die Kinder unermüdlich halbe Tage zu, wie beim Graben eines Brunnens Kübel um Kübel voll Erde und Sand heraufgewunden wurden. Nie ein Karfunkelstein! Nie ein kleines Tier, das mit leuchtenden Augen auf Goldhaufen lag und wachte!

Eines Tages vertraute mir ein Kamerad, der von ebenso großer Sammelleidenschaft ergriffen war, daß neben einer Hintertür des Naturalienkabinetts ein Haufen Steine vom höchsten Werte liege, die herrenlos zu sein schienen. Die erste freie Stunde kramten wir in dem Gerümpel, und kein Märchenschatz kann seine Finder höher beglückt haben. Nicht glaubend, daß man diese Abdrücke von Kohlenpflanzen, diese Fragmente oder schlechten Abdrücke von Clymenien, Nautilen, Spyräen und was sonst noch auf dem Haufen lag, ohne weiteres an sich nehmen dürfe, holten wir uns die Erlaubnis, sie anzusehen, und waren außer uns vor Freude, als uns gesagt wurde, wir sollten nehmen, was wir wollten. Wir füllten unsre Taschen und trugen alles auf zweimal nach Hause, wo niemand über diese schwerwiegende Bereicherung der Büchergestelle erfreut war. Das war der erste Anfang des Sammelns mit wissenschaftlichem Zweck. Der war zuerst freilich nur Nebenzweck, aber da wir nun öfters das Museum besuchten, wo viel mehr und vollkommnere Exemplare aufgestellt waren, begann das Vergleichen und Benennen, und unwillkürlich wurden wir in das Klassifizieren hineingeführt, das die Grundlage aller weitern Fortschritte war. Es dauerte nicht lange, so machten wir auf eigne Hand Entdeckungsexpeditionen in die Sandstein- und Muschelkalkbrüche der Umgebung. Ich war kaum dem Knabenalter entwachsen, als ich die Fauna des Keupers und des Muschelkalks mit zwei ausgezeichneten Formen bereicherte. Niemand, am wenigsten ich selbst, ließ sich damals träumen, daß damit ein Weg betreten war, der mich viel später weit führen sollte, nachdem ich einige andre schon gewandert war. Damals bewegte sich mein Sammeln und Ordnen noch ganz im Spiel. Im besten Fall galt es als Liebhaberei.

Liebhabereien, sonderbares Wort! Oft bin ich dir in meinem Leben begegnet und habe dir nicht nachgedacht. Als aus der Liebhaberei wissenschaftliche Arbeit geworden war, kam es mir zum erstenmal in den Sinn, wie du eigentlich geringschätzig lauten möchtest und doch so manches Edles meinst. Wie manche Lieb-

haberei ist das einzige, was ein Mensch auf dieser Welt lieb hat und lieb haben kann!

Man erzählte uns Sagen und Märchen, und sogar Andersens Märchen gehörten zu meiner frühen Lektüre. Die Sage rankte sich aber bei uns Kindern lieber in das junge Gebüsch der Gegenwart als um die alten Bäume der grauen Vergangenheit. Dort war der Gegensatz zwischen ihr und der Wirklichkeit größer, die Wirkung war stärker, wo sie das Leben selbst zu bedrohen schien. Darum lasen wir gleichgiltig in den Märchenbüchern, hörten aber mit Grauen von dem kürzlich verstorbnen Bürgermeister von M., der Nachts ächzend einen Grenzstein, den er zu Unrecht versetzt hatte, wieder an seine Stelle schleppte, und hörten mit halb angenehmen Schauern den Boten Bender von Eichelberg erzählen, der Arzneien in tiefer Nacht über den Berg zu den Typhuskranken in Tiefenbach trug, wie ein Schatten neben ihm gewandert sei, der jedesmal zusammengeschrumpft sei, wenn Bender an Jesum dachte. In unsrer allernächsten Nachbarschaft hausten Geister, die sich nach den zuversichtlich vorgetragnen Erfahrungen der ältern Spielgenossen sogar in die Spiele einmischten. Ein beliebtes Spiel war Haschen in Verbindung mit Verstecken, wobei der an sicherer Stelle angelangte an die Mauer schlug und „Lupard" rief. Wir spielten es mit Vorliebe vor einer Gruppe von Felsgrotten, die aus der romantischen Gartenkunst stammten und eigens für Knabenspiele gebaut zu sein schienen. „Wenn man immer Lupard ruft, kann kein Geist hier schlafen," sollte es dort einmal aus der Höhle zurückgerufen haben. Es fiel niemand auf, daß dieser Ruf nicht ganz im Geisterstil gehalten war, vielmehr etwas alltäglich klang. Eine Zeit lang unterließ man das Spiel. Als aber ein mutvoller Knabe doppelt laut sein Lupard in die Höhle hineingerufen hatte und keine Geisterbeschwerde erfolgte, nahmen wir es mit dem gewohnten Lärm wieder auf. Ich dachte bei mir im stillen: Die Geister sind wohl wie meine Mutter, die uns auch einmal ein „Stille!" zuruft, wenn es des Lärmes zuviel wird, dann aber, wenn es nichts hilft, lächelnd dem Treiben zusieht. Die Geistergeschichten endeten übrigens nicht immer so harmlos. Als ein Spielkamerad erzählt hatte, es käme vor, daß einem, der zuviel in den Spiegel schaue, eine schreckliche Fratze daraus angrinse, er habe eine gesehen, die sich mit den Fingern in den Mund gefahren sei, um denselben über das ganze Gesicht hin auszuweiten, traute ich mich wochenlang nicht, wenigstens nicht

am Abend, in den Spiegel zu schauen. Damals fiel mir diese Enthaltsamkeit nicht schwer, weil ich den Spiegel ohnehin als lästiges Toilettestück auf eine Linie mit dem Schwamm und der Bürste stellte. Es war nur eine willkommne Vereinfachung, die Haare ohne Spiegel zu bürsten. Der schräge Scheitel kam dann freilich zickzackförmig heraus.

Zu den geheimnisvollen Angelegenheiten gehörten auch die Versuche, der Natur ins Handwerk zu pfuschen, die auf manchen Umwegen einige aus meinem Gespielenkreis endlich bis zur Pharmazie und zur Chemie geführt haben. Keine Rosenzeit ging vorüber, ohne daß von neuem wieder Rosenblätter und Wasser in lange schmale Flaschen gefüllt, wie man sie damals für Kölnisch Wasser benutzte, und in die Sonne gestellt wurden. Daß diese durch ihre sonderbare Gestalt auffallenden Flaschen nun nicht imstande waren, aus der Mischung etwas viel besseres als den natürlichen Rosenduft zu destillieren, kam uns gar überraschend vor und enttäuschte besonders lebhaft, wenn eigensinniges Verharren auf dem Wege dieser „Sonnendestillation“ endlich nichts als ein höchst übelriechendes Produkt erreichte. Bedenkliche Richtungen schlug dieser Probiertrieb in etwas späterer Zeit ein, als er sich auf Feuerwerk warf. Ich weiß nicht, wie es kam, daß unsre Soldaten auf dem Exerzierplatz so viel volle Patronen verloren, aber es war ganz bekannt, daß man bei den Übungen im Feuer nur hinter einer Plänklerkette herzugehn brauchte, um da und dort eine volle oder nur halbgeleerte Patrone zu finden. Indem wir zusammentaten, füllten wir ganze Flaschen mit Pulver. Mit Speichel befeuchtet wurden daraus kleine Berge geformt, die unter Sprühen und Spratzen verbrannten. Als ich mich einmal zu nahe heranwagte und hineinblies, sprang mir der ganze Feuerteufel ins Gesicht. Es war am Tag nach meinem zwölften Geburtstag. Die Pulverexplosion warf mich plötzlich um einiges in meiner eignen Schätzung zurück, ich kam mir jünger und — dümmer vor, wiewohl mich die abgesengten Augenbrauen, Wimpern und Stirnhaare seltsam alt aussehen machten.

Zu den sonderbarsten Dingen gehört die deutliche Erinnerung an Träume, die ich in früher Jugend hatte. Das kann wohl nur damit zusammenhängen, daß wir sehr oft einen bestimmten Traum träumen, der dann auf einmal verschwindet. Als Erinnerung, die wir oft schwer von den Eindrücken der Wirklichkeit trennen, taucht er dann zu irgendeiner Zeit wieder auf. Ich muß zum Beispiel sehr oft vom Fliegen über einem weiten

Wasser geträumt haben. Wenn ich nun über den Strom hinflog, fühlte ich die mächtige Anziehung des Wassers, teils fürchtete ich sie, teils war es ein süßes Gefühl, so hart darüber hinzustreifen. Dem bekannten Trick des Traumgottes, uns durch eine endlose Reihe von Zimmern zu führen, bis wir im letzten frei von Mauern in der Luft stehn, muß ich öfters zum Opfer gefallen sein. Und nun nach 1849, also in sehr früher Jugend, muß ich oft im Traum den roten preußischen Husaren neben seinem Pferd auf dem Marktplatz haben stehn sehen, den ich ein einzigesmal in Wirklichkeit dort erblickt hatte. So hat wohl auch in spätern Jahren jeder Mensch seine Traumgestalt, die ihn gleichsam begleitet, ein Schatten, der in Träumen ihm erscheint, wenn er ihn im Leben vielleicht nur ein einzigesmal gesehen hatte und im wachen Zustand seiner kaum jemals inne wird. Es ist sonderbar, wie von den Sternen der Kindheit, wenn der Tag des Lebens heller wird, so viele verlöschen, und gerade die in der Erinnerung fortleuchten, die einst am wenigsten beachtet worden waren. Gerade so willkürlich, wie die wirklichen Sterne aus der Tiefe des Weltalls, leuchten uns jene von Stellen an, die uns früher fast dunkel erschienen waren.

Daß es eine Natur gibt, die schöner ist als eine andre, habe ich erst spät eingesehen. Unsre Gegend hatte gar nichts voraus, aber ihre Natur sprach zu uns in ihrer lebendigen Sprache, die das Kind so gut wie der Greis versteht. Meine Bewunderung galt ganz gleich den Sternen am Himmel und den Blumen und Blümchen an der Erde. Der Wald, der uns auf drei Seiten der Stadt leicht erreichbar lag, war zwar ein beliebter Spielplatz, wurde aber weiter nicht bewundert. Dagegen machten die Getreidefelder, durch die so stille schmale Sand- und Graspfade zogen, einen tiefen Eindruck auf mein Gemüt, deren Grund das früh eingeprägte Dankesgefühl gegen den Geber des täglichen Brotes gewesen sein mag. Ich ging schon als Knabe, dem die Ähren um die Nase schwankten, mit Vorliebe durch ihr Silbergrau, wenn sie blühten und so eigentümlich dufteten, und durch ihr Gold, dessen bräunlicher Ton der Gipfel alles Reifens zu sein schien. Und die Kornblumen, Wicken und stolzen Kornraden standen nicht wie Unkraut in dem Felde, sondern wie Blumen in einem Garten. Leider entstellten wir zu jener Zeit die Poesie der Getreidefelder hartnäckig durch das Kauen der halbreifen Weizenkörner, die man tagelang im Munde umherwarf, bis ein kleines Klümpchen Kleber übrig war, aus dem

durch geschicktes Kneten Luftbläschen mit Knall austraten. Dieses „Knallgummikauen" wurde auch in den Schulstunden fortgesetzt, weil und wiewohl es, mit Recht, schwer verpönt war.

Der Wald reichte hart bis an meine Vaterstadt, deren Nordseite halbkreisförmig in ihn hineingebaut ist. In ihm standen wundervolle alte Eichen, und weite, dichte Föhrenschläge, in deren Dickicht man die Welt vergessen konnte, wurden von schlanken, rotberindeten Föhren überragt. Zu meinen ältesten und reinsten Natureindrücken gehört ein Sonnenuntergang hinter diesen Föhren, an deren Rinde das Licht wie glühendes rotes Gold niederrann. Seltsamerweise fiel im Walde die Furcht vor Gespenstern ganz dahin. Die Waldgeister waren mir willkommen. Wie erweiterte sich mir die Brust, wenn ich das Helldunkel und den Reichtum des durch die Äste schimmernden Himmelsblaus mit keinem Menschen teilte. Es war ein freundschaftliches Vertrauen, das mich mit dem Walde zusammenband. Bot er doch der „nestmachenden" Phantasie des Jugendalters tausend Kammern und Winkel!

Mit zwölf Jahren lernte ich schwimmen; mein Verhältnis zum Wasser wurde dadurch ganz neu, denn wenn ich in das klare Naß tauchte, fühlte ich, wie mein Inneres klarer und reiner wurde, und mit den Augen wusch ich die Seele, die nun freier in die Welt schaute. Sonst hatten wir Knaben ganze Nachmittage am Wasser und im Wasser verbracht, uns mit dem Schlamm der Flußufer überzogen, bis wir Indianern glichen, dann in den warmen Sand der Abhänge eingegraben und die ganze Kruste untertauchend wieder abgewaschen. Jetzt suchte ich stille Stellen auf, und wenn ich gebadet hatte, wanderte ich wie ein neuer Mensch durch die wogenden Getreidefelder heimwärts und schaute zu, wie an dem gelblichen Westhimmel die Sonne schneller sank.

Zum Glück haben Kinder noch keine hohe Meinung vom Wert ihres Lebens, sonst würde die Sorgfalt, mit der ihre Eltern es umhegen, ihrer Eitelkeit schmeicheln. Ich bin zweimal hart am Ertrinken gewesen, doch wurde mir gegenüber kein Fall daraus gemacht, und die nähern Umstände sind mir deshalb auch nicht bekannt. Nur erinnere ich mich gehört zu haben, daß ich einmal ganz still einen Sandabhang am Rhein hinabgeglitten und versunken sei. Daß Kinder so lautlos verschwinden, ist eine große Gefahr. Ich bin selbst Zeuge gewesen, wie eine Frau über den Mühlsteg ging, hinter ihr ihr Mädchen von fünf Jahren; sie hört die vertrauten Kindesschrittchen nicht mehr, sieht sich um, und

nur das Kopftüchlein des Kindes schwamm im Bach, das Kind war schon tief unten und kam nicht lebend wieder.

2

Den größten Abschnitt in dieser Zeit macht nicht die Schule selbst, sondern das Gefühl eines gewissen Herabsteigens in moralischer Beziehung als Folge des Umgangs mit andern Kindern. Der gescheite Knabe sucht seine Freunde am liebsten unter denen, die ihn anstaunen, weil sie unter ihm stehn, und unsre Schwachheiten entdecken wir nur denen gern, denen wir gleiche oder noch größere zutrauen. Wir steigen auch geistig und moralisch lieber bergab, als daß wir steile Höhen erklimmen. Es mochte im ersten oder zweiten Schuljahre sein, als ich meine Mutter sagen hörte: Ja, wenn du noch wärst wie in deinem vierten oder fünften Jahre, allein so brav wirst du dein Leben nicht mehr! Also das Paradies schon hinter mir? Da mir viel an dem lag, was meine Mutter von mir hielt, habe ich dieses Wort nicht vergessen. Eine andre Änderung machte sich erst allmählich fühlbar. Die kleine Seele wurde ganz langsam inne, daß das äußere Leben etwas von ihr wolle, immer mehr, womöglich sie selbst möchte sie ganz an sich heranziehn. Sie soll nicht länger mit sich allein bleiben. Die Schule klopft am härtesten mit dieser Forderung an, doch wird diese jahrelang hartnäckig nicht vernommen. Das Knäblein versteht diese Sprache noch nicht.

Nicht alles kommt zum Vorschein, was in einem Kindergemüt an Gutem und Bösem in wunderbarer Mischung kreist. Die Triebe, die in ihm liegen, und die Anregungen, die von außen kommen, begegnen sich wie die Ströme des steigenden Saftes in einem jungen Baume. Es gibt stille innere Kämpfe und Gärungen zwischen Schädlichkeiten und Heilmitteln, die die Natur selbst bereitet. In solchen unbewußten Vorgängen schwand unmerklich der Kindersinn, wie die Blüten fallen. Diese ganze Traumzeit verflog, als wäre sie in ein besseres Land zurückgekehrt, und die Gegenwart kam mir zum erstenmal ohne Blüte und Farbe vor. Zu derselben Zeit habe ich vielleicht zum erstenmal empfunden, was Langeweile, innere Öde ist.

Wie am treibenden Stock die Knospen bald da bald dort hervortreten, die eine von der Sonne gehegt aufbricht, die andre vom Frost getötet abfällt, so trieb nun meine junge Seele ihre Knospen, und zwar sowohl der Sonne als dem Schatten entgegen. Nur blieben diese lange geschlossen, fielen vielleicht bald

ganz ab, während jene fröhlich aufblühten. Die Schule stand nun jahrelang gänzlich auf der Schattenseite. Keine wahre Lebensader lief nach ihr hin, das warme Jugendblut verbrauchte sich ganz in Spielen, Träumen, halb träumenden Versuchen zu selbständiger Tätigkeit und in der Anhänglichkeit an Elternhaus und Freunde. Die Wehmut der gebrochnen Freundschaft und das unbeschreibliche Glück, wenn sie wieder hergestellt wurde, das waren die Wellengipfel und Wellentäler dieses Lebensabschnitts.

Ich habe aus meinem ganzen ersten Schuljahre nur die eine Szene in ganz heller Erinnerung, als uns eine herrliche Bergkristalldruse gezeigt wurde. Die muß meine Liebe zu den Kristallen zuerst wachgerufen haben. Leid tat es mir nur, daß sie in einem so staubigen Glaskästchen wie eingefangen saß. Weil ich leicht lernte, stand ich schon zur Elementarschule wie später zur Universität: ich ergriff, was mir gefiel, und hielt mich an keinen strengen Gang. Was ich gelernt habe, ist selbst erarbeitet, die Schulen aller Stufen haben mich immer nur angeregt und mir Wege gezeigt, darunter auch Holzwege.

Erst die Schulaufgaben und dann das Spielen! war das erste Gesetz, das ich zuerst für grausam und mit der Zeit auch für unsinnig hielt. Denn da alles Spiel hieß, was nicht von der Schule vorgeschrieben war, so fielen in spätern Jahren auch die mit Leidenschaft betriebnen Naturstudien und die Privatlektüre unter dieses Gebot, und ich fühlte doch schon damals, daß in ihnen Leben und Fortschritt war, während sich die Schulaufgaben so oft wüstenhaft trocken, Paragraph für Paragraph durch die Lehrstunden hinstreckten. Wie öde kamen mir die Grammatikstunden vor, als ich schon angefangen hatte, aus Lessing und Schiller zu lernen, was an der deutschen Sprache gut und schön ist. Die Jugend kann so viel Widersprechendes in sich aufnehmen, weil sie es einfach zum andern stellt; wenn sie es erleben müßte, verwüchse es mit ihr zu einem Ungeheuer. Man bedenke doch, daß wir in einem bureaukratisch-monarchischen Kleinstaat aufwuchsen, wo schon Lockenhaar bei jungen Männern, ein Filzhut oder ein rotes Mantelfutter verdächtig waren, während die Schule allen Bewunderung für Aristides und sogar Brutus einimpfte, sodaß wir Schüler viel eher ein Verständnis zum Freistaat als zur Monarchie hatten, bei der wir an Nero oder Philipp dachten! Im Grunde war es gut, daß in den damaligen deutschen Verhältnissen Wirkliches und Gegenwärtiges für uns gar nicht in Frage kamen. Niemand von uns hatte einen lebendigen

Staatsmann oder Feldherrn, und ich wenigstens hatte auch noch keinen Landtagsabgeordneten gesehen. Unsre politischen Gespräche konnten um so umfassender und vielseitiger sein, und während fast jeder von uns einen Verwandten hatte, der 1849 nach Frankreich oder Amerika als „Revoluzzer“ geflohen war, oder der in Schleswig-Holstein oder Baden auf der andern Seite gefochten hatte, lebten wir in der Geschichte des Peloponnesischen Krieges oder der Gracchen oder höchstens, angeregt durch Schillers „Maria Stuart“ und später Macaulay, in der englischen des sechzehnten und des siebzehnten Jahrhunderts. Der Geschichtsunterricht ging so schleppend, daß er nie über den Fall von Konstantinopel hinauskam; denn das war ein Kapitelschluß im Lehrbuch! Dabei wurde das Mittelalter so geistlos behandelt, daß ich eine Vorstellung von Konradin erst durch den zufälligen Fund einer Biographie seines Freundes Friedrich von Baden gewann, die ich verschlang. Als ich schon seit Jahren jede Jahreszahl und jeden Namen aus der Geschichte der alten Griechen innehatte, wirkte es wie eine blitzartige Erleuchtung auf mich, als ich zum erstenmal auf der Universität Ludwig Häusser die griechische und die deutsche Kleinstaaterei vergleichen hörte. Wenn man sagt: Die Schule ist der Markt der Knaben, hier lernen sie einander und das Leben kennen, so galt das für uns nur im beschränktesten Sinne: die Schule war nicht unsre Agora, höchstens unser Tauschmarkt, da bei uns sehr viel „gefuggert“ wurde; der Markt des Lebens lag weit ab von unsern kahlen Wänden. Nur im Gewand der Dichtung griff mir damals die Geschichte ans Herz; in der Prosa des Lehrbuchs war sie absolut gleichgiltig. Ist das erstaunlich? War denn nicht Homer der erste Geschichtschreiber der Griechen? Und so bringen jedem Jugendgemüt nicht die Gelehrten, sondern die Dichter die Geschichte nahe. Für mich gab es viele Jahre kein Geschichtsbuch, das mir höher stand als Hebels Biblische Geschichten und die mythischen Partien in K. F. Beckers Weltgeschichte.

Ich will den freundlichen Leser, der mir bis hierher gefolgt ist, nicht mit Schulgeschichten langweilen. Zur Kennzeichnung der Zeit genügt vielleicht folgendes. Als ich wegen Mangels aller Fortschritte und sichtlichen Ersterbens aller Teilnahme an dem Unterrichtsgang der Schule einer Privatschule überantwortet wurde, die den Ruhm hatte, auch die verkommensten Subjekte durch Prüfungen zu bringen, vernahm ich von deren erstem Lehrer das schöne Wort: Da man junge Hunde und Bären ab-

richten kann, braucht man an jungen Menschen nicht zu verzweifeln. Das war nicht gerade ermutigend; doch widersprach es nicht den pädagogischen Grundsätzen meines Vaters, der meine Einführung bei dem Direktor mit den Worten begleitete: „Der Bub ist gut, indessen wenn er nicht pariert, schlagen Sie ihn braun und blau.“ Wiewohl nun dieser Direktor von berüchtigter Schlagfertigkeit war — von den Fortschritten der Technik begeistert prügelte er nicht mit dem Rohr wie die gewöhnlichen Lehrer, sondern mit einem kurzen Kautschukknüppel, dessen eigenhändige Herstellung er uns eingehend schilderte —, habe ich von ihm nicht zu leiden gehabt, sondern weiß ihm aufrichtigen Dank. Als Schulmann wird er wohl mittelmäßig gewesen sein, seine Unterrichtsstunden waren verworren, planlos; aber er hatte die Gewohnheit, von deren Gegenstand fast immer abzuschweifen, und aus seinen Erzählungen, die mit der Sache gar nichts zu tun hatten und eben deswegen uns doppelt fesselten, haben wir alle viel gelernt. Er war Pflanzen- und Insektensammler, begeistert für Physik und Chemie; dabei unterrichtete er in alten und neuen Sprachen. Man kann sich das Ragout seines Unterrichts denken; aber es mundete uns. Es kommt mir jetzt wie eine Parodie vor, daß wir ihm zum Geburtstag einmal ein Aräometer schenkten, das in einer Kanne voll Seifensiederlauge schwamm, die der Sohn eines Seifensieders beisteuerte. So sehr hatte uns seine Darstellung der Seifenfabrikation gefallen, die er in der griechischen Stunde an die Frage geknüpft hatte: Womit mögen die homerischen Helden den Staub des Kampfes gründlich abgewaschen haben? Wie aus einem dürren Stamm an unerwarteter Stelle ein grüner Schoß entspringt, so weckten diese Schilderungen und Besprechungen, die andern als Allotria vorkamen, in mir die Lernlust, und ich empfing von ihnen den Anstoß zu der Richtung des Denkens und Arbeitens, der ich mein Leben lang gefolgt bin. Plötzlich stürzte ich mich mit Leidenschaft auf die Naturgeschichte, und da ich mich darin von diesem Lehrer eifrig gefördert sah, tat ich ihm zuliebe auch in den andern Fächern das nötige, im deutschen Aufsatz sogar mehr als dieses. Als ich an einem Sonnabend Vormittag meinen Aufsatz „Jonathan und Patroklus“ abgeliefert hatte und am Sonntag von meinem Vater vernahm, ein mit meinem Direktor befreundeter Geistlicher habe ihn gelesen und mit großem Lob davon gesprochen, mag sich wohl der allererste Keim der Befriedigung über einen literarischen Erfolg in mir geregt haben. Doch machte mich diese Anerkennung

gewiß nicht eitel, denn ein sicherer Instinkt ließ mich fühlen, daß es sich in einem solchen Aufsatze doch nur um die Handhabung von Worten handle. Ja, wenn das Thema gewesen wäre, eine blühende Wiese oder die Verwandlungen des Oleanderschwärmers zu schildern, da hätten sich Tatsachen darstellen lassen, das wäre etwas gewesen! Da hätten sich auch Gefühle aussprechen lassen, die man wirklich gehabt hatte. Ich versuchte einmal, als ich von einem Aufenthalt in dem Heimatsdorfe meines Vaters zurückgekehrt war, zu beschreiben, wie schön es sei, aus dem Fenster auf den Apfelbaum zu steigen und aus dessen Krone das Rauschen des Baches von drunten her zu hören oder seine Wellen im Sonnenlicht blitzen zu sehen. Ich hatte die Kühnheit, den kleinen Versuch meinem Direktor zu zeigen, der mit besonderm Lob die Wendung bedachte: die Äpfel waren so groß, daß die Augen, die sie anschauten, unwillkürlich wuchsen.

3

Grübeln und Spielen gingen wie blauer und roter Farbenschimmer auf einem Käferflügel beständig ineinander über. Auch meine Gedanken über Religion glichen Seifenblasen mehr als irgend etwas anderm. So vergänglich waren sie auch im einzelnen, bleibend war nur das Dankgefühl gegen Gott den Schöpfer und die ahnungsvolle Ehrfurcht vor Gott dem ewigen Richter. Viel tiefern Eindruck als der heimische trockne Gottesdienst machte es, wenn man an einem sonnigen Sonntage „hinter" die Kirche ging und im weiten Feld unter Lerchengesang hinschritt, mit dem sich die Glockentöne ferner Dörfer mischten. Da fühlte man das Wehen eines Geistes, von dem in unsrer kalten, grauen Kirche kein Atem war. Der Religionsunterricht blieb vollkommen unfruchtbar im Dogmatischen, brachte uns dagegen in der biblischen Geschichte Kunde von großen Typen und Vorbildern menschlicher Entwicklung zum Guten und zum Bösen. Bisher hatte ich allsonntäglich die Grau in Grau, trüb und poesielos gezeichneten Bilder aus dem Alten Testament, die in die Galeriebrüstung der Kirche eingesetzt waren, ohne Gedanken und Gefühl angeschaut; sie sprachen so wenig verständlich zu mir wie das Knäufgeschlinge der korinthischen Säulen, in das ich vergebens Leben oder Sinn zu bringen suchte. Das änderte sich nunmehr, und zwar nicht bloß äußerlich. Ich hatte Gedanken, mit denen diese Gestalten zu beleben waren. Freilich nur eben, soweit sie Menschen waren. Gerade so erging es mir mit der Kirchengeschichte. Da

gefiel mir, lange vor Dahn, natürlich das Heldenhafte an den Arianern, wie ich denn selbst an Christenverfolgungen und Ketzerverbrennungen nicht ohne ein geheimes Wohlgefallen vorüberging. Aber alle diese Religionsgeschichten interessierten mich doch nur so oder kaum so wie Romulus und Remus. Es war zwar stark, daß ein Bruder den andern erschlug, bloß weil er sein Mäuerlein übersprang, aber man konnte sich immerhin hineinleben. Jeder hatte Beispiele von dem unbegründeten Zorn des Jugendalters. Dagegen in den Wortstreit der Ausleger der Heilsbotschaften, wer lebte sich da hinein? Die Hauptsache war doch offenbar, daß uns diese Botschaft gesandt war, ihren Sinn mußte der am besten verstehn, der sie uns sendet, was die Menschen hineinlegen, ist Nebensache.

Für den Glauben fehlte mir alles Verständnis. Gerade weil ich glaubte, begriff ich nicht, was Glaube sei. Man sollte mit diesem Worte die Jugend nicht quälen, sie glaubt ja ohnehin mehr, als nötig ist, und zuviel bestimmten Glauben von ihr fordern, heißt sie zum Zweifel herausfordern. Die Jugend kann auch nicht den abgeklärten Glauben dessen haben, der einmal geglaubt hatte und nun aus dem Zweifel zum Wiederglauben emporsteigt, in dem er sich glücklich fühlt, einem Geber des Guten Dank zu wissen und überhaupt einen Herrn über sich zu wissen. Mir blieb Glaube ein leeres Wort, dessen Sinn ich erst zu ahnen begann, als die Sache selbst ins Wanken kam. Ich hatte an Geister geglaubt und diesen Glauben nie abgelegt, sondern, vor dem Spott meiner Genossen mich schämend, ihn verborgen. Warum nicht glauben? Ich ahnte, wie wenig wir wissen. In welchem meiner gelehrten Pflanzenbücher fand ich eine Auskunft darüber, wer die Pflanzen geschaffen habe? Die Wirklichkeit der Geisterdinge zu bezweifeln, schien mir ohnmächtige Verneinung. Glaube an Gott und seine Macht, und alles andre laß dahingestellt!

Durch den Umgang mit katholischen und mit jüdischen Schülern gewannen wir andern gelegentlich Einblicke in ein ganz anders beschaffnes Religionswesen, die uns zwar nicht zu Zweifeln an unserm eignen aufregten, aber doch mancherlei Perspektiven auftaten, in die man nicht ohne Behagen hineinschaute. Ich erinnere mich, daß es zwei Dinge waren, die mich anzogen und mir zu denken gaben. Das eine war die Heiligenwelt der Katholiken mit ihrem märchenhaften Glanz von Wundern, ihren schweren Leiden und den zahlreichen Beispielen von Heldengröße, das andre der Ernst, mit dem die Juden ihre Feiertage feierten. Daß

Knaben, deren weltlicher Charakter uns so wohlbekannt war, vom Freitag Abend an keine Feder und kein Spiel anrührten, hatte doch etwas Imposantes. Man ahnte, daß etwas Großes dahinterstehe. Weniger eindrucksvoll waren die ungesäuerten Brote, die Matzes, die sie uns in der Osterzeit kosten ließen. Aber jedenfalls war auch das etwas ganz Besondres. Um jene Heiligengeschichten aber beneidete ich meine Mitschüler, die sie glauben durften. Das waren trotz ihrer Heiligkeit und Seligkeit Menschen, die ich verstand, mit ihnen konnte man leiden und selig werden. Der heilige Bernardin von Siena, in dessen Gegenwart kein Mitschüler eine unanständige Rede zu sprechen wagte, der heilige Rupert, der nie einen Menschen betrübte, der heilige Robert von York, der schon als Knabe den Ernst des gereiften Mannes zeigte, die heilige Balbina, die, ein Wunder von Schönheit, sich eine entstellende Halsgeschwulst anbetete, um ihre Schönheit mit makelloser Reinheit zu verbinden, der heilige Godrich, der als Landkrämer und Heiliger durch Irland zog, das waren alles ganz verständliche Erscheinungen. So konnte ich mir auch ganz gut denken, daß die heilige Johanna, die mit einem Korb und mit einem Salbengefäß abgebildet wird, wie eine von den Botinnen ausgesehen habe, die man auf den Dorfstraßen gehn sah, und daß die heilige Wilfhilde, die Tochter des Herzogs von Bayern, die die niedrigsten Magddienste verrichtete und ein schlechtes Gewand trug, als Bärbel oder Urschel um uns herumwandelte.

Es fehlte aber auch nicht an echt romantischen Zügen in diesen Legenden. Dem Kaiser zerbrach die Feder dreimal, als er das Verbannungsurteil des heiligen Basilius unterschreiben sollte, und im dunkeln Kerker des heiligen Quirinus erschien immer gerade um Mitternacht ein tröstliches Licht. Wie anmutig war doch die Geschichte vom heiligen Gotthard, der, als er in seiner niederbayrischen Heimat als Ministrant fungierte, einmal in seinem Chorröcklein die glühenden Kohlen herbeitrug, ohne es im geringsten zu beschädigen. Welches erhebende Vertrauen in dem mutigen Athanasius, der sprach: Auch dieses Wölklein wird bald vorübergehn! Und seine Verfolgungen gingen vorüber. Geheimnisvoll lautete es in den Legenden von der heiligen Katharina von Siena: sie sah künftige Ereignisse voraus und hatte die Kenntnis der Herzen. Als der grausame Domitian den heiligen Johannes in einen Kessel siedenden Öls werfen ließ, freute sich dieser seiner Qualen und stieg neu erfrischt aus der Glut hervor; das Wunder geschah vor dem lateinischen Tore, und Johannes

heißt mit Bezug auf das Wunder „von der lateinischen Pforte.“ Das alles prägte sich mir tief ein, Zweifel kamen mir dabei gar nicht in den Sinn, und ich wundre mich nicht über dieses „Mitglauben,“ da wir doch so viel andres leichtgläubig hinnahmen, was viel weniger groß und imposant war. Ich erinnere mich einer Unterredung in meinem protestantischen Familienkreis, wo der Legendenglaube getadelt wurde; zwar drang ich mit meiner Ansicht nicht durch, daß es schön sei, zu glauben, daß der heilige Thomas von Aquin, einer der größten Weisen aller Zeit, Unbekannten, die ihn angingen, aus reiner Demut ihre Lasten getragen habe, oder daß Gregor der Große aus Bescheidenheit aus Rom geflohen sei, um der Papstwürde zu entgehn, oder daß der heilige Ivo ein Buch zum Kopfkissen nahm, um immer wachbereit zu bleiben. Aber im stillen hing ich so gläubig wie irgendein Katholik an diesen Wundergeschichten und dachte oft und lange über die Sentenzen nach, die darin vorkamen, zum Beispiel: Wer Gott für sich hat, verwirkt nichts. Wenn ich mir überlege, was mir bis zum heutigen Tage die Freude an den Legenden frisch erhalten hat, so ist es die anziehende Mischung von leicht glaubbaren und deutlichen Geschehnissen des Alltaglebens mit wunderbaren großen Kundgebungen der unbegreiflichen Mächte des Himmels. Es gibt Begebenheiten, in denen sich die ganze Welt zu offenbaren scheint. Und diese gehören dazu.

Von dem, was das Leben wirklich ausmacht, wußte ich aber damals so wenig, daß ich mir im Rückblick auf jene Zeit wie einer vorkam, der am Strome hingeht, in den andre untertauchen. Dagegen fühlte ich mich im Leben der Natur immer heimischer. Da schwamm ich immer weiter hinaus. Kaum verging eine Woche, daß ich nicht eine neue Entdeckung machte. Ich meine damit weniger den Nachweis neuer Standorte von Pflanzen und dergleichen, auf die man oft noch in spätern Jahren stolz ist, als etwa den ersten Blick auf die Stelle, wo ein etwas rascherer Bach, auf dessen Boden weiße Kiesel wie unter Glas lagen, in ein breiteres Flüßchen mündete, dessen sumpfige Ufer dicht von Pfeilkraut und Kalmus umstanden waren. Sie blieb mir geheimnisvoll und unbeschreiblich interessant vom ersten Erblicken an und ist es durch meine ganze Jugend geblieben. Der Bach kam aus einem Walde, der sich weit hinzog, und der mir, da ich ihn damals nie betreten hatte, der Inbegriff von Öde, Einsamkeit, Wildheit war. Als ich ihn nun zum erstenmal betrat, sah ich gleich am Rande eine hohe Epipaktis, die stolze braun-

rot blühende Orchidee im Schatten alter Buchen stehn. Warum auch dieses Bild mich so ergriff, daß es noch heute klar in meiner Erinnerung steht, weiß ich nicht. Doch verstand ich von da an das Geheimnis der blauen Blume vom Grunde aus. Wanderte ich nach solchen reichen Stunden mit gefüllter Pflanzenkapsel heimwärts, mit Vorliebe auf einsamen Wiesenwegen, und alles ruhte bis auf die weißen Wolken, die, ununterbrochen sich verwandelnd, über mir mitzogen, so wäre ich ganz glücklich gewesen, wenn nicht der Hochmut, sich so allein freuen, so „selbst sein“ zu können, sich geregt, eitle Gedanken geweckt hätte, die ich zurückdrängen mußte.

Dinge, die das Gemüt angehn, besprach man bei uns zuhause nicht, Gefühle hatten in den gewöhnlichen Zeiten keine Worte. Es erinnerte mich an den tiefen Brunnen eines hochgelegnen Dorfes über der Tauber, an dem ich an einem Gluttage vorbeikam; ich ging mit Leuten, die Kübel und Kannen trugen, den rauhen Weg hinauf. Warum schöpft ihr nicht Wasser aus dem Brunnen? Sie antworteten: Aus dem darf nur geschöpft werden, wenn die Not groß ist, Ihr seht, daß er verschlossen ist. Ich erinnere mich, daß mich sehr oft der Wunsch tief innerlich bewegte, meinen Eltern etwas Liebes zu sagen. Aber über den Neujahrswunsch und den Wunsch zum Geburtstage hinaus gab es nichts. Dieses Bedürfnis nahm sonderbare Gestalten an. Wir durften unsre Eltern mit Du anreden, wir hörten aber die Anrede „Sie“ bei Bekannten, und ich bildete mir ein, daß ich sie lieber gebrauchte, hätte es auch versucht, wenn ich mich nicht geschämt hätte. Nicht als ob ich meine Eltern höher ehren wollte, sondern weil mir diese Ansprache edler vorkam. Empfindsame Kinder leiden gewiß oft schwer unter dem Mangel der Aussprache. Das Abschiednehmen war mir bei uns nicht traurig, es ging nichts von dem kurzen Lebewohlsagen und Händedruck in mein Inneres; aber der Moment des Alleinseins danach ergriff mich tief. Es kam mir dann jedesmal der Gedanke: Wie, wenn nun Vater oder Mutter in deiner Abwesenheit wegstürbe? Es war doch so gut wie kein Abschied, den du genommen hast. Oft dauerte es Tage, bis ich über diese trüben Gedanken wegkam, indem ich sagte: Man kann sich doch nicht bei jeder Entfernung fürs Leben verabschieden. Immerhin hat diese Abhärtung den Vorzug gehabt, daß wir nie Sentimentalität für etwas Verdienstliches, wohl gar Geheiligtes hielten.

Da ich in einer engen Welt aufgewachsen war und mich in ihr immer mehr auf mich selbst konzentriert hatte, war ich den

Forderungen des äußern Lebens in keiner Weise gewachsen. Unter solchen Umständen wird eigner Sinn Eigensinn, eigner Wille Eigenwille, und die Vorurteile schießen viel rascher ins Kraut als die Urteile. In selbstgerechter Härte verurteilte ich vieles, was ich nicht erfahren hatte, und begab mich aber dann doch mit der Ruhe der Unerfahrenheit in jede neue Lage. Die Unruhe kam immer erst, wenn ich es anders fand, als ich gehofft hatte, und immer fand ich es anders. So brachte jede Veränderung eine Erschütterung in mir hervor, denn ich war eigentlich geneigt, alles, was ich kannte und sah, so aufzufassen, als ob es immer so gewesen sei und so bleiben müsse.

Es war ein entschiedner Mangel der Erziehung in unsern kleinern Bürgerkreisen, daß die Kinder nicht einen Fonds von Lebensregeln, ich möchte sagen, von Rezepten, wie man sich in bestimmten Fällen zu verhalten habe, mitbekamen. Das schwach entwickelte gesellschaftliche Leben ließ es an Übung im freien Verkehr mit Älteren, Höhergestellten und Damen fehlen. Selbstbewußte Naturen bilden sich zuletzt ihre Gesetze. Auch ich arbeitete mich aus dem Gewirr von Scheu und Stolz etwas heraus, das mich am frischen Ausschreiten hinderte, aber ich bin erst viel später, als ich „etwas" geworden war, ganz die nutzlosen verspäteten Selbstvorwürfe wegen Blößen losgeworden, die ich mir gegeben zu haben glaubte. Es war ein großer Fehler, daß sich meine Entwicklung früh auch in gesellschaftlichen Dingen nach innen wandte. Weil ich an einem wichtigen Wendepunkte mit mir selbst fertig geworden war, glaubte ich bestimmt, den richtigen Weg auch im Verkehr mit andern finden zu können. Darin irrte ich aber sehr.





3. Heimweh

Ja, ein Weh gibts, das man nicht ertrüge,
Wenn es nicht sein eignes Maß zerbräche.
Friedrich Hebbel

1

Ich liebe zwar sehr den Quarkkuchen und habe ihn geliebt, solange ich denken kann, aber es ging heute nicht recht vorwärts damit. Ich hatte mir vorgenommen, drei Stücke davon zu essen, nun war ich noch am ersten. Die Bissen waren so sonderbar schwer, ihre Süße so aufdringlich, fast anwidernd, und sie schienen im Munde zu wachsen. Ich hatte, als man den Kuchen hereintrug, wie immer, das herrliche kräftige Braun seiner Oberfläche, in dem eine verborgne Glut ist, und als man ihn anschnitt, das blühende Gelb seiner Innenseite bewundert, aus dem purpurschwarze Rosinen fröhlich herauszwinkerten. Jedesmal, wenn ich einen solchen Kuchen sehe, muß ich an kostbare Orchideen denken, bei denen eine ähnliche Kombination von tiefen, satten Farben um Braun und Gelb herum vorkommt. Der Vanillegeruch mag dazu beitragen. Die Vanilleschote kommt ja von Orchideen. Heute vermochte ich gar nicht so weit hinauszudenken. Ich hatte vielmehr eine Vision ausschließlich in die Höhe: das grautapezierte Zimmer, worin ich stand, hatte seine Decke verloren, seine Wände waren ungeheuer weit nach oben gewachsen, die blauen Wellenlinien darauf schlängelten sich ins Unendliche hinaus und brachen endlich nackt wie Drähte in der Luft ab, ich kam mir wie in einem Schornstein vor, der oben nicht ganz fertig ist; und richtig, nun schauten auch von ganz weit oben her die Sterne herein, von denen ich gelesen hatte, daß man sie bei Tage durch einen Schornstein erblicke. Je höher das Zimmer wurde, desto langsamer ging es mit dem Quarkkuchen. Diese Vision schnürte mein ganzes Ich und damit natürlich auch meine Kehle zusammen. War es ein Wunder, daß mir plötzlich zwei heiße Tränen über die

Wangen liefen, da ich fühlte, wie ich immer länger und schmäler wurde? Es legte sich mir jetzt auch eine sonderbare Schwere auf die Brust und den Leib, und ich dachte: So mag es einem nassen Handtuche sein, das von den kräftigen Händen einer Waschfrau ausgewunden wird. Da meine Wangen jugendlich gewölbt waren, flossen die Tränen mit starkem Gefäll ab, sie fanden zum Glück keine Höhlungen, wo sie verweilen, und keine Bartstoppeln, an denen sie Tautropfen spielen konnten; es gelang mir, sie mit dem Restchen Kuchen, das ich gerade in der Hand trug, aufzuhalten, und dieser letzte Bissen, seltsam zu sagen, schmeckte mir besser als die andern. Das hing wahrscheinlich damit zusammen, daß mir gerade eben die Erinnerung an einen Satz kam, den ich irgendwo in einem Heldenbuche gelesen hatte: er verbiß den Schmerz, schluckte die Tränen hinunter und nahm sich vor, den Kampf mit dem Leben mutig aufzunehmen. Dem wollte ich nachleben, und zunächst gelang mir der erste Schritt: das Salz meiner Tränen wohlschmeckend zu finden.

Ich stand an einen eisernen Ofen gelehnt, der an dem warmen Herbsttag eine wohltuende Kühle abgab und kräftig nach altem Rauche roch. Beides empfand ich als Stärkung meines Entschlusses. In der andern Ecke des niedern grauen Zimmers saßen auf dem Ledersofa meine Eltern, und ihnen gegenüber ein älterer Herr mit schraubenförmiger Hausmütze auf den silbergrauen Löckchen, und eine alte Dame, in deren Gesicht mir nur die drei Erhebungen der Backenknochen und der Nase auffielen, die fast in einer Linie lagen. Es schien mir eine erwünschte Ablenkung von der unersprießlichen Vertiefung in die Züge dieser Dame zu sein, ihr Gesicht als Landkarte aufzufassen, aus der der Hohentwiel, der Hohenstoffel und der Hohenhöwen als drei markante Erhebungen herauswuchsen, während der ziemlich breite Mund mit einem Zahn, den man Mainau oder Reichenau nennen konnte, den Bodensee vertrat. Die vier Leute waren offenbar in großer Verlegenheit. Die lieben faltigen Züge meiner Mutter schimmerten von Tränen, mein Vater schaute ernst, fast grimmig drein, noch ernster, wenn sein Blick auf mich fiel, während meiner Mutter, wenn sie mich anschaute, eine solche Mischung von Heiterseinwollen und hilflosem Schmerz im Gesicht stand, wie ich nie etwas gesehen hatte. Beide hatten noch ihr erstes Stück Kuchen auf dem Teller, meine Mutter hatte noch nicht ihr Glas des zweifelhaft gelblichrötlichen Weins angerührt, den man in jener Gegend Schieler nennt. Diesen beiden Menschen war es offenbar geradeso unbe-

haglich zumute wie mir selbst. Vergeblich wollte mich der realistische Gnom, der alles sehende Portier am Tor meiner Seele, darüber täuschen, der mich hieß, doch die Zusammensetzung der schraubenförmigen Hausmütze des alten Herrn aus keilförmigen gelben und grauen Tuchflecken näher zu erwägen. Ich versuchte es, aber die Augen flimmerten, und der lang zurückgehaltne Druck auf der Brust machte sich in einem lauten Seufzer Luft, dem neue Tränen folgten.

Fritz, gehn Sie einmal hinüber in die Apotheke, schaun Sie sich um, es ist ganz interessant, hörte ich eine Stimme aus der Tiefe des Bodensees. Ich folgte der Aufforderung, doch zögernd, nicht aus gnomischem Zweifel an der Interessantheit dieser Umwelt, sondern weil ich deutlich fühlte, es halte mich ein Band an die alte Frau, die dort weinend in die Sofaecke zusammengesunken war; es mußte reißen, wenn sich die Tür zwischen uns schloß. Ich hatte die Hand auf der Türklinke, da ließ das Band sich nicht weiter dehnen, ich fühlte, daß es in diesem Augenblick kein höheres Glück für mich gab, als meine Tränen mit denen meines alten Mütterchens zu mischen, und als dürfte ich dieses Glück nicht von mir stoßen. In einem Augenblick lag ich dort vor dem Sofa, das Gesicht auf ihren Knien, und aller Schmerz war weg, als ich diese lieben Hände fühlte, die sich an Wangen und Ohren überzeugten, daß ich es sei. Ich glaubte auch einen Augenblick die schwere Hand meines Vaters auf meinem Haupte zu fühlen, die ich wohl kannte; aber sie zog sich rasch wieder zurück. Ich dachte nichts als: nicht von hier weggehn, beisammen bleiben, so kniend oder kauernd, selbst hundeartig unter dem Sofa, nur bleiben. Es dauerte aber leider doch nicht lange, da stand ich wieder aufrecht, mein Vater und meine Mutter hielten meine Hände in den ihren, die Schraube und die Landkarte waren verschwunden, ich weinte nicht mehr, doch war es mir viel weher zumute, so wie wenn man das Wort: Ich meinte, ich müßte vergehn, wörtlich nimmt. Ich hörte Ermahnungen und versprach, was man wollte, aber in meinem Innern wunderte ich mich, wann ich eigentlich vergehn, versinken sollte.

* * *

Unser Land besteht aus gelblichem Keupersandstein, der ziemlich weich, und aus schiefrigem Ton, der sehr weich ist; deshalb steigt man beständig rundliche Hügel hinan, die nicht sehr hoch,

und breite Mulden hinab, die nicht sehr tief sind. In den Mulden gehn stille Bäche unter Erlen über grüne, wohldrainierte Wiesen, an ihnen ziehn sich Dörfchen von mäßiger Größe hin, an den Hängen liegen die Felder, und oben stehn dunkle Wälder mit ganz geraden Rändern. Es ist eine weiche, liebliche Welt, für den Menschen wie gemacht, dem sie keine großen Beschwerden entgegensetzt, und diese Welt besteht wieder aus ebensovielen kleinen Welten, als Dörfer sich um Kirchtürme gesammelt haben, jede von der andern so weit entfernt, daß sich die Herren Pfarrer und andre, die übrige Zeit haben, bequem an schönen Nachmittagen besuchen können. Oben auf den Höhen laufen die bequemen Landstraßen, unten in den Tälern die lauschigen Fußwege, die diese kleinen Welten untereinander und mit der weitern Welt draußen verbinden. An den Landstraßen stehn große Obstbäume und längs den Fußwegen an den Bächen Erlen, deren Blätter fast schwarzgrün und glänzend sind, und wo Wege über Wiesen führen, Hecken, die Brombeere und Waldrebe dicht übersponnen haben. Es liegt in der Natur eines solchen Landes, daß es viele idyllische Winkel hat, und die Menschen, die sich darin angesiedelt haben, haben viele Jahrhunderte lang dazu beigetragen, solche Winkel zu hegen und zu vermehren. Sie wissen, daß das schön ist und wohl tut, reden aber nicht davon; es muß so sein.

Als ich unter dem großen Nußbaum oben auf der Höhe stand, die die Landstraße überschreitet, und den grünen Stellwagen in einer Staubwolke hinunterrollen sah, der meine Eltern von mir wegtrug, empfand ich das Menschenfreundliche dieser Landschaft nicht sogleich, meinte vielmehr zu fühlen, daß dieses Hinunterrollen besonders grausam sei. Hätte ich dem Wagen auf ebner Straße lange nachschauen können, wäre die Trennung leichter gewesen. Aber so mußte er im Nu in der Mulde dort unten verschwinden, man konnte es berechnen; und nun rollte er wohl schon in dem Dorfe, dessen Turmspitze ich über den Bäumen noch eben auftauchen sehe. Aber schon meinen ersten Blick, als ich mich wandte, um dem Dorfe zuzuschreiten, das meine Heimat für Jahre sein sollte, traf ein versöhnendes Bild: ein hohes Kreuz aus Stein, ohne den Gekreuzigten zwar, aber mit einem Weihespruch auf dem Sockel, und auf dem Rand des Sockels stand ein weißes geblumtes Töpfchen mit einem Strauß der lilafarbnen kleinen Astern, wie sie in Strichen dieser Gegend im Herbste blühn. Dieses einfache Kreuz mit seinem frommen Spruch und der bescheiden schönen Opfergabe irgendeines kindlichen Gemüts machte damals

einen großen Eindruck auf mich, und auch heute noch steht es in meiner Erinnerung als ein Sinnbild der Erhabenheit eines einfachen Glaubens, der nicht viel Schmuck und Farbe nötig hat. Auf der andern Seite des Weges ging es eben in einen kleinen Steinbruch hinein, wo schöne gelbe Platten lagen. Ich setzte mich so, daß kein Vorübergehender mich sehen konnte, während mir der Blick in den Westen offen war, wo eben die Sonne an einem ganz reinen Horizont Abschied nahm. Nur mildes Gold färbte den Abendhimmel, es war kein Sonnenuntergang mit Feuerwerk. Und so färbte sich nun auch das blaue Gewölbe über mir weißlich, und die Wälder und die Felder wurden langsam blässer und dann schattenhaft und dunkler, ohne daß es doch eigentlich gedämmert hätte. Es war fast mehr Sonnenaufgangs- als Sonnenuntergangsstimmung, wie sie eben an schönen Herbstabenden manchmal zu erscheinen pflegt.

Ich wüßte heute nicht zu sagen, was daran mit der Stimmung in meinem Innern harmonierte. Den heißen Augen und Wangen mag die stille Abendluft wohl getan haben, die allmählich kühler wurde, und daß die Nacht so zögernd kam, mag als Hinausdehnen dieses Tages gefühlt worden sein, denn der morgen kommende war ja der erste in der Fremde.

2

Der erste Abend in einem fremden Hause gehört für ein junges Gemüt zu den geheimnisreichsten Erlebnissen. Was mag alles in diesem Dunkel liegen, das zuerst aus Büschen und Baumkronen herüberschaut, dann ins Haus kommt, immer dichter durch Gänge und Türen zieht und durch die offnen Fenster in breiten Massen aus dem frühen Herbstabend hereinfließt? Wenn dieses junge Gemüt wund ist, gibt es nichts Linderndere̲s als den Schleier, in den sich Abends die fremde Welt hüllt, denn er legt eine Wand um das Gemüt; die Fremde bleibt draußen, sie berührt mich nicht mehr, sie läßt mich endlich, endlich allein mit mir. Wie kühlt das die Augen, so weit offen in ein Dunkel zu schauen, wie schwinden die Entfernungen, die mich von den Lieben trennen, wenn alles das Nächste und Nahe hinuntergesunken ist, das sich sonst zwischen uns drängt!

Heimweh! Wer dich nicht kennt, wie vermöchte der die Tiefe der Schmerzen zu erfassen, die du bringst? Unmöglich kann er sich eine Vorstellung von dir machen, so wenig, wie sich jemand die

Liebe „einbilden" kann, der sie nicht erlebt hat. Heute, wo lange, lange mein Heimweh hinter mir liegt, unter soviel andern Lebenserfahrungen fast begraben, freue ich mich, auch dieses Leiden durchgemacht zu haben. Wohl ist diese Freude keine stolze Freude, denn, um offen zu sein, besiegt habe ich das Heimweh nicht, es verließ mich einfach eines Tages, als es meine Seele wie ein Vampir ausgesogen hatte; aber dieser Tag leuchtet wie ein ewiger Sonnenaufgang in mein Leben, und das frohe Licht seiner Erinnerung wird mir nie verblassen.

Ich bin niemals tränenreich gewesen, aber weiß der Himmel, wie es kam, ich hatte damals trocknen Auges beständig das Gefühl zu weinen, doch ging dieses Weinen nach innen, und mein ganzes Wesen wurde verträut. Mein Auge blickte trüb, die Welt lag so sonderbar bläulich, so einförmig und einfarbig vor mir, sie war mir so gleichgiltig, ich kam mir wie in Wasser gesetzt vor. Wenn ich sprechen sollte, legte sich mir ein eiserner Ring in die Kehle. Ich konnte jedoch handeln, und da mich mein junger Beruf dazu zwang, wurde ich glücklicherweise jeden Augenblick inne, daß ich noch ein Mensch von Fleisch und Bein, kein tränendurchfeuchtetes Gespenst sei. Ich richtete nun mein Leben so ein, daß es von Morgen bis Abend in demselben Rahmen und denselben Zeitabschnitten dahinfloß wie das meiner Lieben in der Heimat. So weit es möglich war, begleitete ich sie im Geist zu allen Genüssen und Arbeiten des täglichen Lebens, stand mit ihnen auf und setzte mich mit ihnen zu Tische, weilte in ihren Zimmern und wandelte in ihrem Garten. Ich begann nichts, ohne sie im Geist zu fragen, und vollendete nichts, ohne es ihnen in Gedanken vorzustellen und mich ihres Urteils zu freuen. Wenn etwas von Westen herüberhallte, klang es mir wie ein Gruß, ich horchte den ganzen Tag in ihrer Richtung hinaus und ließ Gedanken über Gedanken in den Abendhimmel steigen. Dabei machte ich eine sonderbare Erfahrung. Ich hatte nie gewußt, wie müde die weithin hallenden Töne in solchem Wellenlande klingen. Der Westwind trug aus dem Hardtwald dann und wann einen Schuß herüber, der dem Reh, das er traf, scharf ins Ohr geklungen haben mochte; zu mir kam er verhallend, fast verhauchend, wobei mich die verhallende Melodie eines alten Liedes umsummte: Vom Eichenwald die Stimme schallt, so fern, so fern, so fern. Und so flog das Rasseln der Eisenbahn, auf deren Lokomotive sich meine Gedanken schwangen, um sie immer und immer wieder heimwärts zu lenken, wie eine Kette von müden Windstößen widerwillig hoch durch die

Luft, und jeder Raubvogelruf klang wie ein Klagen. Nahrung für mich! Das Fädlein Fremdsein und Alleinsein fand kein Ende; ich spann zu allen ruhigen Stunden daran fort, es war ein düster-schönes Gefallen an diesem planlosen Phantasieren, das mich selbst immer tiefer einspann und alle Menschen um mich her draußen ließ, während dieselben Fäden, die ich mir ums Haupt zog, die Bäume und die Pflanzen, die Wolken und die Sterne mit umspannen und an mich heranzogen. Dieses willkürliche Aussondern des Nahen und Heranziehen des Fernen, dieses Vergesellschaften und Befreunden mit einer fernen reichen Welt war nun im Grunde doch nur ein beschönigendes Ausstaffieren der selbstgewollten Einsamkeit. Aber es war immerhin ein Sichverbinden mit einer lebendigen Wirklichkeit, das mir manchmal das Gefühl eines unerschöpflichen Reichtums gab. Ich ahmte den jungen Wordsworth nach, von dem ich einmal gelesen hatte, er habe in seiner träumerischen Periode eine solche Kraft des Sichhinausversetzens aus der Wirklichkeit gehabt, daß er auf Spaziergängen plötzlich einen Baum umarmte habe, um sich zu versichern, daß er noch in der Welt sei. Das gelbe Blatt, das mir durch die Herbstluft zuschwebte, sagte: Siehe die reiche Welt um dich her, öffne deine Seele, sie ist dein.

Die Welt war in dieser Zeit voller Wunder für mich, und ich hätte insofern glücklich sein können, als ich jede halbe Stunde einen Schatz heben konnte. Jedes späte verkümmerte Gänseblümchen am Wege, jedes verwehte Herbstblatt, das einen roten Fleck trug, schien mir zu sagen: Ich bin für dich da, staune mich an, pflücke mich, trage mich in deine Schatzkammer. Solcher Wunderglaube ist nur für den, der ihn hegt, und wehe ihm, wenn er Kunde davon über den engsten Bereich seines Seelenlebens gelangen läßt. Als einst ein Glas hellgelben Weines vor mir stand, bei dessen kristallnem Glanz mich der Gedanke befiel, ob das wohl dieselbe Farbe und dasselbe Licht sei, die der liebe Gott in den Topas gelegt hat, hob ich das Glas, um dieses Feuer gleichsam mit den Augen zu schlürfen. Aber rasch setzte ich es nieder, als die Stimme der Schraube scheltend über den Tisch klang: Der Wein ist dir wohl nicht gut genug, daß du ihn so zweifelnd anschaust? Zweifel, o Gott! Nichts war mir in diesem Augenblick ferner als Zweifel; danken hatte ich dem lieben Gott wollen, daß er etwas so Schönes geschaffen hat. Aber ich konnte davon nichts verlauten lassen, mußte schweigen. Und da mir nun das Herz in der Kehle schlug, brachte ich

keinen Tropfen hinunter, was mir nun erst recht übel gedeutet wurde. Und so kam es, daß ich zum Dank für mein Anstaunen des Wunders des Schöpfers im gelben hellen Wein längere Zeit keinen Wein mehr zu sehen bekam. Ich hatte, wenn die andern ihre Gläser leerten, Zeit, darüber nachzudenken, daß sich der Urvater Noah einer lebhaftern Anerkennung seiner Weinfreude erfreut hatte als ich, und da ich gerade von dem Nachteil gelesen hatte, worin die Epigonen gegenüber den Vorfahren zu sein pflegten, fühlte ich mich als Epigone, fand Wort und Stellung schön und sog daraus Trost für „entgangnen" Genuß der Kristallhelle des Weines. Wie, dachte ich, wenn ich nun erst der Schraube sagen würde, ich verzichtete gern darauf, den Wein zu trinken, wenn man mir erlaubte, mich nur an seiner Farbe zu erfreuen wie an einem glänzenden Kristall? Ich glaube, sie hätten mich für einen Narren gehalten.

Es war ein seltsames Doppelleben, von dem ich zwar recht wohl fühlte, daß es, wie alles Doppeltselige, nicht bestimmt war zu dauern, in das ich mich aber für den Augenblick um so tiefer einzuspinnen strebte. Es war eine höchst unbillige, ja eine unkluge Teilung meines Innern: das Beste an die Ferne, den trüben Rest an die Nähe. In diesem Alter ist das Gefühl der Pflicht schwach entwickelt, sonst hätte diese sich einer solchen Teilung widersetzen müssen. Aber so kam es, daß ich alles tiefe Fühlen und alles Mitdenken und Miterleben mit Seelenanteil der Heimat vorbehielt, mit allem mechanischen Tun, aller Handwerksmäßigkeit, allem Auswendiggelernten meine nächste Umgebung abspeiste. Die ganze Liebe ins Erinnern, sodaß für das Tun des Tages nichts mehr übrig blieb: das war die kurzsichtige und selbstzerstörende Losung, die der Gegenwart gleichsam das Blut entzog, um es einem Schatten zu opfern, der dadurch doch kein Gegenwartsleben gewinnen konnte. Welche Torheit, dieses Auswandern der Seele, die mit Schatten in der Ferne lebt, während sich die Gegenwart entseelt, blutleer, entschlußarm hinschleppt. Es ist eigentlich ein Spielen mit dem Besten des Lebens.

Das „Wer nie sein Brot mit Tränen aß" ergreift mich, wenn ich es lese oder höre, heute wie am ersten Tag und wird nie seine Wirkung verlieren. Doch meine ich, wenn ein Dichter das Elendgefühl gesungen hätte, das uns vor dem Tageslicht bangen, das uns den Morgen verwünschen und die Nacht segnen macht, das uns darum das Verlassen des Lagers wie ein Hinaustreten aus warmer schützender Hütte in einen stürmenden Wald

voll Widerwärtigkeiten und Gefahren fürchten läßt, er würde aus der Tiefe von noch viel mehr Herzen herausgesprochen haben und von noch viel mehr verstanden worden sein. Dort hängen die Kleider, sieh sie nicht an, du hast es aufgegeben, andern Menschen zu begegnen; hier liegt die angefangne Arbeit, berühre diesen Sisyphusstein nicht, er wird zurückrollen, wie du ihn auch bewegst; die Bücher schlage nicht auf, sie wollen dich deine Lage vergessen machen, und du fühlst dich doch nur sicher, so lange sie dich umgibt; vor allem aber trete nicht vor den Spiegel, der dich höhnend daran erinnert, daß und wie du wirklich bist, und du möchtest doch alles vergessen, was dich angeht, möchtest nicht wirklich und jedenfalls so nicht wirklich sein. Es gibt kein Heil als das Bett, wo du dem Schicksal die kleinste Angriffsfläche bietest; es sind Augenblicke, wo du dich nicht einmal zu strecken wagst; gekrümmt zu liegen, die Decke über die Augen gezogen, das gibt das letzte Gefühl von Sicherheit.

3

Eine alte Landapotheke war noch nach der Mitte des vergangnen Jahrhunderts eine der altertümlichsten und barocksten Einrichtungen weit und breit. Viele von den Herrschaftssitzen, deren es in unsrer Landschaft sehr viele gibt, waren im Vergleich damit modern. An und für sich ist eine Apotheke ein buntes Wirrwarr von Büchsen und Gläsern, Kisten und Flaschen, und der hundertfältige Inhalt zahlloser Gefäße besteht bald aus uralten Pflanzen- oder Tierstoffen, nach denen kein vernünftiger Mensch mehr fragt, bald aus den modernsten Präparaten, die tödliche Eigenschaften hinter dem reinlichsten Vorhemd bergen. Die schwarzen Totenköpfe, die auf viele von diesen Behältern gemalt sind, die Aufschriften Gift! und Vorsicht! vermehren die Schauer, die in den Räumen der Apotheken walten. Nun war aber damals eine Zeit, in die noch die obsoletesten Arzneimittel der Zeit der Goldmacher und Wunderdoktoren hineinreichten. Man zeigte mir in einem alten irdnen Topfe von der plumpsten Gestalt braune Erdstücke mit anhängenden Leinwandfetzen als Mumia vera, und in einem lavendelgefüllten Glase steckte eine weißbäuchige Eidechse, trocken wie Papier, Scincus marinus; auch Hechtkiefer und Kellerasseln waren in Gläsern aufgestellt. Man zeigte mir lachend getrocknete Schlammhäufchen von der Straße, die mit geschmolznem Schwefel dünn überstrichen waren, und nannte sie Sulfur cabal-

linum, Roßschwefel; früher hatte diesen Namen eine unreine, billige Schwefelsorte getragen, und da es jetzt nur reinen Schwefel zu kaufen gab, kam man auf diese billige Art der fortdauernden Nachfrage nach unreinem Schwefel nach. Der Schinder verkaufte uns das halbflüssige grauliche Hundefett, Abfall der Hundebraten, die er sich schmecken ließ, und wir befriedigten damit den Wunsch der Bauern nach Armesünderfett, Menschenfett, Affenfett, Katzenfett, Bärenfett. In staubigen Winkeln standen Windöfen und Retorten, in denen vielleicht einst der Stein der Weisen geglüht oder die Muttertinktur aller Heilsäfte zum Lebenselixier digeriert, gekocht und destilliert worden war. Täglich wurde gestoßen, gerieben, gehackt, geschnitten. An einem der ersten Tage wurde Benzoesäure sublimiert: man erhitzte köstlich riechendes Benzoeharz in einem eisernen Topfe, dem ein Hut aus Papier aufgeklebt war, in dessen Innerm nach dem Erkalten sich ein dichter Schnee von seidenglänzenden Kristallen angesetzt hatte. Manchmal wurde ein großer Windofen ins Freie getragen, wo dann übelriechende Gase entwickelt oder Stoffe hergestellt wurden, deren Bereitung mit Explosionsgefahr verbunden war. Dazwischen durch wurden die Arzneien bereitet, wie die Rezepte der Ärzte verlangten, viele durch Kochen, in einige kamen höchst kostbare Stoffe, in manche Gifte, bei deren Handhabung und Abwägung die größte Vorsicht nötig war. An sonnigen Tagen wurden große „Hürden" mit frischen Blättern, Blüten und Wurzeln, die trocknen sollten, ins Freie getragen. Es war ein beständiges Regen und Tun. Und da dieses alles ganz auf das Wohlsein der Menschen gerichtet war, hätte man glauben sollen, es wäre ein höchst ideales begeisterndes Tun gewesen. O nein! Es schwebte vielmehr eine Mischung von Geschäftsmäßigkeit und Ironie darüber. Der Apotheker hat das Gefühl, dem Arzt über die Schulter zu sehen, hat er sich doch in langjährigem Verkehr mit den Kranken selbst eine gewisse Kenntnis von den Übeln erworben, die mit seinen Arzneien geheilt werden sollen, und er ist von der völligen Bedeutungslosigkeit vieler Verschreibungen vollkommen überzeugt. Kleine Übel kuriert er selbst, und hauptsächlich ist er immer bereit, an sich selbst mit selbstbereiteten Mitteln zu doktern. Irgendeine Mixtur ad libitum zusammenzusetzen und zu kosten, wird ihm Bedürfnis, und er läuft Gefahr, zunehmend mehr Alkohol dazu zu verwenden. Man erzählt sich mythische Geschichten von Apothekern, die ihren eignen Alkoholvorrat bis zum Seifenspiritus und noch übler schmeckenden geistigen Getränken ausgeleert haben. Doch weg

damit! Lieber will ich mich an eine eigentümliche Art von Poesie erinnern, die dieses geschäftige Treiben mit kleinen und zum Teil nichtigen Dingen gleichsam an den äußersten Rändern umwitterte, glitzernd mit spielendem Licht anstrahlte. Ich meine die Poesie der Wichtigtuerei. Wenn ich ein paar Jahre später auf der Kasernenfensterbrüstung saß und meinen Faschinenmessergurt mit Schmierlack polierte, daß man sich in dem Lederriemen spiegeln konnte, hatte ich dasselbe Gefühl von Liebe, die man in etwas Unbedeutendes hineinlegt, das man vor sich erhebt, bis es bedeutend wird; dann strebt eine lebendige Faser aus unserm eignen Wesen zu diesem Ding hinüber, und aus ihm senkt sich eine ähnliche in unser Herz, und wir hängen dieses Herz an einen Ledergurt oder einen Messingknopf oder nun gar an den Winkel zwischen Fuß und Knöchel beim Parademarsch. Welcher Tau, welcher Segen in diesem Sichverbinden mit so kleinen Dingen, das in Wirklichkeit ein Sichverbünden gegen die Prosa der Alltäglichkeit ist. Wenn wir grünliches Chlorgas destillierten und alles ringsumher sich die Nase zuhielt, und der blauhändige Färber, unser Nachbar, von jenseits der Hofmauer rief: Nächstens krepiert mein Schwein von euerm Gestank! da schwollen unsre Herzen. Es ist wahr, es riecht schlecht, es verursacht Hustenreiz, aber es ist Chlor! Wie das schon klingt! Und wir husteten und fühlten unsre Augen brennen; aber nur nicht klagen, sondern mit ernster Würde wiederholen: Chlor! Dörfliche Einsamkeit ist gerade der rechte Boden für das Gedeihen dieses bescheidnen Gewächses. Im Winter, wenn tiefer Schnee den Verkehr auf das allernotwendigste beschränkte, die weite Welt wie verschlafen unter ihrer Decke lag, und wir uns mit Muße dem Destillieren und Sublimieren im qualmenden Laboratorium, genannt Hexenküche, hingeben konnten, kam etwas von alchimistischer Stimmung über uns. Gold oder den Stein der Weisen machen zu wollen, dafür waren wir ja zu aufgeklärt; aber wenn die Destillation irgendeines bekannten Stoffes gelang, sahen wir in jedem Tropfen, der in die Phiole fiel, „das Werk, das gelungen," und es wurde uns weiter um die Brust.

Wohl waren das Lichtblicke, die durch weite Strecken von Routinearbeit getrennt waren; man stieg bis zur Herstellung einer flüssigen Stiefelwichse hinab, deren Unzweckmäßigkeit dem kritischen Geiste junger Alchimisten vollständig klar war, und fabrizierte ein Tintenpulver, von dem niemand zu sagen wußte, warum man nicht seine Galläpfel abkochte und seinen Eisenvitriol

auflöste, um gleich eine tüchtige schwarze Tinte daraus zu machen? Da aber das liebe Publikum diese wie viele andre Produkte unsrer Offizin bereitwillig aufnahm, steigerten alle diese Quacksalbereien und Pfuschereien nur das Gefühl der Wichtigkeit und Unfehlbarkeit, womit wir uns zwischen unsern tausend Büchsen und Flaschen bewegten.

Man wird erwarten, daß sich in diesen Verhältnissen, die mir soviel Neues brachten, ein ungeheuer lebhafter Briefverkehr mit den Meinen entwickelt hätte, aber dazu kam es merkwürdigerweise nicht; denn zu einem Briefwechsel gehören zwei, und wenn ich auch schrieb, so nahm sich im Elternhause niemand die Zeit, mir mehr zu schreiben, als in den normalen Beziehungen zwischen Sohn und Eltern und Bruder und Geschwistern natürlich und notwendig schien. Damals schrieben sich nur Verliebte und Geschäftsleute häufig, und die Postkarte war noch nicht erfunden; auch kostete ein Brief auf eine kleine Entfernung sechs und auf eine größere neun Kreuzer, und die Groschen und Sechser rollten nicht so leicht und so massenhaft in der Welt herum wie heutzutage. Gerade begann der Lohn des erwachsnen Arbeiters die Summe von dreißig Kreuzern zu übersteigen, und ich erinnere mich noch recht gut, wie Burschen aus unserm Dorf vom Rhein zurückkehrten, wo sie Gold gewaschen hatten; da hörte man, daß der Rheinsand im besten Falle vierundzwanzig bis dreißig Kreuzer Gold bei angestrengter Tagesarbeit liefere, und daß man nun mit leichterer Mühe sechsunddreißig durch gewöhnliche Taglöhnerarbeit gewinne. Sie behaupteten, die Elsässer hätten das Goldwaschen schon viel früher aufgegeben, und nun drohe außerdem auch noch der Wettbewerb der badischen Regierung, die in Köln eine Maschine zum Goldwaschen bauen lasse, die unglaubliche Mengen Sand an einem Tage verarbeiten werde. Ich glaube, das war das Ende des Goldwaschens in Deutschland überhaupt. Von der badischen Maschine habe ich nie etwas weiteres gehört, habe aber manchmal an sie gedacht, wenn ich von andern Leistungen der aufgeklärten Bureaukratie des „Musterländles“ vernahm, die immer ihrer Zeit so weit voraus war.

4

Es war nun Spätherbst, alle Zugvögel hatten uns verlassen, nur dürre Blätter flogen am Boden vor den Novemberwinden und hoch oben graue Wolken, deren stürmisches Ziehen tagelang

kein Ende nahm. Eine verspätete Biene, ein erstarrter Käfer, das waren die Lebensspuren draußen. Um so lebendiger regte es sich in meinem Innern. Wind und Wetter störten mich nicht in meinen wandernden Gedanken, stauten sie nur zu größerer Tiefe auf.

Wenn es regnet, „was vom Himmel herunterkann," wenn es „mit Bütten schüttete," wenn der Witzbold fragte: Ist denn Quatember, daß der liebe Herrgott alle seine Stockfische wässert?, wenn die Bäche rechts und links vom Hause anschwollen und sich schlammig gelb färbten, wenn auf die Brücke die Bächlein von der Straße hin und über ihre niedre Mauer weg die Bäche in den Bach stürzten, wenn sich keine Katze geschweige denn ein Mensch ins Freie wagte, und der böseste Hofhund sein Haus nicht mehr verließ, mochte um ihn passieren, was da wollte, kurz, wenn eine neue Sündflut einzubrechen drohte, da fühlten wir uns zwar abgeschnitten von der Welt, da wurden wir zu Insulanern, die ihre wasserumflutete Insula fortunata in diesem Augenblick um kein Königreich der Welt vertauschen mochten. Da fing zwar das Leben in und um uns an zu ebben, aber durch den dünnen Schleier der Wirklichkeit, die nur allein noch blieb, schimmerte es jetzt wie von einer andern Welt, die bisher übersehen, überhört worden war. Es ist so still, die Stürme haben uns verlassen, die Wolken sind fortgezogen, man hört die Zeit verrinnen, die Sterne singend ihre Bahn ziehn. Nun kommen die Frosttage, wo es im Straßenkot wie von Edelsteinen glitzert und statt des Taues Reifkristalle auf den Halmen liegen. Da wird es wohl in einer Dezembernacht noch viel stiller, und man wacht Morgens von der ungewöhnlichen Ruhe auf, in die die Welt tief versunken zu sein scheint, vielleicht auch von der Kälte, besonders aber von dem sonderbaren Schein, der durch die Fenster fällt. Das ist ein Schneetag. Die ganze Nacht hat es ohne Aufhören heruntergeschneit, und nun reicht die Straße fast bis an die Fensterbrüstungen, und die Dächer sind erhöht, der Brunnen trägt eine weiße Mütze, und jeder Dornzweig ist um einen Silberstreifen verdoppelt. Nichts ist vergessen, nicht einmal die dürren Wegwartstengel, sie leuchten von ihrer weißen Auflage. Und alle diese weißen Lasten scheinen den Geräuschen des Tages die Hand auf den Mund zu legen. Nur Licht der Wolken und leuchtender Schnee, der einförmige, tiefe Himmel um eine Idee grauer als die Erde, Grau und Grau, nur Morgens und Abends bei tiefstehender Sonne lange bläuliche Schatten; aber über das

alles eine Einheit der Stimmung, der nur wir gegenüberstehn, wir, eine kleine Welt, die sich nie so sich selbst fühlt wie in diesen abgeschlossenen Tagen, wo die „andre Welt" wie verloren gegangen ist.

Als der Geistliche am zwanzigsten Sonntage nach Trinitatis über die Bekehrung des Kämmerers aus dem Morgenlande predigte, wo es im Text hieß: „Stehe auf und gehe gen Mittag auf die Straße, die von Jerusalem gehet hinab nach Gaza, die da wüste ist; und er stand auf und ging hin," und weiter: „Er aber zog seine Straße fröhlich," überfiel mich eine solche Sehnsucht, hinauszuziehn auf irgendeiner Straße, und ob sie noch so wüst wäre, daß ich nach der Kirche, ohne einen Menschen zu sprechen oder zu grüßen, hinauseilte und von der Bank am Föhrenwald in die Ebne schaute, bis ich sie weit, weit hinaus nach Westen geöffnet und an ihrem äußersten Rande befreundete Türme ragen sah. Und da ich nun zum Überfluß in denselben Tagen in Thomas a Kempis den Spruch las: „Halte dich wie einen Pilger auf Erden, den der Welt Geschäfte nichts angehn. Bewahre ein freies und zu Gott gerichtetes Herz, weil du hier keine bleibende Stätte hast," so fühlte ich mich nur um so mehr berechtigt, geistig zu wandern, und hoffte es mit der Zeit noch dahin zu bringen, meine sterbliche Hülle allein hier zu lassen und mit der Seele dort zu weilen, wo es sie hinzog. Die Beschäftigung mit den Giftstoffen der Apotheke war sehr geeignet zu Betrachtungen über die tötenden und die bloß betäubenden Mittel. Man unterhielt sich gern über das auch heute noch rätselhafte Aqua tofana, dessen furchtbare Wirkungen ähnlich der des Hundswutgiftes und andrer Krankheitskeime sich erst nach geraumer Zeit äußern, oder über die traumerzeugenden Dämpfe der Stechapfelsamen, unter deren Einfluß der Geist dessen, der sie einatmete, den Körper verläßt, um umherwandernd die seltsamsten Erfahrungen zu sammeln. Welche interessante Stufenleiter von diesen trägen und aussetzenden Giften bis zu der schlagartig wirkenden Blausäure! Kein Wunder, daß Manfred-Byrons letzte Worte: Old man, 't is not so difficult to die dem Jüngling-Knaben durchaus nicht mehr fremd ins Ohr klangen. Es schien ihm ja gar nichts so Unvermitteltes und Unvorbereitetes mehr, was man Sterben nannte. Ist Sterben denn notwendig immer Tod? Könnte nicht der Geist diese Hülle verlassen und wieder in sie zurückkehren? Die Alten glaubten, daß er in ihrer Nähe noch längere Zeit verweile, nachdem der Leichnam kalt geworden, und sie ehrten sie,

brachten ihr Opfer dar. Was wissen wir denn überhaupt vom Tode? Es hängt doch alles, was wir davon halten, vom Glauben ab. Das Sterben allein ist gewiß, vom Tod, der dahintersteht, wissen wir nichts. Wie wenn sich nun die freigewordne Seele aufschwänge und zu den lieben Orten flöge, an denen ohnehin meine Gedanken weilen? Dann wäre ja der Tod das Schönste, was nur zu denken ist. Es gibt kein andres Mittel, zu wandern. Körperlich bin ich für vier lange Jahre an diese Stelle gebunden, seelisch steht mir die Welt offen. Versuche ichs nicht einmal, zu fliegen? Hier steht in steinernen Krügen Kirschlorbeerwasser, ein blausäurehaltiges Präparat, dessen scharfer Duft etwas Elegantes hat. Der Totenkopf über dem altmodisch geschnörkelten Aqua Laurocerasi schreckt mich nicht. Der Blausäuregehalt des Destillats ist nicht allzu stark. Vielleicht ist die Wirkung nur Betäubung, Traum und Rückkehr, vielleicht allerdings auch Sterben. Was macht mir das für einen Unterschied? Hier ist ein altes Glas aus böhmischem Kristall, an dessen Klarheit ich mich schon lange ergötze. Wie unschuldvoll darin die giftige Flüssigkeit ins Bläuliche schimmert! Ein langer Zug, und noch einer, ich meine beim zweiten schon die Hände zittern zu fühlen, doch stelle ich den Krug ordnungsmäßig an seinen Platz und steige wie im Traum die Kellertreppe hinauf.

Ich erwachte aus meinem langen Schlaf, die Glieder zerschlagen, der Kopf dumpf, aber mit unzweifelhaftem Lebensgefühl. Ist meine Seele gewandert, so kann sie nur kurze Zeit draußen gewesen sein, ich meine nur Minuten hier zu liegen. Draußen dieselbe Schneelandschaft, die ich verlassen habe. Man spricht an meinem Bette von einem ungewöhnlich heftigen Anfall von Nervenfieber, von einer Reihe von Tagen, die ich besinnungslos gelegen bin, und freut sich offenbar über mein Wiedererwachen. Briefe, deren Entzifferung mir Kopfschmerz macht, liegen auf dem Tische; ich fühle einstweilen nur die Liebe, die sie ausstrahlen. Der erste Gedanke, der mir halbwegs klar wird, ist die Erwägung, daß es noch Menschen gibt, denen mein Dasein nicht gleichgiltig ist. Sogar der Mann mit der schraubenförmigen Mütze scheint ehrlich Anteil zu nehmen. Mein Blut stürzt nicht mehr wie ein Katarakt durch die Adern und schwillt bedrohlich in das bebende Herz zurück, es wallt ruhig und gibt mir mit der Ruhe das unbeschreibliche Gefühl der Genesung, das wohl wert ist, daß man um seinetwillen eine Krankheit durchmacht. Mir freilich war es nicht vergönnt, dieses Gefühl auszukosten. Wie konnte,

wie durfte ichs? Habe ich nicht freventlich diese Krankheit heraufbeschworen? Ich fange an, wie ein Fremder auf meine Tat hinzusehen, und ich schäme mich derselben vor diesem Fremden, ich wünsche, daß sie verborgen bleibt. Einige Tage später, als ich wieder lesen konnte, bringt man mir unter andern der damals üblichen Miniaturbändchen in Goldschnitt und schwarzer Leinwand auch das Bändchen Faust von Nikolaus Lenau mit der Jahreszahl 1836. Als ich im Schlußgesang die Worte Fausts lese,

> Ich bin ein Traum, entflatternd deiner Haft,
> Ich bin ein Traum mit Lust und Schuld und Schmerz
> Und träume mir das Messer in das Herz!

überfällt mich ein so heftiges Gefühl der Reue, daß ich mir entfliehen möchte, und ich weine Tränen der Scham.





4. Mit Kressensamen, der es schnell verrät ...

Bei den jungen Bäumen kommt es vor, daß sie auf eine harte Bodenschicht stoßen, die ihre Wurzeln nicht zu durchdringen vermögen, da sieht man, wie plötzlich ihr Wachstum stockt; sie sterben nicht ab, aber sie machen auch keine Fortschritte, denn es geht gegen ihre Natur, die Nahrung in der Breite zu suchen. Wozu haben sie ihre starken Wurzeln, als daß sie damit in die Tiefe gehn? Sie sollen sich nicht bloß damit festhalten, sondern auch die Nahrung und die Feuchtigkeit in tiefern Schichten erreichen. So werden nun ihre Schosse jeden Frühling dünner, ihre Blätter bleiben klein, ihrer Blüten sind weniger, als es sein sollten, und die Früchte, die sich daraus entwickeln, fallen zum größten Teil vor der Reife ab. Man sagt: Das Bäumchen hat keinen Trieb. Da plötzlich ändert sich das alles: in einem Frühling sproßt es stärker, sein Laub wird mehr und dunkler, seine Blütenfülle ist unerhört und gibt die schönsten Hoffnungen für die Zeit der Reife. Es ist, wie wenn eine Lust und Freude zu leben über das Bäumchen gekommen wäre. Man sagt jetzt: Es ist in den Schuß gekommen. Wie kam das? Seine eifrig suchenden Wurzelfasern haben eine Spalte in der Steinschicht des Bodens gefunden, sind durchgedrungen, und nun erweitern sie die Spalte in fröhlichem Wachstum und speisen die letzten Zweige aus der frischen, inhaltreichen Nahrungsquelle, die sie da unten erschlossen haben. So war es mir nach meinem gewagten Blausäureexperiment gegangen: es war da eine harte Zwischenschicht über meinen Lebensquellen gewesen, ich glaubte innerlichem Verschmachten nahe gekommen zu sein, und nun plötzlich hatte sich in einer starken Krisis des Körpers und der Seele die Verbindung wiedergefunden. Und da in der Zeit des heftigsten Heimwehs die Seele in sich zurückgescheucht worden war, streckte sie nun mit Wonne alle Fühler in die Welt hinaus und suchte

Anschluß an Licht und Luft, Fels und Baum, Blume und Biene, und der Reichtum des Lebens übergrünte wie in einer fruchtbaren Sturmnacht den Riß meines Innern. Ich wäre aber wohl nicht so rasch meiner harten, steinernen Winterschale ganz ledig geworden, wenn ich nicht gerade in diesem Vorfrühling Adalbert Stifter entdeckt hätte. Wie jeder Mensch von Gemüt lag ich nun an den Bänden der „Studien," einem durstigen Wandrer an Quellen gleichend, und konnte mich nicht satt trinken an dem klaren, frischen Tau ihrer schönen Worte. Ich schlug zufällig im „Abdias" auf: ungewiß ist, ob sein Schicksal ein seltsameres Ding war oder sein Herz, und meinte, nach der Weise der Jugend, das Wort auf mich selbst beziehen zu müssen. Ich las aber auch die herrlichen Frühlingsschilderungen in den „Feldblumen," die schönsten, die wir in deutscher Prosa haben, und lernte sehen und tiefer empfinden, wenn ich mir jenen Jüngling zum Muster nahm, von dessen Frühlingsbeobachtungen Stifter dort erzählt: „Heute ist weithin heiterer Himmel mit tiefem Blau, die Sonne scheint durch mein geöffnetes Fenster; das draußen schallende Leben klingt klarer herein, und ich höre das Rufen spielender Kinder; gegen Süden stellen sich kleine Wolkenballen auf, die nur der Frühling so schön färben kann; ein ferner Taubenflug läßt aus dem Blau zuzeiten weiße Schwenkungen vortauchen, der Vorstadtturm wirft goldne Funken." Eine Schilderung wie diese wirkt auf empfängliche Seelen unmittelbar bereichernd; sie regt an, in allem die Poesie zu suchen, die nie fehlt, oder sie in alles zu legen, wo sie dann überall Wurzeln schlägt. Besonders erinnere ich mich, daß mein Verhältnis zum Licht nun ganz anders wurde. Es strömte mir, wo ich vorher dunkle Äste und Blätter und dazwischen lichte Zwischenräume gesehen hatte, durch die schwarzen Gitter des Ast- und Zweigwerks wie glühendes Silber und rann an all den dunkeln Linien hin, umsäumte wie ein zarter Flaum jede Kontur, troff von den Knospen und drang in allen Abstufungen von Grün durch die Blätter, das Ganze ein Ineinanderweben und -wogen von Körper und Licht, ein Schwimmen des Körperlichen in einer Lichtflut. Ich sah aber auch mit nicht geringerer Freude dem Leben zu, das der rauschende Regen in der Krone der alten Linde weckte, in die man gerade von den obersten Fenstern unsers Hauses hineinschaute, ich staunte über das Mischen von Grün und Silber und Wasserglanz, wenn der Regen hereinprasselte und die Blätter sich hin und her warfen, als wüßten sie nicht,

ob sie die Unterseite oder die Oberseite vor der Flut schützen sollten, und konnte minutenlang dem ruhigern Erguß zuschauen, wo sich Tropfen um Tropfen auf den Blättern sammelten, die sich wie erleichtert aufrichteten, wenn wieder ein Tropfen von der Spitze abgeronnen war. Und das gleichmäßige Rauschen eines sanften Regens in der Baumkrone war mir ein süßer beruhigender Ton.

Möchte doch das Schicksal jedem erwachenden Jüngling die „Studien" in die Hände spielen, möchte jeder ältere Freund den jüngern auf diese reinen, reichen, die Sinne für die außermenschliche Welt öffnenden, das Herz für Edles weckenden Schilderungen und Geschichten hinleiten. Wir alle haben es beständig nötig, aus unsern egoistischen Schranken, die wir uns kurzsichtigerweise immer wieder aufrichten, herausgeführt zu werden, und zwar nicht in die ähnlich beschaffnen Vorstellungskreise und Empfindungsweisen andrer Einzelmenschen, sondern in die weite, reiche Natur, die nichts von Leid und Lust der Menschen weiß und eben darum beiden so wohltätig ist. Noch vor ein paar Wochen hatte ich in mein Tagebuch geschrieben: Die Welt so schön, und ich so unglücklich! Und je schöner sie wird, desto breiter klafft der Gegensatz zwischen der Herrlichkeit außen und der Armut innen. Mein Inneres ist wie wund, jede Berührung schmerzt, ich spüre die Berührung des Blumenduftes und des Sternenstrahls an dieser schwärenbedeckten Seele. — Jetzt machte ich einen überzeugten, dicken Strich durch und schrieb darunter: Dieses ichsüchtige Sichabwenden von der Natur ist auch ein Abfall von Gott. Ich nehme mir vor, aus mir hinaus in die wunderbare Gotteswelt statt immer nur in mich hineinzusehen. Und die unmittelbar folgenden Seiten desselben Tagebuches zeigen mir den Fortschritt vom Sehen zum Beobachten und die Anfänge des Schauens ins Innere der Dinge. Die Nacht war mir bisher nur Schutz gegen die harten, scharfkantigen Dinge des lichten Tages gewesen, ich hatte sie als die Wohltäterin gepriesen, die unmerklich die Fäden auflöst, die wir am Tage um uns und durch die Welt hinspinnen, die unsre Seele lockert, frei macht, den Traumgeistern Raum gibt, sich zu regen und zu wandern. Nun lauteten die Ergüsse meiner innersten Gefühle ganz anders: In diesem einzigen Lichtpunkt des Morgensterns, der kleinen Sonne, die der großen vorfährt und vorleuchtet, des Dämmerungssterns, dessen Herrschaft beginnt, wenn die Dämmerung alle andern Sterne auslöscht, und die Sonne noch nicht empor=

gestiegen ist, liegt mir mehr als in der ganzen übrigen Natur. Der Morgenstern, wie er einsam in der Vordämmerung steht, ist ein Tor ins große Helle, ein Lichtmeer scheint herauszufließen, das dahinter glüht. Mut und Hoffnung strahlen mich aus seiner milden Glut an, Mut, als Stern der Nacht in den Tag hineinzuleuchten, Hoffnung, daß keine Finsternis jemals die Lichter des Himmels ganz verdunkeln wird.

Der Herr Apotheker, der jeden Morgen nach dem Frühstück in Schlafrock und Pantoffeln die Runde durchs Haus machte, die schraubenförmige Mütze auf dem Haupt, in der Hand ein altes Salbentöpfchen, worin er unermüdlich den Seifenschaum zum bevorstehenden Geschäft des Rasierens schlug, pflegte auf diesem Gang die geschäftlichen Befehle zu erteilen, die wir Ordre du jour nannten. Als an einem der ersten Tage nach meiner Genesung die Vorfrühlingssonne eifrig beschäftigt war, die grauen, alten Schneereste aus den Schatten der Mauern und Hecken herauszuschmelzen, und ein milder, hellblauer Tag heraufzuziehn versprach, ein Tag für frisches, frohes Hinauswandern, trat er zu mir und sagte unter eifrigem Rühren des Töpfchens: Fritz, es wird Ihnen vielleicht gut tun, die linde Luft zu genießen. Ich schicke heute Nachmittag den Johann mit dem Wagen an die Eisenbahnstation, um meine Nichte Luise aus Mannheim abzuholen. Sie könnten bei dieser Gelegenheit in der dortigen Apotheke den Topf mit Bilsenkrautextrakt abgeben, den der Kollege neulich bestellt hat, und dann meine Nichte hierherbegleiten. Sie ist ein recht liebes Mädchen. Ihr Vater ist so beschäftigt, daß er sie leider nicht selbst hierherbringen kann. Er wird später kommen.

Ich war natürlich gleich bereit. Was konnte es Schöneres geben, als in diese Luft hineinzufahren? Und außerdem war ich, seitdem ich das Krankenbett verlassen hatte, bereit, zu tun, was man von mir forderte, denn ich fühlte eine unbestimmte Pflicht der Abbitte und eine noch umfassendere, aber nicht schwächere Regung, dankbar zu sein. Beide mochten mir wohl auch den Mut verliehen haben, knabenhafte Schüchternheit abzutun. Ich empfing am Wagenschlag des langsam unter das kleine dunkle Stationsdach hereinrollenden Zuges das schlanke Mädchen, das reisefroh dem engen Abteil entschlüpfte. Bald saßen wir in dem leichten Wägelchen nebeneinander und überholten stolz den alten grünen Stellwagen, der mir Gelegenheit zu Erzählungen gab, die meine Dame in Heiterkeit versetzten. Wie der ältere Bruder dieses klappernden Fuhrwerks letzten Winter bei heftigem

Winde auf offner Landstraße bis auf die Ränder abgebrannt war, wobei die Passagiere kaum zwar nicht ihr nacktes, aber doch ihr in Wintermäntel gehülltes Dasein retteten, so rasch hatte ein unvorsichtig weggeworfnes Streichholz die dichte Strohlage des Bodens entzündet, schilderte ich mit lebhaften Farben und vergaß nicht den Haupteffekt, wie der dicke Handelsjude Schlome, ein Stammgast dieses Fahrzeugs, noch dicker durch seinen Pelzmantel, durch das enge Fenster mit Mühe herausgezogen worden war. Auch daß im Winterschnee, wenn engsitzige Schlitten an die Stelle des Wagens treten, die Post Passagiere verliert, die lautlos in den tiefen Schnee fallen, sodaß der Postschaffner angeblich deren Abgang erst merkt, wenn er, am Ziel angekommen, sie vermißt, worauf er zurückeilend die im Schnee weiterschlafenden findet, und andre Beiträge zur Mythologie des Postwagens trug ich meiner Zuhörerin vor. Zweimal müssen die Fuhrwerke auf unsrer Straße „Steigen" hinauffahren, und beide Höhen krönt eine Waldparzelle; ich ging, so lange der Wagen im Schritt zu fahren hatte, neben ihm her, und es war mir ein wohltuendes Gefühl, die Hand auf demselben Polster ruhen zu lassen, in dem das junge Mädchen lehnte. Anemonen und Schlüsselblumen ziehn dort unter den Buchen, die erst in Knospen standen, an die Straße heraus. Ich reichte die schönsten, die ich pflücken konnte, in den Wagen. Es ist nichts besondres, wenn ein Menschenkind, und nun gar ein junges, sich an Frühlingsblumen freut, die, so unvermittelt und unvermutet, wie sie aus der braunen Erde hervorsprießen, doch so recht geschenkt sind. Wer wäre nicht dankbar, sie zu empfangen? Als ich aber dem Mädchen sagte: Ich habe Ihnen da eine Schlüsselblume gereicht, an der schon ein paar Blüten verwelkt sind, werfen Sie sie weg, wir finden gleich schönere! — antwortete es: Es ist mir so schwer, mich von dieser Schlüsselblume zu trennen, wenn auch einige von den chromgelben Blütenköpfchen schon bräunlich angehaucht sind. Warum sie deshalb gleich wegwerfen? Sie bleiben doch immer ein herrliches Werk der Schöpfung, das ich ungern von mir tue. Wir werfen doch auch ein Kunstwerk nicht in den Staub, wenn es alt geworden ist. Und diese Blumen sind außerdem lebende Wesen, die verschmachten, wenn wir unsre Hand von ihnen abziehen. Wir haben sie nun einmal aus ihrem Boden gerissen, sorgen wir nun dafür, daß sie solange wie möglich am Leben bleiben, es ist doch eigentlich eine Art Pflicht. Gleich nach der Ankunft werde ich sie ins Wasser stellen.

Ich mag das Mädchen erstaunt angesehen haben; das klang ja wie aus Stifter; so hatte ich überhaupt noch niemand sprechen hören, nicht einmal meinen alten Lehrer der Naturgeschichte, der mich zuerst die Pflanzen kennen und lieben gelehrt hatte. Ich schwieg, da mir die Empfindung, die da ausgesprochen worden war, zu fein und zu eigentümlich vorkam, sie zu wiederholen oder mich nachträglich dazu zu bekennen. Aber ich fühlte tief, daß ich eigentlich ebenso denken und handeln müßte, wenn ich nicht noch zu tief in schlechten Gewohnheiten steckte, und ich war gespannt, was dieser feine Mund mir wohl noch offenbaren werde. Einstweilen ahmte er mein Schweigen nach, und ich hatte Zeit, über den wundervollen Effekt nachzudenken, den der Mannheimer Dialekt, aus solchem Munde solche Empfindungen tragend, in dem Ohre eines Hörers hervorbrachte, der ihn bisher als das Idiom von Getreide- und Hopfenhändlern oder Rhein- und Neckarschiffern vernommen hatte.

In den angebräunten niedern Räumen des Apothekerhauses, wo sonst nur die Alten grämlich und heiser redeten und die Jungen verdrossen schwiegen, klang Luisens Stimme hell und heiter. Diese Stimme war vielleicht in ihrer Weise ebenso um einen Ton zu hell, wie Luisens Auge um eine Idee zu groß und zu klar war. Wenn es singend den dunkeln Gang herklang, bald ferner, bald näher, mußte ich an Töne einer Glasharmonika denken, und es drängte sich mir die Frage auf: Kann in so hohem, feinem Tone Seele sein? Lebt etwas darin? Oder klingt nur kalter, heller Kristall? Luisens Auge beruhigte darüber. Es war nur eines. Wer in dieses Gesicht blickte, sah zuerst den viereckigen schwarzen Fleck eines an einem seidnen Band um den Kopf befestigten Stückchens Seide, das das rechte Auge bedeckte. Das Auge war bei einer Operation entfernt worden, die Lider hatten sich für immer geschlossen, die Augenhöhle war etwas eingesunken. Ich fand die Stelle nicht häßlich, aber es lag mir ein schmerzlicher Zug um die zusammengezognen Lider, den der schöne heitere Schwung der Augenbrauen und die freie glatte Stirn wie ein trübes Wölkchen an einem völlig heitern Himmel erscheinen ließ. Jedenfalls stießen sich auch viele andre nicht an dem schwarzen Band und Fleck, denn das übrig gebliebne Auge war von einer solchen Klarheit, daß es mehr als genügte, das Gesicht des Mädchens zu erleuchten, zu beleben. Ich weiß nicht, ob es auch auf andre einen so seltsam anziehenden Eindruck machte, jetzt die augenlose Hälfte dieses Gesichtes, und dann wieder die Hälfte mit dem Leben und Leuchten

des Auges zu sehen. Der Wechsel von Schatten und Licht erinnerte an den Neumond und den Vollmond. Kehrten sie mir die Seite mit dem schwarzen Seidenviereck zu, so lag es wie ein leichter Schatten auf allem, was uns umgab. Jeder Sonnenstrahl, jede Blume leuchtete weniger, und ich glaubte über das feine Gesicht einen Hauch von Trübung sich ausbreiten zu sehen. Wandte Luise den Kopf, da ging es hell durchs Zimmer, und mir kam es vor, als müßte ich im Strahl ihres Auges Sonnenstäubchen tanzen sehen. Ja, diese sonnige Bläue strahlte für mehr als ein Gesicht Licht und Frohsinn aus, das konnte man sehen, wenn Luise unter andern Menschen war: unwillkürlich blieb der Blick an diesem Auge haften. Ich nehme an, daß es etwas größer war, als ein Auge gewöhnlich ist, jedoch gewiß nur um so viel, daß es sie eben gerade überstrahlte; damals dachte ich übrigens niemals daran, sondern sonnte mich nur in seinem Lichte, dankbar wie für eine schöne Blume, für einen hellen Stern. Luisens Gesichtszüge will ich nicht beschreiben; sie waren fein, die Gesichtsform schmal, und über einer schönen Stirn, die keine Falten zu kennen schien, lag aschblondes Haar in einer schönen Bogenlinie, die ein glatter Scheitel in der Mitte teilte; das paßte alles so gut zusammen, daß man in dem Gefallen an der Harmonie der Erscheinung die Regelmäßigkeit und die Lieblichkeit einzelner Züge ganz vergaß.

In den Mienen und in dem Benehmen Luisens war die Mischung entlegner Gaben und Neigungen, die uns mehr als alles andre zu Menschen hinzieht, an Menschen fesselt. Auf ihrer Stirn wohnte Hoheit, in ihrem Auge warme Freundlichkeit, die so weit über Schönheit hinausreicht, aber ihre feinen Nasenflügel sprachen von Ungeduld, vielleicht manchmal von Stolz. In dem weichen Munde zeigte sich ganz von fern eine kommende Weisheit, wie ein Festes, das werden will, und wenn auf ihrer Oberlippe das Licht eines Lächelns aufging, hatte es zwar noch das unbestimmt Heitere der Jugend, aber ich dachte: So muß Pallas Athene gelächelt haben, als sie noch ein Mädchen war. In ernsten Augenblicken fiel aber ein Schatten aus dem klaren Auge darüber, wie wenn in dessen dunkelm Hintergrund ein Gedanke von Wehmut und Trauer vorüberglitte. Sie fühlte wohl die Kühle dieses Schattens, und er verschwand bald.

Alle Menschen, die durch eine auffallende körperliche Eigentümlichkeit, einen Fehler, einen Mangel „gezeichnet“ sind, neigen zu Nachdenklichkeit. Ein Teil ihres Wesens ist einwärts gekehrt,

sie besinnen sich mehr als andre auf sich selbst. Gemeine Naturen gehen im Egoismus oder im Hader mit dem Schicksal auf, edlern ist der Kampf mit dem Wunsche, anders zu sein, nicht erspart. Wer diesen Wechsel von Licht und Schatten einmal erfahren hatte, dem gehörte er zu dem Menschenkind. So dachte der Photograph nicht, der in jener Zeit der erst werdenden Lichtbildkunst mit einem unvollkommnen Apparat und mangelhafter Fähigkeit von Dorf zu Dorf zog. Er nahm Luise natürlich von der sehenden Seite auf, und wer das Bild sah, mochte denken: Wie neckisch trägt diese junge Dame ein schwarzes Bändchen schief über dem Ohr. Als ich das Bild sah, das nach der damaligen Mode wie lackiertes Blech glänzte, entfuhr mir der Ausruf: Welche Lüge, welche Feigheit! Nur ihr ganzes Gesicht ist ähnlich. Ohne das andre Auge ist es gefälscht!

Ein ganz wolkenloser Himmel kann nicht über einem solchen Leben stehn. Freundschaft und Liebe bringen ihm heißere Sonne, aber auch schwerere Stürme. Es neigt sich gern zu andern, die freier, heiterer im Leben aufgewachsen sind, und rankt sich an ihnen auf bis zum Verluste des eignen Schwerpunkts. Uns andre reizt nur das Schöne, für jene hat immer auch das Gesunde, Normale einen Wert, den wir nicht nachfühlen. Kurz, es gibt für sie mehr Anziehungspunkte außerhalb ihrer Persönlichkeit, die darum leichter schwankt und sich neigt.

In Luisens Wesen überwog nun äußerlich der Eindruck des Ruhens in sich selbst, gesteigert bis zum Herben, Verschlossenen. Es ist etwas vollkommen Blumenhaftes um die frühe volle Entwickeltheit junger Mädchenseelen; wie eine Blume kommt sie über Nacht, und man freut sich ihrer ohne Warum? und Wohin? Der junge Mann, der nicht aus dem Werden herauskommen kann, der das Gefühl hat, nie fertig werden zu sollen, steht bewundernd im Anblick einer solchen Menschenblume, deren Reiz ihn kein Lesen und kein Lernen lehren konnte. Sie steht hoch über ihm, wie eine nie gesehene Alpenblume in unerreichbarer Felsenhöhe, er begnügt sich, sie bewundernd anzusehen. Aber warum öffnet sich diese Blume nicht? Kann es Menschen geben, die nur knospen?

Wir jungen Leute lebten in dem engen Hause so nahe beisammen, wie konnte es fehlen, daß wir uns näher kamen? In die Ferne hinauszuschweifen, entdeckungslustig „mit tausend Masten" ist Jugendrecht. Glücklicher Heißhunger der Jugend nach neuen Menschen, neuen Dingen! Der Horizont war lange so enge,

und was er umschloß, war längst bekannt; was nun neu an ihm auftaucht, ist eine Entdeckung, und nichts kann uninteressant sein, was die Erfahrungen eines jungen Gemütes zu bereichern verspricht. Es war mir schon eine Freude gewesen, die freie Stunde eines stillen Winternachmittags in der Schusterwerkstätte des alten Adam zu sitzen, wo der Glanz der wassergefüllten Glaskugeln zum Nageln und Hämmern und zu den Erzählungen von Handwerk und Wanderschaft leuchtete. Ich hatte auch des Abends mit Knechten und Mägden um das Herdfeuer gesessen und hatte gern dem ewig paffenden Knecht einen glühenden Span für die Pfeife gereicht. Aber die Unterhaltung mit Luisen war doch etwas ganz andres, denn auf das, was sie sagte, kam es dabei gar nicht an; der Laut ihrer Stimme und der Glanz ihres Auges lieh allem einen höhern Wert, ihr Gespräch kam mir wie ein blühendes Bäumchen oder wie eine Druse köstlicher Kristalle vor. Wenn ich von den Meinen in der Heimat sprach, hörte sie mit stummer Teilnahme zu, wenn wir aber unsre gemeinsamen Erinnerungen an die Straßen der Stadt und die Waldwege, die sie umgeben, an den Markt und das Theater, an die stadtbekannten Persönlichkeiten austauschten, da lebte sie auf, da leuchtete manchmal sogar ihr Auge und stieg eine Röte in ihre Wangen, die von einer freudigen Teilnahme zeugte. Es war ihr vielleicht von meinem Heimwehzustand des vergangnen Winters berichtet worden, und ich wagte mir einzubilden, daß sie mir mit dem Eingehen in diese Heimatsgespräche noch nachträglich wohltun wolle. Jedenfalls geizte ich nicht mit dem wärmsten Gefühle des Dankes.

Dabei konnte ich nicht aufhören, die Weltkenntnis und das sichere Urteil Luisens zu bewundern. Mit der richtigen Ahnung für das Wirkliche, die Mädchen schon in die Kinderschule mitbringen, nahm sie aus ihrer engen Welt die Maße für die weitere. Was war nicht alles willkommner Gegenstand unsrer Gespräche! Von den Geheimnissen des Glaubens bis zu denen der Küche oder des Gartens reichte die Skala. Die Rätsel des Lebens lagen noch so tief in der Erde, wir warfen sie uns einander zu, wie Knaben mit Eicheln oder Roßkastanien Ball spielen, aus denen ein mächtiger Baum werden wird.

An schönen Maitagen war es Sitte, auf den Basaltkegel des Steinberges zu steigen, der unsre Gegend beherrscht, und sich einmal die Welt von oben anzuschauen. Es war, als wollten sich die Menschen nach dem langen Winter versichern, daß sie

wieder, wie letztes Jahr, im Sonnenglanz vor ihnen liege. Und da dort oben ein paar Pflanzen wuchsen, die in unsrer Flora selten sind, der Sage nach sogar der schöne Frauenschuh, verschönte noch der Reiz des Schätzesuchens diesen Ausflug. Luise und ich verabredeten, den Sonnenaufgang von dort oben zu sehen, und die alten Schauinslands ließen uns in dunkler Nacht hinausziehen, nachdem sie einen Tag lang die Köpfe geschüttelt und über die warme Kleidung, die für Luise geboten sei, lange Gespräche geführt hatten. Für mich hatte es nur eine Sorge gegeben: welche Laterne für die erste dunkle Stunde den Weg am hellsten erleuchten möchte, damit Luise sicher dahinschreite.

Wer, der einen Menschen gern hat, wünschte nicht, einmal mit ihm auf einem Berggipfel zu stehn, eine ferne Welt zu Füßen und den Himmel allein ganz nahe zu Häupten? Es ist der Gipfel der Einsamkeit, und da wir nun von Erhabnem rings umgeben sind, fällt alles Niedrige von uns ab. Wir brachen lange vor der Dämmerung auf. Dort stand die scharfgezeichnete und doch so zarte, fast durchsichtige Silbersichel: ihr Licht kam mir golden vor, und von der Kühle der Frühmorgenluft spürte ich nichts. Wir schritten durch die Tauperlen des Grases, ohne eine abzustreifen, so kostbar kamen sie uns vor, wir sahen den Morgenstern noch heller und die Mondsichel blässer werden, wir hörten die schlafenden Dörfer erwachen und sahen die ersten Arbeiter aufs Feld hinausziehn. Bis wir an den Fuß des Steinbergs kamen, lagen auf manchen Wiesen schon dichte Reihen gemähten Grases. Der Morgenwind ging warm von Südost her und schob lange, schwere, graue Wolken vor die Sonne. Nicht als Feuerball stieg diese empor, sondern als glühender Lavastrom floß sie durch die Spalten des Gewölks, das sich auszubreiten und in Nebelwolken heraufzuwogen begann, die das zerstreute junge Sonnenlicht golden anglühte. Auf dem runden Gipfel, wo die schwarzen Blöcke des Basalts wie eine zerbrochne Mauer liegen, stand der Nebel vor dem West- und Nordhimmel dicht, als gelte es, eine neue Mauer aufzubauen, und nur hoch oben blaute es unbestimmt. Mit der Aussicht war es nichts. Von Osten her drang nur noch ein silbernes Licht durch, dieses aber warf unmerklich dunkler den Schatten des Berges auf die graue Wand vor uns, sodaß man jeden Block unterscheiden konnte, und unsre Gestalten dazu, seltsam in die Höhe gereckt. Es war sonderbar, wie jede Bewegung in die Höhe zu schießen schien. Manchmal umgaben goldne und bläuliche Säume die Umrisse. Als ich hinter

Luise trat, wollten unsre Nebelbilder sich verschmelzen. Luise aber trat zur Seite und beeilte den Abstieg zu einer mauergeschützten Stelle, wo wir uns mit befreundeten Wandrern trafen, die von andern Seiten heraufgestiegen waren. Diese hielten nicht viel von einem Berggipfel im Nebel und saßen schon um ein loderndes Reisigfeuer, über dem der Kaffeekessel hing. Wir aber waren in aller Stille stolz, früher oben gewesen zu sein und mehr gesehen zu haben, und aus Luisens Gesprächen hörte ich mit inniger Freude ihren warmen Anteil an unsrer gemeinsamen Wanderung heraus. Welches Glück in dem gemeinsamen Besitz noch so beschränkter Erfahrungen! Waren nicht sogar die Sterne unser, die wir am Morgen bewundert hatten und am Abend bei der geräuschvollern Heimkehr wiedererkannten?

Ich vermied es, auf dem ganzen Wege Luisen zu berühren, da ich ahnen mochte, daß ein für Körperelektrizität nicht leitender Zwischenraum für uns von Heil sei. Ich war es zufrieden, wenn ihr freundlicher Blick dem meinen antwortete, und wenn wir in unsrer Unterhaltung dem Gewöhnlichsten den Reiz persönlichen Interesses beilegten, der allen Dingen Wärme und Leben gibt. Freundschaft und Liebe übertreffen noch weit Kunst und Dichtung in der Gabe, alles und jedes aus der Sphäre der Gleichgiltigkeit erheben, beseelen, idealisieren zu können. Sicherlich haben beide dazu beigetragen, die Welt schöner, befreundeter zu machen, denn nicht alle Gefühle dieser Art gehn mit dem Augenblick verloren, der sie hatte entstehn lassen. Die Schlüsselblumen haben dauernd für mich an Wert gewonnen, seitdem ich wußte, daß Luise sie so sehr liebte. Und das Brückengeländer, wo wir beide oft standen und in Pausen ernster Gespräche den stillen Bach unter uns wegfließen ließen, kam mir wie ein Sinnbild des Glücks vor, das fest steht, während die Zeit darunter unmerklich rasch vorübergeht. Freunde sollen einander fördern, sagte ich einmal, als wir zusammen dem Bache nachblickten. Das können sie am besten, wenn jeder die Arme frei hat. Nehmen wir an, wir sollten diesen Bach auf einer schmalen Planke überschreiten, Sie gehn hinüber, ich halte die Planke, damit sie nicht zittert. Leute, die einander lieb haben, meinen, sie müssen mit verschlungnen Armen zusammen hinübergehn, und eins zieht das andre hinab. Ein Freundespaar handelt also vernünftiger als ein Liebespaar. Ist es nicht so in vielen andern Fällen?

Luise lächelte fein. Ihre Rechnung wäre richtig, wenn nicht diese Leute sich glücklicher fühlten, wenn sie zusammen ins

Wasser gefallen sind, als andre, die den Weg trocken zurückgelegt haben.

Es mag nicht ganz ungefährlich sein, in das Wasser zu fallen, über das die Planke der Freundschaft führt. Ich habe die Idee, es sei tief. Es ist so schön, in stilles tiefes Wasser einzutauchen. Aber werden die beiden so leicht wieder ans Licht kommen?

Das brauchen sie vielleicht gar nicht. Es soll Augenblicke geben so voll Glück, daß dahinter nichts mehr ist, was die Mühe zu leben lohnte.

Was mochte das Mädchen denken? Ich verstand es nicht. Daß diese Freundschaft jeden Tag verschönte, stand mir fest genug! Nichts auf der Welt kam mir so sicher vor. Ein Händedruck, ein stummer Vertrag, und daruntergesetzt die Unterschrift eines jungen Herzens voll Glaube: was gibt es Sichereres für dieses Herz?

Ich ging ganz in dem Genuß des Umganges mit einem Menschen auf, der besser, schöner und viel, viel gescheiter war als ich. Im Grunde war es der Ehrgeiz, einen solchen Kameraden zu gewinnen, der mich zu ihr hintrieb, und später der Stolz, sie zum Freunde zu haben. Darum durfte auch neben dieser Kameradschaft noch so manches andre in meiner Seele Raum haben; wäre es Liebe gewesen, die hätte jede andre Regung ausgetrieben. Für so junge Gemüter, wie das meine, liegt in früher Liebe die Gefahr, daß sie den Menschen allein haben will, ihn im wahren Sinne des Worts beherrscht, deshalb ein Stehenbleiben der ganzen innern Entwicklnng, soweit sie eben nicht Liebe ist, ein in die Blätter verfrühtes Schießen ohne Blüten und Frucht, was der Gärtner Vergeilen nennt. Dem Gefährten, den man bewundert, es nachzutun, die Freude darüber, daß er unsre Freuden teilt, vereint zu denken und zu wollen, was man vorher einsam und freudlos gedacht und gewollt, das ist die Blüte der Freundschaft. In einem werdenden Menschen ist der Trieb zur Unterordnung, er will folgen, will geführt werden, und diesem Trieb nachzuleben, macht sein Glück aus. Mein Blick zu dem Mädchen war immer nur aufwärts gerichtet, und wenn sie etwas billigte, was ich tat, oder einen Gedanken teilte, war ich eben so glücklich, wie wenn ich etwas besser machen konnte, was sie rügte. Ich erinnere mich, daß ich einen ganzen Tag glücklich war, als Luise mit einer Nelke von wunderbarer Weiße im Mund mir früh aus dem Garten entgegenkam. Es war eine Antwort auf die Rede von gestern Abend, wo ich von den Nelken erzählt hatte, die eben aufgingen, und gemeint hatte, sie seien weißer als weiß,

weißer als Schnee, und man müsse in ihrem Anschauen glücklich sein, ein solches Wunder sehen zu dürfen. Nelkenkenner wissen wohl, welches Weiß ich meine; es gibt nämlich weiße Nelken, denen durch eine ganz entfernte Beimischung von Purpur eine Glut ihres Weiß verliehen wird, für die ich in der Natur nur blendende, leuchtendweiße Sommerwolken zum Vergleich nennen könnte. Von diesen Wunderblumen trugen wir nun beide, solange sie blühten, recht volle Exemplare im Munde. Und als Luise sich eine nach Bauernart hinters Ohr steckte, tat ich es natürlich nach, ließ es jedoch auf ein vernehmliches „Narr!", das brummend aus dem Munde der Schraube kam.

So wie zwei unsichtbare Linien von unsern Augen ausgingen, die sich in jenen Himmelslichtern schweigend trafen und begrüßten, so strahlten von unsern Herzen Linien in die ganze Welt, die uns umgab. Es wurden ihrer immer mehr, und sie flochten sich immer dichter zusammen. Wie konnte es anders sein?

So natürlich, wie Knospen junger Pflanzen die Erdschollen heben und zur Seite drängen, um in Licht und Sonnenwärme zu gelangen, schlossen wir zwei jungen Menschenkinder uns gegen den Druck des alt und kalt gewordnen Hauswesens bei Schauinslands zusammen, und indem wir uns gegenseitig zustrahlten, wurde es lichter und wärmer um uns her.

Schöne Tage, wo alle Wünsche schweigen. Keins von uns wollte, daß es anders kommen, niemand dachte daran, ob solche Freundschaft nicht einmal die Blüte der Liebe treiben werde.

Es kam die Zeit, wo auch in den Gärten die Erde umgegraben wird, nachdem auf den Äckern draußen die Sommerfrucht längst eingeeggt ist. Es ist nicht gerade eine leichte Arbeit, die schweren Erdschollen zu durchschneiden, umzuwenden und zu zerkleinern, aber es ist eine hoffnungsvolle, und trotz den Schweißtropfen, die sie kostet, hat sie etwas von der Vorbereitung einer Frühlingsfeier: das häßliche, vom Frost entfärbte und vom Schnee zur Erde gedrückte Herbstgestrüpp wird nun entfernt, der Boden wird gereinigt, das Umgraben bringt frische Erde an die Oberfläche, die braun glänzt, Hacke und Rechen säubern sie, und alles ist zum Säen und Pflanzen bereit. Ist es nicht, als ob alle die Schätze, die die Sonne aus dieser Erde hervorlocken wird, nur warteten, bis die Strahlen sie wecken? Wenn die Erde im Herbst verarmte, im Frühling wird sie wieder reich, und ich zerbröckelte jede Erdkrume mit dem Gefühl: Wieviel Keime mag sie bergen! Jetzt ist sie in Wahrheit die Muttererde! Glücklich,

wer säet und erntet! Er lebt etwas vom Leben der Natur mit, das sein eignes Lebensgefühl erhöht.

Ich pflanzte vielerlei in diesem Frühling, ein Apothekergarten trägt alle die Würzpflanzen, deren Pflege Karl der Große in einem berühmten Briefe seinen Gutsverwaltern ans Herz gelegt hat, und dazu noch vieles andre, was die Zeit dazugefügt hat. Außerdem sind die Apothekersleute Menschen wie andre, die Gemüse und Salate, Rettiche und Gurken, Lauch und Zwiebeln brauchen. Das alles ist beetweise abgeteilt, und während einiges fortwächst, wie es gesät wurde, sät man andres in besondre geschützte Kastenbeete, aus denen dann die Pflänzlinge, wenn sie stark geworden sind, ins freie Land verpflanzt werden. Kressen gehören zu den Gartenpflanzen, die man am frühesten aussät; wenn der Winter früh gegangen ist, vertraut man die kleinen rotbraunen Körnchen schon in den letzten Tagen des Februars der Erde an. Man sät sie, um einen frühen Ostersalat zu haben, und weil ihr Grün früh die braunen Beete verschönt.

So wie der Malerlehrling, der zum erstenmal einen vollen Pinsel in die Hand bekommt, an die nächste beste Wand unfehlbar die Linien kleckst, die ihm gerade als schaffenswert vorschweben, so trieb es mich, von der Keimkraft der Körnchen, die mir anvertraut waren, den schönsten besten Gebrauch zu machen. Wie oft schon hatte ich der unverständigen Neigung nachgegeben, *ihren* Namen dorthin zu schreiben, wohin die Sonnenstrahlen ihn zu lesen kamen. Und so säte ich denn, oder es säte ein Wille in mir, der halb Spieltrieb war, ein schöngeschwungnes L auf ein noch freies Beet. Nach zehn warmen Frühlingstagen, die ein kräftiger Regen unterbrach, sah ich die winzig kleinen Doppelblättchen der Sämlinge hervorkeimen, alle rundlich, auseinandergefaltet, wie bittende Händchen, in deren Mitte dann erst die zerschnittenen und krausen Blättchen der Gartenkresse wie zierliche grüne Blütchen aufknospten. Dazwischen kamen junge Gräser, die senkrecht wie ganz feine grüne Linien, ein Heer von Spießen, erschienen; manche waren auch zusammengebogen, und die Spitze konnte sich nur freimachen, indem sie die dunkle Erde mit Schnellkraft empor und beiseite schob. Mein erster Gedanke war Freude über das gelungne Werk. Wenn das so fortsproßte, mußte das L bald sichtbar sein, und schon sah man einige Umrisse seiner Bogenlinien. Den nächsten Tag war es schon fast zu erkennen. Da kam mir eine Art Scham über die unzarte Entschleierung eines tiefen Gefühls, verschärft durch Zweifel, wie Luise meine Freiheit

aufnehmen werde; und zum erstenmal dachte ich daran, daß alle es sehen würden, und was ich antworten würde, wenn sie fragen: Warum? Ich trat an das Beet heran und sah die Pflänzchen und Keime zerstreut stehn und die braune Erde dazwischen vorschauen; da war kein L zu sehen, ich schöpfte die Hoffnung, es sei nicht aufgegangen. Aber wenn ich zurücktrat, da leuchtete der liebe, gefürchtete Buchstabe mich verhängnisvoll deutlich an, und der folgende Tag verscheuchte jeden Zweifel. Nun mußten es auch die sehen, denen es im Grunde gleichgiltig sein konnte, ob ein L oder ein X, für die aber die Frage von brennendem Interesse war: Wer hat den Buchstaben hingesät? Und was hatte er für eine Absicht dabei?

Des Mittags nach der Suppe kam die Frage, die kommen mußte. Wer hat nur die Kressen in so sonderbaren Schnörkeln gesät? Die Hälfte des Beetes ist leer. Das ist sehr unökonomisch und hat doch gar keinen weitern Zweck. Also sprach der Mann mit der Schraube und rückte seine Mütze aufs Ohr. — Die Kressen habe ich gesät, antwortete ich mit einer Stimme, von der ich mir später vorredete, sie sei eisig gewesen; vielleicht zitterte sie jedoch etwas, denn ich fühlte mein Herz so gegen die Tischkante pochen, daß ich von ihr abrückte in der Furcht, der Tisch mit allem, was darauf war, werde ins Pulsieren und Klirren kommen. — Und warum haben Sie das Beet nicht vollgesät? — Ich hätte nun antworten können: Weil der Samen nicht reichte, schämte mich aber jeder Ausflucht. — Es kam mir so der Gedanke, es sei schöner, auch einmal eine Figur hineinzusäen. — Und was soll es denn vorstellen? — Das weiß ich augenblicklich selbst nicht, es wird mir erst einfallen, wenn es weiter heraus ist.

Die fragende Miene des Inquisitors belehrte mich, daß er das L noch nicht so bestimmt gesehen hatte wie ich. Die praktische Erwägung seiner Hausfrau: Das gibt nicht einmal eine ordentliche Schüssel voll Salat! schloß brummend das Verhör. Aber im Aufstehn vom Tisch, das ich heute beeilte, traf mich ein so neckischer Blick aus Luisens Auge, daß ich meinte, es träte der allerhellste Stern hinter Wolken vor. Sie weiß es, was kümmern mich die andern; und sie zürnt nicht!

Wir lehnten den Nachmittag an der Brücke, die über den Bach rechter Hand in den Garten führt; an dem leuchtenden Frühlingssonnentag war es eine Wohltat, den Bach entlang über den dunkeln Wasserspiegel hinzusehen, auf den Erlen niederhingen,

deren Laub noch nicht schwarzgrün wie im Sommer war. — Sehen Sie, wie ernst im hellgrünen Glanze die schwarzen Früchtchen stehn? Das ist gerade das Gegenteil von dem, wie es am Abend hier aussieht, wenn die Sterne in dem schweigenden Wasser liegen wie eingesprengtes Gold in einem ganz dunkeln Kristall. — Solcherlei und andres, meist wohl ziemlich weit hergeholtes, sprach ich zu dem Mädchen, das nicht viel antwortete, aber nicht ungern zuzuhören schien. Ich hatte mit der Zeit das Gefühl, daß das ein Herumreden sei. Das blaue Auge richtete sich sehr hell auf mich, aber nicht so völlig kristallhaft kalt, wie es wohl blicken konnte; ich dachte an einen ganz hellen Saphir, den ich auf dunkelm Sammet hatte liegen sehen. Ihre Lippen öffneten sich nicht, sie wußten wohl, daß die Frage dieses Auges mir nicht unverstanden blieb; auch meine Lippen waren versiegelt, aber mein Auge sagte: Ja, ich habe das L gesät, und die Röte, die ich in den Wangen fühlte, bekräftigte es: Ja, er hat wirklich die Keckheit gehabt. So sahen wir uns an, und ich weiß nicht, warum ich meinen Blick nicht von dem ihren lösen konnte. Es war ein unbestimmtes Vertrauen, dessen ich aus diesem Auge nicht genug schöpfen konnte. Und endlich brach es wie ein Quell hervor: Wie schön ist es doch, daß Sie jetzt da sind, wo die Sonne jeden Tag heller und wärmer scheint, Fräulein Luise. Es wurde vorher schon schön und gut von dem Augenblick an, wo Sie kamen, und nun wird jeder Tag herrlicher. Für mich sind Sie der einzige Mensch, an den ich mich hier anschließen konnte, Sie sind jung — Aber nicht so jung wie Sie, Fritz, warf sie lächelnd ein — und haben nichts mit dem Geschäft zu tun, Sie kommen aus meiner Stadt und kennen sogar die Straße, wo meine Eltern wohnen, für das alles bin ich Ihnen dankbar. Ich weiß wohl, daß das Dinge sind, die Sie ganz gleichgiltig lassen, Sie sollen sich auch gar nicht darum kümmern, Sie haben ja besseres zu tun. Aber wenn ichs kurz sagen soll, ich freue mich eben einfach, daß Sie da sind, sehen Sie, es ist nicht anders, als wenn wir jetzt Morgens einen so recht dicken Strauß Anemonen in das alte dunkle Apothekenzimmer stellen, das leuchtet wie ein Sonnenstrahl, und alles nimmt von dem Licht der frohen Blumen an und wird selbst hell und froh davon. Der Blumenstrauß allein weiß nichts davon. So, Fräulein Luise, ist es mit Ihnen.

Luisens Auge lachte hell, als sie sagte: Es ist ja recht schmeichelhaft, mit einem ganzen Strauß Frühlingsblumen ver=

glichen zu werden. Mir wäre es genug, wenn Sie mich mit einer einzigen Blume verglichen.

Nein, das geht nicht, sagte ich; wegen des Lichts muß es ein Strauß sein, denn im Vergleich mit der Freude, die aus Ihrem Gesicht auf die Welt ausgeht, ist eine Anemone nur Dämmerung. Nein, es muß etwas Leuchtendes sein, was man mit Ihrem Angesicht vergleicht.

Luise errötete, wollte nicht weiter darüber geredet haben, ob Strauß oder Blume, sondern fragte mit demselben schelmischen Lächeln, das ich vorhin über ihr Gesicht hatte gleiten sehen: Ist es wirklich ein L, das Sie mit Kresse angesät haben?

Ja, und Ihr L, nur Ihres, das höchste L, das es gibt. Mit Kressensamen, der es schnell verrät, sät ich es gern auf jedes frische Beet.

Nicht weiter, fiel mir Luise ins Wort, und ich verstummte, im stillen halb und halb erstaunt, mich freuend über meine eigne Kühnheit. Als aber nun Luise mit kühler, absichtlich gesetzter, fast geschäftsmäßiger Stimme sagte: Es ist nun da und wächst. Was tut man damit? Zum Ausroden ist es zu spät! — bewunderte ich, wie so oft schon, ihre ruhige Überlegenheit und wollte nicht zurückbleiben: Befehlen Sie es, so rode ich es doch noch aus.

Dazu ist es schon zu spät. Man hat den Buchstaben einmal erkannt. Die Frage ist nur: Was tun wir damit? Onkel, Tante, die Köchin Kathi und alle, die in den Garten kommen, sehen es, und bei diesem Wetter wird es jeden Tag auffallender, nächstens — und sie lächelte höchst liebenswürdig — wird es wie ein Transparent in die Welt hinausleuchten. Ich frage Sie, was fangen wir damit an, ehe es uns über den Kopf wächst?

Ich wußte keinen Rat, meinte aber, die Sache sei gar nicht so gefährlich, jetzt, wo ich wisse, daß sie es nicht mißverstehe und mir nicht zürne, nähme ich es gern auf mich, möchten doch die andern sagen, was sie wollten.

Fräulein Luise schien nicht damit einverstanden zu sein, das grünende L so auf die leichte Schulter zu nehmen. Man wird fragen, warum Sie den Anfangsbuchstaben gerade meines Namens hingesät haben, warum nicht des Ihrigen? Ein F ist gerade so leicht zu säen wie ein L, und gewöhnlich verewigen doch die Leute am liebsten ihren eignen Namen.

Fräulein Luise, Sie wissen ja jetzt, warum ich es getan habe. Ich konnte wahrlich nicht anders.

Mein Onkel wird es kaum glauben, und Tante sicherlich nicht, sie werden annehmen, Sie seien in mich verliebt! — Dabei errötete sie sehr lieblich, wirklich anemonenhaft, und ich fand es sehr lieb, daß sie diese Worte so zögernd aussprach, gerade weil sie dabei noch mehr errötete. Zum Glück war aber mein Gewissen ganz rein. Verliebt? Kein Gedanke. Ich konnte ihr mit der offensten Miene von der Welt antworten: Von Liebe ist keine Spur dabei, dafür stehn Sie viel zu hoch über mir. Mein Ehrenwort, daß ich auch nicht mit einem Gedanken daran gedacht habe, als ich die gefährlichen Körnlein da ausstreute. Warum soll man denn nur den Namen einer Geliebten mit Kressensamen auf ein frisches Beet streuen können, und nicht den eines Freundes, einer Freundin? Muß denn überall Liebe mit dabei sein? Wäre ich Kressensamen, ich verbäte mir, so ohne weiteres und einseitig immer nur mit Liebe verbunden zu werden. Ich habe einmal von der Liebe gelesen, daß wenn sie einmal gekommen ist, sie wächst und wächst, wie die Flut, überall hindringt, alles ausfüllt. Das muß wahr sein, denn überall liest, überall hört man von ihr, und die reinste selbstloseste Freundschaft muß sich für Liebe beargwöhnen lassen. Ich weiche dieser Flut nicht, und wenn ich so einsam vor ihr stünde wie die Felsenklippen vor Helgoland.

Ich mußte wohl bei dieser Rede wider die Liebe etwas pathetisch geworden sein und die Hand aufs Herz gelegt haben, denn Luise bat mich lachend, keine so bedenklichen Gebärden zu machen. Aber ich war glücklich, einmal so offen reden zu dürfen. War es doch nicht bloß ein Bekenntnis an das Mädchen, sondern die Aussprache einer jugendlichen selbsterrungnen Anschauung von Dingen, die mir die wichtigsten erschienen.

So tief wie Paris unter den Helden der Ilias steht mir die Liebe unter der Freundschaft. Mögen die Dichter sie in krankhaften Versen besingen, die Freundschaft steht mir in jeder Hinsicht höher, und das ist es, wenn ichs denn offen sagen soll und darf, was ich für Sie empfinde, aber ich würde durchs Feuer für Sie gehen.

Luise war nachdenklich geworden. Dann verlangen Sie dasselbe auch von mir? Und wenn ich nun nicht dazu bereit wäre? Freundschaft muß gleich an Opfern und Empfangen sein.

Wie könnte ich an Gleichheit denken, Ihnen, Ihnen gegenüber! Unmöglich. Ich bin Ihnen so verschuldet, werde niemals imstande sein, das abzutragen, was Ihre Gegenwart mir ist,

und was Ihr Erscheinen in diesem Hause mir geworden ist. Dulden Sie es einfach, daß ich Sie dankbar verehre, ganz von unten herauf nur, und fragen Sie nicht weiter. Wenn ich lästig bin, sagen Sie mir ein Wort, es genügt, und ich ziehe mich zurück.

Sie übertreiben augenscheinlich. Denn was kann mein Erscheinen für Ihre hiesige Existenz bedeutet, was bewirkt haben? Soweit ich sehe, ist sie noch eben so, wie sie vorher war. Was sollte ein Mädchen daran ändern können? Doch gut, Sie wollen nicht, daß ich frage. Da wir aber gute Freunde sein sollen, so erlauben Sie mir den Rat, zu dem ich als Freundin berechtigt bin, die vier Jahre älter ist: Leben Sie nicht in Illusionen, besonders nicht mit Bezug auf mich; ich bin ein äußerst fehlerbehaftetes Geschöpf.

Ich ließ Luise nicht ausreden, denn das klang ja fast absurd, und reichte ihr die Hand. Sie drückte sie lachend und meinte, es solle damit allen Förmlichkeiten und für immer genügt sein. Ja, für immer, rief ich begeistert; aber das grünende L erschien mir, und ich fragte kleinlaut: Wie ist es nun mit den Kressen?

Die nehme ich auf mich, und wenn sie herangewachsen sind, essen wir sie als Pfand der Freundschaft auf, recht jung und zart, damit das L bald verschwindet, und Onkel und Tante werden dazu geladen.

Und müssen noch obendrein Acetum vulgare und Oleum olivarum dazu geben.

* *
*

Es war eine ganz hübsche Episode gewesen. Aber ich müßte lügen, wenn ich nicht einräumte, daß mir ein Stein vom Herzen fiel, als das grüne L in Gestalt des Kressensalats, wie er so zart noch kaum gegessen worden ist, verschwand. Ich hatte mit steigendem Mißfallen und sogar mit Reue die Kresse wuchern und treiben und den Buchstaben wie mit Bosheit immer deutlicher machen sehen, und ich sehe jetzt ein, daß der Hauptgrund davon eine innere Unsicherheit war, ob nicht dennoch Liebe es gewesen sei, die im Gewande der Freundschaft mir das Samenkorn dieser lyrischen Idee in die Seele geworfen hatte. Am Abend des verzehrten L lag auf meinem Tisch ein feines Sträußchen aus Kresse mit einer Aurikel in der Mitte, und von diesem Grün

und Goldbraun umhüllt trug ein schmaler, langer, zusammengerollter Streifen Papier folgenden Vers:

> Wenn es die Kressensaat zu schnell verrät,
> Was für ein Name dir im Herzen steht,
> So nimm und mische alles zum Salat
> Und salze ihn mit Tränen, dies mein Rat.
> Doch iß die Kresse jung, wenn sie recht zart,
> Und sprich dazu: Mein Herze, werde hart.

Ich kannte nicht die Hand, doch ertappte ich mich, wie ich den Streifen küssen wollte. Ich zerdrückte eine Träne und sagte froh nichts weiter als: Freundin!

* * *

In meinem Tagebuch finde ich folgende Aufzeichnung aus dieser Zeit: Nun keimt es wieder Blättern und Blüten entgegen. Aus dem steinigsten Erdreich treiben grünende Keime, und schwache Hälmchen spalten mit gewaltiger Triebkraft die Erdschollen. So leuchten am Himmel neue Sterne auf aus dem Dunkel, man ahnt kaum, woher und warum? Doch freut man sich, daß die Welt nicht feiert, und daß der alte Gott nicht karg geworden ist. Ein solcher Stern warst du. Als du in unsre Nacht hineinleuchtetest, sagten wir: Das Schicksal hat noch immer Gaben frei.





5. Mein Dorf

Jam summa procul villarum culmina fumant,
Majoresque cadunt altis de montibus umbrae.
Vergil

In der Geographie nennt man unser Land ein welliges Land, ein welliges Hügelland. Wer diesen Namen liest, ohne das Land gesehen zu haben, was kann er sich dabei denken? Ich habe mir auf der Schulbank gar nichts dabei gedacht, oder wenn ich mich einmal zum Denken aufschwang, so erweckte das Wort „wellig“ höchstens die Vorstellung, wie unterhaltend es sein müsse, eine wellige Wiese herabzurollen, wo man von dem Stoß der obern Welle aus dem Tal darunter über die zweite Welle wegbefördert würde, und so immer weiter mit beschleunigter Geschwindigkeit. Jetzt, wo ich es jahrelang gesehen habe, weiß ich das ganz anders. Unser Land ist wellig, das heißt, daß die Häuser und Höfe bald oben und bald unten sind, wie die Schiffe auf wogender See. Man geht leicht einen Abhang hinab, ohne es zu merken, zehn Schritte vielleicht, und wie man sich umsieht, ist der Hof verschwunden, der eben noch hinter uns stand, vielleicht sieht man noch eben seinen neu aufgesetzten Schornstein, das einzige Weiße zwischen Himmel und Wiese, zwischen Blau und Grün und an dem braunen Hause. Dafür taucht auf der andern Seite ein glänzender Kirchturmhahn auf oder die Kreuzung von zwei Dachsparren oder die lange Horizontale eines Scheunendaches; noch viel öfter schwillt und quillt das Dunkel einer Baumkrone wie das tiefe Schattenbild einer Wolke hervor. Aller paar Schritte ändert sich das Bild, immer ist es im Wachsen oder Abnehmen, wie angesteckt vom Mond mit seiner Wandelbarkeit. Ein solches Land zerlegt die Aussichten in Höhenschichten. Von einem Punkte über Eichelberg, wo ich gern lag, sah ich zuerst einen breiten, grünen Rücken, den man für flach gehalten hätte, wenn nicht alle Ackerfurchen und Raine

auf ihm in Bogen verlaufen wären, dann den blendend weißen Turm von Altenloch mit einer grauschwarzen Zwiebelkuppel. Einsam steht er wie ein Leuchtturm am wogenden Meere; das Schiff der Kirche sieht man von hier nicht. Dahinter und darüber zieht ein dunkler Waldsaum, den überragen noch eben ein paar Baumkronen und das lange braune Dach von einem ganz oben liegenden Hof. Soviel Dinge ich sehe, soviel Bodenschwellen ziehn von mir hinaus. Und da Kirchtürme, Scheunendächer und die Kronen von Eichen-, Ahorn- und Birnbäumen immer am höchsten ragen, bilden sie eine Art von Aristokratie in dieser Landschaft. Nur Raubvögel, die man manchmal über ihnen kreisen sieht, streben noch höher hinaus. Und über allem schweben die Wolken, die wegen der höhern Berge, die nicht fern sind, und wegen des feuchten und warmen Rheintals auf der andern Seite oft sehr schön sind. Wir haben besonders schöne, leuchtend weiße Wolkenballen des Nachmittags und herrliche Wolkenschichten über den blauen Westbergen des Abends. Frühmorgens liegen im Spätsommer und Herbst weiße Wolkendecken und -schlangen im Rheintal.

Da es in unserm Lande sehr viel einzelne Höfe und hohe Bäume im Felde gibt, hat jede Bodenwelle ihr besondres. Eine trägt Wiesen und schaut hellgrün über eine andre mit goldbraunen Haferfeldern, und darüber hinaus wogt es walddunkel. Ein unvergeßlich anheimelndes Bild ist der Hof mit seinem langen, hohen Dach, das stolz den reichen Erntesegen birgt, die Glocke darauf, die zur Arbeit und zur Rast ruft, und darüber steigt die dunkle Krone eines mächtigen Ahornbaums wie eine Abendsommerwolke in den Himmel hinein. Auch daß die Bäume vereinzelt oder in kleinen Gruppen auf den Höfen stehn, gibt dem Land eine Art von Sprache. Denn jeder Baum meint etwas: der beschattet eine kleine Kapelle, bis zu der am Erntefest die Dankprozession geht, dort steht zwischen zwei Linden ein uraltes Kreuz, dessen Grundstein in den Boden gesunken ist; jene Eiche, deren dunkle Blättergruppen so phantastische eckige Figuren in den Himmel schneiden, steht auf der Grenze von vier Dorfgemarkungen, und unter dem Holzbirnbaum dort, dessen Krone so sonderbar niederflutet, ist der alte X-Bauer gestorben, den auf seinem nahen Felde beim Grummetladen der Schlag getroffen hat; man liest die Tafel dort. So sagt jeder Baum sein Sprüchlein, und die, die keins wissen, fragen dich: Warum steh ich gerade auf diesem Hügel, am Rande dieser Mulde oder an diesem

Hohlwege? Da nun auch noch dazukommt, daß gerade wie die Höfe und die Bäume so auch die Wege auf- und untertauchen, sodaß man nur immer Stücke davon sieht und ihren Zusammenhang sich aus der allgemeinen Richtung denken muß, so ist das ein gesprächiges, unterhaltliches Land. Und wer über diese Hügelwellen von Dorf zu Dorf wandert, ist sozusagen nie allein und kommt nie aus der Gesellschaft heraus. Früher muß es noch anders gewesen sein, als auf den Höhen Burgen standen, deren Reste man aufgedeckt hat, sogar römische. Auch Galgen und Ding- oder Richtstätten, diese mit niedern Steinkreuzen bezeichnet, gab es in angemessenen Entfernungen. Hoffentlich waren es mehr als nötig; wenn nicht, war jene Welt noch schlechter als unsre. Sicherlich gibt es jetzt mehr Felder und Menschen. Höchstens die steinigen Höhen und Rücken liegen brach, das verkünden von weitem schon die hohen gelbblumigen Königskerzen, die kleinen violetten Astern und purpurnen Disteln, die steinigen Boden lieben. Wenn der Acker bestellt und wieder wenn er gemäht wird, was bei uns durchaus mit der Sense geschieht, ist die Landschaft reich belebt. Doch bleibt sie fast immer gleich still, was Laute anbetrifft. Ein Ruf, der die Pferde ermuntert, ein kurzes Befehlswort des Bauern an den Knecht, ein Rabenschrei ist stundenlang alles, was man hört. Die Hauptarbeiten: Pflügen, Säen und Ernten vollziehn sich in aller Stille; sie sind zu schwer, als daß die Lust zum Reden oder Singen aufkäme.

Anders ist es im Spätjahr, wenn sie erledigt sind. Dann steigen aus den Ackerfurchen die blauen qualmenden Rauchsäulen des verbrannten Unkrauts, dessen Geruch der Luft weithin eine Schärfe erteilt, und die begrasten Bühel, wo man Ziegen und Schafe und die kleinsten magersten Kühe zur Weide treibt, umwölkt der Rauch der Hirtenfeuer, die einen seltsamen Eindruck besonders am Abend machen, wenn dunkle Gestalten um sie schwanken. In derselben Zeit gehn die Kühe und die Rinder zur Weide auf die Wiesen, und die Landschaft bekommt einen niederländischen Zug. Auf einzelnen Waldwiesen, auf Stoppelfeldern und abgeernteten Kleeäckern weiden ganze Herden von Kühen, stolze Tiere, die zu sagen scheinen: Unser Herr ist ein reicher Bauer, verwechsle uns nicht mit den Kühlein armer Leute; diese sieht man genügsam und einsam an Rainen grasen.

An einem Waldeck steht ein uralter Grenzstein, um ihn drei mächtige Buchen, gleichsam eine Vorhalle, einen Vorhof des Waldes bildend, in dessen Dunkel man nun eintritt. Dort lagern

die Herden an den warmen Herbsttagen, die Kinder, die sie hüten, finden dort Haselnüsse und Bucheckern. Dann hört man dort zuzeiten seltsame Musik. Aus dem Walde heraus klingen die Glocken der Herden wegen der großen Entfernung der einzelnen Gruppen auf ihren Waldwiesen und wegen der dazwischenstehenden Bäume nicht einzeln, sondern wie ein Gesang; oft klingen die hochgetönten zufällig zusammen, und das läutet wie ein heller Ruf aus Waldestiefen.

Die Gemarkung könnte man die politische Grenze des Dorfes nennen, wenn der Horizont als seine natürliche gilt. So wie jedes Kind, das kaum noch fest auf den Beinen steht, die Felder und Wiesen seines Vaters kennt, kennt jeder Knabe die Grenzen der Dorfgemarkung; er tritt nicht auf den Rain vor dem Steinwald oder auf die andre Seite der Vizinalstraße nach Sensenheim ohne das Gefühl, fremden Boden zu betreten. Wenn die Burschen von Eichelberg in einem Nachbardorf eine Schlägerei inszeniert haben, halten sie sich für sicherer, sobald sie den Grenzgraben überschritten haben. Zwei uralte Steinkreuze, die bis an die Querarme in den Boden gesunken sind, erzählen, wo der Waldpfad von Michelsberg her die Grenze schneidet, die Sage von einer grausen Bluttat.

Da sich bei uns nur die großen Bauernhöfe ungeteilt vererben, und zwar ebenso oft auf den ältesten wie auf den jüngsten Sohn, ist das Dorfland immer mehr zerteilt worden, und die Stücke wechseln um so leichter ihre Besitzer, je kleiner sie geworden sind. Es gibt zwar in meiner Erinnerung kein Beispiel, daß ein wirklich reicher Bauer ganz arm geworden sei, aber Abbröcklungen erlebt man alle Tage. Kinder der Ärmsten sind mit nichts auf die Wanderschaft gegangen, und als sie nach einem Jahrzehnt oder länger zurückgekehrt waren, haben sie mit den Ersparnissen einen Acker gekauft und sind bei gedeihendem Handwerk in den Mittelstand der Bauern eingetreten und haben sich genug Feld erheiratet, daß sie vier oder fünf Kühe halten konnten. Damit ist das Bild der Landschaft immer mannigfaltiger und bunter geworden. Jetzt liegt kaum einmal ein Feld brach, es erregt Staunen, wo es vorkommt. Dagegen sind es der Feldfrüchte weniger geworden, und von dieser Seite her zog Einförmigkeit in die Gemarkungen. Der zarte Flachs mit seinen hellblauen Blüten ist verschwunden, die gelben Rapsfelder sind selten geworden, von den Getreidearten wird der Dinkel weniger angebaut als früher, nur die Luzerne und der hohe Pferdezahn=

mais haben an Ausbreitung gewonnen. Im Sommer die Kartoffel, im Herbst die Futterrübe: diese beiden niedrigen, anspruchslosen, unpoetischen Gewächse sind es, die den größten Raum einnehmen. Wir leben eben im Zeitalter der Nützlichkeit.

Das ist die Aussicht, die den Bauer freut: der Blick auf sein Dorf, wo seine Heimat im engsten Sinne ist, deren Dach, deren darüber hervorragenden dunkeln Birn- oder hellen Nußbaum er erkennt. Ist es nicht natürlich, daß man den Blick aufs Liebste, das man hat, jedem andern vorzieht? Man wendet sich auch einmal auf einer solchen Höhe um, wundert sich über die Nebelbank im Rheintal oder die ganz fernen linksrheinischen Berge, die nach Sturm oder in den hellen Pausen eines Regentags blau am Abendhimmel stehn. Aber das sind nur Kuriositäten. Herzensfäden spinnen sich da hinüber nicht, die wachsen nur dem Eigensten und Nächsten zu. Man kann wohl einen alten Bauer, der nicht mehr gerade die schwerste Arbeit tut, auf dem höchsten Punkte seines Ackers stillstehn und lange, wie in Gedanken versunken, ins Tal hinabschaun sehen. Der Fremdling möchte ihn wohl für einen schwärmerischen Naturbewundrer halten; wenn er zu ihm hintritt, möge er nicht enttäuscht sein, wenn das Sinnen des alten Mannes dem offnen Scheunentor in seinem Gehöft galt, oder wenn er wohlgefällig dem Rhythmus des Dreschens lauschte, das von seiner Tenne heraufklönt.

Die Alleen von Obstbäumen, die vom Dorf in die Felder hinausziehn, setzen die Dorfstraßen und Dorfwege fort. Ihre dunkeln Linien führen in die sonnigen Felder und verdichten sich, wo an Kreuzwegen die Baumreihen zusammentreffen. Sie sind erst im achtzehnten Jahrhundert entstanden; da aber alle Obstbäume, der Walnußbaum ausgenommen, schon in ihren ersten Lebensjahren charaktervolle Physiognomien annehmen, so haben wir sehr viel Apfel- und Birnbäume, auch Kirschbäume, die ein uraltes Ansehen haben, und deren jeder sozusagen eine Persönlichkeit ist. Man hat bei ihnen immer den Eindruck, als ob sie sich plagen müßten, ihre Lasten süßer Früchte heranzupflegen und durch Sonne und Wetter dem Herbst entgegenzutragen; aber wenn sie es nicht gern täten, würden sie sie in solcher Fülle tragen, daß sich die Äste biegen? Dieser Eifer und diese Güte rühren uns, und wir schließen Bekanntschaften mit ihnen, und manche merkwürdige Gestalt darunter bleibt uns unvergeßlich. Sie leben in unsrer Erinnerung, diese alten Bäume, wie die alten Bauern, ohne die wir uns das Dorf nicht vorstellen können.

Und leben sie nicht in der Tat? Wenden sie sich nicht der Sonne zu, sodaß sie zuletzt der Straße den Rücken kehren? Halten sie ihr nicht ihre Früchte entgegen, daß sie sich rascher röten? Und jubeln sie nicht in die helle Frühlingsluft hinaus mit ihren weißen und roten Blütensträußen?

Die Dörfer sind bei uns klein und liegen immer an den Straßen und Bächen, meist dort, wo die einen zu den andern herabsteigen, recht versteckt in der Tiefe. So liegt auch mein Dörfchen in einem Kessel oder vielmehr in einer ziemlich flachen Mulde, und es ist sehr auffallend zu sehen, wenn man von Sensenheim oder von Breitbruck, den beiden Verkehrs- und Kulturzentren, ansehnlichen Marktflecken, herkommt, wie die graubraunen, moosgrünen Dächer da unten zusammengedrängt liegen, wie ein kleines Gebirge von Firsten und Giebeln, und darüber dunkle Wolken, die Bäume, die vor den Häusern oder in den Grasgärten stehn, und wie an ihrem erhöhten Rande aus einer Gruppe von größern, weißwandigen Gebäuden der blendend weiße Kirchturm mit seinem Kuppeldach aus altersgrauen Schindeln wie eine Kerze hervortaucht. Dem frommen Vergleich einer Herde von Hütten, die sich um die Kirche, ihren Hirten und treuen Beschützer, drängt, setzte der aufgeklärte Dorfarzt, der übrigens ganz freundlich mit den beiden Geistlichen verkehrt, die trivial-kritische Ansicht entgegen, die Kirche bemühe sich vergebens, die Eichelberger aus dem Pfuhl ihrer Sündigkeit herauszuziehn; der Forstgehilfe aber berichtete schwäbelnd: Mei Bruder, der Herre Rentamtmann, sagt, Eichelberg komm ihm vor, als seie seine Bauernhäuser in eine Kesseltreibe zsammekommе. Er leerte nach dieser Behauptung sein Glas goldgelben Bieres und setzte das leere Glas in einen Sonnenfleck, der auf dem Tische spielte, daß es hell aufleuchtete; die Herren tranken nämlich aus dicken gerippten Gläsern, die Bauern aus dünnen glatten. Der Effekt war schön, aber die Bemerkung des Forstgehilfen fand darum doch kein Echo, weil die andern fanden, daß er sich zu viel für seine Jugend herausnehme, und daß man übrigens auch Lichteffekte weiter nicht schätzte, nicht einmal in Biergläsern.

Doch ich will ja noch nicht von den merkwürdigen Bewohnern der erhöhten, weißwandigen Häusergruppe um den Kirchturm, sondern von Eichelberg im allgemeinen und besonders als Dörfchen sprechen. Wenn es sich nun darum handelt, den Überblick von einer der herabsteigenden Landstraßen zu vollenden, die wir genannt haben, so sei der geneigte Leser zunächst darauf

vorbereitet, daß er nicht vieles und nicht vielerlei sehen wird. Eichelberg ist nur ein Dörfchen, hatte zu der Zeit, von der wir sprechen, siebenhundert Einwohner in achtundneunzig Häusern oder Hütten, und man mochte das Ganze in weniger als einer halben Stunde umschritten haben. Dafür hat es, wie jedes normale Dorf — stadtähnliche Dörfer wie in der Rheinpfalz gibt es bei uns nicht —, die zwei großen Vorzüge: daß man es leicht als Ganzes übersieht, und daß man jeden Augenblick aus seinem Bann in die weite, freie Natur hinaustritt. In kleinen und mittlern Dörfern öffnet sich noch jedes Haus nach irgendeiner Seite ins Freie, entweder schaut seine Vorderfront auf Felder und Wiesen, oder, was viel häufiger der Fall ist, man tritt aus dem Garten, der sich an seine Rückseite anschließt, unmittelbar ins Unbewohnte hinaus. Auch dem Bauern, dem man darin wenig Empfindung zutraut, tut es wohl, sich aus dem „Gedränge“ der Häuser und Nachbarn hinauszuflüchten. Wenn er einen Schmerz überwinden, einen Groll auskochen lassen will, macht er ganz sachte das kleine Pförtchen auf, das hinten hinausführt, überschreitet die Bohle, die einen kleinen von der Mühle herkommenden Wassergraben überbrückt, und macht sich auf seiner anstoßenden Wiese oder ein paar hundert Schritt aufwärts in dem Weinberge zu schaffen, der bei uns häufig gerade gegenüber dem Hausgärtchen liegt. Oder er lehnt sich auf sein Gartengitter, schaut hinaus, wo keine Menschen sind, und fühlt, daß es noch eine Welt außerhalb seines Schmerzes oder seines Grolls und außerhalb des Bereichs fremder Menschen gibt. Auf denselben Pfaden treffen sich auch gern die Burschen und die Mädchen, die sich etwas zu sagen haben; besonders die Burschen gehn hier gern am stillen Abend, wenn sie noch eine „Traget“ Gras gemäht haben. Wenn er erzählen könnte, der kleine Weg am Wasser hin! Wie manche Sorge aus dem Dorf ist auf ihm hinaus-, auf ihm ist aber auch in mancher Dämmerung oder grauen Nacht Unglück und Schande hineingetragen worden, die das Tageslicht scheuen.

Auf einem der uhrglasförmigen, flachgerundeten Buntsandsteinhügel, der unmerklich seinen ihm zum Verwechseln ähnlichen Genossen überragt, ist 1843 eine Eiche zur Erinnerung an die Schlacht bei Leipzig gepflanzt worden. Dort hinauf habe ich viel mehr als hundertmal einen alten Freund meiner Jugend, den Dekan St., begleitet, dem ich es verdanke, daß ich die Liebe zur Wissenschaft mit meinem Kinderglauben vereinigen konnte.

Man sieht von jener baumgekrönten Stelle elf Dörfer und wohl ebensoviele Höfe. St. zitierte dort gern das Wort des Erasmus von Rotterdam in seiner Beschreibung von Holland: „Dieses Land ist mir zum Vaterland geworden, und wollte Gott, daß ich ihm sowohl zur Freude wäre, als es mir ist.“ Ich habe dort auch sagen hören: Dein erster Gedanke, wenn du über dieses weite Gefilde hinschaust, ist wohl: So weit vermag ich mich zu regen; der zweite: Was du siehst, hat dir Gott zur genußreichen Anschauung gegeben. Also Freiheit und Fülle.

Was aber die Möglichkeit betrifft, das ganze Dorf mit einem Blick zu überschauen, so hörte ich sagen: Wer nie das Nest, in dem er lebt, von oben sieht, der hat auch keine rechte Vorstellung von dem Ganzen, dem er angeschlossen, eingegliedert ist. Und auch das ist eine große Wahrheit. Ich liebte mein Dorf, so wie ich es vom Behrberg aus sah, vom Schusterhäuschen auf der einen Seite bis zum Haus des Straßenwärters auf der andern. Da sah ich es zuerst als ein Ganzes unter mir, und dann erkannte ich auch gleich die drei „Dorfteile,“ in die seine achtundneunzig Häuser und siebenhundert Einwohner zerfielen. Ich sah nämlich gleich unter mir in den Kirchhof hinein und auf die Kirche, von der er wie ein Garten ausging, und um diesen Kern standen im Halbkreis die Apotheke, das Doktorhaus, das protestantische Pfarrhaus und die Mühle; diese vier fühlten offenbar eine starke Zusammengehörigkeit, denn sie waren nicht bloß alle blendend weiß getüncht, sondern jedes hatte auch zwei Oleander voll rosenroter Blüten in grünen Kübeln zu beiden Seiten der Tür. Weiter stand dann an der Straße das Gasthaus, ein vergrößertes, aber nicht verschönertes Bauernhaus mit einem langen Flügel voll Ställen und Remisen und den Räumlichkeiten für eine kleine Bierbrauerei. Vom Giebel hing das an eisernem Arm sich knarrend bewegende Wahrzeichen, das weiße Lamm, über die Straße. Von da an lagen die Bauernhäuser bunt durcheinander, bis am andern Ende ein großer höher gelegner Hof mit weithin leuchtender weißer Kapelle den Abschluß machte, die mit ihm ein Ganzes zu bilden schien: der weithin bekannte Lauterbacherhof mit dem katholischen Kirchlein, von dem ein schmaler Kirchhof talab zog; eine Anzahl von kleinern Häuschen mit entsprechend kleinen Gärtchen lag dort versteckt unter uralten Linden, denen man ansah, daß sie eher zu dem Hofe und seiner alten Kapelle als zu den kleinen Wohnstätten gehörten, die nun in ihrem Schatten lagen. Gegenüber diesem dreigliedrigen Bogen

des Dorfes zogen Wiesen und Gartengrundstücke an dem Bache hin, der sich in einen dichten Park verlor, aus dem fern ein hohes braunes Dach und ein grauer Turm herausschauten: das Haus des Herrn Barons, das fast das ganze Jahr mit geschlossenen Läden und Türen wie im Schlafe dastand.

Dem Fremden, der von einer der Höhen herabstieg, die Eichelberg umgeben, mochte wohl manches Städtchen keinen so stolzen Anblick bieten, wie das Dorf mit seinen in ungleicher Höhe stehenden, einander überragenden Häusern. Zwar sind viele graue Dächer mit roten Ziegelsteinen geflickt, auch gibt es Strohdächer, die silbergrau schimmern, aber das Profil des Dorfes ist wie ein kleines Gebirge mit Giebelgipfeln und Graten. Leuchtend treten auf neugedeckten Dächern die mit Ziegeln hineingelegten Jahreszahlen hervor. Der schönste Schmuck dieser Ansicht aber bleiben die Bäume, die ebenfalls teils hoch hervorragen, teils nur die Lücken zwischen den Häusern und Häusergruppen ausfüllen; sie sind wie die Wolken in dem Bild. Und wie alles in dem Dorfe lebt, so wie Halme und Bäume leben, und wie es, vorausgesetzt, daß du die Sprache kennst, aus Hütten und Häusern zu dir spricht, so zeigt auch der Schatten, worin ein Haus steht, durch seine Tiefe die Zeit an, die es an dieser Stelle steht: eine schöne und untrügliche Ahnentafel. In der Sonne schattenlos zu stehn, ertragen nur die wenigen neugebauten Tagelöhnerhäuschen, und auch diese streben durch Anpflanzungen den andern nach. Denn nichts ist im Dorfe zeitlos wie die Mauern und Steine der Städte, in denen man wohnt, ohne zu wissen, von wann oder von wem sie sind.

Die Landstraße, die durch das Dorf führt — und zwar so, daß der dreizehnte Kilometerstein genau vor dem Pfarrhause steht, was dem Herrn Pfarrer aus Gründen, von denen er nicht gern spricht, unangenehm ist —, ist eigentlich nur ein ganz äußerliches Zubehör, das erkennt man daran, daß alle die alten Bauernhäuser seitab von ihr stehn oder ihr den Rücken kehren. Die Straße ist angelegt worden, als das Dorf schon Jahrhunderte auf seiner Stelle stand, nicht einmal die Honoratiorenhäuser reihen sich an ihr auf, sondern stehn um die Kirche; sie sind aus einer Gruppe von Wirtschaftsgebäuden hervorgegangen, die dem verschwundnen Kloster Gottreich gehört hatten. Die wahren Wege des Dorfes führen zwischen den Häusern und zum Teil sogar durch Anbauten der Häuser durch, schmale, berafte Pfade, an Hecken hin, wo uralte, zum Teil mächtige Holundersträuche

und wilde Rosenbüsche stehn; diese sind für den Verkehr der Menschen, und es besteht ein stillschweigendes Übereinkommen, daß nicht einmal Pferde auf ihnen geführt werden. Aber jedes Haus hat seine Zufahrt von den Wegen her, die ins Feld oder zur Straße führen, und jede von ihnen endigt mit einem Steinunterbau, auf dem die schwersten Erntewagen in die Scheune hineinfahren können. Der mag ein Rest der Tenne aus der Zeit sein, wo im Freien gedroschen wurde.

Der kleine gelbe Bach fließt mit unglaublicher Geschwindigkeit durch das Dorf, zu meiner Zeit war er unter allen Dingen und Menschen dieser Gegend überhaupt das einzige, dem es pressierte. Was man ihm zu arbeiten gab, erledigte er mit erstaunlichem Fleiß in der kürzesten Zeit, und gründlich; also stürzte er sich oben im Dorf in eine hölzerne Rinne, schoß hindurch, als ob sie in keiner Weise bemoost wäre, und doch leuchtete sie in der Sonne wie Smaragd, und warf sich dann sogleich in das altersbraune Mühlrad, als ob er es in Stücke reißen wollte, sprang darüber weg, daß die Tropfen leuchtend flogen, nachdem er es hastig in seinen alten rostigen Angeln umgedreht hatte, und floß dann eine Strecke zutraulicher zwischen grünen Ufern hinter dem Dorfe hin; da hier nicht viel zu tun war, nagte er im Vorübergehn an einem Steinpfeiler der Pfarrmauer, den das unartige Bächlein jedes Jahr einmal ins Wanken brachte. Dann kam er zu uns, wo ihm aller Abfall des Apothekenlaboratoriums, besonders der geschmacklose ausdestillierte oder ausmazerierte Inhalt rußiger Kupferblasen und staubiger „Maulaffen"*) übergeben wurde, den er aufs schleunigste weiter beförderte. Die Kleinheit, Geschwindigkeit und Unermüdlichkeit des Angelbachs veranlaßte in meinen Gedanken seinen Vergleich mit Menschen. Ihm gleich war zwar niemand, den ich kannte, aber der kleine quecksilberne Schullehrer ließ mit ähnlicher Unermüdlichkeit seine belehrende und erklärende Stimme aus dem im Sommer geöffneten Fenster seines niedern Schulhauses erschallen und begleitete seinen Unterricht mit dem Klopfen seines Bakulus auf den Schultischen, der Tafel oder den Schülern mit einer Beharrlichkeit des Wellenschlags. Und dann war der Briefträger und sein Weib, beide bestrebt, die schmächtige Korrespondenz Eichelbergs so rasch wie möglich an die Adressaten abzuliefern, und sofort wieder an ihre Korbflechtarbeit zu gehn, weshalb sie allmorgendlich das Dorf um- und durcheilten, dem

*) Kegelförmige Glasflaschen mit weiter Öffnung.

Bächlein von ferne vergleichbar. Was sich sonst in unserm Dorfe bewegte, ließ sich Zeit, sogar die Doktorkutsche, die bei Regen ausfuhr, denn der Doktor konnte das rasche Fahren nicht vertragen. Die andern Wagenbesitzer — und alle Honoratioren besaßen mehr oder weniger alte Fahrwerkzeuge — fuhren langsam, weil ihre Wagen es waren, die rasches Fahren nicht vertrugen. Besonders die Pfarrerwagen zogen dahin, von dicken Gäulen schwer gezogen, als wollten sie den festesten Acker aufpflügen. Und unsre Dorfstraße war allerdings bei Regenwetter von einem frischgepflügten Acker nicht eben sehr verschieden.

Die Stelle des Bürgersteigs vertreten im Dorfe kleine Strecken rasenbewachsener Streifen längs der Häuser und Gärten, selten durch uralte Bohlen verbunden; hierher rettet sich der Verkehr, wenn nach langem Regen die Wege ein Schlammstrom geworden sind.

Es ist eine eigne behagliche Schönheit, die der Bauernhäuser; sie fordert zwar nicht Bewunderung, denn es liegt in ihrer Natur, bescheiden zu sein, aber alles in ihr hat einen direkten Bezug auf ein reges, leicht zu überschauendes Leben. Die wohlgehaltnen Spaliere und Reben sprechen vom Fleiß, das ganze Anwesen vom zusammenhaltenden Einfluß nüchterner Sparsamkeit; das Bänkchen vor dem Haus erzählt von der Ruhe nach der Arbeit, vom Hinaufsehen zu den Sternen, die Gewürzpflanzen im Garten, die Blumen im Fenster, das Holz, das an der Seite hin aufgeschichtet ist, und die Reisigwellen, die aus dem Giebel schauen, die Katze auf der Schwelle und die stattliche Reihe hölzerner Milchschüsseln, die frisch gescheuert zum Trocknen auf der Bank stehn, wollen alle nicht schön sein oder Schönheit erzeugen, oder nur so weit als Ordnung und Behagen schön sind, oder wie eine Hausfrau schön ist durch starke Arme, kluge Augen, fröhlichen Mund. In unsrer Gegend gibt es keine gemalten Bauernhäuser, denn nirgends hatten hier die Bauern je soviel im Überfluß, daß sie es dafür aufgewandt hätten. Übrigens ist auch die Sitte des Bemalens der Häuser bei uns in den Städten niemals heimisch geworden. An einem einzigen Hof eines Nachbardorfes hat man unter verschiednen Lagen von Kalktünchen einen heiligen Florian, den bekannten Heiligen der Bauernhäuser, entdeckt und herausgekratzt; es ist auch nur ein kleines unscheinbares Bild.

Ein Bauernhof ist darin ganz Natur, daß er niemals fertig ist, denn auf dieser Seite ist er neu, auf jener alt; hier verfällt

ein Teil, und dort wird vielleicht ein andrer eben erneuert. Er ist wie einer der Berge, die darauf niederschauen, oder wie einer der Bäume, die er beschattet, immer im Werden. Menschen, die nur das Äußere sehen, finden das häßlich. Allerdings fehlt dem Bauernhof, was man die letzte Feile nennt; aber die fehlt notwendig allem Lebendigen, denn Leben heißt sich verändern, entwickeln, verfallen. Und wenn nun gerade das Verfallen nicht einmal immer ein einfaches Vergehn der Dinge ist, sondern ein Aufrechterhalten des Alten aus Anhänglichkeit und lieber Gewohnheit, so wollen wir es von vornherein nicht mit kaltem Auge anschauen. In einem der kleinern Häuser unsers Dorfes steht ein dreibeiniger Stuhl, in dessen kreisrunden Ahornsitz die Jahreszahl 1731 mit schönen großen Ziffern tief hineingeschnitten ist, von dem sagte der Schusterbauer, dem er gehörte: Das ist das einzige Stück im ganzen Hofe, das vom Urahn stammt, das und die tiefsten Fundamente, die beim Brande im Jahre 1801 allein stehn geblieben sind; alles andre ist im Laufe der Jahre neu gebaut und umgebaut, den Stuhl haben wir bewahrt, und er wird hoffentlich noch spätern Nachkommen von dem ersten Schusterbauern erzählen, der wirklich ein Schuster war, der auf diesem Stuhle sein Handwerk ausübte. Da ihm Acker und Wald durch Erbschaft zufielen, wurden seine Kinder Bauern, und ihre Kindeskinder sind es bis heute auf demselben Grunde geblieben. — Einmal sprach ich mit dem Besitzer des Nußlocher Hofs, der der größte in unsrer Gemeinde ist, über die alte Stube, die von neuen umgeben gleichsam den Kern seines Anwesens bildete, und der sagte: Sie ist noch nicht das Älteste, hier ist ein Stein, und dort ist ein Balken, die älter sind; was alt und gut ist, das wächst eben immer wieder in das Neue hinein; es ist wie ein Erlenklotz, in den alte Knuppen und junge Triebe ineinander gewachsen sind, es ist eigentlich nichts schönes, und doch: wenn man den Klotz auseinandersägt und poliert die Fläche, da kommt der schönste Maser heraus, für den die Kunstschreiner ein gut Stück Geld zahlen. — Vor fünfzig Jahren, als ich das Dorf betrat, da kamen eben die großen Putzmühlen für das Getreide und verbesserte Pflüge auf, danach folgten die ersten Dreschmaschinen, für alle diese wurden geschützte Plätze geschaffen, indem man das Scheunendach auf der einen Seite bis fast auf den Boden fortführte, wodurch ein dreieckiger Raum entstand, worin diese Dinge untergebracht wurden. Später kam die viel tiefer einschneidende Maßregel der Feuerversicherung, die Mauer=

werk ohne Holzbalken in der Nähe aller Feuerstätten verlangte. Möge dieser Erneuerungsprozeß nicht zu rasch vor sich gehn! Wer alt wird, hat viel gesehen, sagt man. Das ists, was dem Alter seine Überlegenheit und Würde gibt. Was macht diesen Dreibeinstuhl des alten Schusters wertvoll, als der Gedanke, daß sieben Generationen ihn besessen, auf ihm gearbeitet haben, daß eine ganze Kette von Menschen auf ihm alt geworden ist? Wäre er in dieser Zeit von einer Hand in die andre gegangen, so wäre er uns nicht so wert. Aber während die Geschlechter kamen und gingen, blieb er erhalten, und wenn es auch nur ein Dreibein ist, er kommt mir vor wie der Baum, an dem sich Jahr für Jahr eine neue Rebe jung emporrankt und welkend niedersinkt. Aber ist es nicht ebenso mit allem Geräte alten Gebrauchs? Die schönste Farbe am Metall ist die des Alters, und so ist am Holzgerät der Glanz des Gebrauchs das edelste.

In alten Häusern gibt es noch grüne glänzende Öfen, die mit ebenso vielen Augen in die Stube leuchten, als sie Kacheln haben. Da aber das Holz immer teurer geworden ist, sind die kleinern Leute zu kleinern Öfen übergegangen, und die Frauen lieben die gußeisernen „Sauköpfle,“ auf deren glühender Deckplatte man siedende Kartoffeln den Deckel ihres Kessels lüpfen sieht. Damit ist auch die Ofenbank geschwunden, deren Stelle jetzt vielfach ein Lehnstuhl einnimmt, worin ein Großvater seine alten Glieder wärmt. Noch einschneidender ist die Reform, die ein andrer Heizapparat, der Backofen, erfahren hat. Zwar wölbt noch mancher Backofen seinen runden Bauch über die Hausmauer hervor, aber die meisten sind „fossil,“ stehn außer Gebrauch. Die meisten backen jetzt beim Bäcker oder kaufen das Brot fertig. Schade! Wenn an Backtagen frischgebacknes Brot und die ihm unfehlbar folgenden Kuchen auf allen Tischen und die Treppe hinauf zum Abkühlen standen, durchwehte ein feiner und gesunder Duft das Haus, dem kein andrer es gleichtut. Die Kinder, in deren Natur es liegt, daß sie sich an diesem Duft ergötzen, und daß ihnen frischgebacknes Brot besser schmeckt als altes, behelfen sich in ärmlicher Weise, indem sie Brotschnitte an den glühend heißen Zimmerofen kleben, bis sie braungeworden abfallen.

Auf der Innenseite der Stubentür sind mit Kreide Zahlenreihen geschrieben, die Verkauftes oder Geliehenes betreffen. Papier war selten, und eine mit guter Farbe angestrichne Stubentür war geduldig wie Papier. Nur durfte kein Enkelkind mit nassem Finger vielsagende Zahlen verwischen, noch auch ein Witzbold von

Schuldner die ganze Tür ausheben und auf dem Kopfe wegtragen.

Das Wohnhaus nebst Holzlage und einigen kleinen Nebenbauten, bei Handwerkern gehört die Werkstatt dazu, wendet seine Vorderseite zur Straße oder zum Hauptweg, die Scheune und der Stall sind im rechten Winkel dazu gestellt, und gewöhnlich schließt der Misthaufen, der mit jedem Jahre rechteckiger und ordentlicher geworden ist, die dritte Seite ab. In dem dazwischen liegenden Hofe ist der Ziehbrunnen, der vor oder neben jedem Hause steht, mit seiner dunkeln Holzfarbe und der Zusammenstellung aus dem pfeilerartigen Sockel und dem schräg aufsteigenden Ziehbaum, der eine schöne Bogenlinie in den Himmel zeichnet, mit den Gefäßen, die ihn umgeben, und den Pfützen, in denen diese sich spiegeln, die eigentümlichste Erscheinung. Jetzt verschwinden die alten Ziehbrunnen, deren Ziehbaum am untern Ende mit Steinen beschwert war: ein unerschöpfliches Thema für die Landschafter seit Rembrandt und Waterloo. Imposant ist das zweiflüglige Scheunentor, das nicht selten im Rundbogen gebaut ist. So schwer es ist, so läßt es doch Raum für die Hühner, die gern die Tenne aufsuchen, und für die Hauskatze, die dort ihr ergiebigstes Jagdrevier hat. Vor dem Scheunentor steht ein Streifen Gras, gerade so lang und so breit wie die Regentropfen vom Scheunendach fallen, nicht kürzer und nicht enger. Das Scheunentor streift die Grashalme zur Erde, wenn es sich öffnet und schließt, und sie stehn leise rauschend wieder auf.

Wenn auch unsre Bauern ihre Nahrung aus dem Acker, dem Garten und dem Weinberg ziehn, sind sie doch alle Viehzüchter. Die ärmste Witwe hat eine Ziege, der kleinste Bauer eine Kuh und ein Schwein, der Hofbauer hat zwölf glänzende Kühe im Stalle, vier Pferde, die noch praller leuchten, und drei oder vier Schweine. „Das Vieh ist nicht, was Menschen sind," sagt man wohl, aber doch kommt es gleich hinter ihnen. Wenn man bedenkt, wie das Vieh auf den Menschen angewiesen ist, besonders im kranken Zustande, wo es sich so wenig helfen kann, begreift man die Sorge, mit der es umgeben wird. Es spricht sich darin sogar der ganze Charakter einer Wirtschaft aus; vernachlässigtes Vieh gereicht ihr zur Unehre, gerade so wie vernachlässigte Kinder, und insofern noch mehr, als dort ein greifbarer oder zählbarer materieller Nachteil herausschaut.

Da jedes Haus seinen Grasgarten hat, über dessen Rasen alte und junge Obstbäume ihren Schatten werfen und nach-

einander ihre Blüten, Früchte und Blätter ausstreuen, und da diese Gärten immer viel ausgedehnter sind als die Häuser und die Hofreiten, liegen unsre Dörfer buchstäblich in Gärten. Man hat aber auch andre alte Bäume stehn lassen, als man neuen Häusern und Gärten Raum schuf, und ehe sie abstarben, sorgte man für Nachwuchs. So ist das Dorf nicht bloß mit den Bäumen seiner Gärten, sondern auch mit Eichen, Linden, Ahorn eng verschwistert. Das sind dankbare Freunde, die Stürme abhalten, Schatten spenden, den Bienen Nahrung geben. In unsern Wäldern sind die großen Ahorn- und Eschenbäume längst verschwunden, und darum ist auch der Holzwert dieser Hausbäume nicht gering. Linden wachsen immer noch in feuchten Wäldern.

Die ältern Gärten liegen zum Teil beträchtlich tiefer als der Boden, auf dem die Häuser und Scheunen stehn. Auch hier wohnen die Menschen auf ihren eignen Trümmern, die sich besonders in frühern Zeiten durch häufige Brände erhöhten. Eine künftige Zeit wird vielleicht einmal diese Scherbenberge ausgraben.

Ein Grasgarten ist weder ein reiner Nutzgarten, noch ein Park, sondern ist beides zugleich. Die Bäume stehn zerstreut über den Rasen hin, ihre Reihen haben die Tiefe eines Hains, und deshalb scheinen diese Gärten größer, als sie sind. Das Hineinziehende und Anheimelnde teilen sie mit den Buchenhainen. Von der Schönheit ihrer blütenbedeckten und fruchtreichen Zweige will ich gar nicht reden. Die Bauern kümmern sich wenig um diese Gärten, es sind die Frauen und die Mädchen, die auf dem Grase ihre Wäsche bleichen und es mähen, wenn es hoch genug gewachsen ist. Wenn die Früchte der Bäume nicht sehr reichlich sind, wird wenig Wesens daraus gemacht. Wer rationelle Obstkultur betreibt, bepflanzt Äcker oder Wiesen mit Fruchtbäumen oder zieht an Mauern Spalierbäume. Die Bäume in den Grasgärten sind deshalb oft ganz sich selbst überlassen. So wie nun der ungepflegte Wald malerischere Bäume enthält als der geregelte Forst, so stehn auch in den Grasgärten alte Birn- und Äpfelbäume, deren phantastische Gestalten, deren mit Moos, Flechten und Mistelstrauch bedeckte Äste gute Bilder geben. Ihr graues Alter stimmt zu dem altersbraunen Holzwerk des Hauses dahinter.

Für den Stadtbewohner ist der Garten das letzte Guckfenster, durch das er noch einen Blick in den Wandel der fort und fort schaffenden Natur gewinnt; für den Landmann ist er die nächste Umgebung seines Hauses, seiner Hütte, seines Wohnplatzes. Das Dorf steht gewissermaßen selbst im Garten, und jedes Haus nimmt

davon einen Raum ein, den man als den Lebensraum einer Bauernfamilie bezeichnen könnte. Es ist der alte „Gard," der umfriedigte, zaunbewehrte, nächste Besitz. Welches friedliche Bild, diese Umfriedigung, dieser „Gard" von heute, wo nicht bloß Raum für das Durchschlüpfen von Katzen und Hunden, sondern in manchem baufälligen Zaun sogar für Menschen ist. Man bedarf seiner nicht mehr als Schutz; Holunder und Rosen, die ihn umböschen, verraten die friedliche Natur der Palisade.

Man baut bei uns die Zäune aus jungen Fichtenstämmchen, die mit der Rinde dicht nebeneinander in die Erde gesetzt werden, sie haben etwas Naturmäßiges und sehen sogar zierlich aus, solange sie neu sind; wenn sie alt werden, trocknet die Rinde ab, löst sich los, und sie haben dann etwas Rauhes. Sind sie aber so alt geworden, daß die in der Erde steckenden Teile morsch werden, so neigen sie sich hierhin und dorthin und werden nur noch durch den vielleicht auch schon morsch werdenden Querbalken zusammengehalten, an dessen Außenseite sie befestigt sind. In den Ecken der Zäune stehn Holundersträucher, und früher gab es auch viel Weißdorn an ihnen entlang. An dessen Stelle sind Heckenrosen getreten, seitdem man den Weißdorn im Verdacht hat, Ungeziefer anzuziehn; sie sind auch schön, erheitern nicht bloß im Sommer die Umgebungen unsrer Häuser, wenn die weißen oder Purpurrosen mit dem goldnen Mittelring der Staubfäden blühn, sondern auch im Spätherbst, wenn der Wind die Sträucher entblättert hat, wo dann die glänzenden roten Hagebutten übrig bleiben. Die Holunderbüsche sind ernster mit ihrem dunkelgrünen Laub, ihren grünlichweißen Dolden und schwarzen Beeren. Es gibt einige Heckenrosen, an deren kräftigen Duft die edelste Gartenrose nicht heranreicht.

Der angeborne Farbensinn des Menschen offenbart sich in der Art, wie die hellen Farben der Geranien, Nelken, Tulpen, Kaiserkronen, Lilien und einiger andrer zum Schmuck des Weiß, Grau und Braun der Wände und Mauern, Tore und Dächer, der Holzstöße und Düngerhaufen herangezogen werden. In diesen Menschen, die Tag für Tag in Staub und Schweiß ihr arbeitreiches Leben einförmig hinbringen, lebt ein Sinn für die Poesie der blütenreichen Pflanzen, den kein Mühn und Sorgen ersticken konnte. So wie sie sich im Frühjahr an ihren blütenschweren Äpfel- und Birnbäumen freuen, wollen sie sich den Sommer lang an den unermüdlich knospenden und blühenden Kräutern und Sträuchern des Hausgartens und der Fensterbretter ergötzen. Je

tiefer sich das Braun der Giebelverschalung mit dem Alter vertieft, desto fröhlicher soll es das sich jährlich verjüngende Leben der Pflanzen aufhellen. Neuerdings sind zu den alten Blumen des Bauerngartens Schlingpflanzen gekommen, die die Gartengitter umranken oder sich über die Grenzhecken legen. An einem Haus hat die große blaue Klematis bis tief in den Herbst ihre breiten Flächen gedrängter großer Blüten ausgespannt, deren Ausläufer phantastische Spitzen und Ranken an die Wand zeichnen, alles leuchtend blau.

Das Stadthaus hat Spiegelfenster oder zum mindesten große spiegelnde Fenster, die es recht sehen läßt; das Haus des Dorfes versteckt seine kleinen Fenster, die oft breiter als lang sind, und deren handgroße Scheiben oft direkte Nachkommen der Butzenscheiben früherer Jahrhunderte sind, in starken Balkenvorsprüngen oder unter dem Speichervorbau, der über die niedern Wohnräume vorragt. Daneben hat es Fenster oder vielmehr Guck- und Schlupflöcher in allen Größen und Formen, die weder Glas noch Laden haben, sondern schön dunkel im braunen Holze stehn: die Luftlöcher der Scheune, die Schlupflöcher der Katzen, das Stallfenster, aus dem der Mist auf den unmittelbar davor emporschwellenden Misthaufen befördert wird, wovon es Spuren trägt. Zwischen den Balken der Scheune dringt der Überfluß des Heues heraus, unter dem Dachgiebel hängen Flachsbüschel und Büschel von Samenpflanzen für das nächste Frühjahr, und daneben nisten Schwalben oder Rotschwänzchen. Zu den Öffnungen des Hauses rechne ich auch noch die Tore, die offen stehn, so lange jemand im Hause anwesend ist; durch sie alle schaut man tief ins Dunkel, aus der Haustür glüht Abends das Herdfeuer, aus dem Scheunentor blitzen die in Reihen aufgehängten Sensen. Das Dach mit den Öffnungen für den Rauch sei nicht vergessen.

Als ich zum erstenmal in das Dorf hinabstieg — die Höhen ringsherum lagen in Stoppeln, eine stoppelfarbige Schafherde war das einzige, was mit mir talwärts zog —, fiel es mir auf, wie man auf die grauen und die roten Dächer hinabschaute. Ich hatte als Stadtkind noch nie das Dach eines Hauses von oben gesehen, nun sah ich viele, große und kleine, alte und neue, graue Schindeldächer und rote Ziegeldächer. Der Herbst war da, der Hopfen war gut verkauft, die Reben versprachen einen fröhlichen Herbst. Das war der Grund, warum mir so viele neue Ziegeldächer hellrot entgegenglänzten. Es war das dritte Jahr, mit dem der Bauer zufrieden sein konnte. Es war auch

die richtige Tageszeit, auf die Dächer des Dorfes hinabzusehen: die Dämmerstunde vor dem Abendläuten. Wer von uns erinnerte sich nicht, wenn er an den Anblick seines Heimatdorfes am Abend denkt, an die Ekloge des Vergil:

> Et jam summa procul villarum culmina fumant,
> Majoresque cadunt altis de montibus umbrae.

Das ist ein ewiges Gefühl, dessen zweitausend Jahre alte Aussprache uns wie selbsterlebt bewegt!

Es ist ein Unterschied, in welche Art von Himmel der Rauch vom Dache hineinzieht. In meinem Himmelstrapez, dessen Seiten großstädtische Mansardendächer einschließen, qualmt er verdrossen, ohne an einem befreundeten Horizonte Wolken und Bäume, verwandte Gestalten, in den Himmel hineinziehn zu sehen. Das war vor allem zur Feierabendzeit bei uns ganz anders. Hier stieg der blaue Rauch in feinem Strahl, der sich nach oben kräuselnd ausbreitete, aus dem Schornstein, dort quoll er aus dem Küchenfenster und unter den Dachziegeln hervor und hüllte das ganze Haus in seinen bläulichen Schleier. Aus einigen Türen leuchten die rotgelben Feuerpunkte der Herdfeuer. Droben wird der blaue Himmel immer weißer, und unten werden die Schatten in den Tälern und Gassen dunkler, sie steigen empor, breiten sich aus, überziehn endlich den Himmel, wo die Sterne zuerst nur als feine Punkte den Dämmerschatten durchbrechen, während unten die Feuerpunkte sich zusammenziehn und nur noch trübe glimmen, leuchten die Lichtpunkte oben immer heller.

Das Dorf hat, wie sein Leben, so seine Laute, aber es liegt sehr oft eine wohltuende Stille darüber, die in der Stadt niemals erreicht wird. Bauernarbeit geht im allgemeinen still für sich hin, Pflügen, Säen, Eggen, Mähen, Dreschen sind keine Tagewerke, die viel Reden vertragen. Die Bäuerinnen sind wohl von Natur beredter als die Männer, aber es fehlt ihnen gar oft an der zweiten und der dritten, die zum Gespräch nötig sind. Die Burschen und die Mädchen rufen einander zu und singen Sonntags Abends auf der Straße, an den Werktagen sind sie zu müde dazu. Was Laute hat und liegt in Ruhe, ist doppelt still. Was gibt es stilleres als ein Dorf, dessen ganze Bevölkerung auf dem Felde draußen bei der Ernte beschäftigt ist? Es vergehn lautlose Stunden besonders am Vormittag, am Nachmittag regt sich vielleicht ein Kind nach der Brust der Mutter; man hört dann einen leisen Gesang, der es in Schlaf wiegt. Oder

es ruft eine Kuh an die Futterzeit mahnend aus dem Stalle. Man hört auch einmal ein Hämmern an einer Sense oder einer Sichel, die in der unablässigen Arbeit dieser Tage den Dienst versagt hat. Erst Abends, wenn die hochgetürmten Wagen die Dorfgasse herabschwanken, wird es lebhaft, doch sind auch dann die ungestüm heischenden Tiere lauter als die müden Menschen. Die Nacht ist lautlos bis auf die Brunnen, die weiterrinnen. Ganz vereinzelt tönt das Klirren einer Kette im Stall oder das Rauschen eines Holunderbusches, durch den sich ein Iltis windet.

Wir sind Franken, und wie überall im Frankenland und besonders unter den Rheinfranken vom Schwarzwald bis zum Siebengebirge sind schlanke, blonde und helläugige Leute häufig, doch gibt es auch schwarze, und diese sind im allgemeinen kürzer und breiter und haben breitere Gesichter. Keineswegs sind sie die lautern und regsamern, wie es drüben in der Pfalz der Fall ist, wo noch viel Franzosenblut umläuft, sondern die stillern und langsamern. In jedem Dorfe gibt es einige sehr große Burschen, wenn auch der Durchschnitt von Mittelhöhe ist und auch recht kleine darunter sind. Die Eichelberger sind eben auch so verschieden, „wies der Hirt zum Dorf naustreibt."

Alle Bauern dieses Dorfes hatten für den, der unter ihnen lebte, eine natürliche Ähnlichkeit, die man nicht gerade Familienähnlichkeit nennen wird, weil die Abstammungsverhältnisse doch auch in diesem engen Kreise sehr verschieden sind, die aber auch nicht rein eine Sache der Einbildung ist. Ich denke mir, das wird überall so sein, wo Dörfer so einsam liegen, daß sie keinen großen Zuzug von Fremden und auch keinen starken Abfluß in Städte haben, der immer zum Teil wieder zu ihnen zurückströmt. Da sehen sich Generationen lang immer wieder dieselben Menschen und werden durch unbewußte Nachahmung einander immer ähnlicher, besonders in der Haltung; und außerdem tun sie alle Feldarbeit, welche Hantierungen sie sonst auch treiben mögen, verkehren mit ihren Haustieren, säen und ernten in Sturm und Sonne. Und die Sonn- und Feiertage versammeln sie alle in der Kirche und fast alle des Abends im Wirtshause, wo wiederum fast alle wenig und zwar hauptsächlich das dünne Bier trinken, das golden glänzt, aber nicht viel Gehalt hat. Die Eichelberger gingen alle langsam und etwas vorgebeugt, sogar die, die kerzengerade vom Militär gekommen waren; bei den Alten artete diese Haltung in vollständige Gebeugtheit aus. Gebückt arbeitet der Bauer hauptsächlich mit der Sichel, und bei uns ist die Sichel

viel gebräuchlicher als die Sense, am Futtertrog, beim Holzhacken, am Rebstock, die Bäuerin beim Melken und bei den kleinen Arbeiten im Garten und beim Waschen. Auch das Pflügen mit dem schwierigen Gehn im aufgeworfnen, schollgen Boden verleitet zum Gebücktgehn hinter den rasch fortschreitenden Tieren. Der Pflüger ist überhaupt der Typus eines Arbeiters, der eine schwere Arbeit aus dem Grunde herausschafft. Auf den Wellenhügeln sah ich im Herbst die Silhouetten von Pflügern, die langsam in der klaren Luft in ihrer ruhigen Arbeit weiterschritten, und das Bild bleibt mir tief eingegraben.

Die Tätigkeit des Bauern ist vielseitig, es ist nicht das einförmig immer gleiche Rollen eines Maschinenrades, wie die Arbeit des „Arbeiters," für alle Kräfte des Wesens eines Menschen ist Betätigung gegeben. Deswegen ist der rechte Bauer ein vielseitiger Mensch und noch darüber ein schöpferischer. Als die drei heißen Sommer der ausgehenden fünfziger Jahre eine Trocknis hervorbrachten, die noch lange nachwirkte, und allen höher gelegnen Höfen das Wasser ausging, stellte ein einfacher Bauer auf dem Schattberg zum Wasserschöpfen ein Windrad auf, das er ganz aus sich selbst ersonnen hatte, und von weither kamen Leute, um es zu sehen. Es ist dann vielfach nachgeahmt worden.

Die alte Tracht war schon vor vier Jahrzehnten in dieser Gegend verschwunden, der letzte Rest lebte in den schwarzseidnen Hauben mit zwei hinten hinabhängenden kurzen Bändern, die die ältesten Frauen trugen. Was sage ich, sie lebte? Nein, sie war im Sterben, denn kein Mädchen würde sich dazu bequemt haben. Die Bauern trugen bei der Arbeit eine kurze leinene Jacke aus selbstgewonnenem Stoff, im Dorfe von dem Färber hellblau gefärbt, den ich nie anders als mit Indigohänden gesehen habe, Sonntags trugen sie blaue Röcke mit langen Schößen, lange Beinkleider und schwarze Schirmmützen. Die Mädchen und Frauen trugen zur Arbeit baumwollne geblümte Leibchen, bei Sonne oder Regen Kopftücher, die bei diesen dunkel, bei jenen bunt waren.

Wenn das eigentliche Leben das Leben am Tage, das wache Leben ist, so lebt der Bauer mehr und länger als der Stadtmensch. Im Sommer vor Sonnenaufgang, im Winter meist lange vor Tag heraus, im Sommer mit Sonnenuntergang und im Winter lange danach zu Bett: so sind seine Tage eingeteilt. Die hohen hellen Morgen, an denen noch die Sterne in die Straße schauen, auf der sich schon die Feldarbeiter hinausbewegen, und die langen stillen Abende, wo, wenn kaum die Dämmerung

verglüht ist, ein verhallender Tritt eines Verspäteten oder das Klirren einer Kette im Stalle die einzigen Laute sind: das sind Tageszeiten, die man nur im Dorfe kennt.

Das Bauernleben ist ein Leben in der Luft und im Licht, ein echtes Freilichtleben. So wie der Sämann und der Mann hinter dem Pflug oder der Egge, wenn er sich vom Himmel abhebt, ein fertiges Bild ist, so sind es die Kühe, sind es die Hühner auf dem Grün der Wiesen, die Tauben, die die Luft durchschneiden, so ist das Getreide, das wie ein Heer von Lanzen im Morgentau funkelt oder wie ein fahlgoldnes Meer dir seine Wellen ans Herz legt. So ist alles hell, scharf, körperlich. Und denkt nicht der Bauer auch darum realistischer, weil sich ihm die Dinge so scharf abheben?

Es ist kein Zufall, daß der Bauer so gern vom Wetter spricht, das heute ist, und zur Not von dem, das gestern war oder morgen sein wird, denn er lebt in der Gegenwart, und die Aufgabe des Tages füllt ihn aus. Er ist nicht vergeßlich, weil sein Gedächtnis ungeübt ist, sondern weil für ihn das Wenigste Interesse hat, was wir unsrer Erinnerung einverleiben. Für das, was ihn angeht, hat er mehr Gedächtnis als mancher fahrige Stadtmensch. Aber da er ohnehin nicht viel redet, braucht er auch nicht viel Scheidegeld von Unterhaltungsmaterial. Wer ist so oberflächlich, zu glauben, es glühe in diesen stillen Herzen keine Leidenschaft nach? Wer nach der trüben Farbe des Gesteins von außen her urteilt, wird nie eine Goldader finden. Als der blühende Sohn des Frachtfuhrmanns unsers Dorfes durch einen Sturz vom Floß im Niederrhein ertrunken war, begegnete ich dem Alten in seinem blauen Fuhrmannskittel. — Nun, wie gehts, immer landauf, landab? — Ja, sagte er, immer gleich. Es ist mir halt so, wie es in dieser Spätjahrszeit auf den Waldwegen ist: alles liegt voll dürren Blättern, man sieht keinen Finger breit Erde; aber der Winter kommt, der Boden wird kahlgeweht, und dann sieht man erst die Risse.

Die Arbeiten mit der Hand, die Geschicklichkeit, Übung und besonders viel Geduld verlangen, verdienen bei den Landleuten allein den Ehrennamen Arbeit:

> Der beste Orden, den ich weiß,
> Ist eine Hand voll Schwielen,

singt Fr. W. Weber. Sie sind darin beschränkt aus Gewohnheit, vielleicht ist ihnen auch der Respekt vor jeder Handarbeit ange=

boren. Wenn man aber bedenkt, wie mannigfaltig diese Arbeiten sind, zum Beispiel im Vergleich mit denen des Handwerkers, und wie vielseitige Überlegung sie brauchen, versteht man wenigstens etwas von dieser Schätzung.

Die einzigen Handwerke, die im Dorf etwas galten, waren die des Wagners oder Stellmachers, des Maurers und des Zimmermanns. Schuster und Schneider waren kleine Leute, hier wie in den meisten Nachbardörfern keine Altangesessenen. Trotzdem nun, daß des Schreiners Beruf war, allen Eichelbergern ihr letztes Kämmerlein aus sechs Brettern und zwei Brettchen zu zimmern, galt der Wagner bedeutend mehr, sei es, weil seine Arbeit ins Große ging und Kraft verlangte, sei es, daß man den Wiederhersteller zerbrochner Pflüge und zerrissener Eggen für notwendiger hielt als den Erbauer von Tischen und Stühlen. Aber trotzdem war die kleine, helle, saubre Werkstatt, die sich der blinde Tischler Kobus an sein Häuschen angebaut hatte, eine wichtige Stätte der Eichelberger. Wer eintrat, fühlte sich angezogen und festgehalten. Man traf oft Leute hier, die eine halbe Stunde verplauderten. Der Holzduft und der Leimgeruch wirkten wie der Mokkaduft auf Kaffeeschwestern: anregend, belebend. Wie oft saß ich dort auf einem Bretterstoß und sah die silbernen oder atlasglänzenden Bänder des Holzes unter dem Hobel sich aufwinden und herausquellen und hörte den feinen Gesang des Eisens, wie es über die feinen Fasern und die dunkeln Harzlinien hinfuhr. Wie der Blinde noch im polierten Holze die Masern und Flecken fühlte und nachfuhr, das war wie eine verborgne Weisheit der Natur.

Der Maurer hatte zwar die meiste Zeit wenig Arbeit, aber er schaute jedes Haus auf die Festigkeit seiner Mauern an, kannte ungefähr jeden Stein, der in ihnen saß, und wußte ganz gut, welche Fundamente gut waren und welche nicht. Der Zimmermann war in seiner Weise ebenso gut unterrichtet über das Balkenwerk, die Dachstühle und die Gartenzäune, und es mochte die Wirkung des Aufeinanderangewiesenseins beider Handwerker sein, daß seit Generationen Glieder derselben Familie die Mauern und die Fachwerke aller Häuser des Dorfes aufrichteten. Im übrigen waren sie echte Bauern, die das Handwerk nur nebenher betrieben. Und mit ihnen sagten sie: Nicht zu viel arbeiten, wo es nicht dringend not tut, nicht zu viel reden, aber manchmal wie der Donner daherfahren, nicht zu viel ausgeben, aber auch nicht kargen.

Zu dem schönsten, was das Dorf hat, gehört, daß die, die darin so nahe der Natur wohnen, den Wechsel der Jahreszeiten ganz anders fühlen, mitleben, sich selbst mit dem Kommen und Gehn der Blüten und der Früchte, der Sonne und des Schnees verändern. Das Beruhigende eines Lebens, das in den festen Ufern der Gewohnheit und mit den bestimmten Abschnitten des zu gleichen Zeiten immer gleichen Geschehens dahingeht, liegt eben in diesem Eingefügtsein in die Folge der Jahreszeiten, und die „Bauernregeln" lassen diesen Zusammenhang recht deutlich hervortreten. Vermittelnd tritt die Arbeit zwischen den Menschen und seine Zeit, sogar die außerordentlichen Ereignisse müssen sich einordnen.

Im Frühling und im Frühsommer wechselt Braun mit dem saftigen Grün der jungen Saaten etwas zu einförmig; da sind die Buchenwälder fast so grün wie das Getreide und die Eichen noch um einen Ton heller, gelblicher. Wenn die weißen und rötlichen Obstbäume nicht wären und die Wiesen nicht voll Blumen stünden — manche sind lila von der Masse des Schaumkrauts —, wäre es nicht halb so schön wie im Spätsommer, wo gelbe Getreidefelder neben noch grünlichen stehn und einige schon geschnitten und mit Garben bedeckt sind, wo die Wiesen lichtgrün, die Brachen bald lichter, bald dunkler, der Wald fast schwärzlich steht. Diese Aussicht ist den Bauern die liebste, in der andern ist zu viel Ungewißheit, wie all das reife, wie er es heimbringe. Wer ein paar alte Birnbäume und gesunde Glieder hat, kann zufrieden sein, sagten die alten Leute. Dieses Wort sollte das Gefühl des ursachlosen Beschenktseins ausdrücken, das jeden in einem Obstjahre überkommt, wenn sich die Bäume, für die er nichts getan hat, als höchstens die Erde um den Stamm gelockert, unter der Last ihrer Früchte biegen, und wenn er in wachen Nächten die Birnen und Äpfel ticktack ins Gras fallen hört, wo sie am nächsten Morgen oft dichter als die Herbstblätter liegen. In der Tat, wer dafür nicht mindestens das Gefühl der Zufriedenheit als Gegengabe beut, der hat es überhaupt nicht. Man muß aber zugestehn, in guten Erntejahren und besonders in guten Weinjahren gibt es schwerlich irgendwo auf der Welt eine größere Masse von Zufriedenheit als bei uns. Was die Natur bestes gibt, hat da der letzte Knecht in Fülle: süße Früchte. Der Mensch kann sie nicht alle aufessen, man läßt zuletzt die Schweine in den Grasgarten, die machen reinen Tisch. Und wenn dann die letzten Birnen gefallen sind, reifen einige der glänzend grünen Blätter zu Scharlach- und

Purpurröte und erfreuen damit noch die Augen, die dafür offen sind. Über die Blumenbeete, die noch vor vierzehn Tagen in Farben strahlten, ist nun braunes Laub gehäuft, der Bienenstand ist in Stroh gehüllt, der Brunnen wird ihm bald folgen. Äste und Zweige sind kahl, wo noch ein Blatt sitzt, flattert es im Winde, als wollte es sich nächstens loslösen, nur der Kohlmeise schriller Laut tönt von den Bäumen. Stare eilen geschäftig, aber stumm auf der Wiese hin und her, um sie von verspäteten Raupen zu säubern; ebenso stumm, nur träger und mächtig groß wandelt der Nebel im Tal und zwischen den Bäumen ihrer Hänge. Drüber hin ruft es: Fort, fort! aus den grauen Dreiecken der am grauen Himmel südwärts wandernden Gänse.

So hart wie die Arbeit der Woche, so schön ist der Sonntag mit seiner Ruhe. Nichts schöneres als ein Sommersonntag unter blauem Himmel, in dessen Tiefe die Glocken ganz fern verhallen. Gestern Abend hat man bis in die Nacht hinein Heu hereingetan, noch hängen einzelne Strähnen davon am Scheunentor, aber Hof und Einfahrt sind dennoch sauber gekehrt. Das ist gestern noch bei der Laterne mit todmüden Armen geschehen, soviel hält der Bauer darauf, daß es sonntäglich bei ihm ausschaue. Jetzt bewegt sich alles mit Ruhe und Behagen, man weiß, man muß Kräfte sammeln für die saure Woche, die kommt. Die Sonntagsheiligung ergibt sich da von selbst, vorausgesetzt, daß nicht in der Zeit der Heuernte ein drohendes Gewitter zwingt, die trockne Ernte auch an einem Sonntag in Sicherheit zu bringen. Das Getreide kommt bei uns in der Regel trocken herein, aber der Juni sendet in manchen Jahren alltäglich sein Gewitter, und dann heißt es, jede helle, heiße Stunde ausnützen. Den „Stündlern," die an Wochenabenden ihre Betstunden hielten, wurde bei uns, nicht ohne Berechtigung, der Vorwurf gemacht, daß sie den von Gott gesetzten und außerdem natürlichen Unterschied zwischen Wochentagen und Sonntag verwischten.

Ein echter Bauer, aus dem der Bureaukratismus noch nicht den Beamten herausgeschält hat, der angeblich in jedem Deutschen steckt, wollte gar nicht Bürgermeister sein. Im Grunde hätte er es auch nicht gut gekonnt, denn sein Hof und Feld gaben ihm alle Hände voll zu tun und boten jedem Grad von Herrschbegier Genüge. Beim Militär galt damals noch die Stellvertretung, wodurch den Bauernsöhnen die Last des Dienstes abgenommen war; so konnte auch durch diesen Kanal keine Lust einfließen, sich an die Spitze der Gemeinde zu stellen. Der ganzen Auf-

fassung eines echten Bauern von seiner Stellung in der Welt entsprach es vielmehr, einen andern die Arbeit tun zu lassen und ihn dann zu kritisieren oder gar mit ihm zu prozessieren. Die Bürgermeister fanden es in den meisten Fällen rätlich, sich zu biegen; denn sie waren von dem Verkehr mit den Behörden her gewöhnt, Grobheiten einzustecken. Unbedingte Anerkennung fanden sie nur bei den Weibern, dem Schullehrer und dem Gemeindediener, aber schon die Knaben, die Jünglinge werden wollten und ihre erste Pfeife im Munde hatten, besiegelten ihren Eintritt in die Klasse der wirtshausfähigen Burschen, indem sie dem Bürgermeister irgendeine Ungezogenheit erwiesen. Unserm Bürgermeister, der aus der kleinen Gruppe der Dorfhandwerker hervorgegangen war, gelang es nicht, durch die Affektation einer stillen Würde, wie sie, meist etwas fadenscheinig, wie ihre schwarzen Amtsröcke, die Bezirkspaschas, vor sich her tragen, seine Stellung zu verbessern. Er hatte hinter dem Webstuhl gesessen und hatte sich durch Fleiß und Sparsamkeit zu einem kleinen Bauern mit fünf Kühen aufgeschwungen oder vielmehr aufgerungen. Weber haben, wenigstens auf dem Dorfe, eine gewisse Verwandtschaft mit den Schneidern, die von der sitzenden Arbeit herkommt und sich in einer farblosen Friedlichkeit bekundet, die niemand imponiert. Schmiede haben Dynastien gegründet oder gehärtet, Weber werfen ihr Schiffchen im Hintergrund der Welt- und Dorfgeschichte.

Wenn ich auf mein Dorf, diese Stätte voll Leben und Arbeit, herabsehe, vergesse ich nicht, daß sie zugleich ein ehrwürdiges Denkmal ist. Ihre Anfänge ragen über die Zeit hinaus, in der Karl der Große die Welt regierte. Das hölzerne Kirchlein, das als einem Priester Werhenhari gehörend im achten Jahrhundert erwähnt wird, ist zwar längst verschollen, aber man findet in den Urkunden die Stiftungen zugunsten derer, die Steine zur neuen Kirche gebracht haben. Man kennt Aufzeichnungen über Käufe und Verkäufe von Äckern und Wiesen in unsrer Gemarkung. Der Dreißigjährige Krieg hat das Leben auch dieses Dorfes bis zur Erde niedergebogen, aber es richtete sich wieder auf, als von dreihundert Menschen, die es vorher bewohnt hatten, nur noch vierzig übrig waren. Aus dieser Zeit der Trübsal stammt das Grab der von der Pest hingerafften im Steingrund. Solange es Zeugnisse von unserm Dorfe gibt, haben die Menschen gelebt, gestrebt, gelitten wie heute und haben in frühern Jahrhunderten mit solcher Inbrunst ihres Endes und ihrer Seligkeit gedacht und so viel Messen, Kerzen und Bittgänge gestiftet, daß

die Lebenden im Dienste der Toten stehn würden, wenn nicht die Jahrhunderte manches wieder in Vergessenheit hätten kommen lassen. Wenn man einem Eichelberger die Vorstellung ausreden will, daß die gute alte Zeit so viel besser als die gegenwärtige sei, erzählt er von der Stiftung des Jörg von Gundelfingen aus dem fünfzehnten Jahrhundert, die jedem erwachsnen Eichelberger, der an dem gestifteten „Jahrtag," Sonntag nach St. Georgien, zur Kirche geht, ein Maß Wein, ein Maß Bier und Brot vier Pfennige wert zusprach und jeder Eichelbergerin, die von Anfang bis zu Ende mitbetete, eine Elle Tuch; das sollten auch die Vermöglichen nicht ausschlagen, sondern nehmen und einem armen Menschen geben. Vom Jahre 1801 an ist diese Spende unterblieben, und die Eichelberger haben davon wenigstens den Vorteil, daß sie das Ende der guten alten Zeit sicher zu datieren wissen.

Es hatte für mich einen unbeschreiblichen Reiz, mich in diese große Familie einzuleben. Denn es war eine Familie, unbeschadet der Unterschiede des Glaubens und des Standes, die die Dorfbewohner stellenweise sonderten. Diese Unterschiede waren keine Klüfte, ich möchte sie vielmehr den Sprüngen in den Töpfen der Bauernfrauen vergleichen, von denen das Sprichwort geht: Ein zersprungner Topf hält noch einmal so lange. Darin lag die Gegenwirkung zur Vereinzelung und Vereinsamung, der im Dorfleben alle verfallen, die nicht hinter dem Pfluge gehn. Deshalb gedeihen auf dem Dorfe von den Nichtbauern die am besten, die sich wenigstens nebenbei mit Landwirtschaft beschäftigen, und man merkte es den Geistlichen und Lehrern, den Ärzten und Apothekern an, wie sie ihr bißchen Acker- und Gartenbesitz, ihre paar Kühe und Pferde als die Wurzel pflegten, die sie mit diesem Boden verband. Schon die Monotonie des Landlebens würde den Stadtmenschen niederdrücken, der sich nicht durch Teilnahme an der Arbeit, die alle bindet und verbindet, mit dem Ganzen in lebendiger Berührung erhielte. Wie manche Familie in der Stadt ertrug ihr Leben nur, weil es noch nicht alle Wurzelverbindung mit dem Heimatsdorfe verloren hatte; was man den niedern Bürgerstand nennt, auch kleine Beamte, Lehrer erhielten sich durch diese Verbindung frisch und hoffend.

In einer Gemeinschaft, deren Glieder alle mehr oder weniger Landwirtschaft treiben, ist ein gegenseitiges Helfen und Aushelfen möglich wie in keiner andern, es ist aber auch notwendig. Bei der Grummeternte kommt es häufig vor, daß sie nach andauernden

Frühherbstregen und Stürmen in wenig Tagen eingebracht werden muß; da treten die ältesten Verwandtschaftsbeziehungen wieder in Kraft, der entfernteste Vetter hilft dem Bauer, der das seine nicht bewältigen kann, es helfen die Nachbarn, Helfer kommen aus den Nachbarorten. Es ereignete sich, daß der alte Preußenfritz und seine noch ältere Ehehälfte zugleich krank waren, als der kleine Weinberg, den sie hatten, geleert werden mußte; der einzige Sohn war Soldat. Da traten die Nachbarn zusammen und besorgten das Geschäft glatt.

Es gibt Menschen, deren poetisches Gefühl nur im Überlieferten, im Hergebrachten blüht, und andre, die Neues nötig haben; jene haben die Poesie in sich und wissen es nicht, weshalb sie natürlich auch nicht davon sprechen, diese sind immer hungrig danach. Man nennt jene die Ungebildeten, diese die Gebildeten. Im Innern eines Bauern, der an einem schönen Samstag Abend müde von der Arbeit, aber zufrieden mit ihr, zwischen seiner Wiese und seinem Acker dem Hofe zu schlendert, ist eine Poesie, die tausend Dichter schon auszusprechen gesucht haben; so echt, wie sie in ihm lebt, ist es keinem gelungen, sie zu singen oder zu sagen.

Auch das gehört eben zur Stille dieses Lebens, daß die Leute nicht viel Aufhebens machen. Es hat jeder und hat jedes seinen Pflichtenkreis; in der Regel ist er nicht weit, der wird ausgefüllt, so gut es geht, nach jahrhundertalter Weise, und so wird auch die Erfüllung der Pflicht nach Maßen gemessen, die seit Jahrhunderten feststehn. Und so ist es mit den Gefühlen. Wenn draußen die Schneeflocken wirbelten, und man konnte auf der warmen Ofenbank sitzen und dem Schnurren der Spinnräder und den alten Geschichten zuhören, empfand man bei den Bauern und Nichtbauern die Poesie, die darin liegt; aber die Bauern sprachen nicht davon, es zeigte sich in ihrem Gehaben, die Nichtbauern meinten sie rühmen zu müssen.

Die Arbeit zog dem Leben jedes Einzelnen die Linien, denen es folgte, sie grub die Furchen, in denen diese Bächlein zu fließen hatten. Wenn man sah, wie übel die Menschen standen, die sich dem Müßiggang ergaben, wie schwer die Alten ihr Leben und sich selbst ertrugen, die „übergeben“ hatten, um noch ein paar Jährlein ruhig zuzubringen, lernte man die zusammenhaltende Macht der Arbeit schätzen. Ein Geistlicher sagte: Die Arbeit der Bauern wirkt mehr als meine Predigt, und wenn von schwierigen Ehen die Rede war, hörte man: Wenn die beiden nicht gewöhnt

wären, zusammen zu arbeiten und zu hausen (sparen), wären sie längst auseinander gelaufen. Die moralischen Verwicklungen sind auf ein möglichst geringes Maß reduziert, die Ströme der Leidenschaft fließen in den Betten des Herkommens zwischen hohen Dämmen breit dahin, Überschwemmungen sind selten, weil Dammbrüche fast unmöglich sind. Der Bauer geht gebückt, es ist aber doch Kraft in ihm, nämlich die Kraft, die aus der Berührung mit der Erde entspringt. Der Bauer sieht oft trüb oder träumerisch in die Welt, aber es ist doch ein Geist in ihm, der in seiner Einfachheit sicherer durch Leben und Pflichten durchleitet als der zerstückte auseinandergezogne Geist des „Gebildeten." Was einfache Arbeit, die nicht beständig sich zerfasert und auseinanderläuft, zwischen Sonnenaufgang und Untergang leistet, lernt man nur auf dem Acker. Das Dorf bleibt eine Schule tüchtiger Arbeit, die den Tag nutzt, solange er scheint. In der Dorfgeschichte liegt der hohe Wert des Schlichten und des Ehrlichen, das dem Grunde der Dinge näher ist als das Reiche und Schillernde, und damit auch näher der Poesie. Es kommt nur darauf an, diese Natur so schlicht und so ehrlich zu geben, wie sie ist. Manchmal, wenn ich oben unter den drei Buchen die Nibelungen oder Homer las, zuckte blitzartig in mir ein Gefühl der Verwandtschaft dieses ruhigen, unbegehrlichen Lebens, das in so festen Formen sicher dahinfloß, mit dem Epischen auf. Ich konnte die Verwandtschaft nicht deuten, ich fühlte sie nur undeutlich als ein Glück. Jetzt weiß ich, dieses Leben *war* episch!

Zwei Dinge bleiben bestehn, wenn alles andre sich in buntem Wechsel wandelt: die Erde und die Notwendigkeit für uns, von ihr zu leben. Darin liegt das Elementare des Bauernlebens, daß es in dieser doppelten Notwendigkeit wurzelt, und deshalb ist es unentwurzelbar. Daher auch die Einfachheit des ländlichen Daseins und Wirkens, die keine Schäferpoesie deuten und nicht so ganz verzerren kann. Wer seinen Acker baut, den nährt sein Acker, wo er säet, erntet er, er sieht sein Leben vom Anfang bis zum Ende voraus, aber nicht in einer kahlen Linie, sondern umbuscht, besonnt. Der Zweck des Lebens bleibt endlich doch immer, daß es sich behauptet, und das tut es am besten auf eigner Scholle, die das einfachste Verhältnis zwischen dem Menschen und der Natur schafft, in die er hineingeboren ist.



6. Bildung

Wo sich das Dach auf den Boden senkte, war der Winkel durch eine Bretterwand abgeteilt, und ein Fenster war eingesetzt, das nach Süden ging. Man hatte besonders wertvolle Droguen in dem schrägen Dachkämmerchen aufbewahren wollen, doch bedurfte man seiner in dem mehr als geräumigen alten Hause nicht. Niedere grüne Kasten, mit verschnörkelten Aufschriften, noch von trocknen Arzneikräutern duftend, waren Tisch und Stuhl, wo ich saß und las und träumte. Eine schöne, helle Einsamkeit, befreiend durch den Blick über Dächer und Baumkronen. Noch heute behaupte ich, daß die Sonne hier mit einem besondern Glanz und einer eignen Freundlichkeit schien, und ihre Wärme hatte etwas Anbrütendes. So, wie sie über den heißen Ziegeln zitterte, lag sie wogend in dem Winkel. Ziegel und Schindeln bildeten eigentlich keine Schranke zwischen der Luft draußen und der drinnen, hinderten nicht, daß man sich dem Himmel näher fühlte. Mit sich und einem Buche hier allein zu sein, das uns weit von der Gegenwart und vielleicht sogar von der Erde wegführt, war eins von den Gefühlen, die das ganze Innere durchdringen, die von dem Augenblick an, daß wir in ihren Bannkreis treten, einen andern Menschen aus uns machen.

Der Trieb zum Nestmachen, zum Schaffen einer engen, abgeschlossenen Welt in irgendeinem Winkel, wo wir allein mit uns und mit ein paar Kubikmetern Luft sind, muß einer der ältesten der Menschheit sein, und ich ahnte immer, daß er Ehrfurcht verdiene. Er stammt noch von jenseits der Höhlenmenschen her, die ihre Riesenbrocken von Mammutfleisch oder ihre Wildpferdkeulen in die hintersten, dunkelsten Spalten und Klüfte schleppten. In dem absoluten Dunkel der hintersten Höhlenkammer mochten vielgeplagte Diluvialmenschen einmal Feinde, wilde Tiere und andre Gefahren vergessen, die sie von allen Seiten in die

schwere Schule nahmen, aus der der Mensch einer höhern Kulturstufe hervorgehn sollte, der den Speer- und Pfeilspitzen Kanten und Schneiden anschliff und die Ösen der Äxte bohren lernte. Vieles spricht dafür, daß die größte Erfindung der Menschheit, das Feuermachen, zuerst in einer solchen Höhlenspalte aufleuchtete. Man könnte den Gedanken fortspinnen und käme zuletzt in der grünen Einsamkeit der Waldwanderungen an, der Helmholtz die Kraft nachrühmt, große wissenschaftliche Entdeckungen zu zeugen. Auch die Knospe hüllt sich in dunkle Blätter, und in lichtloser Tiefe beginnt das Keimen im Samenkorn; die Einkehr eines werdenden Menschen in sich selbst will dem, was er in sich wachsen fühlt, Wärme und Nahrung geben.

Die Lesestunden waren Wonnestunden, je einsamer desto schöner; auf das Buch kam es weniger an. Hinreißend wie Robinson, Lederstrumpf oder Sigismund Rüstig waren nicht viele; aber das machte ja gar nichts, denn ein großer Teil des Lesens war Sinnen und Träumen. Und etwas Neues mußte doch in dem langweiligsten Buch stehn. Mindestens macht man die Bekanntschaft des Autors, und nach dem Satze: Wessen Buch du liesest, dessen Geist kommt über dich, mußte immer irgend etwas dabei herauskommen. Ich erinnere mich denn auch, daß ich auf dem Höhepunkt der Lesewut nie geneigt gewesen wäre, ein Buch langweilig zu finden, und ich focht heiße Kämpfe für die ödesten Schmöker aus, in die ich alles mögliche hineinlas. Wenn ich in dem Winkelkämmerchen unter den Ziegeln saß, oder gar im Grünen mich einsam an eine alte Eiche lagerte, die einen lebhaften Verkehr von Käfern und Schmetterlingen hatte, da konnte das Buch so vollkommen unlesbar sein, wie ein Band von Sturms Insekten Deutschlands, der nur trockne Artbeschreibungen enthielt: das Gedruckte wirkte wie ein Zauber; ich stellte mir die Käfer vor, die da sorgsam beschrieben waren, und verfolgte dabei stundenlang das Krabbeln und Arbeiten der großen schwarzen Böcke, die in dem Eichenmulm wühlten. Wenn von Menschen die Rede war, ging es mir nicht viel anders. Ich betrachtete ihre Worte und ihr Tun neugierig, wie das Krabbeln und Summen der Käfer, überschlug aber regelmäßig die Dialoge und die Geschicke der Liebenden, da meine kurze Freundschaft mit Luise mich genugsam belehrt hatte, daß man das Schönste und Feinste in dem Verhältnis zweier Menschen, die einander gern haben, nicht aufs Papier bannen kann. In allen andern Beziehungen stand ich aber unter dem magischen Banne des Gedruckten und war macht-

los gegen das erdrückende Herandrängen des schwarzen Buchstaben-heeres, das meinen Geist umzingelte. Das damals schon übliche „Er lügt wie gedruckt" blieb mir völlig unverständlich. Nun meine ich einzusehen, daß auch etwas Stolz bei dieser Unterwerfung war, denn mein Alter war gerade das, wo man den höchsten Beweis von geistiger Reife gegeben zu haben glaubt, wenn man meint zu verstehn, was jeder andre gedacht hat. Und doch haperte es mit dem Verstehn oft genug. Wie lange schlug ich mich mit dem Gedanken herum, der mir aus irgendeiner Literaturgeschichte angeflogen war, daß jedes Volk von Rechts wegen sein Nationalepos haben müsse, und es schmerzte mich, zugeben zu müssen, daß weder die Messiade noch Vossens „Luise" das für die heutigen Deutschen sein konnte. Ihn anzuzweifeln kam mir nicht in den Sinn. Mein Wissen reichte nicht hin, die Gegengründe mit Sicherheit heraufzuzitieren. Und so ging es in vielen andern Dingen. Ich hätte soviel darum gegeben, mein eignes Urteil in ästhetischen Dingen zu haben, aber es ließ sich nicht erzwingen; ich hörte, wie andre urteilten, und wenn ich zu widersprechen wagte, merkte ich wohl, daß ich mich an Kleinigkeiten hängte oder, halb unbewußt, fremde Urteile wiederholte. Schwer ist es, zu reifen!

Auch die Ansichten, die ich in den Büchern und Zeitungen fand, waren mir Tatsachen, die ich mit derselben Sicherheit ergreifen und in mich hinein verpflanzen zu können glaubte, wie die Beschreibung eines Landes oder eines geschichtlichen Ereignisses. Wenn ich aber nach einiger Zeit auf die entgegengesetzte Ansicht stieß und doch nicht unterscheiden konnte, welches die rechte sei, fand ich doch bald den geringern geistigen Nahrungswert der Ansichten und Meinungen heraus. Indem ich an ein physikalisches Axiom dachte, nannte ich die Tatsachen Körper, die undurchdringlich sind, die Ansichten aber Schatten, die der Wirklichkeit entbehren.

Zu dieser Zeit waren noch viel mehr alte Bücher am Leben als heute, und das gab auch sogar kleinen Büchereien, wie man sie gelegentlich besonders in den Häusern der Pfarrer und der Ärzte fand, einen Reichtum oder vielmehr eine Mannigfaltigkeit, die eine moderne Büchersammlung nicht hat. Schon äußerlich zeichneten sich die alten Bände mit ihren braunen bunt oder mit Gold bedruckten Lederrücken und ihrem roten oder Marmorschnitt vor den Erzeugnissen der zur Stümperei herabgesunknen Buchbinderei des mittlern neunzehnten Jahrhunderts aus. Die Menschen,

die Chronegks Kodrus oder Wielands Agathon lasen, haben jedenfalls, im Verhältnis zu ihren Mitteln, mehr Bücher gekauft als ihre Nachkommen, und sie hatten Freude an ihren Büchern. Manche davon sahen doch wie Schmucksachen aus. Was für Prachtausgaben hat es von Haller, Ewald von Kleist, besonders aber von Klopstock und Wieland gegeben! Sogar die Nachdrucker statteten ihre Bücher manchmal pompös aus. Man las weniger, aber man stand auf einem vertrautern Fuß mit diesem wenigen, man kehrte öfter dazu zurück, Bücher wurden Freunde, Lebensgefährten. Nun entdeckte ein Jüngling aus der dritten Generation diese alten Bücher, die vielleicht in einem ganz vergessenen Winkel standen, und für ihn wurden sie eine neue Welt, in die er sich mit dem Stolz des Entdeckers hineinlebte. Wer hätte nicht die Erfahrung gemacht, daß er sich im Beginn seiner Bildung, bei noch unreifem und schwankendem Urteil, in den klassischen Werken verirrt, von dem schön ausgelegten Hauptweg abkommt und in nebensächliche Anpflanzungen hineingerät? Es folgt Enttäuschung und Abstumpfung, man verschmäht nun überhaupt die klassischen Wege zu gehn und kehrt vielleicht nie mehr zu dem zurück, was man einmal aufgegeben hat. So hatte ich in der Messiade eine Erhabenheit gefunden, die mir zwar allzu wortreich und mühsam, verglichen mit der Bibel, zu sein schien, aber ich hielt mich neugierig an die Art, wie Klopstock das Größte seinen Lesern poetisch vorstellbar zu machen strebte; eigentlich langweilig muteten sie mich aber nicht an, ich habe sie durchgelesen, und einzelne Stücke nicht bloß einmal. Und ebenso die Oden. Das, was mir damals das unbestimmte Gefühl eines Mangels, ein stumpfes, dumpfes Gefühl gab, habe ich später erst verstehn lernen, nämlich den Mangel des Frischen, Unmittelbaren. Ich kam der Wahrheit erst näher, als ich ahnte, daß gerade das, was den frischen Quell im Gras oder die hohe Blume im Wald freudenreich und schön macht, in Klopstocks Versen nicht sei. Und ebenso nicht in Hallers Versen. Schöne Gedanken, große Gefühle, aber alles gemacht, ersonnen, für gebildete Leser in einer feierlichen, künstlichen Sprache mit viel Absicht gesagt. Also das Gegenteil von Natur. Daher auch die Empfindung, man müsse solche Dinge nachahmen können. Die Einzigkeit und die Unnachahmlichkeit des aus Gottes Hand hervorgegangnen Kristalls oder der einfachsten Blüte war nicht in diesen Dichtungen, denen man im besten Fall den Lobspruch „Schön gesagt“ spenden konnte.

Ich habe in diesen jungen lernfrohen Jahren besonders Goethe, aber mit ihm der ganzen ästhetischen Überkultur gesunder und freier gegenüber gestanden als später, wo ich mich in die ästhetischen Fäden verwickelt hatte, die das Leben der gebildetsten Kreise, vorab in einer Kunststadt, vollständig einspinnen. So wie ich bei „Kunstkennern" die Erfahrung gemacht habe, daß das naive Empfinden des Kunstwerks für sie von dem Augenblick an aufhört, wo sie sich mit der Frage beschäftigen, wie es „gemacht" ist, so fällt auch auf das poetische Empfinden die Rücksicht auf die Technik als ein wahrer Meltau. Ich war dem Leben noch zu nahe, als daß ich die Probleme des Herzens nur so als Objekte des Kunsthandwerks hätte auffassen können. Wie konnte Werther einen Eindruck auf mich machen, da ich auf demselben Punkt gestanden hatte wie er? Ich hatte das Unmännliche in meiner eignen Stimmung mit Beschämung empfunden, da vermochte Goethes schöne Sprache das Entnervende in Werthers Gefühlsschwelgerei mir nicht zu verdecken. Ich las mit überzeugtem Beifall in Vilmars Literaturgeschichte das Wort von dem Gift in herrlichem Kristall, das Goethes Dichtung uns darbiete. Es tat mir damals gerade das wohl, daß nicht die Großen mit ihrer ganzen Wucht auf einmal an meinem Gesichtskreis aufstiegen. Leichtere Wölkchen, die auch dann keine Welt verfinsterten, wenn sie tränenreich aufzogen, wie Höltys Gedichte, schwebten voran. Ein junges Menschenkind, das ganz Leben und Natur ist, kann, ohne in unzeitige Schwelgerei zu verfallen, nur eine schwache Dosis Poesie vertragen. Das Hineinpumpen fremder Poesie durch wütiges Lesen von Gedichten und Romanen in diesem Alter kommt mir jetzt so recht als eine strafbare Bildungspantscherei vor. Die elementare Poesie, die in uns Kindern still pflanzengleich herangewachsen war, wurde durch dieses Begießen mit ungesund antreibenden Stoffen in falsche Richtungen gelenkt, wenn nicht ausgetrieben: an die Stelle von Blühendem Gedrucktes, Papier für Blumenblätter.

Es ist mir erst später klar geworden, daß es gerade die Weite des Wortes Bildung ist, was so faszinierend auf alle wirkt, die nach Bildung streben. Ich bewegte mich in einem Kreise, wo es nicht für selbstverständlich galt, daß alle, die darin verkehrten, gebildet waren. „Ist er gebildet?" konnte man oftmals fragen hören, und manchmal lautete die Antwort: „Ja, er ist sehr belesen." Die Bildung wurde hauptsächlich darin gesucht, daß man gewisse Schriften gelesen hatte, ich konnte mich aber

des Verdachtes nicht erwehren, daß dabei weniger an die Bewältigung des Inhalts als an die Zeit gedacht wurde, die dazu nötig war. Wer diese Zeit aufwenden konnte, bewies damit, daß er bis zu einem gewissen Grade Herr seiner Zeit war, und wer sie aufwenden wollte, erkannte damit eine Art von Verpflichtung gegen die Gesellschaft an.

Was war es nun, dessen Kenntnis man von diesen Gebildeten verlangte? Schillers Gedichte, Hebels alemannische Gedichte und Rheinländischer Hausfreund, Nadlers Fröhlich Pfalz, Gott erhalts!, Blüten und Perlen oder sonst eine Anthologie waren Bücher, in denen die meisten gelesen hatten. Auch fand man auf vielen Bücherbrettern Schlossers Weltgeschichte und Cannabichs Geographie. Einzelne Bändchen der Groschenbibliothek waren noch in manchen Winkeln vorhanden. Man lernte da Pseudoklassiker wie Krug von Nidda, aber auch echte Dichter wie Hölty, Bürger, Claudius kennen, von deren Gedichten mehr geläufig waren als heute. Dagegen gehörten Lenau, Uhland, Freiligrath einer Woge an, die erst nach dieser unsern Strand erreichte, und Goethe stand allen fern, wurde als schwerverständlich von den einen, als sittengefährlich von den andern und als teuer von allen gemieden. Goethes Werke gab es auf zwei Stunden im Umkreis nur bei einem alten einsamen Dorfarzt.

Es ging wohl von der weiblichen Seite der Eichelberger Gesellschaft zuerst die unerhörte Frage aus: Sind wir denn gebildet genug? Da war eine Arztesgattin, dort eine Pfarrerstochter, die behaupteten, man müsse etwas mehr für den Geist tun, die eine klagte, die Lehrersfrauen läsen schon dieselben Bücher wie die Frauen höherer Beamten, und die andre hatte bei einer Fahrt im Stellwagen mit der Tochter des Wollwarenfabrikanten Staar in Roßloch den Eindruck gewonnen, man müsse etwas Besondres tun, wenn man nicht auf das Niveau von solchen Leuten sinken wolle. Daß der jüdische Kaufmann und Auswanderungsagent Stieglitz in Aspringen für seine zahlreichen Kinder einen Hauslehrer angestellt hatte, der angeblich in München und Paris doziert hatte, verstärkte die Befürchtung, daß die Intelligenz des Bezirksamts Sensenheim überflügelt werden könnte. Bei den mit reichlichem Kaffee gewürzten Besprechungen in den „Staatszimmern" der Honoratioren stellte sich heraus, daß die Männer dieser Bildungsfrage kühler gegenüberstanden. Natürlich! Sie, die Studierten, konnten sich doch nicht von einem Staar oder Stieglitz überholt glauben! Der Rentamtmann er-

zählte, daß Herr Staar noch nicht einmal orthographisch sprechen könne; er spreche beständig von Streechwolle statt Streichwolle, halte jenes für feiner; und das Bildungsstreben der Familie Stieglitz erschien der Gesellschaft nicht mehr so bedenklich, als der Bezirksförster erzählt hatte, ihr Hauslehrer sei eine Art von Naturmensch, der auf Stroh schlafe und sich zur Verrichtung seiner Bedürfnisse in den Wald begebe. Mein Prinzipal, der mit Herrn Stieglitz Geschäfte machte, nahm seinen Klienten in Schutz und erklärte, der Hauslehrer sei ein Mensch wie andre auch, sogar etwas hochmütig, und daß Herr Stieglitz ihn angestellt habe, sei durchaus nicht aus Überhebung geschehn, sondern weil ihn das billiger komme, als vier Kinder in die fernen städtischen Schulen zu schicken. Wenn nun auch mit Beifall von dem schwäbischen Rentamtmann das große Wort ausgegeben wurde, dieses Bildungsstreben sei gerade ein so norddeutsches Gewächs wie manche andern Ideen, die besser im märkischen Sande als in unserm tiefern Boden gediehen, so siegte doch der Wunsch der Frauen und der heranwachsenden Jugend, etwas mehr von der Welt zu vernehmen und die herannahenden Herbstabende, an denen die Männer länger im Kasino saßen, mit frischerer Leseware zu verkürzen. Man beschloß die Begründung eines Lesezirkels, an dem die höhern Beamten, die Pfarrer, Ärzte und Apotheker des Eichelberger Ländchens teilnehmen sollten, von dem aber schon die Lehrer selbstverständlich ausgeschlossen waren. An den Herrn Baron wandte man sich gar nicht, weil man bei seiner Abneigung gegen das Lesen moderner Literatur einen Korb vermuten konnte, und ebensowenig an den katholischen Kaplan, von dem man voraussetzte, daß ihm manches Buch nicht gefallen werde, das man vielleicht zu lesen wünschte. Mein Prinzipal wurde zum Geschäftsführer gewählt, weil er, sagte man, freie Zeit und junge Leute, nämlich uns, zur Verfügung hätte. Im Hintergrunde mochte mehr noch die Hoffnung wirksam gewesen sein, daß seine Verschwägerung mit einem hervorragenden Verlagsbuchhändler ihm billigern Bezug der Bücher ermöglichen werde.

Ich habe noch heute eine große Freude an der Öffnung eines Bücherpakets voll Neuigkeiten, aber in jenen Jahren war mir ja jedes Buch viel neuer, enthielt jedes viel mehr Wichtiges, Wertvolles, vielleicht Erstaunliches. Das Gefühl gespannter Teilnahme, mit dem ich im Schweizer Robinson die allmähliche Entleerung des gestrandeten Schiffes las, wobei ein Schatz nach dem andern ans Licht kam, durchrieselte mich wie Seligkeit, wenn ein

grauer Pack vom Buchhändler anlangte. Schon die saubere Rechteckgestalt mußte ansprechen, sie verkündete die entsprechend geformten, scharf umgrenzten Büchergestalten, die verheißungsvoll herausquollen, wenn die Schnüre gelöst waren. Da lagen zu unterst die Zeitschriften mit ihrem kaum zu übersehenden Inhalt: die Gartenlaube, die damals noch in jungen Jahren stand, W. O. von Horns Maje, das Buch der Welt mit seinen bunten Farbentafeln und, über alle geschätzt, die aristokratischen Westermanns Monatshefte. Man sah die Abende vorüberziehn, an denen diese Hefte entfaltet werden sollten, und zählte die Stunden behaglicher Spannung bei ihrer Lektüre voraus. Da wurden die neu erschienenen Bände der Romane von Mühlbach, von Hackländer, von Mügge, von Otto Müller, Becker und so manchen andern auseinandergelegt. Ich habe aus solchen Bänden auch unvergeßliche Werke wie Scheffels Ekkehard und Kürnbergers Amerikamüden hervortreten sehen. Auffallend arm war damals die historische und die Memoirenliteratur; bis in unsre Kreise drangen Ranke und Sybel nicht hinab, am meisten gelesen schien mir Macaulays englische Geschichte mit zahllosen schlechten Holzschnittporträts. Für mich lag regelmäßig irgendein Lern- oder Studierbuch dabei, das mich immer zuerst durch sein äußeres Gewand ergötzte, wie es nun auch sein mochte, ehe ich mich an sein Inneres machte. Im Grunde gefiel mir eben fast jedes Buch schon von außen, denn es war immer eine Verheißung, und eine Ausnahme davon machten nur die „roh" versandten, die man erst heften lassen mußte. Ich vergesse nicht den Eindruck, als ich die Homerausgabe der Firmin-Didotschen Klassikerbibliothek mit lateinischer Übersetzung erhielt: ein starker, straff gehefteter Band in festem Umschlag von unscheinbarer graugrüner Farbe, von dem sich das vortreffliche Papier, der klare, saubere Druck in fremdartigen eleganten Griechenlettern schön abhoben. Das war ein Kunstgenuß! Die höchste Stufe dieses äußerlichen Büchergenusses erstieg ich allerdings erst einige Jahre später, als mir mein nun längst verstorbner Freund L. D. aus Köln den kleinen Horaz mit lateinischen Prosaerklärungen in Elzevierformat, ebenfalls aus Firmin-Didots Verlag, dedizierte. Das war das erste Buch mit eingeklebten Photographien, das ich sah. Es war in grünen Maroquin gebunden, mit Goldschnitt. Kein Krondiamant konnte herrlicher leuchten!

Zu diesem Genusse, Bücher zu sehen und zu fühlen, aufzuschneiden und anzulesen, brachte der Lesezirkel noch den andern

der Verteilung der Bände und Hefte an die Abonnenten. Man konnte dabei die lieben Bekannten nach Bildung und Geschmack einteilen, Freunde begünstigen, Gleichgiltigen kleine Bosheiten zufügen. Es erfolgten auch Reklamationen, und die Empfindlichkeit gegen vermeintliche unpassende Zuweisungen war groß. Es mag dabei Prüderie und Unverstand im Spiele gewesen sein, aber ein gesünderes sittliches Empfinden herrschte in diesen Kreisen, als man heute in ihnen finden wird.

Wenn sich Neugierige auf die am Vormittag neu ankommende Zeitung stürzen, und ein Kannegießer in ereignisreichen Zeiten sogar dem Postwagen auf die Höhe vor dem Dorf entgegengeht, um die Neuigkeiten eine halbe Stunde früher zu haben — er liest sie dann im Gehen, bedächtig langsam auf der Straße herschreitend —, so ist das nur ein Ausfluß der Aufgeregtheit Einzelner. Im Grunde kümmert man sich im Dorfe wenig um das, was draußen in der Welt vorgeht, und wenn man es einmal tut, legt man die Zeitung mit dem Gefühl des Behagens aus der Hand, mit dem der Philister im „Faust" von den Schlachten hinten weit in der Türkei reden hört. Es mag draußen ringsum stürmen und branden, wir sehen die Wellen nicht, hören sie nicht einmal. Jetzt sind bald zwei Menschenalter verflossen, daß das Dorf die Durchmärsche der Russen und der Preußen sah, die nach Frankreich zogen; nur die Allerältesten wissen, was ein Krieg ist. Früher hat Eichelberg schwerere Heimsuchungen in Kriegsnöten erfahren. Aber gerade darin zeigt es sich, wie ein Dorf organisch mit seinem Boden verwachsen ist, daß die Stürme es zwar niederdrücken, es aber nicht hindern, sich zu erheben, wenn der Orkan vorüber ist.

Ich kaufte mir beim Buchbinder Werner in Sensenheim fünf Buch gelbliches Konzeptpapier, wie es in den Kanzleien üblich war, und faltete und heftete mir in stillen Abendstunden daraus vierzig Hefte zu vierundzwanzig Seiten, auch hatte ich farbiges Papier von festerm Griff mitgebracht, und zwar blaues, violettes, grünes und rotes, und davon wurden Umschläge um die Hefte gemacht, je zehn von gleicher Farbe. Und nun erhielt jedes Heft seine Aufschrift von Theologie und Mystik an bis zu Acker- und Wiesenbau, Dichtung, Malerei, Theater, Musik waren nicht vergessen. Indem ich nun fast alle Bücher, die mir erreichbar waren, Kapitel für Kapitel las und jeden Satz bemerkte, der mir besonders wissenswert zu sein schien, um ihn dann in sein Heft einzutragen; indem ich ebenso jede Zeitschrift

und jedes Tagblatt behandelte, die mir unter die Hände kamen, ja endlich jeden bedruckten Papierfetzen, sammelte ich in wenig Monaten einen ganz gewaltigen Schatz von Wissen an, dem leider nur alle Tiefe und aller innere Zusammenhang fehlte, denn ich schrieb mir nicht nur die Stellen ab, die mir gefielen, sondern auch die, die mir durch ihre Dunkelheit imponierten; diese schrieb ich manchmal, ohne auch nur ein Wort davon verstanden zu haben, in mein Heft, in dem Wunsche, sie so lange immer wieder zu lesen, bis ich sie erfassen würde. Daß das einmal geschehn müsse, bezweifelte ich keinen Augenblick. Woher sollte mir eine Vorstellung von der Begrenztheit meines Verstandes gekommen sein? Niemand kann jemals Autodidakt in einem reinern, ich möchte sagen verwegnern Sinne gewesen sein als ich in jener Zeit. Der Gedanke, jemand zu fragen, der es besser verstünde als ich, kam mir überhaupt niemals in den Sinn, war mir doch sogar in der Schule niemand gegenübergetreten, dem ich ein tieferes oder reicheres Wissen zutraute, als ich leichtlich zu erwerben hoffte. In der Tat, es war ein ganz folgerichtiges und rücksichtsloses System des Selbstunterrichts, dem ich folgte, und es gab davon keine Ausnahme. In keiner spätern Zeit meines Lebens verfügte ich über so ausgebreitete und mannigfaltige Kenntnisse wie im Sommer 1861, wo ich drei Monate lang jeden Morgen von drei bis sechs und dazu noch manche Abendstunden über meinen Heften saß, rastlos eintragend und nachlesend. Ich wußte ganz genau Bescheid zu geben über die Geschichte der Burgruine Dürnstein in unsrer Nähe sowie über die Natur des Klingsteinkegels, auf dem sie stand, das Leben Jakob Böhmes war mir ebenso vertraut wie der Feldzug der Tausend unter Garibaldi in Sizilien, die Entstehung des Krebses der Obstbäume und die Auffassung Macaulays von Friedrich dem Großen kannte ich ziemlich gut, wußte aber unter anderm auch, was Luise Mühlbach in verschiednen Romanen über diesen meinen Lieblingshelden gesagt hatte. Ich erinnere mich, daß ich den ... dieser Schriftstellerin an einem Sonntag Nachmittag zwischen meinen Apothekerhantierungen verschlang. Zugleich beschäftigte ich mich auf den Wunsch meines Prinzipals mit der Herstellung von Theïn aus einem halben Pfund Kongotee, das ich mit meinem Taschengeld erworben hatte; daß es mir nicht gelang, das Alkaloid kristallisiert zu erhalten, war der erste Rückschlag, den mein knabenhafter Glaube daran, daß man könne, was man ernstlich wolle, erlitt.

Das waren Beutezüge, die Wertvolles und Plunder in bunter Mischung heimbrachten, denn von Unterscheidung und Auseinanderhaltung des Guten und des Schlechten war noch nicht die Rede. Es regte sich erst ganz leise das kritische Vermögen. Doch erinnere ich mich, daß mir nach der Ernte auf den fünf Äckern, d. i. Bänden der Essays von Macaulay schon eine Abneigung gegen die Advokatenmanier der Argumentierung dieses Geschichtschreibers aufstieg; auch wandte ich mich von den nervös-geistreichen Bemerkungen der Rahel zu des Angelus Silesius Cherubinischem Wandersmann mit Überdruß ab, als mir der innige Glaube des Dichters und die schillernde Eitelkeit seiner Kommentatorien deutlich wurde. Das sind Abneigungen, die ich mir bewahrt habe, aber es waren damals Instinkte. Dafür nahm ich vieles halb oder ganz Unfertige mit in den Kauf, und am meisten blendete mich die Fülle der Tatsachen, die einzelne Autoren vorzubringen hatten. Da hatten natürlich die populär-naturwissenschaftlichen Schriftsteller mit ihren zusammenraffenden und prahlerisch exponierenden Methoden leichtes Spiel.

Da in diesem Bemühen kein Plan war und nicht einmal zur Ordnung des Aufgenommenen Zeit blieb, wurde der Geist zwar voller aber nicht klarer, das Gefühl der Überladung nahm überhand, und der Flug erlahmte. Es blieb das schöne Gefühl übrig, einmal höher gestiegen zu sein, und die wertvolle Lehre, was ein tüchtiger Anlauf vermag; aber wenn ich auf diese Art von Bildungsarbeit zurückschaue, sehe ich einen Mann voll kühnen Mutes auf das weite Meer hinausrudern, dessen Ruderschläge bald erlahmen müssen; er wird sein Ziel nicht erreichen. Wenn nur das Meer ihn nicht verschlingt!

„Es gibt ein Lerngenie, so wie es ein Geschäftsgenie und ein Bauerngenie gibt," sagte Herr Keitel, wenn er mich über den Büchern fand. „Aber jedes an seinem Platz. Du lernst mehr als gut ist. Wo bleibt der Platz für das Praktische? Füllst du dein Gehirn bis in den letzten Winkel mit Dingen, die der Vergangenheit angehören oder in der Luft stehn, und wirst doch kein Gelehrter, wovon willst du leben?"

* * *

Nachdem ich ungefähr ein Jahr lang alles gelesen oder wenigstens in allem gelesen hatte, was der Zufall mir bot, fing ich an, die Seichtigkeit dieses Bildungsflusses zu ahnen, der

so breit und scheinbar so voll an meinem Leben hinströmte. War es, daß mir von dem Besten so wenig dargeboten wurde, sodaß ich mich tatsächlich fast nur im Mittelmäßigen herumtrieb, war es das Gefühl, so manchem, woran mein Lesetrieb geriet, noch nicht gewachsen zu sein, ich hörte auf, mich mit gleichem Eifer den „historischen“ Romanen der Mühlbach oder einem Hefte einer chemischen Zeitschrift zuzuwenden. Es begann nicht gerade ein kritisches Zeitalter, ich möchte eher sagen, daß aus dem Nebel des allgemeinen Bildungsstrebens helle Punkte zu leuchten begannen, auf die ich unwillkürlich hingelenkt wurde. Und zwar meine ich mich zu erinnern, daß besonders der damals vielgelesne neunbändige Roman „Der Zauberer von Rom“ von Gutzkow die Wendung bewirkte. Diesen hatten unsre Bildungsbeflissenen auf gemeinsame Kosten aus der Leihbibliothek einer benachbarten Stadt bezogen, und wer Anspruch machte, mitzureden, der las mit. Auch ich durfte so nebenher traben. Durch meine Hände gingen ja die Büchersendungen, und ich las die ankommenden oder die abgehenden Bände. Als ich mich nun am Ende fragte, was denn eigentlich der Inhalt und Sinn der langen Geschichte sei, da wirbelte es mir nur so im Kopfe, denn da ich nicht herauszufinden vermochte, welche von den zahllosen Figuren und Zuständen des Romans der Wirklichkeit angehörten, und welche der Welt des Scheins, so hatte ich meiner Weltkenntnis keine einzige Tatsache hinzuzufügen.

Starke Neigungen zogen mich in zwei Richtungen von der literarischen Näscherei dieses zerstreuten Lesens ab: das Streben, fremde Sprachen zu kennen, und die starke Wirkung der Natur, sei es im Freien, wo sie bei jedem Gange ins Feld hinaus wie berauschend auf mich wirkte, sei es in den naturwissenschaftlichen Werken. Ich hatte das Gymnasium nicht ganz durchgemacht; die Lücken im Griechischen auszufüllen schien also die nächste Forderung. Hier war etwas ganz Greifbares zu gewinnen, jedes gelernte Wort schien so gut zu sein wie ein überall geschätztes Geldstück.

Der Lehrer war ein kleiner Mann mit lächelndem Kindergesicht, der nie widersprach, und aus dessen Mund ich nie das Wörtchen „Nein“ gehört habe. Niemand, den ich kennen gelernt habe, hatte einen so engen Horizont wie Herr Klatt. Er war ein Lehrerssohn aus einem Nachbardorf, hatte in der nahen Bezirksstadt das Seminar besucht und gedachte sein Leben, das gegenwärtig noch jung war, in Eichelberg zu beschließen. Darüber

hinauszuschauen hatte er nicht die geringste Lust. Dabei war er keine Einsiedlernatur, kein Idylliker, sondern ein echter bäuerlicher Realist. Er hatte sich früh mit einer Gerberstochter aus seiner Heimat verheiratet, die ihm ein kleines Kapital mitgebracht hatte, mit dem er einen Garten erwarb, worin die beiden Leute viel mehr Nutzpflanzen zogen, als sie brauchen konnten — Verkaufsgelegenheiten dafür gab es noch nicht, da die andern Leute selbst Gemüse und Obst im Überfluß oder aber kein Geld hatten, sie zu kaufen —, und gerade so viel Blumen, als für einen Geburtstagsstrauß für sie und ihn hinreichten. Seinen Kohl und seinen Salat zu verwerten, war das Problem, um das sich der Lehrer unaufhörlich herumdrehte. Er gab vor, Bücher kaufen zu wollen, wenn es ihm erst gelungen sein würde, für die Erzeugnisse seines Gemüsegartens lohnenden Absatz zu finden.

Er besaß ein „Rheinisches Konversationslexikon," das samt seinen verschnörkelt lithographierten Titelblättern und seinem braunen Löschpapier längst verschollen ist. Und dieses war wohl die Hauptquelle seines Wissens. Außerdem hatte er von der ersten Fibel an sorgsam die Bücher aufbewahrt, aus denen er gelernt hatte, und diese waren zu drei Reihen herangewachsen und machten Klatt zu einem der bücherreichsten Leute.

Die Schule war ihm nur ein Lohndienst, und zwar ein unwillkommner. Die jungen Bauern, die noch bei ihm in die Schule gegangen waren, hielten nichts von seinem Lehren. Der geistliche Herr Schulinspektor fällte das salomonische Urteil: In der Schule vermag er nichts, da ist er nur ein flackerndes Licht, aber er weiß viel und vermehrt dadurch die Würde seines Standes.

Der Bauer kennt zwei große Lehrer, die mit der Hierarchie des Schulwesens nichts zu tun haben, die Natur und das Herkommen. Wenn er die Schule verlassen hat, besucht er keine andre Lehre mehr als ihre. Wer kanns ihm verdenken, daß ihm der andre Lehrer, der das Seine selbst erst aus Büchern gelernt hat, nicht imponiert? Die Honoratioren, stolz auf ihre Gymnasialbildung, die, einerlei wie tief sie geht, und wieviel davon „sitzen geblieben" ist, für sie ein soziales Kennzeichen ist, stehn der Volksschule, der Bauernschule teilnahmlos, wenn nicht spottend oder abgeneigt gegenüber. Die Lehrer müßten weltklug sein, was sie in der Regel nicht sind, und nicht sein können, wenn sie sich in einer so schwierigen Gesellschaft behaupten wollten. Den guten, pflichttreuen und geduldigen bringen es die

Jahre, viele bleiben zeitlebens in einer sonderbaren Zwischenstellung, wo dann der Bauer, der solche Sorgen nicht kennt, weil er weiß, wo er hingehört, sie grausam als „Halbvögel" bezeichnet. Ich fand immer die Anlehnung des Lehrers an den Geistlichen als die natürlichste Lösung aller Schwierigkeiten, die seine Stellung umgeben. Und tatsächlich steht die Geltung des Lehrers bei seiner Gemeinde immer in einem gewissen Verhältnis zu der Stellung, die der Geistliche darin einnimmt.

Ich sprach über den Zaun hin: Herr Klatt, Sie verstehn Griechisch.

Herr Klatt war mit dem Binden seines Endiviensalats beschäftigt, den er mit dünnen Strohseilen umwand. Ohne seine Stellung, den Kopf beim Salat, aufzugeben, antwortete er: Zu dienen, bis Ilias.

Haben Sie auch eine Grammatik studiert?

Ja, Büttner, sprach er in den Salat, aber nur bis in die Unregelmäßigen hinein, dann wurde mirs zuviel.

Büttner habe ich auch, bin aber noch nicht so weit.

Nun, da werden Sie Ihre Wunder erleben. Die Griechen waren ein ganz andres Volk als wir, das merkt man eben an ihrer Sprache. Wie könnten wir in einer so komplizierten Sprache sprechen: Dual, Aorist und so weiter. Und dann noch die Unregelmäßigen! Herr Klatt erhob sich im Eifer seiner Darlegung aus dem Grünen und wand eines seiner Strohseile um die Hand: Sehen Sie, so lernt mans, und so geht es wieder hinaus — dabei löste er die Windung wieder auf und streckte das Strohseil —, und man weiß soviel wie vorher. Das muß man viele mal wiederholen; endlich bleibt was hängen — und dabei wiederholte er die Wickelung mit dem Strohseil rückwärts.

Die Ilias lesen zu können ist freilich vieler Mühe wert.

Ja, sagte Klatt und fing wieder an zu binden, da haben Sie Recht. Aber für den innern Menschen, ich meine den Christenmenschen, bleibt doch weniger, als man glaubt, davon übrig. Ich meine, was unsereiner brauchen kann. In Kadettenschulen mögen heranwachsende Kriegsmänner die Ilias lesen und daraus lernen, sich mutig mit Feinden herumzuschlagen. Uns friedlichen Menschen kommt das Waffengeklirr und der Staub doch ganz überflüssig vor. Und was man fürs Leben braucht, haben schon meine Schulbuben. Den Kleinen, die sich von den Großen unterkriegen lassen, sage ich: Wehrt euch! Der Paris mit seiner Helena paßt eigentlich auch nicht unter anständige Leute.

Wie gut, daß es so wenig griechische Literatur gibt. Denken Sie, der Homer hätte so viel geschrieben wie der Goethe, den niemand kaufen kann, der nicht Kapitalien hat. Den Homer kann man zur Not auswendig lernen, beim Goethe hat man den ersten Band vergessen, wenn man den zehnten aufmacht, und es sind vierzig! Shakespeare sind auch zwölf Bände. Dagegen soll es Leute geben, die alle griechischen Dichter vom Anfang bis zum Ende gelesen haben. In der Schloßbibliothek habe ich eine illustrierte französische Übersetzung, die voll nackter Menschen ist, ganz oben hinaufgestellt, wo sie niemand sieht.

Herr Klatt sprach gern von der Schloßbibliothek, deren Bücher er aller paar Jahre zu ordnen hatte. Man behauptete zwar, dieses Amt sei ihm entzogen worden, weil er die nicht ganz moralischen Werke von allen andern getrennt in fast unauffindbaren Ecken aufgestellt habe, sodaß der Baron seine Lieblingslektüre mit Mühe zusammensuchen mußte. Andre erzählten, er habe die Schildkrotdose des Barons mit unter die Duodezbändchen gestellt und sei in den Verdacht geraten, sie eingesteckt zu haben. Aber Herr Klatt fuhr fort, aus seiner Kenntnis der Schloßbibliothek einen Bildungsanspruch herzuleiten, zu dem seine Vorstudien ihn nicht berechtigten. Ich bin einmal in Abwesenheit des Barons in das plump=runde Turmzimmer getreten, das diese Bücherei beherbergt. Weder der Lehrer noch ich vermochten sein rostiges Schloß zu öffnen, man mußte den Gärtner herbeirufen.

Auf den Bücherschränken hatte man die verschiedensten Büsten aufgestellt, wie man sie ererbt oder von wandernden Italienern gekauft hatte. Sonderbarerweise waren darunter auch ganz gewöhnliche Köpfe von Knechten und Mägden, die ein Freund des Barons als Liebhaber nach der Natur modelliert hatte.

* * *

Dekan Stellmann war ein großer dicker Mann mit entsprechendem Kropf, blauer Nase, rauchgrauer Brille, buschigen Brauen und grauen Locken; er trug sich nachlässig; man behauptete, der Wind habe ihm einmal den schwarzen Strohhut, wie ihn damals die Geistlichen trugen, von der Krempe weggeführt, wo er locker saß, und er habe es in seinen tiefen Gedanken nicht bemerkt. Er lebte in den Alten und galt für den festesten Hebräer der Diözese. Wie er in den Alten lebte, das

zeigte mir unsre Unterredung; ich habe unter berühmten Philologen und Archäologen, mit denen mich mein Leben zusammengeführt hat, keinen gefunden, der inniger vom Geist der griechischen Dichter durchdrungen gewesen wäre, als Stellmann. Aus jedem seiner Sätze sprach eine Kongenialität, die mir damals zunächst den Eindruck schlagender Wahrheit machte. Du willst dich also in die Griechen vertiefen? begann er ungefähr; bedenke, daß das eine Welt ist. Entweder kommst du nicht hinein oder nicht mehr heraus. Was du mir von den Lateinern sagst, die du gelesen hast, daraus mache ich mir nicht viel. Das hilft dir auch nichts, denn die Griechen sind die Schöpfer der klassischen Literatur, und du mußt sie mit reinen Augen schauen. Im Vergleich mit Homer sind Virgil und Horaz ganz moderne Menschen. Die können dir den Blick nicht klären. Es hat in unsrer Zeit und in den nächstvergangnen Jahrhunderten Männer gegeben, die den Griechen näher standen, sie besser verstanden und zum Teil auch gedolmetscht haben als jene Römer. Du kennst doch Schillers Gedichte? Wenn ich jene lateinischen Dichter moderne Geister nenne, so verstehe wohl, daß ich nicht sage „moderne Menschen." Denn das ist gerade das Große an den Griechen, daß sie jedem gesunden Menschen verwandt sind. Vom Bauern kannst du lernen, daß ein Sonntagskleid fürs Leben genügt, aber jedes Arbeitsjahr will sein Werktagsgewand. Sorge dafür, daß du dieses immer in der gehörigen Festigkeit und Dauerhaftigkeit bereit hast, so wird dein Sonntagskleid dir schön erhalten bleiben. Wer sich aber am Werktage sonntäglich kleidet, wird den Sonntag durch werktägliches Aussehen entheiligen; er hat weder Freude an diesem noch an jenem. Die Bildung, die jetzt durch Zeitungen und Volksschriften verbreitet wird, ist ein abgetragnes Sonntagsgewand.

Als ich einmal bis zu den Tragikern und an die Schwelle Platos vorgedrungen war, kam die Rede auch öfters auf die Vorahnungen des Christentums in den Schriften der Alten. Ihre Besten, sagte Stellmann, waren im Grunde Christen, aber sie sind stehn geblieben. Sie waren wie Leute, die einen weiten Weg vorhaben, und da sehen sie auf der Seite ein marmornes Götterbild, das ist so verlockend schön, sie können nicht vorbei. Die Juden sind daran vorbeigekommen und wurden Christen. Darum hat auch die herrliche Griechensprache nicht die höchste Würde. Das Griechische hebt uns aus der Masse, aber Menschen werden wir erst durch das Hebräische.

An einem warmen Herbstnachmittag fand ich ihn mit einem alten Buche, das aufgeschlagen auf seinen Knien lag, aber sein Blick ruhte nicht auf dem Gedruckten, sondern hing an irgendeinem Punkt im blauen Westen. Er deutete mit der Hand auf den Platz auf der Bank, den ich einnehmen sollte, und fuhr fort, ins Weite zu schauen.

Ich bin nun so alt geworden, sagte er nach einer längern Pause, wie in Selbstbeobachtung, daß ich manchmal aus einem Buche eine Stimme wie ein fernes Echo vernehme; es ist aber meine eigne. Im leisen Lispeln bewegter Luft im Schilf, im ersten Donner einer Gewitternacht, der ganz ferne, wie schlaftrunken vorüberwallt, im Schatten des Knalles einer Flinte, der im Forst verhallt, liegt etwas von meinem eignen Innern, etwas unbestimmt Weckendes, Erinnerndes. Es ist mir, als hätte ich einmal eine schwermütig schöne Dichtung gehört, deren zerrissene Harmonie der rätselhafte Laut aufwecken will. Bei Beethoven gibt es Laute, die diesen vergleichbar, etwas in mir heben wollen, was begraben ist. Doch fürchte ich, dieser Schatz ist unhebbar, wenigstens in diesem Leben. In Sphärenharmonien wohnt vielleicht einst der Ton, der in diese innern Melodien einklingt und den Bann von ihrem Leben löst.

Stellmann war ein Freund der Malven; er fand in ihren aufstrebenden Blütenstengeln, in ihren großen einfachen Blättern und in den tiefroten oder sattgelben Farben ihrer Blüten, die niemals grell sind, etwas Klassisches. Wenn ich zwischen meinen Malven den Garten hinaufgehe, sagte er, kann ich mir denken, ich schritte auf einen . . . zu. Gewiß haben die Griechen solche Pflanzen in der Nähe ihrer Tempel oder an den Wegen gepflanzt, die zu Bildsäulen hinführten.

* *
*

Auf der Ruine von Steinberg kam wie ein Gesicht das Gefühl der Vergangenheit über mich. Ich hatte von den Alten und dem Altertum sprechen hören und mit gesprochen, gefühlt hatte ich es nie. Da lag ich in den dunkeln Basaltblöcken, aus denen die Ringmauer der alten Burg besteht, der man römische Fundamente zuschreibt, schlürfte den Geruch des Goldlacks ein, der in ihren Ritzen wild wächst, und bewunderte die prächtige Blattform der fremdartigen Aristolochia. Ein Trauermantel, der mich und diese Blumen umflog, kam mir wie ein Bote der Vorwelt

vor. Ich dachte an die Ritter, die Mönche, die Römer, und es kam ein Gefühl von Weite über mich, als ob sich mein Gesichtskreis ins Ungemessene ausdehne, und doch wieder war mir die Vergangenheit so nahe, als träten die alten Gestalten aus den Nischen und schauten aus den halbgebrochnen Fensterbogen. Es war wie ein Zurückversetztwerden um Jahrhunderte und ein Wiederzurückkehren in die Gegenwart mit neuen Erfahrungen von alten Menschen und Taten. Nie werde ich den seltsamen Zustand vergessen, worin ich den Berg hinabstieg; es war mir, als sei mein bestes Teil dort zurückgeblieben. Es war, wie wenn jemand etwas Großes gelernt hat, das er nun zum erstenmal ganz erfaßt. Ich habe von da an alles Geschichtliche liebgewonnen und leichter aufgenommen.





Bilder aus dem Kriege mit Frankreich



1. Die Gewitterschwüle

Die Schwüle vor dem weltgeschichtlichen Gewitter des Sommers 1870 ist keine Stilblüte der Geschichtschreiber; sie lag wirklich in der Luft und drückte auf die Gemüter, die allmählich des Hangens und Bangens der deutschen Einheitsbestrebungen, die nicht zum Ziele kamen, der französischen Drohungen, denen keine Taten folgten, und des österreichischen Rachegefühls, das dumpf brütete, müde wurden. Heil dem Krieg, der kommen muß, und der alles in die rechte Ordnung rüttelt! rief es in jungen Gemütern, die sich des Krieges von 1866 erinnerten, wie er als ein die Luft reinigendes Gewitter schrecklich hereingebrochen und heilsam vorübergezogen war, heilsam auch für den Feind, der unterlegen war.

In Deutschland war für die genannte Schwüle noch ein besondrer Grund, den wir damals höchstens geahnt, aber erst nach Jahren erkannt haben. Die Jahre 1864 und 1866 und was folgte hatten uns das Gefühl gegeben, auf dem Schlachtfelde die ersten zu sein, aber auf andern Feldern wußten wir uns noch nicht in demselben Maße anerkannt, wiewohl wir zu wissen glaubten, daß auch auf ihnen die Überlegenheit der Nachbarvölker nicht mehr so groß sei, wie sie einst gewesen war. Besonders der Alp Frankreich drückte bei weitem nicht mehr so auf Deutschland wie bisher, es traten dort immer mehr Symptome innerer Zersetzung zutage, und die Regierung, deren dunkle Pläne so viele Jahre drohend an unserm Horizont gestanden hatten, war seit 1866 immer schwächer geworden. In demselben Maße, wie dieser Druck wich, wuchs bei uns ein Kraftgefühl, das keine der Generationen seit 1813 gekannt hatte. Rußland war mit innern Reformen und asiatischen Plänen beschäftigt, Österreich niedergeworfen, jenseits der Alpen wuchs dem lange vereinzelten Deutschland ein neuer Freund heran. Es konnte nicht anders sein, als

daß bei uns mehr Kraft und Selbstvertrauen da waren, als unter den gespannten Verhältnissen Verwendung finden konnten, es war wie der Überschuß negativer Elektrizität, der das Gewitter herbeizieht: die Krisis lag in der Luft, man wußte nur noch nicht, wann die Ausgleichung eintreten würde; das Wo? dagegen war nicht mehr zweifelhaft, es konnte nur der Rhein sein, dessen schöne Gelände der Blitz zerreißen und das Kriegsungewitter mit Blei übersäen und mit Blut tränken würde. So wie es im Leben der Natur Zeiten gibt, wo Töne durch die Luft ziehn, man weiß nicht woher, so erklangen die Rheinlieder der Befreiungskriege plötzlich an allen Orten, als hätten sie sich selbst angestimmt, und hallten in jeder Brust nach, als hätten die rechten Saiten nur gewartet.

Der Schwüle draußen auf dem Markt des Lebens entsprach die dumpfe Stimmung unter manchem Dache. Seit den Erfolgen Preußens im Jahre 1866 waren bei uns viele Leute konsterniert, d. h. sie blieben einfach stehn, ließen die Ereignisse an sich vorüberfließen und sahen ihnen mit dem Gefühl nach, daß es ebenso unmöglich sei, gegen diesen Strom zu schwimmen, als gefährlich, sich ihm anzuvertrauen. Das Gerüst ihrer politischen Ansicht war erschüttert, aber sie wagten es noch nicht abzubrechen. Da jede lang hinausgezogne Unfertigkeit unzufrieden macht, grollte ein unbestimmtes Unbehagen in vielen. Neben den Konsternierten standen die, die in den Strom neuer Meinungen hineinzusteigen wagten und sogar fröhlich mit ihm schwammen. Sie drückte nichts, höchstens empfanden sie Ungeduld, daß sich Deutschland nicht rascher und gründlicher auf den Einheitsstaat zu entwickelte. Noch viel größer als gewöhnlich war die Zahl der Unentschiednen und Gleichgiltigen; ihre Zahl war größer, weil der seit so vielen Jahren dauernde Gärungsprozeß eine Masse von Unschlüssigkeit aufgehäuft hatte, und ihre Unentschiedenheit war in demselben Maße gewachsen, als die politischen Verhältnisse verwickelter, die Bestrebungen in Deutschland und draußen widerspruchsvoller geworden waren. Sie warteten einfach, bis eine unbekannte starke Hand eingreifen, das Rechte bewirken werde.

Im Hause meiner Eltern hatte, wie in so vielen deutschen Beamtenfamilien, die Politik in der freudigen Gutheißung aller Akte der Regierung bestanden, die aus einem fast kindlichen Vertrauen zu der Weisheit und zu dem guten Willen des Fürsten hervorging. Nach Karfreitag und Weihnacht stand dessen Geburtstag unbedingt in der ersten Reihe der Feiertage. Man

ging zur Kirche und betete von Herzen für das Wohl des Landesvaters, dann aß man Kalbsbraten mit Kopfsalat. Seit 1860 warfen die deutschen Reformbestrebungen ein neues Thema auf. Der Vater war großdeutsch in Erinnerung an das reiche und lustige Wien, und zum Teil wohl auch, weil er sein kleines Vermögen in österreichischen Papieren angelegt hatte; er überschätzte, wie fast alle Süddeutschen, die guten Seiten des österreichischen Charakters, den er als eine etwas weichere, noch gutmütigere und harmlosere Varietät des süddeutschen auffaßte. Daß ein solcher Charakter nichts für die Politik ist, übersah man. Man war viel eher geneigt, die dazwischenliegenden Bayern als wesentlich verschieden von uns Schwaben und Franken zu betrachten. „Wir und die Österreicher trinken Wein, wir verstehn uns, die Bayern trinken Bier, sind plump und träg," urteilte man leichtherzig. München war noch nicht die geistige und künstlerische Hauptstadt Süddeutschlands, man reiste vom Oberrhein fast leichter und jedenfalls lieber nach Paris als nach München. Die Urteile über die Bayern bezog man aber aus der Pfalz, und besonders in der uns nächstgelegnen Vorderpfalz war damals die Abneigung gegen die Altbayern noch sehr groß.

Wenn ich zurückschaue, erscheint mir das Volk Süddeutschlands in jenen Tagen wie ein zwischen Schlaf und Wachen ringendes. Weil es gesund war, mußte es erwachen. Wie eine lebenskräftige Idee Leben schafft, das zeigte in jenen Jahren die gewaltige Wirkung des vaterländischen Gedankens im deutschen Volk. Es ging ein allgemeines Wecken dessen, was in Schlummer versunken war, hindurch. Das war der wahre Sinn der Barbarossasage, die zu dieser Zeit gerade deshalb so volkstümlich wurde, weil man in der eignen Brust das Erwachen vaterländischer Wünsche und Hoffnungen erlebte. Wie wirr auch in dem großen Kessel Deutschland, das damals noch Großdeutschland war, die Stämme und die Parteien durcheinander brodelten, es stieg ein einziger Rauch aus ihm zum Himmel, immer wärmer und immer dichter.

Ich, der ich zu den Füßen Häussers, Baumgartens und Treitschkes gesessen habe, darf wohl Zeugnis für das ablegen, was die Hochschulen für diese Bewegung gewesen sind. Gerade ihnen danken wir es, daß es in der Hauptsache eine geistige Bewegung blieb. Diese Männer und ihresgleichen haben das Fiasko des deutschen Parlaments von 1848/49 aufgewogen, indem sie denselben idealen Faden zu bessern Zeiten hin spannen.

Hohes, warmblütiges Verzichten auf den gemeinen ausbeutenden Genuß des Lebens rühmte einmal Häusser als den Geist der deutschen Jugend der Befreiungskriege; und die sittliche Ordnung ist nie fertig, wir alle sollen Arbeiter daran sein, lernten wir von Baumgarten. Gleich ihnen war auch Treitschke vor allem eine offne männliche Natur und hatte am wenigsten Professorenhaftes. Aus seinen Reden ist mir die Verklärung des von Schwachherzigen gescholtnen Krieges eingeprägt geblieben: Trotz aller kleinen Leiden, es ist etwas Großes um den Krieg; man muß es nur nicht verlieren können. „Er hat die bessere Hälfte des Lebenskelches getrunken, die Hefe ist ihm erspart geblieben," sagte er von Theodor Körner. Und wohl keiner ging damals aus dem Kolleg ohne Wunsch oder Gelöbnis. Wenn im Juli 1870 die Kriegsdrohungen der Franzosen niemand erschreckten, sondern nur noch Öl in die Flammen der Begeisterung gossen, so haben wir viel davon diesen männlichen Historikern zu danken, die zwar zugaben, daß der Krieg ein grausamer Töter von Männern, aber doch lehrten, daß er zugleich ein Schöpfer neuer Männer aus Knaben und Weichlingen sei.

Wie konnten wir jemals glauben, unsre Wege so allein zu gehn? Wir wähnten nur, allein zu sein, in Wirklichkeit ist jeder von uns nur ein Baum im Walde seines Volkes; so war es, und so wird und muß es sein. Wir leben mit ihm, wir sterben mit ihm, wir ernten die Früchte seiner Siege mit und büßen seine Schuld mit, wenn Übermut oder Leichtsinn es zu Falle bringt. Heute fühlte ich, wie ein Rausch über uns hinwegging, und wir alle, Menschen dieses Volkes, die sich einzig und einsam hielten, rauschten mit, so wie der Nachbar seine Blätter regte.

Der Sommer von 1870 war einer der trockensten des Jahrhunderts gewesen. Von Ende Mai bis zu dem mächtigen Gewitter des 28. Julis, unter dessen Schlägen die Vortruppen der deutschen Heersäulen den Rhein passierten, waren keine starken Regen gefallen. In manchen Gegenden waren die vertrockneten Wiesen kaum des Mähens wert, der Weizen stand dünn, der in dem Gebirge des östlichen Frankreichs da und dort gebaute Roggen stand kaum fußhoch, die Kartoffeln fingen erst nach den Gewittern im August an, sich zu entwickeln. Aber allgemein erwartete man einen trefflichen Wein; und da der Mai ohne schädlichen Frost verlaufen war, hingen die Obstbäume voll Früchte. Das war auch in Frankreich so, wo die Massen von Trauben und Obst aller Art das Leben auf den langen Herbstmärschen erträg=

licher gemacht haben. Im August folgte ein schöner Tag dem andern. Als am 17. Juli, es war ein Sonntag, die Sonne an einem fast wolkenlosen Abendhimmel hinabsank, stand ich mit einem Freunde, der eben als Einjährigfreiwilliger diente, auf einem der Wiesenhügel über dem Höllental, zurückkehrend vom Feldberg, wo wir die Sonne hatten aufgehn sehen. Hinausblickend über den Rhein weg und tief in die Vogesen hinein, die in einem freundlichen Veilchenblau den Westhimmel einsäumten, stiegen wir zu dem einsamen Sternenwirtshaus hinab, um unsre müden Glieder zur Ruhe zu betten. Wir hatten einen stillen Abend vor uns. Der Urlaub meines Wandergenossen reichte bis zum nächsten Mittag, und mich selbst rief keine Pflicht in die Stadt zurück.

Im Gasthaus keine harmlos freundlichen Gesichter wie sonst, sondern gespannte, erschrockne. Was ist hier geschehn? Die nächste Sekunde brachte die Aufklärung: Kriegsgerüchte! Drohreden in den französischen Kammern, mutvolle, begeisterte Artikel in den deutschen Zeitungen. Und das alles seit den zwei Tagen, die wir im Gottesfrieden der Schwarzwaldbergheiden ahnungslos verlebt hatten. Der Wirt berichtete, wie die Gäste, die sich zu längerm Verweilen eingerichtet hatten, beim Eintreffen der letzten Zeitungen sein Haus verlassen hätten. „Wer weiß, wann die Rothosen vom Elsaß her einbrechen? Sie sind jedesmal in den alten Kriegszeiten bald über den Rhein gewesen.“ Ein Blick in die Zeitung lehrte uns zwar, daß so nahe der Krieg nicht war, aber wir sahen freilich die Wolken hoch aufgetürmt am Himmel stehn, und wer sieht voraus, wann der erste Blitz hervorzuckt? Unser Entschluß war gegeben: Rasch eine Stärkung, und dann den Weg zur Garnison unter die Füße genommen. „Es wird eine gute Vorbedeutung sein, meinte mein Kamerad, der erste Nachtmarsch dieses Feldzugs.“ So schritten wir denn in die sinkende Nacht, aus der sich endlos das weiße Band der Straße herausrollte, erst an erleuchteten Häusern vorbei, hinter deren Fenstern vielleicht schon Sorgen um Söhne oder Gatten heranwuchsen, dann an schlafenden, die die Sicherheit gaben, daß auch in drohenden Zeiten sein bester Freund den Menschen nicht verläßt. Unsre Reden verstummten bald, wir wanderten uhrenhaft regelmäßig fürbaß. Schon zitterte der Schatten des hohen Münsterturms in der Morgenluft, als wir den ersten Halt vor einem Brückenwirtshaus machten, wo in langer Reihe alle die ungefügen, schweren Holzfuhrwerke hielten, die die Nacht

durch gefahren waren. Bei einem Glas Kirschwasser fiel meinem Genossen das einst oft gesungne Herweghsche:

> Wie weht so scharf der Morgenwind!
> Frau Wirtin, noch ein Glas geschwind vorm Sterben!

ein, und hell sang er es in die Morgenluft hinaus. Es ist doch schön, das Sterben, das keinem erspart bleibt, in dieser Form so nahe gerückt zu sehen!

Vor der Kaserne, die an dem Ende der Stadt liegt, das unserm Wege das nächste ist, trennten wir uns. Ich warf einen Blick auf das rege Treiben in dem weiten Hofe, wo eben Ausrüstungsgegenstände gemustert und abgezählt wurden. An einer Seite wurden aus einer langen Reihe von Mänteln, die auf gespannten Seilen hingen, Staub und Motten herausgeklopft. Die Energie, mit der darauf losgeschlagen wurde, gefiel mir ausnehmend, sie begeisterte mich geradezu. Klopft nur zu, laßt die alten fuchsigen Mäntel frisch und munter werden! Der Sturm wird vieles und viele wegfegen auch bei uns. Die welken Blätter und die angestochnen Früchte der deutschen Eiche wird er in alle Winde wehen; der Baum wird bis ins innerste Mark erbeben vor der Wucht dieses Stoßes. Es wird eine Prüfung für uns so gut wie für die da drüben.

In der Stadt war heute das Gegenteil von der verschlafnen Stimmung, die sonst auf Montagvormittagen liegt. Überall bewegte sichs in rascherm Tempo. Und da nach deutscher Sitte die Begeisterung nicht trocken bleiben konnte, streckten sich aus den Wirtshäusern Arme mit Bierkrügen und Weingläsern und tränkten Unbekannte, von denen sie Gemeinsamkeit der Begeisterung und des Durstes verlangten. Rufe, Gesänge überall. Dazwischen der geschäftige Gang oder der Galopp von Ordonnanzen oder Offizieren. Kaum hatte ich mich aus einem an einem Wirtshausfenster hängenden Knäuel losgemacht, der sich gebärdete, als habe er schon Siege zu feiern, als ich von rückwärts gefaßt und durch zwei vorgehaltne Hände blind gemacht wurde; die wohlbekannte Stimme Rollers rezitierte:

> Daß ein erfrischendes Windesweben
> Kräuselnd errege das stockende Leben.

Der Wille von gestern ist welk, fuhr er fort, das Licht von heute treibt neue Blätter zutage, laß sie im Windesweben dieser Zeit wachsen. Als er meine Augen frei ließ, sah ich in die

seinen, sie schwammen etwas; der alte Student hatte „der Zeit" offenbar schon ein gutes Maß von Öl zugegossen.

Hier ist ja nichts als Bier und Gesang, sagte ich, laß uns aus den Gassen hinaus ins Freie. Mich bedrückt dieser Lärm. Was will er sagen? Die Leute betäuben sich.

Sei nicht kritisch in solchen Tagen. Sie wissen es nicht besser. Es ist eine ganze Anzahl dabei von solchen, die sicher morgen ins Feld ziehn. Ich habe auch mitgekneipt, und morgen denke ich mich in R. zu stellen.

Das ist gut, ich habe vor, dasselbe zu tun. Du wirst gewiß zur Kavallerie gehn wollen, um deine Kunst als Säbelschläger zu verwerten?

Getroffen. Und du wirst ebenso sicher in das xte Regiment eintreten, wo deine Freunde dienen? Also Infanterist?

Ebenfalls getroffen. Übrigens gehe ich natürlich dahin, wohin man mich stellt. Denn weißt du, was außerdem, daß wir unsre verdammte Pflicht und Schuldigkeit tun, indem wir die Waffe in die Hand nehmen, mich ins Heer treibt? Ich muß! Das ist eine Wohltat. Weißt du noch, wie wir sonst ein Tuch in die Luft warfen, um die Richtung zu erfahren, in der wir gehn sollten? Das hört nun auf. Vorhin ging ich hinter einem Zug Soldaten, die kamen etwas auseinander, da die Hintermänner langsamer ausschritten, als die Vordern vorangingen. Da kam das Kommando Aufgeschlossen! und im Nu war es wieder ein kompakter Haufe. Da dachte ich, wie oft wir auseinander liefen, der vorauseilend, der zögernd, und eine kräftige Kommandostimme erscholl in meinem Innern: „Aufgeschlossen! Nicht zaudern und zögern!" Und daran will ich nun festhalten.

Die Menschen hielten es nicht in ihren Häusern, nicht einmal in den geliebten Wirtshäusern aus, alles drängte ins Freie, jeder wollte hören und reden, die kleine Stadt selbst schien für die große Bewegung der Herzen zu eng. Was ist in die Menschen hineingefahren? Sie reden miteinander, als ob sie sich kennten, und wenn man von dem Fremdesten weggeht, ist es einem, als habe man einen alten Bekannten gesprochen. Neues erfuhr man zwar nicht. Es war der Tag vor der Unterredung König Wilhelms in Ems. Der Blitz der Emser Depesche hatte noch nicht den Westhimmel erhellt. Aber es hatten die wenigen Tage schon eine Klärung insoweit hervorgebracht, als die Verblüfften und Ängstlichen zu einer Minderheit zusammengeschmolzen waren, und

eine ruhige Entschlossenheit ohne Überhebung gewann immer mehr Raum. Schon war jeder Zweifel geschwunden, daß die Süddeutschen an der Seite der Norddeutschen fechten würden.

In unsern Universitätskreis hatte der Sturm gehörig hineingeweht. Fast die Hälfte war schon zu ihren Regimentern abgegangen, andre waren in dem Fall wie ich: bereit, als Kriegsfreiwillige in Reih und Glied zu treten, nur noch so lange in der Universitätsstadt verweilend, als zur Abwicklung nötig war. Das Semester nahte sich ohnehin seinem Ende zu. Die jüngern Professoren begrüßten das Auseinanderstieben ihrer Hörer freudig, die ältern waren etwas verdutzt. Ich kam zu dem alten Historiker der Philosophie, mich zu verabschieden. Es ist auch Tapferkeit, in solchen Zeiten seine stille Pflicht zu tun und tausend Stimmen, die uns ins Gewühl des Lebens rufen, nicht zu folgen; also sprach der alte Professor, bei dem ich noch verspätet ein Kolleg über Plato gehört hatte. Es klang zwar sonderbar in dem allgemeinen Sturm und Drang nach einer andern, neuen Art der Pflichterfüllung; aber doch hatte er Recht aus seiner Anschauung heraus. Er, der alte Held des Wortes, der kein andres Schlachtfeld als den Hörsaal und zur Not noch das „Literarische Zentralblatt" kannte, hatte Recht, und es gehörte eine Art von Mut dazu, etwas zu sagen, was damals wie ein Mißton klang. Aber er hatte doch nur Recht für sich und seinesgleichen, die von der Natur zum Kampf mit dem Wort und der Feder bestimmt waren. Leider haben sich viele die „stille Pflicht" zum Vorwand genommen, ihrer Feigheit und Bequemlichkeit nachzuleben. Was für einen Bodensatz von gleichaltriger Erbärmlichkeit ließen jene Hunderttausende Jünglinge zurück, als sie im Sommer 1870 über den Rhein gingen. Er blieb zuerst ruhig am Boden, dann aber, als die frühen großen Erfolge die Lage sicher gemacht hatten, fing es an zu gären und zu wühlen, und als die jungen Helden zurückkehrten, fanden sie in diesen Heuchlern der „stillen Pflicht" ihre Neider und Verkleinerer, und manch einer, der sein Bestes fürs Vaterland getan und gewagt hatte, sah sich zur Seite geschoben von einem Wettbewerber, der die Kriegszeit wohl angewandt hatte, sich in aller Stille den Boden zu bereiten, der eigentlich den andern gehörte.

Andres als bei dem Philosophen vernahm ich bei dem alten Philologen, der mich seinerzeit im Doktorexamen freundlich vor dem Auflaufen auf Sandbänken der Unwissenheit behütet hatte. In diesem schien etwas von altrömischem Staats-

gefühl zu sein; in Wirklichkeit war es sein Preußentum, das ihn veranlaßte, meinen Entschluß mit leuchtender Freude willkommen zu heißen. Eine Welle, die emporträgt, wie der Krieg, gibt es in unserm Leben nicht, sagte er. Sie sind glücklich, daß Sie sich ihr anvertrauen können. Sie kann auch in den Abgrund ziehn; jedoch es können und sollen ja nicht alle Bäume stehn bleiben, der Boden und der kleine Nachwuchs wollen auch Sonne haben. Ich freue mich ganz besonders, daß sich die jüngsten aus unsrer Mitte tatbereit zeigen, die sogenannten unreifen Elemente, die noch nicht die Erfahrung haben, die zur völligen Stumpfheit erfordert wird. Wir Alten allein sind zu bedauern, die im sichern Nest daheim bleiben. Was einmal dagewesen ist, kehrt nie wieder. Die Welt ist ein Strom, der ewig abwärts fließt. Machen wir uns bereit, abzutreten, wenn unsre Zeit um ist, und hegen wir nicht den vergeblichen Wunsch, wiederzukommen. In solcher Erkenntnis dürfen wir auch nicht wünschen, daß die Jugend ebenso sei wie wir.

Spät am Abend trat mein Kamerad, mit dem ich am Tage vorher vom Feldberg herabgestiegen war, in mein Zimmer.

Laß uns ein paar Schritte ins Freie tun. Ich bin ganz betäubt von Reden und Hören, und müd vom Zusammennehmen aller Kräfte und Sinne. Aber das Schlimmste liegt hinter uns. Wir sind marschfertig, morgen früh um fünf stehn wir am Bahnhof, um acht Uhr beziehn wir das neue Quartier in den Kasematten von R.

Wir stiegen die Landstraße hinan, die gleich neben der Stadt in einen Kastanienwald führt, verließen sie in halber Höhe und traten in ein tiefbeschattetes Rund, dessen Mitte ein alter steinerner Tisch einnahm. Manchen Abend hatten wir an dieser Stelle gesessen, wohin nur noch in vereinzelten Tönen die Lebenslaute der Stadt drangen, die viel ferner zu sein schien, als sie in Wirklichkeit war. Hier war vielerlei besprochen, manches Gespräch auch bis zu seinem letzten Ende geführt, mancher Entschluß gefaßt worden. Pläne zu wissenschaftlichen Arbeiten waren hier ersonnen, Bücher hier ausgedacht worden. Wie weit lag das alles nun hinter uns! Kein Ton aus dieser Zeit drang herüber, die letzten vierundzwanzig Stunden hatten alles verwandelt.

Wir saßen schweigend einander gegenüber, der eine fühlte in und mit dem andern, Worte, die aussprechen wollten, was wir empfanden, gab es nicht, sie wären doch profan gewesen. Ich fühlte wieder, was mir in höchsten Momenten unsers gemein-

samen Lebens bewußt geworden war: die alle kleinen Unterschiede auslöschende Seeleneinheit standhafter Freundschaft. Ich hätte nichts angeben können, was ich für mich dachte oder wünschte. Die Überzeugung, daß er wolle, was ich wollte, und ich, was er, ließ überhaupt keinen Sondergedanken aufkommen.

Als wir uns erhoben, war die Straße blau vom Mondlicht, die Bäume wiegten sich schwarz über dem blauweißlichen Band, die Gebüsche schlossen es fest auf beiden Seiten ein. Die Stimmung war fremdartig und behaglich.

Gut, daß es solche Stellen in der Welt gibt, diese hier wird mir vielleicht manchmal wohltun, wenn ich draußen ihrer gedenke.

Ich blieb stehn, wo Lichter herausschauten, und der dunkle Streifen eines Turmes in der Luft erzitterte. Auch ich will dieses Bild mit hinaustragen. Die überrheinische Natur wird vielleicht noch Schöneres bieten, aber wieviele Erinnerungen umranken dieses. Laß michs noch einen Augenblick betrachten.

Du gehst also mit?

Natürlich, gleich morgen früh fahre ich nach T. und melde mich.

Das ist gut. Eigentlich ist es selbstverständlich, daß du mitgehst. Mache nur, daß wir mindestens in dasselbe Bataillon kommen.

Ich fürchte, ich komme zu spät hinaus. Denke dir, was es heißt, die Elemente des Soldatentums von unten an zu lernen.

In der Stadt waren die patriotischen Töne verklungen, in den Gärten war es dunkel, die Musikanten waren nach Hause gegangen, und die Sänger hatten, wenn sie es nicht ebenso gemacht hatten, ihre Töne auf Gesprächshöhe herabgestimmt. Nur die langen Lokomotivpfiffe von der Eisenbahnseite mochten mit den großen Dingen zusammenhängen, die heute nicht schlafen gingen.

Es wird jetzt still wie alle Tage, sagte mein Freund, und doch ist es so ganz anders als alle Tage. Wir gehn zur Ruhe und schlafen vielleicht auch ein, aber die Dinge außer uns sind in Bewegung, und wer kann sagen, wann diese Bewegung endet?

Abstrakt gesprochen: gar nicht, wenn nicht etwa beide Völker, die die Sache zunächst angeht, sterben, was nicht zu erwarten ist. Was gestern und ehegestern begann, hat ein Morgen, das niemand erschauen kann. Es wird in ganz kurzer Zeit eine Lawine von

Ereignissen sein, in der eine Bewegung die andre hervorruft, und noch in Jahrhunderten wird es nachdonnern.

Je stiller es mit sinkender Nacht geworden ist, desto bestimmter vernehme ich in mir selbst Akkorde. Als ob sich zu gewaltigen Tonmassen kleine und vereinzelte Laute vereinigten, die früher um uns verschwebten, nun aber dem Taktstock eines mächtigen Weltenkapellmeisters folgend in herrlichen Melodien dahinwallen.

Ja, ich höre auch etwas rauschen, das muß die Zeit sein oder das Schicksal. Zeit ist ja Schicksal, meint irgendein indischer Philosoph. Zum erstenmal höre ich diesen gewaltigen Ton. Mir kommt es vor, als hätten wir bisher in einem stillen Nebenarm gelebt, durch den der angeschwollne Strom nun seinen brausenden Weg nimmt.

Der Mensch trägt ahnungslos sein Schicksal mit sich, es lenkt ihn auf allen Wegen, es belauert ihn auch, wo er weit von dem bestimmten Ziele abschweift.

* * *

In meiner kleinen Heimatstadt war alles so viel friedlicher, da kamen die Nachrichten so spät und so langsam, durch diese Blätter ging es nur wie leises Rauschen; das Brausen des Sturmwindes hörten nur die, die es im eignen Innern fühlten, hoch oben in der Luft drüber weggehn. Ich hatte mirs ganz anders vorgestellt. Diese Handwerker, Krämer und Kleinbeamten hatten nicht viel zu fürchten, oder sie glaubten es in ihrem beschränkten Optimismus. Auf den Feldern arbeiteten die Leute rastlos aber still. Sie hielten den Krieg für näher, als er war. Konnten nicht morgen die Franzosen da sein? Ob die goldne Frucht in den Scheunen sicherer stehe als unter Gottes Himmel, fragte die bange Sorge nicht.

In meinem Vaterhause herrschte dieselbe Stimmung. „Sich nur nicht aus dem Geleis werfen lassen," war der Spruch meines Vaters. Ihm mißfiel mein Entschluß, unter die Soldaten zu gehn; da sich aber mein Leben schon seit Jahren sein selbständiges Bett gegraben hatte, mißbilligte er ihn nicht mir gegenüber. Du handelst auf deine Verantwortung. Hast du aber auch daran gedacht, daß du als Krüppel zurückkehren kannst? Brich nicht alle Brücken hinter dir ab!

Obgleich ich etwas Unbekanntem entgegenging, und hinter mir im tiefsten Schmerz meine Eltern ließ, erfüllte mich doch

eine eigentümliche Freude, wie ich sie noch nie empfunden hatte; es schien mir, als sei mein ganzes Wesen, Geist und Leib, von dieser Freude ergriffen und durchdrungen von dem Augenblick an, wo ich mich entschlossen hatte, mein ganzes Ich einzusetzen. Bei Licht betrachtet, hatte ich viel aufgegeben und wußte nicht, wie sich meine Zukunft gestalten sollte. Aber ich war einig mit mir selbst. Kein Bedenken trübte die Klarheit der innern Erkenntnis dessen, was der Augenblick gebot.

Auf uns, die wir in einer Gedankenwelt gelebt hatten, in der es keine Unterschiede der Völker und der Staaten gibt, wirkten die Ausbrüche des überwallenden Stammesgefühls, wie alles, was im Grunde egoistisch und beschränkt ist, abstoßend. Wir hatten die menschheitlichen Regungen als die edelsten schätzen gelernt, und dieser Völkerhaß, der sich schrankenlos äußerte, schien unsre Ideale wie eine trübe Flut zu umtosen. In einer der großen Versammlungen, in denen die hinausziehenden Kämpfer verabschiedet wurden, hörten wir einen unsrer größten Gelehrten eine Rede reden, deren Sätze an einen zum Schwindel geneigten erinnerten, der einen schmalen Steg zuerst mit Vorsicht langsam passiert und mit einigen Sprüngen endigt. Eine gute Volksrede muß so sein, daß jeder, der sie hört, glauben muß, daß er sie selber hätte halten können. Das Volk muß sich darin sprechen hören. Ich habe in diesen Tagen viel stammeln und doch, in diesem Sinne, nie besser sprechen hören.

Auf die Kältesten und Widerwilligsten wirkte die große Einheit und Klarheit im Wollen und Streben der Masse. Eine Volksbewegung, in der die Masse nichts Dummes tut, wie ihre Neigung ist, sondern den Winken eines genialen Staatsmannes mit der ganzen Inbrunst folgt, deren die Volksseele fähig ist, imponierte nicht bloß den „Achtundvierzigern," die ganz andre Volksbewegungen gesehen hatten. Hier war in der Tat eine elementare Kraft an der Arbeit.

Über die große Erregung des Augenblicks hinaus lag das weit über den Gesichtskreis dieser bewegten Tage hinausziehende Gefühl, an großen Taten, auch an großen Gefahren teil zu haben, und die Aufforderung, die daraus an jeden erging, für beides die besten Kräfte bereit zu halten.

Die patriotischen Gesänge, die wir so oft aus einem unbestimmten Drange nach hohen Gefühlen angestimmt hatten, waren mit einem Schlage Wirklichkeit geworden. „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte," das fühlten

wir ja so tief, und darum eben handelte es sich, dieses Gefühl nun in die Tat umzusetzen. Und wie war heute das andre Lied zur Tat geworden: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los, wer legt noch die Hände jetzt feig in den Schoß?“ Die Worte kamen uns so schal vor, sie welkten ab, die Frucht der Tat war in diesen Sturmtagen unversehens gereift. Es wäre jedem trivial vorgekommen, nun noch den alten Sang zu wiederholen.

Ich habe heute früh in der Kirche das Wort vernommen: Mit Gott wollen wir Taten tun. Ich habe es mir tief eingeprägt. Es ist gut, aus den Worten herauszukommen, sich auf Taten wenigstens vorzubereiten. Es wird zuviel des Redens. Der Sturm, der die Volkstiefen aufwühlte, ist matt geworden von den vielen Worten und dem vielen Gedruckten, das er aufwehte, er scheint in eine gewöhnliche Brise abzuflauen. Das ist gut für die, die daheim bleiben. Wir aber wollen etwas von seiner Kraft mitnehmen. Darum hinaus!



2. Beim Ersatz

Am ... Juli gemeldet, ärztlich untersucht, trotz aufgeschossenem Wuchse brauchbar befunden, wegen der Größe sogar belobt und als „ein guter dritter Flügelmann“ qualifiziert, den Tag darauf in starker und lauter Gesellschaft von Kriegsfreiwilligen dem kleinen Städtchen im östlichen Baden zugedampft, wo die Ersatztruppen ausgebildet wurden. Unteroffiziere begleiteten uns. Wie gern gehorchte man. Viele von uns gehorchten zum erstenmal wieder seit ihrer Knabenzeit. Wie wohltuend ist, was den Strom des Lebens dämmt! Wie groß war unsre erste Freude an der Unterordnung im Soldatenstand! Du hast so lange frei in der Luft und im Licht gestanden, angestrahlt und angeweht, nun hast du Neben-, Vorder- und Hintermänner, bist ein Glied in einem Ganzen und siehst nur noch nahe. Daß der steife rote Kragen des Waffenrocks trotz der Elastizität der stachelnden Roßhaarkrawatte den Hals einengt, und daß die steifen roten Ärmelvorstöße die Knöchel in auffallender Breite über der Hand hervortreten ließen, änderte nichts daran, daß dies des Königs Rock war. Und ebensowenig vermochte das kreidige Blau abgeriebner Nähte und die allgemeine Grobheit des Uniformtuches das Gefühl herabzusetzen, daß wir mit ihm einen neuen Menschen mit neuen Pflichten und Aufgaben angezogen hatten, und ein entsprechendes Können schien sich trotz der lächerlichen Verstöße der ersten Exerzierstunde wie junges Selbstvertrauen zu regen. Darüber, daß das plumpe schwere Faschinenmesser, das allein sechs Pfund wog, ein ausgemacht unpraktisches Instrument sei, bestand bei uns kein Zweifel; aber indem wir, mit ihm gegürtet, den ersten Gang über den Bereich der Kaserne antraten, schien es, indem es mit jedem Schritt an die Waden anschlug, sagen zu wollen: Du gehst nicht mehr allein, du wirst mich von nun an mit dir tragen bei Tag und bei Nacht, und ich werde dich

wie ein treuer Freund schützen. „Du Schwert an meiner Linken“ tönte es im Ohre des jungen Rekruten.

Denselben Tag noch war Eidesleistung, wozu die drei Abteilungen auf dem Exerzierplatz zusammentraten. Die kraftvollen kurzen Worte des Majors und die drastische Militärmusik, deren Choräle einen „herumrissen,“ machten einen mächtigen Eindruck. Die Heeresgliederung, gebaut auf Glauben an die Macht des Kriegsherrn und Gehorsam gegen die Vorgesetzten, beide bekräftigt durch einen religiösen Eidschwur, hat etwas, das an die katholische Kirche erinnert. Der Soldat gehört von jetzt an nur dem Heer. Die Treue dem Fahnenschwur ist auf der andern Seite die Voraussetzung der Zuverlässigkeit des Soldaten von oben bis unten. Nur so ist der „richtige Kerl“ möglich. Und zwar schweigende, weil selbstverständliche Treue. Schweigen und Gehorchen ist die Losung für alle bis auf die Höchsten, die zu leiten haben. Moltke durfte nicht schweigen, Werder auch nicht in jedem Fall. Mit Schweigen und Gehorchen kommt man jedenfalls weiter als mit Honneur et Patrie; dieses klingt zwar angenehmer, ist aber in Wirklichkeit nicht viel wert, denn es ist kein Gebot, keine Forderung darin. Wir empfingen die Waffen und die neben ihnen wichtigsten Ausrüstungsgegenstände, Tornister und Patrontaschen, und fühlten uns fast erdrückt von der Menge neuen Besitzes. Nur wenige kannten die Bedeutung alles dessen, was uns da übergeben wurde. Wer wußte etwas von der Raumnadel und der Gewehrbürste? Daran, daß wir dies alles viele Monate in der Welt herumtragen würden, dachte damals niemand. Und doch welches Gewicht trugen wir! Der mit sechzig Pfund beladne Infanterist gehört schon heute vermöge des leichtern Gewehrs und Faschinenmessers der Vergangenheit an, in die sich der moderne Soldat nicht mehr hineindenken kann. Der Tornister ist trotz seiner Schwere doch nach dem Gewehr der wichtigste Ausrüstungsgegenstand. Man nennt ihn verächtlich „Aff,“ hat ihn aber doch recht gern. Trägt er doch eine ganze Habe: den Kessel, den eisernen Bestand — Reis, Kaffee und Salz —, die Reservemunition. Wie oft hat man den müden Kopf darauf zur Ruh gelegt. Und endlich entsteht doch immer eine Art von zärtlichem Verhältnis zwischen dem Träger und seiner Last.

In den hohen gewölbten Gängen des alten Gebäudes glänzten die langen Reihen der Gewehre, die nach der Nummer aufgehängt waren, sodaß man sie im Dunkeln finden konnte, in den Schlaf=

sälen standen die Pritschen paarweise mit den spreugefüllten Schlafsäcken und den bei Tage gerollten Decken, und über jeder stand auf rohem Brett der Tornister und was jeder an Habseligkeiten aufzustellen hatte. Zu jeder Zeit des Tages waren Gänge und Treppen von Uniformen belebt, und aus dem großen Hofe, den ein altes Lanzengitter abschloß, klangen die Signale. Das Wort Kaserne hat einen übeln Klang, und doch wurde es draußen im Felde mit einer gewissen Sehnsucht ausgesprochen, wenn wir uns an die schönen Zeiten erinnerten, wo wir als angehende Kriegsleute unsre ersten Anleitungen dort empfangen hatten. Den Schlagschatten dieser Erinnerung liefert die Luft im Schlafsaal, dessen Fenster auch in den heißen Julinächten nicht geöffnet werden durften, wenn der Unteroffizier in der Laune war, sich vor Zug zu fürchten.

Ich habe noch nicht von dem Kommandanten unsrer Ersatzabteilung gesprochen, dem Major Bosse, den ich freilich bis zum Tag vor dem Abmarsch ins Feld immer nur von weitem gesehen hatte. In seinen Mienen lag eine hohe aber enge Gesinnung, aus der alles ausgeschlossen war, was das Leben breit und heiter macht: Humor, Ironie waren ihm geile Triebe. Einer, der ihn länger kannte, sagte: Bosse ist auf einem steinigen Fleck gewachsen, wo es nicht viel Grünes gibt. Allerdings erinnerte seine hohe, schmale Gestalt an Pflanzen, die hauptsächlich aus Stengel bestehn. Wenn er vor die Kompagnie trat, merkte man an dem Blicke, den er die Reihen entlang sandte, wie zuwider ihm alles war, was irgendwie hervortrat. Er verfinsterte sich schon, wo er auf eine Nase stieß, die nach seiner Auffassung zu weit hervortrat: „Dieses Vogelgesicht verdirbt mir die Front." Immer saß irgendein Helm nicht gerade genug, oder war eine Krawatte zu wenig oder zu viel über dem roten Kragen sichtbar. Zwei Finger der rechten Hand zwischen dem zweiten und dem dritten Knopf der Uniform, die linke auf dem Säbel, den er sich pallaschartig gerade ausgesucht hatte, so stand der Major halbe Stunden lang kerzengerade vor der Front und verzog keine Miene. Die Worte kamen spärlich und wie gequetscht aus seinem Munde, trafen aber immer irgendwie ins Schwarze, denn da er den Dienst gründlich kannte, entging ihm keine Abweichung vom Reglement, auch wenn sie kaum merklich war. Gerade für uns, die wir geneigt waren, weniger bedeutendes nebensächlich zu behandeln, war er ein vorzüglicher Lehrer. Freilich hatte der Offizier in ihm den Menschen fast aufgezehrt. Der Baum des Offizierkorps hat in den obern

Rängen manchen dürren Ast. Es ist ein alter Baum. Ein Leben lang vom Ehrgeiz leben, trocknet das Herz aus. Bosse war aber nicht trocken im Militärischen, sondern das Leben selbst. Kameraden von mir, die zu Offizieren befördert ihm dienstlich näher traten, bewunderten seine Arbeitsleistung, haben aber freilich außer Dienst niemals ein Gespräch von ihm gehört. Als Kommandant auf einer der wichtigsten Etappenstationen im Elsaß hat er sich Verdienste erworben, die das auf ihn gemünzte Schlagwort: „Auf Kriegsdauer ausgegrabnes Fossil" beschämten. Er gehörte zu der nicht kleinen Zahl von Offizieren a. D., die, im Friedensdienst abgewelkt, durch den Krieg erst in die Lage kamen, ihre Tüchtigkeit zu zeigen, und ein rühmliches Nachgrünen erlebten. Bosse war eine von den Naturen, die das Leben verbrauchen muß, soll nicht die Ruhe sie töten.

Nun heißt es, allem dem, was wir seit Jahren gelernt und geübt haben, die praktische Spitze und Schneide geben; das wird schwer halten. Kannst du mit deinen Würmern etwas anfangen? Und was tue ich mit meiner Ästhetik? Ich fürchte, wir werden das ruhig in dieselbe Kiste packen und abschließen, in die unser äußerer Zivilmensch, unsre Bücher und unser Papier für unbestimmte Zeit verschwinden müssen. Ja, ich sehe ein. Das Vaterland braucht einstweilen nichts als unsre nackten Körper; so wie wir vor den Stabsarzt hintreten, so will man uns: Beine zum Marschieren und Arme zum Schießen und Schlagen, den Leib, der beide zusammenhält, und den Kopf mit richtigen Sinnen, mehr verlangt man nicht; aber dieses wenige will gut geübt und imstand gehalten sein. Was mich betrifft, so würde ich mich mit dem Wechsel der Beschäftigung auch dann einverstanden erklären, wenn ich etwas dazu zu sagen hätte. Aber das finde ich ja gerade das Wohltätige, daß das gar nicht möglich ist. Freund, das Schicksal, das uns unser Los so vom blauen Himmel herab hinwirft, ist doch etwas Wundervolles. All mein Wollen und Streben, mein scharfes Hinsehen auf das Ziel, mein Denken an den Wettbewerb der andern ist von mir genommen, ich fühle mich ungeheuer frei, wie ichs nie gewesen bin, indem ich das Joch des gemeinen Kommißsoldaten auf mich nehme.

Ich habe mich mit Schatten- und Spiegelbildern begnügt, wie anders ist das lebendige Wesen und Wirken. Ich wirke einstweilen nicht, ich werde gewirkt, aber ich fühle, daß ich zur Masse gehöre, mit der zusammen ich ein sicheres Gewicht übe. Und dieses Bewußtsein, irgendwo fest zu stehn und eine Spur zu

lassen, auch wenn sie nur eine unter vielen ist, das macht doch den eigentlichen Mann aus. Wenn ich bedenke, daß es in diesen Tagen Hunderttausenden so geht, so kommt mir diese Zeit wie ein großes Fest der Mannesweihe vor. Hunderttausend Einzelmänner werden in die Masse hineingeschmiedet und werden als bessere gehärtet hervorgehn, nachdem das Feuer dieser Tage sie durchglüht haben wird.

Jetzt kommt gerade diese Art von Gedächtnis ins Spiel, die wir nicht geübt haben: Sachen, Lokalitäten wollen festgehalten sein. Was nützt da das Namen- und Zahlengedächtnis? Bourienne sagt, Napoleon habe kein Gedächtnis für Eigennamen, Wörter und Daten gehabt, dagegen Tatsachen und Örtlichkeiten, die er einmal gesehen habe, habe er nie vergessen. „Die er einmal gesehen habe," das ist die Hauptsache daran. Was ich gesehen habe, ist mein Eigentum, was ich gelesen habe, ist nur geliehen. Soweit ich mit Selbstgesehenem, d. i. Selbsterfahrnem arbeite, bin ich original. Wörter und Zahlen lernen, ist das Geschäft eines Wiederkäuers.

Reiske holte aus seinem Gedächtnis die Erinnerung an Napoleons durchdringenden Blick. Irgendein Jugendgenosse schildert sein Gesicht in der Zeit der italienischen Feldzüge, das ganz auf den Ausdruck der Augen reduziert gewesen sei, die durchdringend und willenskräftig geblickt hätten. Napoleon selbst hat sich noch auf St. Helena dankbar an Korsikas Täler und scharfgeschnittne Berge erinnert, die seine Augen früh geschärft hätten. Das Sehen im Dunkeln ist auch eine Soldatentugend. Der Soldat kann nicht immer mit der Laterne wandern, er darf es zeitweilig nicht einmal. Wessen Auge das Dunkel einer schwarzen Regennacht durchdringt, dem sind manche schmerzliche Stürze, Quetschungen, Schärfungen erspart. Er wandert nicht mit dem Bauche in eine Wagendeichsel und stürzt nicht über einen schlafenden Ochsen. Was im Handeln eines Menschen straffe Zweckmäßigkeit ist, wirkt ebenso als eine Schönheit wie jede vollkommne Erfüllung eines Gefäßes durch seinen Inhalt. Die Haut, die der Muskulatur fest anliegt, die Rinde der Buche, die ohne Risse und Auswüchse den Stamm umgibt, als sei sie mit ihm aus einem Stahlblock geschmiedet, das sind Bilder, deren Eindruck ich in dem Handeln des Mannes wiederfinde, das ohne Umschweife das Rechte erzielt, besonders ohne viel Reden, das den starken Stamm des Willens zur Tat oft efeuartig überwuchert und erstickt. Das Alter bildet den Stamm

immer einfacher und kräftiger aus, und so wächst mit den Jahren die Schönheit der Handlungen der Menschen, die zu handeln wissen. Große Staats- und Kriegsmänner sind deshalb im höchsten Alter oft schöner als in der Jugend, wo sie noch nicht wußten, welcher Ast sich zum Stamm auswachsen werde.

Was ists, das eine Truppe kriegstüchtig macht? Die Bewaffnung? Nein! Die Franzosen haben in ihren Chassepots weitertragende Gewehre als die Zündnadel gehabt, und ihre Chassepots waren dabei leichter, und sie haben doch nicht widerstanden.

Das Kommando, die Führung? Nein! Davon hängt wohl der Erfolg in großen Treffen ab, aber die Truppe muß auch tüchtig bleiben, wenn sie keinen Erfolg hat, und jede Kompagnie muß dieselbe Tüchtigkeit zeigen, ob sie auch alle Offiziere verloren habe.

Es ist die Disziplin. Jeder muß jedem Befehl aufs genaueste und sofort Folge leisten, er darf sich nicht einmal besinnen, so wenig wie er sich über eine Wendung oder einen Griff besinnt. Einer wie der andre, und einer mit dem andern; wenn es so geht, daß die Kompagnie wie *ein* Mann exerziert, dann würden auch ihre 250 Mann wie *einer* schießen, vorgehn und siegen. Das ist Kriegstüchtigkeit. Und darin liegt auch das Geheimnis, warum es im Soldatenleben keine „Nebensachen" gibt. Das beständige Putzen und Flicken erhielt uns tätig und steigerte in jedes Mannes Auge seinen eignen Wert und den Wert des Soldatenstandes. In dem bei Vorgesetzten beliebten Wort „Der Mann hält was auf sich" liegt ein großer pädagogischer Grundsatz.

In den seltenen Fällen, wo der Soldat Zeit und Gelegenheit hatte, Uniform und Ausrüstung aufzufrischen und einen Parademarsch, sei es auch in der Dorfstraße, auszuführen, fuhr der Geist des Exerzierplatzes in ihn. Nur die Trägsten blieben dann zurück. Wer die Erfahrung hätte, welche Freude der Mann an einem gut ausgeführten Marsch hat, würde den vielverspotteten Parademarsch anders beurteilen. Mit der Marschierfähigkeit hängt eng die Manövrierfähigkeit zusammen. Und diese ist nichts weniger als eine besonders wichtige Anwendung der Kriegstüchtigkeit auf die Bedürfnisse des Schlachtenkriegs. Ihr liegt zugrunde der möglichst enge Zusammenhalt der Einheiten von der Sektion aufwärts, die sich immer von selbst wiederherstellen, zusammenfinden müssen, wie auch der Marsch, die

Schlacht, besonders aber der Rückzug, sie durcheinandergeworfen haben mögen. Ohne Marschfähigkeit keine Manöver im großen Stil, wie z. B. die große Rechtsschwenkung Ende August. Sagt, was ihr wollt, die Härte kann schön sein und ist es auch sehr oft, die Weichheit ist immer häßlich. Die Nachgiebigkeit, die Empfindlichkeit, das Schwanken sind absolut häßliche Dinge. So wie du gern die gerade Linie des Horizonts siehst oder auch die leichtwellige, die von leichter Beweglichkeit spricht, so ist der Wille, der gerade durchgeht, schön; es schadet nichts, wenn die leisen Schwankungen darin sind, ohne die man sich das Leben nicht denken kann, aber unerfreulich wirken starke Hebungen und Senkungen hart nebeneinander.

Eine Hauptsache war: Keine Eile, wenn sie nicht befohlen wird. Ruhig avancieren, und wenn es das Schicksal will, ebenso ruhig unter gründlicher Benutzung jeder Deckung retirieren. Dabei das schärfste Augenmerk auf die Waffe haben. Keine Patrone soll verloren gehn, geschweige denn ein Gewehr. Gern wiederholte der Sergeant die Geschichte, die er 1866 mit angesehen hatte, wie ein verfolgter Dragoner, dem das Pferd erschossen war, kaltblütig seinen Karabiner vom Sattel schnallte und nach Abgabe eines einzigen wohlgezielten Schusses auf seine Verfolger sich unbeschädigt zu den Seinen zurückzog. Versäumt keine Gelegenheit, die gut ist, dem Feinde eins auf den Pelz zu brennen.

Wir sehen nicht über die nächste Stunde, was kommen wird, und unsre Erfahrung macht halt bei den Doppelposten unsers Kantonnements. Wirklich, ganz nur Werkzeug! Was wäre diese Maschine ohne Vertrauen? Nur Vertrauen ist die Brücke zwischen dem Feldherrn oben und dem letzten Wachtposten unten. Eine Truppe kann von Ratlosigkeit überfallen werden, daß sie nicht aus noch ein weiß, aber es ist dann immer noch ein Weg zu finden. Mangel an Vertrauen ist eine Herzkrankheit, die den innern Organismus der Truppe so lange schwächt, bis Verzweiflung an allem entsteht. Das Ende der Vertrauenslosigkeit ist der Zusammenbruch: eine Herde, von den bösen Geistern des Ungehorsams und der Furcht auseinandergetrieben.

In den Kreisen, denen ich bisher angehört hatte, war der Einzelne alles, eine Gemeinschaft gab es im wahren Sinne nicht, der Wert des Mannes lag in seinen besondern Gaben, die er darum auch bis zum Übermaß entwickelte. Umgekehrt kam nun in der Kompagnie alles auf das Ganze an. Wer sich am besten

in die Sektion, den Zug, die Kompagnie einfügte, war der brauchbarste. Der Soldat ist kein kompliziertes Wesen, je einfacher, desto besser. Sein Vorgesetzter beurteilt ihn nach wenigen hervortretenden Eigenschaften, für die eben das Ganze den Maßstab abgibt: er sei gesund, unverdrossen, gehorsam, entschlossen, im besondern marschfähig und ein guter Schütze.

Der „theoretische Unterricht" wurde unsrer Abteilung von einem jüngern Unteroffizier erteilt. Der Hörsaal war eine Scheune. Weisheit von der unmittelbarsten Verwendbarkeit wurde da gepredigt. Auf einen mit erhobner Stimme vorgetragnen Lehrsatz, wie: Die Ordnung und die Sauberkeit jedes von den Hunderttausenden von Rädchen in dem großen Mechanismus sind die Voraussetzung der Leistungsfähigkeit des Ganzen, folgten die Anwendungen auf das Gewehrputzen, den Glanz des Lederwerks, die Instandhaltung der Montur. Es wurde interessanter, wenn der Vorpostendienst zur Sprache kam und z. B. die Kennzeichen der Nähe des Feindes aufgezählt wurden, zu denen auch die auffallende nächtliche Unruhe der Hunde in besetzten Dörfern gehörte. Verirrten Patrouillen wurde empfohlen, die Himmelsrichtung bei dunkler Nacht in einem Walde durch Betasten der Bäume zu suchen, die an der Westseite bemooster zu sein pflegen. Kommt ein Soldat aus dem Zusammenhang mit seinem Zug, so schließt er sich sofort der nächsten geschlossenen Abteilung an; vereinzelt zu bleiben ist ein großer Fehler, militärisch ganz unmöglich. Das leuchtete uns ohne weiteres ein, und wer ein Gedächtnis für unsre Stunden hatte, erinnerte sich vielleicht angesichts der zahllosen zerstreuten Gefangnen, die die Franzosen nach jedem Treffen zurückließen, an diese wichtige Lehre.

Ich will aber nicht behaupten, daß wir im theoretischen Unterricht sehr viel gelernt hätten. Der Unteroffizier, der ihn erteilte, war zu gutmütig. Ich sehe ihn auf der Deichsel eines Wagens in der Hörsaal=Scheune sitzend, auf dem Wagen und um denselben sein Auditorium zum Teil in sehr bequemen Lagen, alle ohne Ausnahme todmüde von dem endlosen Exerzieren, Marschieren, Putzen usw. Einige schliefen immer einmal ein, andre fanden noch Zeit, das Gehörte zu parodieren. Ich fand z. B. folgenden Satz nicht übel: Auch Dummheit ist eine Gabe, die der Soldat nicht verachten darf; er muß sie nur recht anzuwenden wissen, doch nicht im Übermaß!

Es wurden kurze Aufklärungen über die Organisation und die Uniformierung der französischen Armee verteilt. Mündlich

wurden wir über die Fechtweise der Franzosen unterrichtet; als wir die uns gemachten Mitteilungen mit der Wirklichkeit verglichen, merkten wir wohl, daß die Hauptsachen anders waren, denn von der Fernwirkung der Chassepots wußte unser Instruktor nichts, er sprach dagegen viel von dem katzenartigen, springenden Vorgehen der Franzosen, das diese sehr wenig geübt haben. Man merkte allen Mitteilungen des Leutnants die übertriebnen Vorstellungen von der französischen Taktik an, die seit 1859 in deutschen Offizierkreisen kursierten. So weit war also doch das Studium der französischen Heereseinrichtungen in Deutschland nicht vorgedrungen, daß man diese wesentliche Stärke der Franzosen richtig geschätzt hätte. Was wäre geworden, wenn die französische Artillerie in ihrer Art der unsern ebenso überlegen gewesen wäre wie das Chassepot der Zündnadel?

Von unsern Unteroffizieren lernte ich den jüngsten und liebenswürdigsten schon auf der Fahrt zum Depot kennen, auf der er sich das unvergängliche Verdienst erwarb, uns die Elemente des Regimentspatriotismus, verkörpert im Regimentslied, zu lehren. In jenen Stunden, wo er unermüdlich das Lied vorsang, bis wir es innehatten, gab es für ihn nichts in der ganzen Welt über dem Regiment. Das war uns allen neu und interessant. Daß wir uns in diese kleine Welt in kurzem fast ebenso eingelebt haben würden wie er, hätten wir nicht für möglich gehalten. Die Unteroffiziere, die wir beim Bataillon trafen, teilten wir sofort in alte und junge. Diese waren erst befördert worden, jene gehörten zum alten Eisen und blieben größtenteils im Depot zurück. Unter den jüngern haben sich einige im Felde ganz vorzüglich benommen. Von andern gewann ich den Eindruck, mancher wäre ein besserer Mensch gewesen, wenn er den bunten Rock nicht gehabt hätte, der ihn eitel und aus Eitelkeit großmannssüchtig und überhebend, gelegentlich auch brutal machte. Ich habe einen von denen, die uns gegenüber nie den richtigen Ton finden konnten, immer ins Kleinliche und Tölpische fielen, später als Wirt im Odenwald wieder getroffen, wo er durch sein biederes, militärisch offnes und pünktliches Wesen den besten Eindruck machte. Das Befehlen, schon über eine Korporalschaft von zwanzig Mann, ist eben eine Kunst! Ein älterer Sergeant sagte einmal von einem etwas streberhaft auftretenden jüngern, der sich auffallend rasch besserte: Der Hauptmann schält solche Leute wie eine Zwiebel, der Unteroffizier N. wird noch kleiner werden.

Wie viele andre Paare, die ihrer Vereinigung noch sicher sein wollten, ehe ein ungewisses Kriegsgeschick sie vielleicht auseinanderriß, hatte auch unser Sergeant P. gleich am Tage der Mobilmachung den Pfarrer gebeten, ihn mit der Erkorenen seines Herzens zu trauen. Da aber die Dinge sogar damals nicht so rasch gingen wie die Wünsche der Menschen, hatte die Trauung erst an dem Sitze der Ersatztruppe geschehn können, und es war da von einem Honigmond nicht die Rede, nicht einmal von einem freien Tage. Von der Kirche in den Dienst war die Losung des Neuvermählten. Die junge Gattin aber mochte bei allem Trennungsschmerz froh sein, als sie durch die Erlaubnis unsers Kommandanten die Möglichkeit gewann, sich mit einem Munitionszug, der rheinwärts ging, aus dem Kriegsgetümmel zurückzuziehn. P. wurde noch lange mit dieser Hochzeitsreise geneckt. Wer sich einmal an die Waffen gewöhnt hat, mag aus mancherlei Gründen sagen: Schade, daß es nicht mehr Kriege gibt. Ein Philister, wer diese Ansicht überhaupt nicht für möglich hält oder sie als frivol in Bausch und Bogen verdammt! Darf ich nicht das Gefühl haben, daß wenn alle die gewöhnlichen Werte des Lebens rings um mich sinken, mein unverlierbarstes, mein „selbstestes Selbst," wie einmal Lenau es nennt, um ebensoviel steigt?



3. Ich hatt einen Kameraden

Das Talent zur Freundschaft, das nicht in alle Herzen gelegt ist, keimt freilich in der Regel nur in Gleichgesinnten auf, die in ähnlicher Lebenslage sind. Daß es aber so sein müsse, ist eine von den trüben Philistererinnerungen aus dem Niederschlag beschränkter Lebenserfahrung. Das sind Meinungen nicht von den Dingen, wie sie sind, sondern wie eine Anzahl von Menschen behauptet, daß sie sein müßten. Wer hat nicht aus der Schulzeit glückliche Erfahrungen vom Gegenteil? Auch nicht einmal bloß zwischen armen und reichen, zwischen Dorf- und Stadtkindern, sondern zwischen dummen und gescheiten, bösen und guten Kameraden entwickeln sich echte Freundschaften. Mich zog es als Knaben zu den Schulkameraden aus reichen Häusern, weil ich da in eine andre Welt hineinsah, die viel Schönes, Verlockendes zu haben schien, und es zog mich noch stärker zu denen, deren Eltern arm waren; ich gestehe, daß der feuchtwarme Geruch einer ärmlichen Stube, in der auf einem vierbeinigen Kochofen Kartoffeln sieden, während ein altes, freundliches Mütterchen auf erhöhtem Platz am kleinen Fenster näht, für mich noch viel mehr Anziehungskraft hatte als ein schöner Salon voll Spielsachen. Ich habe diesen Duft nie vergessen, der mich ebenso narkotisierte wie die Luft eines Treibhauses oder eines tropischen Urwaldes, womit sein Dunstreichtum verwandt ist. Noch viel mehr hat mich später der energische Kampf mit dem Leben begeistert, den arme Mitschüler führten, die schon mit dreizehn Jahren andern Nachhilfestunden gaben, kein Taschengeld hatten und sich ihre Bücher selbst einbanden; ich wollte mich ihnen mit Wärme anschließen, fand aber nicht immer Gegenliebe. Wie schön sind die Freundschaftsverhältnisse zwischen Bergsteigern und ihren Führern, die tief wurzeln in dem gemeinsamen Bestehn großer Gefahren, der wechselseitigen Hilfeleistung, vielleicht in der Errettung aus Todesnot. Ähnliche Freundschaften

müßten zwischen Offizieren und Soldaten entstehn, müßten sogar häufig sein, wenn nicht die militärische Ordnung dazwischenstünde. Aber Lessing hat den Wachtmeister Paul Werner, der sich für seinen Major totschlagen läßt, nicht aus dem Nichts geschaffen; und daß dieser Major zu dem Wachtmeister sagt: Ich erkenne dein Herz und deine Liebe zu mir, und daß er dessen Freundschaft zuletzt neben Minnas Liebe für seinen größten Schatz erklärt, sind keine Erfindungen.

Majore wie Tellheim gibt es freilich nicht viele. Aber der lange schwere Ulan, den ich schwerverwundet von seinem Leutnant auf einem gerade dastehenden Karren aus dem Gefecht und Kugelregen an eine sichere Stelle fahren sah, sagte vielleicht eines Tages wie der rauhe Just: Machen Sie, was Sie wollen, Herr Major, ich bleibe bei Ihnen, ich muß bei Ihnen bleiben. Es gehört ungeheuer wenig von seiten eines Vorgesetzten dazu, sich in den bessern Elementen seiner Untergebnen — und das ist die Mehrzahl — anhängliche Leute zu erziehn, die ihm jeden Wunsch an den Augen absehen und für ihn durchs Feuer gehn.

Leichter bildet sich ja ein innigeres Verhältnis zwischen Kameraden, die in Reih und Glied nebeneinander marschieren; Stand, Besitz oder Bildung machen dabei keinen Unterschied, denn in diesem Augenblicke sind sie demselben Gesetz unterworfen, fesselt sie dieselbe Disziplin und leitet ihr Denken und Tun dieselbe Notwendigkeit der Ausebnung aller persönlichen Wünsche und Bestrebungen durch die Zugehörigkeit zu einer Masse von Männern gleichen Alters, gleichen Berufs und gleicher Pflichten. Ich möchte mich aber durchaus nicht darauf beschränken, zu sagen, das Leben in Reih und Glied sei der Freundschaft günstig; es handelt sich um etwas mehr. Ich habe erfahren, wie dieses Leben die ewigen Grundlagen menschlicher Gleichnatur im tiefsten Grunde männlicher Seelen aufgräbt und Quellen erschließt, die für gewöhnlich nur in engen Spalten mühsam tröpfeln oder rieseln. Not und Gefahr vereinigte entlegne Quelladern, und als starker Strom, der großer Leistung fähig ist, traten sie zutage. Was alles sich unter diesen Verhältnissen an Beziehungen von Mensch zu Mensch entwickelt, will ich gar nicht mit dem allgemeinen Namen Freundschaft decken, denn es spielt hier Achtung, Bewunderung, Nacheiferung, Schutz- und Anlehnungsbedürfnis, kurz eine Reihe von elementaren Gefühlen hinein, deren gleicher Natur sich die Menschen in andern Lagen kaum jemals so inne werden. Wann werden wir im bürgerlichen Leben uns des kaltblütigen Mutes bewußt, der ohne

Wimperzucken dem Tode entgegengeht? Nun wohl, gerade auf dem Bewußtsein der Gemeinsamkeit dieser Eigenschaft habe ich die festesten Freundschaften, die zum Opfer des Besten, was jeder hatte, befähigten, entstehn sehen. Jede von ihnen hat freilich der Tod sehr früh gelöst, was man ja fast natürlich finden möchte, wenn man bedenkt, daß eben die Unkenntnis aller Todesfurcht ihr Kitt gewesen war. Was bedeutet aber die Zeit in dem Leben großer Gefühle? Eine Blume, die nur eine Stunde geblüht hat, macht mich so lange glücklich, wie ihre Erinnerung in meiner Seele nicht verwelkt, wie ihr Duft durch mein frohes Gedenken zieht.

* * *

Von einer Ersatzabteilung in einem fernen kleinen Städtchen einem Truppenteil vor Straßburg zugesandt, kamen wir tief in der Nacht in einem Dorfe an, das keine andern Bewohner mehr als Soldaten und fast nichts mehr von seinen Häusern als die Mauern und die Ziegeldächer hatte: ausgeleert und ausgebrannt. Die Ungastlichkeit schaute sogar in der dunkeln Oktobernacht aus den zerbrochnen Fenstern, an denen die Läden herabhingen oder mit langen Hopfenstangen von unten zugestemmt waren, und den dunkeln Toren, vor denen statt der Türen, die in Straßengefechten eingetreten oder eingeschlagen worden waren, Bretter lehnten, in deren Toreingängen zerbrochne Wagen lagen, durch deren Giebeldächer zufällige, unregelmäßige Stücke dunkelblauer Luft mit Bruchstücken von Sternbildern hereinschauten. Von Vorposten angerufen, von Patrouillen angehalten, von einem Quartierposten zum andern geschickt, fanden wir in irgendeiner entlegnen Scheune, deren Dach aus Sparren, Luft und wenig hängen gebliebnen Ziegeln bestand, die zweite Korporalschaft der zweiten Kompagnie im tiefsten nachmitternächtlichen Schlummer. Kein Laut als der regelmäßige Schritt des Quartierpostens, und dann und wann das An- und Abschwellen des Schnarchens, das der Soldat treffend Holzsägen nennt; durch den kräftigen Rippenstoß eines ungeduldigen Nachbarschläfers unterbrochen, endigt es manchmal in einer im Traum hervorgestoßnen Verwünschung, beginnt aber sehr bald wieder und steigert sich bis zu den höchsten Tönen. Mir klopft das Herz bei dem Gedanken, endlich mein Ziel erreicht zu haben; in dieser Schläfer- und Schnarcherschar lag mein Freund Reiske, dem zuliebe ich es mit viel Mühe durchgesetzt

hatte, gerade in dieses Regiment und auch gerade in diese Kompagnie eingestellt zu werden. Ob er eine Ahnung hat, ob er vielleicht träumt, daß ich so nahe bin? Mein Herz klopfte aber vielleicht auch noch aus einem andern Grunde, denn mir entsank aller Mut bei dem Blick auf den Inhalt der Scheune; da lagen sie dichtgedrängt, die Musketiere, gleich neben der Tür ein Unteroffizier, der etwas Raum zwischen sich und der Mannschaft hatte; diese aber dicht beisammen, die Köpfe gegen die beiden Mauern, die Beine in der Mitte geschickt ineinander übergreifend, sodaß kein Plätzchen unbelegt blieb und besonders kein Pfad dazwischen offen war. Was war zu tun? Sich hineinwagen, um etwa ruhig bis zum Morgen auf einem Häufchen Stroh zu warten und zu schlummern, dazu schien keine Aussicht zu sein, wenn man nicht bei den ersten Schritten gleich ein paar Hände oder Füße zertreten wollte. Ich rufe aufs Geratewohl in den dunkeln Raum hinein: Ist der Musketier Reiske hier? Keine Antwort, als Stöhnen eines Leichtschläfers. Noch einmal: Musketier Reiske? Da eine Stimme: Was will da einer? eine andre Stimme: Maul halten! Die weckt wieder eine andre: Zeit zur Ablösung! Auf! O weh, schon zwei Uhr? Da ruft einer Reiske; wer ist das? Ich, der Kriegsfreiwillige Mahler. Mahler, du? tönt es von ganz hinten her, das ist Reiskes Stimme, ich halte mich nicht mehr, eile gestoßen und getreten und trotz aller Sorgfalt bei jedem Tritt an und auf Körper und Gliedmaßen stoßend und tretend durch das Gewirr von Armen und Beinen auf die Ecke der Scheune zu, woher der vertraute Laut erschollen war; doch ehe ich dahin kam, hatte ein baumlanger Mensch mich beim erhobnen Bein gepackt, sodaß ich, einbeinigen Stehens ungewohnt, auf den nächsten fiel, der mich mit hörbarem Fluch und Ruck weiter beförderte. Und so lag ich meinem Freund im Arm oder vielmehr auf dem Arm, denn dieser war schlaftrunken gerade im Begriff, sich zu strecken, als ich auf ihn halb rollte und halb flog. Flüche und Gelächter übertönten noch eine halbe Minute unsre Begrüßungsworte, ein Rascheln und Scharren durch das Zurechtrücken der gestörten Schläfer, die Stimme des Postens durch die Türöffnung: Ruhe, es ist noch nicht eins, und dann wieder die tiefe Ruhe wie vorher.

Ich flüsterte meinem Freund und nunmehrigen Kompagniekameraden noch ein paar Botschaften zu, er teilte mir kurz die wichtigsten Daten aus dem derzeitigen Bestand der Kompagnie mit, und daß wir voraussichtlich in der Frühe um sechs zur

Schanzarbeit antreten würden. So, jetzt leg dich zwischen uns hin, ich werde versuchen, mich etwas tiefer in die Mauer hineinzudrücken, dein Nachbar links ist der gute Kamerad Haber, von dem du manches lernen wirst, was der Musketier heutzutage braucht.

Dieser Nachbar schien schon gerückt zu haben, ich fand noch Raum genug, indem ich mich auf die Schmalseite à la Hering legte, und muß sofort in Schlaf versunken sein, hörte auch nicht, wie um zwei Uhr der Posten abgelöst wurde; als ich aber beim Frühsonnenlicht erwachte, war der Platz meines Nachbars zur Linken leer, und er schien vor seinem Weggang sein Lagerstroh auf mich gelegt zu haben, denn ich fühlte mich in höchst wohltuender Weise zugedeckt.

Das war die erste Liebe, mein Freund Haber, die ich von dir erfahren habe. Wie oft habe ich seitdem deinen Zartsinn erprobt. Du wirktest nicht bloß, wie man guten Frauen nachrühmt, von der Seite des Leibes auf den Geist ein, indem du dich mit vielseitig geschickter Hand bald als Kleiderreiniger und Flickschneider, bald als Koch und Kellermeister, bald als Hausmeister, der für ein trocknes und warmes Lager sorgte, bald als Büchsenspanner verdient machtest, der unmögliche Rostflecken aus Gewehrläufen entfernte; du wußtest mit heiterm Sinn und mancher lieblichen Volksmelodie Mißklänge zu übertönen und betrübte Gemüter aufzurichten; und über dem allen gabst du in schwierigen Lagen Beispiele von Heldenmut. Dabei verlangtest du nichts für dich selbst. Deine Leistungen erwarteten keinen Lohn und keine Auszeichnung, deine Liebe war selbstlos. . . .

Doch ich eile ja weit dem Gang der Ereignisse voraus, indem ich meinen lieben Kameraden Haber wie einen längst Bekannten einführe, wo der Leser mich doch erst bis an die Schwelle meines Eintritts in die zweite Kompagnie begleitet hat. Ich will es kurz machen. Den nächsten Morgen fünf Uhr Hornsignal, das, von den zwei Hornisten durchs Dorf getragen, bald da, bald dort erklingt; ich würde mich zu jeder andern Zeit über das heitere Wandern des Signals gefreut haben, heute störte es mich in der Erwägung der neuen Lage, in der ich war. Ich war wie ein zugeflogner Vogel in dieser Kriegerschar, in der nur Reiske mich kannte, und dieser war unglücklicherweise um vier Uhr auf Posten gegangen. Vermutlich hätte er mir noch ein paar Verhaltungsmaßregeln gegeben, wenn ich nicht so tief in meinem Stroh geschlafen hätte, daß er mich vergeblich zu wecken gesucht hatte. Ich stand nun ratlos da. Instinktiv tat ich, was

alle andern taten, ging zum Brunnen, wusch mich und kämmte mich, bürstete die Halme und den Staub von der Uniform und stellte mich dem Unteroffizier vor, einem kleinen, lebhaften, rundgesichtigen Mann, der mich gleich von vorn maß, dann „Kehrt" kommandierte und mich auch von hinten musterte. Ungewöhnliche Art der Vorstellung! Sie sind also der Kriegsfreiwillige, der der Kompagnie zugeteilt ist? — Jawohl. — Und wollen in meine Korporalschaft? — Jawohl. — Warum? — Weil der Einjährige Reiske darin dient. — Das ist kein Grund. — Ich war bestürzt, Freundschaft ist hier offenbar kein hinreichender Grund, es galt also rasch einen bessern zu finden. — Reiske ist mein Stiefbruder. — Sieht Ihnen aber verflucht unähnlich. — Jawohl, Stiefbruder. — Sehen Sie, daß Sie Kaffee bekommen, Brot haben Sie wohl noch keins gefaßt? — Noch nicht. — Sehen Sie, daß Ihnen einer ein Stück gibt.

Ich machte Kehrt, um mich der schwierigen Aufgabe zuzuwenden, Unbekannte, die ich vielleicht heute Nacht bei meinem Eiertanz durch die Scheune auf Hände und Füße getreten hatte, zu veranlassen, mir ein Stück Brot zu schenken. — Halt, Kriegsfreiwilliger! rief es hinter mir. Der Unteroffizier winkte mich heran, faßte meine linke Achselklappe an: Hier sitzt der Kompagnieknopf locker; ich sage Ihnen, wenn Sie den verlieren, ists gefehlt. Sofort festnähen.

Dieses Sofort schnitt mir durch Mark und Bein. Zwar würde ich im bürgerlichen Leben geglaubt haben, mit diesem nur wenig gelockerten Knopf noch einige Wochen bestehn zu können; aber hier, das mußte ich mir sagen, hat der kleine, fast halbkuglige Knopf mit der Nummer Zwei einen besondern Wert, war nicht so leicht zu ersetzen wie ein gewöhnlicher Uniform- oder nun gar ein Hosenknopf, der im Notfall sogar vom Zivil sein konnte. Bei spätern Gelegenheiten hörte ich unsern Unteroffizier folgende Betrachtung anstellen: In jedem Regiment gibt es vierzigtausend Uniformknöpfe, aber jeder Kompagnieknopf ist nur vierhundertundneunzigmal da. Also die größte Sorgfalt auf die Kompagnieknöpfe richten. Wenn ein Kamerad gefallen ist und zurückgelassen werden muß, ist unsre erste Pflicht, das Gewehr und die Munition zu retten, dann die Kompagnieknöpfe, dann erst das Faschinenmesser. Denkt euch doch eine Achselklappe mit einem gewöhnlichen Uniformknopf!

Wie wenig tief die Disziplin in mir erst Wurzeln geschlagen hatte, das wurde mir selbst einleuchtend, als ich trotz der Er-

mahnung des Unteroffiziers zuerst nach Brot und Kaffee ging, bei deren Zuteilung mein Stubennachbar der vergangnen Nacht, der über dem Kaffeetopf waltete, mich freundlich bedachte, sodaß mich zwar unfreundliche Blicke empfingen, aber kein zurückweisendes Wort laut wurde. Es schien die Meldung beim Unteroffizier schon eine Art von Anschluß an die Korporalschaft vorauszusetzen. Ich stürzte meine Tasse hinunter und biß kräftig von dem Brocken Kommißbrot ab, den ich aus Reiskes Vorrat erhalten hatte. Nun der Kompagnieknopf! Nadel und Faden hat ja natürlich jeder Musketier. Ich habe das ebenso natürlich nicht, bin ein ganz abnormer Mensch, fühlte in diesem Augenblick, daß ich tief unter dem letzten Soldaten stehe. Aber was tun? Ich sehe Haber und denke an Reiskes Empfehlung. Er ist selbstverständlich mit Handwerkszeug versehen, in der Scheunenecke wird der bedeutsame Knopf fester genäht. So, sagte Haber, der hält so lange wie Metz, und wenn Metz fällt, dürfen alle Knöpfe reißen, sogar Kompagnieknöpfe. Übrigens trage ich immer zwei als Reserve im Geldbeutel.

Das Gewehr und den Brotsack quer umgehängt, das Faschinenmesser umgegürtet, die Leinenhosen in den Stiefeln, die Mütze statt des Helms, so treten wir zur Schanzarbeit an und „fassen" Schaufeln, die man statt des Gewehrs auf der linken Schulter trägt. Der Unteroffizier meldet mich dem Feldwebel, dieser dem Hauptmann; zum erstenmal trifft mich der Blick der grauen kalten Augen, und weil ich immer Kleinigkeiten sehen muß, so fällt mir auf, daß der Hauptmann an seinem blonden Schnurrbart weiterkaut, der genau so kurz wie seine Rede und über der Lippe gerade abgeschnitten ist. Es ist wohltuend für den Betrachter, in einem Gesicht, das er so häufig sieht, eine solche feste Linie zu wissen, wie dieser geradlinig abgebissene untere Schnurrbartrand. Ich habe in guten und übeln Tagen meinen Hauptmann vor der Kompagnie gesehen und habe mich nicht bloß im allgemeinen gefreut, daß er immer derselbe war, sondern daß auch dieses dasselbe blieb. Im stillen dankte ich ihm, wie oft, daß er nicht wie andre einen Vollbart wachsen ließ. Auch hier ist semper idem ein guter gesunder Spruch. Übrigens gefielen mir allezeit Gesichter, denen wohlentwickelte Kinnbacken und breites Kinn einen fast quadratischen Umriß erteilen; ihre Backenknochen pflegen nicht stark entwickelt zu sein, ihre Augen stehn hübsch wagerecht, der Mund ist meist fest. Solche Gesichter haben etwas Abgeschlossenes, es ist weder ein Fragezeichen noch eine

Aufforderung darin, sie sagen: Ich tue meine Sachen für mich, kümmre du dich um die deinen. In mir spricht es, während ich mich in strammer Haltung ansehen lasse: Der legt keinen großen Wert darauf, dich in der Kompagnie zu haben, auch ist er nicht eitel und verbeißt manches; aber wehe dir, wenn aus diesen Augen ein unverbissener Blitz — entschuldige das Bild — dich träfe, du wärst getroffen vom Kopf bis in die Ferse. Zunächst wurde ich nur indirekt angeredet: Unteroffizier, sorgen Sie, daß der neue Mann heute nach der Arbeit Griffe übt. — Zu Befehl, Herr Hauptmann. — Marsch!

Ich übte an diesem Abend Griffe, bis eine Blutblase platzte, die ich mir beim Schanzgraben in den Ballen der rechten Hand gearbeitet hatte; similia similibus, wie die Homöopathen sagen, meinte dazu Reiske, was die harte Schaufel verbrochen, heilt der milde Gewehrkolben. Außerdem war mir die linke Schulter vom „schmetternden" Gewehrübernehmen braun und blau geworden. Es ist ja recht löblich, daß du die Dinge ernst nimmst; du brauchst aber den Schießprügel darum nicht so furchtbar auf die Schulter zu werfen, das nützt uns nichts und schadet keinem Franzosen was. Dagegen rate ich dir, beim Präsentieren den Bauch etwas mehr einzuziehn, daß das Gewehr die Sehne eines Bogenabschnitts bildet, um dessen Peripherie der ganze Musketier sozusagen herumgeschwungen ist. — Donnerwetter, Reiske, du nimmst diese Dinge tief. Du scheinst jetzt deine akademischen Denkgewohnheiten auf die Durchleuchtung des Exerzierreglements zu verwenden.

Ja, sagte Reiske, ich habe genug darüber nachgedacht. Und wenn du es hören willst, gebe ich dir einmal im gedrungensten Stil meine philosophische Lehre von den Gewehrgriffen zum besten. Für heute sozusagen nur die Überschrift oder das Extrakt: Die Idee der Griffe ist die Aufnahme des Gewehrs in den ganzen körperlichen und geistigen Menschen des Soldaten. Diese Inkorporation einer starren Waffe aus Holz und Stahl kann aber nicht verwirklicht werden, ohne daß in Holz und Stahl die Liebe übergeht. Das Leder des Gewehrriemens nenne ich nicht besonders, weil es mit dem Wesen des Gewehrs nichts zu tun hat, totes mechanisches Anhängsel! Merkst du, wie hier die Forderung der Grifffertigkeit, die dein Unteroffizier erhebt, mit der zusammentrifft, die der Büchsenmacher stellt, daß der Soldat sein Gewehr so rein halten müsse wie seinen Körper? Mindestens so rein! Dieses ist eine Forderung der soldatischen Tugend-

haftigkeit, das andre ist eine umfassendere, die sich auf den ganzen Charakter und dessen Betätigung in der soldatischen Lebenserscheinung und -führung erstreckt. Zur Erfüllung der Tugendforderung rostfleckenloser Reinheit des Gewehrlaufs kann nun jeder erzogen werden, sagen wir fast jeder, denn es gibt ja Reinlichkeitsidioten. Dagegen zum Sichemporschwingen der Gewehrgriffe aus der mechanischen Übung deiner Knochen und Muskeln gehört Talent. Du stehst vor einem Manne, der dieses Talent hat, da siehst du, während er Gewehr über! macht, überhaupt kein Gewehr, das zuckt nur so durch die Luft, und wenn es nun auch wie ein Wetterstrahl auf die Schulter saust, hast du nicht die Vorstellung, es liege nun ein Gewicht von zwölf Pfund auf der Schulter, sondern du sagst: Dieser Mann hat nur einmal seinen rechten Arm zu einer harmonischen Bewegung ausgeschwungen, und da es ihm ganz gleich ist, ob der Gewehrkolben der Erde aufruht oder in seiner linken Hand gehalten wird, so hat das Gewehr einfach mitgeschwungen. Und wenn du General wärest (was Gott verhüte!) und würdest dasselbe Talent für Gewehrgriffe vor dir präsentieren sehen, so würdest du den Eindruck haben, der Mann bietet mir aus Deferenz sein Gewehr an, aber ich sehe an der Art, wie ers hält, daß es mit ihm verwachsen ist, und daß nicht einmal ein General es ihm entwinden könnte. Dabei kommt nun eben noch der Winkel von 89 Grad in Frage . . .

Lieber Freund, sagte ich, du bist ohne Zweifel auf dem besten Wege, ein zweiter Clausewitz, wenn auch erst in der Sphäre des Musketiers, zu werden, und ich bewundre deine Gewehrphilosophie aufrichtig; aber für den Augenblick lasse einmal deinen hohen Geist herabsteigen und diese blutige Schwiele in meiner Hand betrachten. Wie kann ich sie wegbringen? Ich möchte morgen arbeitsfähig sein, aber mit dieser Hand werde ich mit dem besten Willen keine Schaufel schwingen. — O, das ist nicht viel, das haben wir alle gehabt. Aus dieser Blutblase wirst du die beste Schwiele des Regiments heranpflegen, wenn du das Blut herausdrückst, dann die Stelle mit Hirschtalg dick einschmierst und die ganze Nacht über verbunden hältst. Und wenn die Schwiele fertig ist, wirst du noch ganz andre Griffe machen. Übrigens versteht sich Haber ausgezeichnet auch auf diese Dinge. — Und Haber, auch hier hilfbereit, knetet meine Hand, bis das brennende Gefühl heraus ist, salbt sie, verbindet sie, und ich kann mit Ruhe dem nächsten Tag entgegensehen. Welche Schmach,

wenn ich schon am zweiten Feldzugstage von der Arbeit hätte wegbleiben müssen! Diese Nacht legte ich mich nicht als Geduldeter, sondern als Zugehöriger ins Stroh, und ich schlief mit dem Bewußtsein ein, den ersten Tag im Feld etwas geleistet zu haben. Das leise Brennen in der Hand kam mir fast wie etwas Wohltuendes, Ehrenvolles vor. Reiske hatte noch weiteres von dem Pikanten oder mindestens Eleganten eines Präsentierens mit ganz leicht auswärts geneigtem Gewehr gesprochen. Daran mag es gelegen haben, daß ich träumte, ich stünde Posten vor dem Quartier des Generals, dessen bewundernden Blick auf mein im Winkel von 89 Grad präsentiertes Gewehr ich mit der frechen Rede erwiderte: So ist das Präsentieren nach Reiske, Einjährigem der zweiten Kompagnie, wollen nicht Exzellenz das Exerzierreglement entsprechend ändern lassen? Merkwürdigerweise hatte ich aber das volle Gefühl der Verwerflichkeit dieser Rede schon in dem Augenblicke, wo ich sie aussprach, ja ich fühlte stark, wie ungehörig es überhaupt sei, bei präsentiertem Gewehr den Mund aufzutun, und als ich in diesem Augenblick erwachte, war nur noch der Schrecken und gar nichts mehr von Befriedigung über den schönen Griff in mir, und ich legte mich auf die andre Seite mit dem Vorsatz, auch im Traum nichts gegen das Reglement zu denken oder zu tun.

Unglaublich rasch lebte ich mich in meine neue Umgebung ein. Zwischen Reiske, dem alten Freund, und Haber, dem neuen Kameraden, stand ich nach außen gedeckt; in unsrer Korporalschaft war mir niemand übel gesinnt, mit einigen Kameraden knüpften sich engere Beziehungen. Der Unteroffizier sah mir scharf auf die Finger, denn er teilte, und vielleicht mit Recht, die Ansicht, die der Hauptmann als Ergebnis einer Gewehrparade kurz nach meinem Eintritt in den lapidaren Satz faßte: Die Freiwilligen sind Lottel, nur zu Patrouillen kann man sie brauchen. Aber er fand nichts Wichtiges zu tadeln; die Kompagnieknöpfe saßen fester als je, und die Griffe hatte ich sowohl von der praktischen Seite als — durch Anleitung Reiskes — in ihrem philosophischen Sinne mir zu eigen gemacht. Es dauerte auch nicht lange, bis ich in der Öffentlichkeit die Probe davon ablegte; mein Traum erfüllte sich, wenn auch eine Rangstufe tiefer, ich hatte den Posten vor dem Hause des Regimentsstabes und präsentierte das Gewehr mit allem möglichen Raffinement.

Das Wetter änderte sich, auf drückende Hitze folgten Regentage. Unsre Quartiere wanderten alle paar Tage in ein andres

Dorf, die Schanzarbeit wurde ausgesetzt, der Vorpostendienst trat an seine Stelle, und diesen löste eine Detachierung in ein Gebiet ab, wo Franktireurs Transporte beunruhigten; und unter all diesem Wechsel floß unser Leben im einförmigen Gang des Dienstes fort, nur scheinbar mannigfaltig, in Wirklichkeit immer dieselbe Kraft anspannend und dieselben Fähigkeiten übend und steigernd. Ich lernte ertragen, was mich am fremdartigsten berührt hatte, nie einsam mit meinen Gedanken zu sein. Eine große Sache für Menschen, die sich Sinnen und Denken zur Lebensaufgabe gemacht haben! Der Soldat gehört auch „in finstrer Mitternacht so einsam auf der stillen Wacht“ nicht ganz sich selber an. Er muß wachen und spähen, und die leeren Augenblicke füllt er mit Gedanken an den Dienst von gestern oder von morgen an, an die Vorgesetzten, die Kameraden, an den Feind, und behält oft nicht viele Minuten, an die Lieben in der Heimat zu denken. Aus sich selbst, sozusagen hinausgewiesen, schließt er sich doppelt eng an Gleichgesinnte an, und was seinem eignen Innern vielleicht entgeht, das gewinnt die Kameradschaft und im günstigsten Falle die Freundschaft.

So kam es denn auch bei uns, daß ich und meine zwei Nebenmänner ein Kleeblatt wurden, das immer fester wie aus dreifachem Anschlußbedürfnis gewachsen zusammenhielt und noch andre, die ferner blieben, gelegentlich anzog. Im Grunde bildete aber Haber den Mittelpunkt, weshalb es nun doch wohl an der Zeit sein dürfte, zu sagen, wie dieser gute Kamerad war, und wie er sich gab.

Habers „Personale“ würde etwa gelautet haben: Unregelmäßiges Gesicht, etwas aufgeworfen hinausstrebende Nase, unbedeutendes Kinn, weicher, freundlicher Mund, leichtes Bärtchen auf der Oberlippe, und in diesen freundlichen, aber an sich wenig ansprechenden Zügen ein paar braune Augen, die gerade und klar in die Welt schauten, nur wie es schien, immer etwas weiter hinaus, als gerade nötig war, weshalb Leute, die Haber nicht kannten, ihn für einen unpraktischen Träumer halten mochten. Aber so gut wie dieser schlanke, schwanke Schneidergesell zuzeiten den Mut eines Ritters entwickelte, verband er träumerisches Nachdenken mit scharfer Wahrnehmung des Wirklichen.

Wie wenig kennt der unsre alemannischen Bauern, der da meint, ihr inneres Leben sei so einförmig wie ihre Tagewerke und so einfach wie ihre einsilbige Rede! Die Kunst der Beurteilung der Menschen wäre leicht, wenn sie sich auf das be=

schränken könnte, was einer spricht; man muß aber mindestens zu ahnen wissen, was unter seinem Schweigen liegt. Die Augen deuten es an, und die Handlungen sprechen es oft mit überraschender Deutlichkeit aus. Vieles kommt erst zum Vorschein, wenn die Wärme einer herzlichen Liebe das Mißtrauen durchschmilzt, das die Herzen einfacher Leute umschalt und preßt, sodaß sie sich kaum regen können und verlernen, in Freude oder Schmerz höher zu schlagen. So war Haber eine feine Seele, deren Magnetrichtung auf das Gute erst sein Handeln zeigte. Und als nun einer sein Freund wurde, den er für besser hielt als sich selbst, kam das Gute erst heraus, und mitten in der Wildheit des Krieges freuten sich die beiden, oben zu bleiben.

Als Soldat zeichneten ihn der Instinkt des Gehorchens und der Ordnung und ein hervorragendes Talent zum Schießen aus. Er war nicht bloß, was man so sagt, ein guter Kompagniesoldat, sondern überhaupt ein braver Kriegsmann. Ohne eigentlich Freude am Krieg zu haben, war er sehr geschickt in allem, was der Krieg vom Soldaten verlangt. In Friedenszeiten hätte er sich mit ebenso großer Geschicklichkeit in die verschiedensten Berufe hineingelebt. Nun zweifelte niemand, daß er in die nächste Lücke als Unteroffizier eintreten müsse. Ja manche meinten, er sei der geborne Unteroffizier; die kannten aber Haber nicht, der durchaus keine Lust zum Befehlen in sich fühlte und behauptete, er habe das nie gelernt, habe übrigens auch kein Talent dazu, und es werde ihm schon bei dem Gedanken unbehaglich, in einen sogenannten weitern Wirkungskreis eintreten zu sollen. Das war nicht Ziererei. Ich habe nie eine weichere, weiblichere, unterordnungs- und anschlußbedürftigere Natur in einer männlichen Heldenseele kennen gelernt, nie weniger Ehrgeiz bei einer Pflichterfüllung gefunden, die vollständig war, ohne streng zu sein. Haber ist übrigens später in meine Gefreitenstellung gerückt und tat Unteroffizierdienst, als ihn ein Granatsplitter tödlich traf.

Man spricht oft so wegwerfend von Bedientenseelen, und doch wie schön kann die Seele eines Menschen sein, der recht dienen will und kraft ihrer Anlage dienen muß! Unser Kamerad erniedrigte sich nicht, indem er uns die Uniformknöpfe annähte, so wenig wie einer von uns, wenn wir uns beim Gewehrputzen halfen einen Rostfleck im Lauf beseitigen, was nur angestrengtes Reiben mit dem wergumwundnen Ladestock bewirkt, wobei der eine das Gewehr hält und der andre reibt. Wenn jener auch das Monopol des Feueranmachens hat, scheut sich

doch keiner, Kartoffeln zu schälen oder den dünstenden Reis umzurühren. Das Reinigen der Gefäße, aus denen man gegessen hat, nicht gern selbst zu besorgen, ist eine menschliche Schwäche, besonders wenn man einen ermüdenden Marsch hinter sich hat. In der Tat, das haben wir Haber sehr oft besorgen lassen, doch wenn es nötig war, taten wir es auch selbst. Haber hatte von vornherein auf solche Geschäfte eine Art Vorrecht mit der Motivierung beansprucht, daß er damit vertraut sei, und daß sie ihm leichter von der Hand gingen. In der Tat war er über die Anfangsgründe soldatischer Kochkunst hinaus, d. h. er wusch das Fleisch, ehe er es kochte, er hing nicht mehr an dem Aberglauben, daß das Salz einkoche, weshalb es beständig erneuert werden müsse, es konnte ihm auch schwerlich vorkommen, daß er ein Huhn mit seinem ganzen „natürlichen" Inhalt an den Bratspieß steckte. Beim Kaffeekochen genügte es ihm nicht, die Bohnen auf die Tischplatte auszubreiten und mit einer soliden Bierflasche zu zerquetschen. Da die kleinen zinnernen Kaffeemühlen, die zur Ausrüstung gehörten, nichts taugten, hatte er irgendwo eine echte Kaffeemühle „gefunden," die man bisher ohne Neid und Aufsehen von einem Quartier zum andern zu schleppen gewußt hatte. Haber hatte einmal die Ansicht ausgesprochen, es schicke sich für ihn, durch Arbeit ein klein wenig von der Schuld abzutragen, die durch unsre Ausgabe für die Lebensbedürfnisse für ihn auflaufe. Als aber einmal dieser kitzlige Punkt besprochen und Geld- und Arbeitsleistungen abgewogen waren, blieb er hinfort unberührt, und jeder tat, gab und nahm, wie es die Umstände und das wachsende freundschaftliche Vertrauen brachten. Wenn Menschen bereit sind, ihr Leben füreinander zu geben, werden sie sich wohl über Pfennige einigen können!

Haber sprach wenig von seiner Vergangenheit, das war ja auch nicht Stil bei uns; nur einige Sentimentale sannen viel dem nach, was sie in der Heimat gelassen hatten. Der durchschnittliche Soldat lebt der Gegenwart, und auch für mich und Reiske war das Festhalten der Gedanken an der einfachen Aufgabe des Tages das Selbstverständliche, ihr Hinausschweifen in Vergangenheit oder Zukunft, alten Bahnen folgend, betrachteten wir als eine Abirrung, einen Rückfall in früher Gewohntes. Haber hatte das arme, einfache, aber kühl geregelte Leben eines Frühverwaisten hinter sich, Pflegeeltern und Waisenhaus, von denen er pflichtmäßig dankbar sprach, mochten ihm nicht viel Stoff zum Zurückdenken geben. Er hatte ein Jahr in einem

kleinen Städtchen in der Schweiz als Schneider gearbeitet und war dann in das Regiment eingestellt worden, worin er nun am Ende des dritten Jahres diente. Beim Überfluß an Handwerkern hatte man ihn nicht in die Werkstätte gesteckt, sondern seine unzweifelhaften Anlagen zum Soldaten tüchtig ausgebildet. Er freute sich ohne Stolz, daß ihm so vieles leicht wurde, womit sich andre im Dienste plagen. Wer zum Dienen und Gehorchen erzogen worden ist, wie ich, sagte er, dem fällt das Soldatenleben nicht schwer. Ich finde es viel leichter, in der Kompagnie zu gehorchen, als in einer Werkstatt. Eigentlich habe ich in der Kompagnie eine bessere Heimat gefunden, als ich je gehabt habe, und nach dem Hauptmann wird mir kein Meister mehr gefallen.

Bei der Belagerung von Straßburg mußte das südlich davon liegende Neudorf immer mit besondrer Vorsicht behandelt werden, denn die eine Hälfte davon lag noch unter den Kanonen der Festung, in deren Schutz sich hier gern französische Patrouillen vorwagten; die andre Hälfte war von den Unsern zu verschiednen malen besetzt worden, aber nie auf die Dauer, da eben das ganze Dorf, das übrigens, halb Vorstadt, zum Teil auch städtisch gebaut war, nicht gehalten werden konnte. Zuletzt blieb in der diesseitigen Hälfte ein Unteroffizierspositen, der gelegentlich beunruhigt wurde, zu verschiednen malen bis hart an das Glacis vorging, dann aber auch wieder verdrängt wurde, wenn die Franzosen mit Übermacht aus der Festung vorbrachen. Als das wieder einmal geschehn war, wurden wir an einem schönen Augustmorgen nach Neudorf hineingeschickt, aus dessen äußersten Häusern nach unsrer Seite zu die Franzosen die Vorposten mit schlechtgezieltem Feuer belästigten. Sie durften sich hier nicht festsetzen, mußten mindestens auf die Festungsseite zurückgeworfen werden. Der Hauptmann ließ das Feuer einstellen, das sich zwischen den Franzosen drinnen und unsern Leuten außen entsponnen hatte, und das, dem Gerüchte nach, aus der nie fehlenden Büchse unsers Sergeanten Mohr einem Franzosen, der beim Kaffee an einem von uns aus zu übersehenden Tische eines bekannten Gasthauses saß, Kaffeetasse und Leben gekostet hatte. Auf die Nachricht, daß sich die Franzosen eilig zurückzögen, gingen kleine Abteilungen von unsrer Seite vor. Wir wollen ihnen zeigen, was von Neudorf uns gehört, und ihnen womöglich ein paar Leute wegschießen, damit sie nicht zu frech werden, rief der Hauptmann dem jungen Leutnant zu, der uns führte. Wir umgingen den Verhau, der

quer über die Straße das Gros der Feldwache deckte, und formierten uns in Spitze, Haupttrupp und Seitendeckungen. Meldet sich jemand für die Spitze? fragte der Leutnant. Es ist ja möglich, daß sie gleich angeschossen wird. Haber und ich traten vor. Der Haupttrupp wartete, bis wir und die Seitendeckungen den Rand des Dorfes erreicht hatten; es fiel kein Schuß, er rückte nach und besetzte sofort einige Häuser zu beiden Seiten der platanenbesetzten Straße. Dasselbe taten verabredetermaßen die Seitendeckungen. So, nun erst das übrige Dorf absuchen, ob noch was drinnen steckt. Die Spitze wurde durch fünf Mann verstärkt, die sich dazu meldeten. Der Leutnant führte uns, wir verteilten uns auf beide Seiten der Straße. Gelegentlich wurde gehalten, gefragt, ein Blick in ein Haus geworfen, es schien alles sicher. Die Leute auf dieser Seite kannten uns schon, waren wir doch öfters im Dorf gewesen, wir konnten ihnen glauben, daß die Franzosen in die Festung zurückgekehrt seien. Wir waren jetzt an einer Art Dorfplatz angekommen, wo unsre breite Straße, die auf die Festung zuführte, von einer quer durchlaufenden Straße gekreuzt wurde. Hier hatte man sonst gewöhnlich Halt gemacht, aber heute war der Wunsch zu lebhaft, den Franzosen das Wiederkommen zu verleiden, ihnen womöglich einen Denkzettel zu geben. Mindestens die Querstraße mußte noch abgesucht werden. Diese Seite hier, meinte unser Führer, ist nicht verdächtig, sie führt auf eine Feldwache der Unsrigen zu, von der aus man in ihre letzten Häuser hineinsieht; die andre, die von uns wegzieht, ist bedenklicher, da sind die Franzosen früher schon gesessen. Wir suchen sie ab; Sie, wandte er sich zu Haber und mir, bleiben hier, beobachten die Straße zur Festung und sorgen, daß wir nicht von dorther überrascht oder am Ende gar abgeschnitten werden. — Zu Befehl, Herr Leutnant, keine Sorge! sagte Haber, und wir verteilten uns nach Art der Doppelposten auf beide Seiten der Straße, wo wir gedeckt bis an die Wendung sehen konnten, die die Straße vor dem Glacis macht. Die andern gingen die linke Querstraße hinauf, wo sich nichts zu regen schien, während wir die unsre scharf im Auge behielten. Längere Zeit war auch hier alles still. Da auf ein Bst! meines Kameraden sehe ich ein auffallend rasches Huschen an einem Hause hin, wie ein Schatten, und plötzliches Verschwinden im Eingang zu einem Garten. Achtung! Das war kein Bauer! rief Haber leise herüber. Ich stand schon schußfertig, um den Schatten aufs Korn zu fassen, sobald er wieder erschiene, aber

Haber winkte ab. Wir beide standen unbeweglich und faßten das Haus scharf ins Auge, wo die Bewegung gewesen war. Halt da! Wieder eine Bewegung, diesesmal ein Fensterladen, der geschlossen wurde. Da ists nicht sauber, flüstert Haber mir hinter der vorgehaltnen Hand herüber. Jetzt bleibt alles ruhig; wir verwenden einige Sekunden kein Auge von dem Hause, dann ist Haber in wenig weiten Sprüngen an meiner Seite. In dem Hause sind Franzosen, das ist klar. Sieh, wie es vor den andern vorspringt und die Straße beherrscht. Ich wette, wenn wir auf der Straße vorgehn, bekommen wir Feuer dort aus dem Eckfenster des ersten Stockes, von dem aus man fast bis zur Feldwache hinunter sehen kann. Auch fängt gerade vor dem Hause eine Reihe von besonders großen Bäumen an, die den Rückzug aufs Glacis begünstigen. Die Hauptsache ist aber, den Rothosen den Rückzug abzuschneiden.

Ich schleiche mich jetzt dahin, wähle in ungefähr vierhundert Schritt einen guten Punkt. Geht ihr zurück, so ruft mich ein Pfiff, im andern Falle bleibe ich dort liegen, bis ich merke, daß ihr auf der Straße bis zu dem Hause vorgegangen seid. Sind wirklich Franzosen drin, so sorgt, daß sie nicht auf die Straße herauskommen, ich will sie in der Hintertür fassen. Du bleibst einstweilen hier, bis die andern zurück sind. — Gut, hoffentlich kriegen wir einige zum Schuß. — Haber sah sein Gewehr nach und verschwand geräuschlos in den dichten Haselbüschen des Gartenzauns. Als der Leutnant mit der Patrouille herankam, ging ich ihnen einige Schritte entgegen, meldete unsre Beobachtung und den Plan Habers, der Billigung fand. Nun scheinbar sorglos und doch vorsichtig auf der Straße vor, das bedenkliche Haus und besonders sein Eckfenster im Auge behaltend. Drei Leute blieben an der Kreuzung zurück, wir andern hielten uns bei den Straßenbäumen und den Zäunen der Vorgärten, um möglichst nahe bei Deckungen zu bleiben. Der Leutnant hatte sich von einem der Zurückgebliebnen das Gewehr geben lassen und die Hosentaschen mit Munition gefüllt. Fast lautlos war man an das gesuchte Haus herangekommen, das von mehr städtischer Bauart war als die andern; uns fiel besonders die schmale steinerne Treppe zu der engen Tür auf, die innerhalb der Mauern des Hauses lag. Horch, ein Geräusch innen, ein Augenblick Stutzen, dann lautes Kommando: Zwei Mann in die Tür! und in demselben Augenblick Schüsse aus den Fenstern oben und Schüsse aus der Tür, die eingedrückt wird; einige von uns

erwiderten von den Bäumen der Straße aus die Schüsse aus den Fenstern, zwei waren den ersten beiden ins Haus gefolgt. Nun plötzlich zwei Schüsse rasch hintereinander hinter dem Hause, dann Rufe der Unsrigen. Auf Befehl: Keinen Schritt weiter! bleiben wir an den Bäumen, der Sergeant führt zwei französische Infanteristen aus dem Hause, deutet auf zwei oder drei Gefallne, die in dem dunkeln Gange liegen, und einer seiner Begleiter stößt den Laden des gefährlichen Eckfensters auf. Die Gefangnen werden zur Seite gestellt, ein dritter liegt leicht verwundet im Hause; die zwei Toten, deren einen der Sergeant beim Öffnen der Tür über den Haufen gestochen hat, bleiben liegen. Nun rasch zurück, die Gefangnen und den Leichtverwundeten voraus. An der Kreuzung ein herrlicher Anblick: Haber mit drei Gewehren in der einen, einem Rosenstrauß in der andern und zwei entwaffneten Zuaven vor sich, die uns neugierig anlächeln. Die ganze Geschichte hatte ein paar Minuten gedauert. Der Leutnant erzählte, wie er in dem Augenblick, wo er zwei Mann in den Türeingang geschickt habe, damit sie dort gedeckt stünden, den Laden des Eckfensters sich habe halb öffnen sehen und sogleich auch an Steinchen, die die Kugel aufschleuderte, den Schuß empfunden habe; seine Beinkleider waren davon an mehreren Stellen durchlöchert. Der Sergeant aber drückte in demselben Augenblicke die Tür ein, die von innen geöffnet werden wollte, schlug einen Gewehrlauf zurück, stach mit dem Bajonett den Träger nieder, worauf sich der zweite ergab, und ein dritter von der Treppe aus Pardon rief, als ihm Habers Schüsse sagten, daß die Hintertür versperrt sei. Haber hatte nicht eine halbe Minute, nachdem vorn die Schüsse gefallen waren, die Hintertür aufreißen und drei Franzosen herausstürzen sehen, deren einen sein erster Schuß niederstreckte. Dem zweiten sandte er eine Kugel nach, der dritte warf auf den Zuruf sein Gewehr weg und stellte sich selbst, worauf sich der zweite mit einem Fleischschuß in der Hand umwandte und seinem Kameraden folgte. Zur Erinnerung nahm Haber blühende Zweige von der Rosenhecke mit, in deren Schutz er seine Umgehung zum glücklichen Ende geführt hatte. Er teilte sie eben aus, während wir uns dem andern Ende des Dorfes zu bewegten. Das verdächtige Pfeifen der Geschosse, die ohne Schaden in der Luft platzten, kündete uns an, daß man in der Festung das kleine Gefecht bemerkt hatte. An der letzten Biegung der Straße, wo man das umstrittne Haus noch sehen konnte, wandte sich der Leutnant um, der, kurzsichtig, als er eine Gestalt

über die Straße huschen sah, mein Gewehr nahm und abschoß; wir hörten den andern Tag, daß er ein Mädchen tödlich getroffen hatte, das nach dem Toten oder Schwerverwundeten habe sehen wollen, der in dem Hause zurückgeblieben war. Zur Feldwache zurückgekehrt, empfing uns der Hauptmann mit Blicken, in denen man etwas wie Anerkennung lesen konnte, und ließ sich vom Leutnant genauen Bericht erstatten. Die Gefangnen wurden gleich zurückgesandt „zu den andern." In Neudorf blieb es einige Tage vollkommen ruhig, bis ein nächtlicher Ausfall die Posten des Regiments, das uns abgelöst hatte, ganz daraus verdrängte, worauf es den nächsten Morgen mit geringem Verlust auf unsrer Seite wiedergenommen wurde. Die Besatzung der Festung fing damals schon an zu erschlaffen, und bald ließ sie uns ganz unbehelligt im Besitz des Dörfchens. Habers entschiednes und wohlüberlegtes Auftreten in dieser kleinen Affäre wurde in der ganzen Kompagnie anerkannt, besonders der Leutnant hatte eine Vorliebe für ihn gewonnen. Wenn er auch noch mehrmals Gelegenheit fand, sich auszuzeichnen und wohl schwierigere Aufgaben zu lösen, so war doch einmal sein Ruf festgestellt; er gehörte von da an zu den Soldaten, auf die sich die Kompagnie in allen Fällen verlassen konnte. An seiner Bescheidenheit und seinem Gleichmut ging aber diese Erhöhung seines Ansehens ganz spurlos vorüber, höchstens daß sie ihn anspornte, noch sorgsamer auch die kleinen Pflichten des Soldaten zu üben. Sogar seinen vertrautesten Kameraden gegenüber sprach er nicht gern von dem Neudorfer Straßengefecht, lenkte sogar ab, wenn die Unterhaltung darauf kam, und wir fanden mit der Zeit heraus, daß von dem letzten unglücklichen Schuß, den der Leutnant abgefeuert hatte, für Haber ein Schatten ausging, der in seiner Erinnerung auf dem fröhlichen Kampfe lag. Das arme, unschuldige Mädchen, hörte ich ihn das einzige mal sagen, wo er noch einmal jenes Tages gedachte, fällt ohne Schuld und ohne Waffen, und wir, deren Sache es ist, zu töten und getötet zu werden, gehn unbeschädigt aus dem Kampfe hervor. Ein solcher Schuß kann die Lust am Kriege verderben.

Als ich im Februar 1871 als Rekonvaleszent leichten Garnisondienst in einer süddeutschen Stadt nahe am Rhein tat, wurde ich in eine der Lazarettbaracken gerufen, um zur nachträglichen Identifizierung eines Unteroffiziers meines Regiments beizutragen, der mit einem großen Verwundetentransport von Belfort angekommen war. Eine schwere Schädelwunde hatte

ihn bewußtlos gemacht, und er war nicht wieder zum Bewußtsein gekommen, solange er im Lazarett gelegen hatte; er war langsam hinübergeschlummert und war schon begraben, als ich der Botschaft folgen konnte. Keine Papiere, sein Tornister war nicht mit eingeliefert worden; doch hatte man seine Gewehrnummer aufgezeichnet und die Blechmarke, die er um den Hals getragen hatte, aufbewahrt. Damals herrschte in diesen Lazaretten so nahe beim Kriegsschauplatz oft große Verwirrung, weniger wegen der Verwundeten aus den letzten Schlachten bei Belfort, Dijon, Le Mans und Paris, als weil die Krankenzahl im Januar in unerhörtem Maße gestiegen war; und dazu kamen nun diese neuen Transporte, die schon deshalb sehr stark waren, weil die Truppen im raschen Vorrücken möglichst viel Marschunfähige abschoben. Die Uniform zeigte mir zu meiner Überraschung, daß der Mann meiner Kompagnie angehört hatte. Haben Sie sonst gar nichts mehr von dem Toten? fragte ich den Lazarettvorstand. — Alles ist hier, sagte er mit der trocknen Geschäftsmäßigkeit solcher Leute und deutete auf ein kleines Gefach in einer Schublade; da lag ein Gewehrschraubenschlüssel, ein altes Messer mit Hornheft und ein ledernes Zugbeutelchen; diese beiden Dinge kamen mir so bekannt vor, daß ich einen Stich im Herzen fühlte. Und der Inhalt des Beutelchens? Fast nichts; ein paar Münzen und Knöpfe; hier ein Kompagnieknopf mit einem Zweier. Und dann noch dieses Herzchen aus blauem Glas ohne Wert. Daraus ist wohl nicht viel zu entnehmen. Ich mußte blaß geworden sein, mein Herz war plötzlich schwer geworden, meine Hand faßte unbewußt an den Tisch. — Sie haben diesen Mann gekannt? fragte mich der Lazarettverwalter. — Ja, allerdings. Das war der Unteroffizier Haber von der zweiten Korporalschaft der zweiten Kompagnie, einer der besten Soldaten des Regiments und für mich der beste Kamerad. Schade um diesen Mann. Kann ich den Kompagnieknopf zur Erinnerung mitnehmen? Und sagen Sie mir die Nummer seines Grabes, das verdient einen Lorbeerkranz.

Aus spätern Erkundigungen machte ich mir folgendes Bild von der schweren Verwundung meines Freundes. Als bei dem großen Artilleriekampf des 16. Januar unser Bataillon hart über der Lisaine auf einer Anhöhe als Batteriebedeckung lag, war es dem Granatfeuer ausgesetzt; die meisten Geschosse gingen in den unbesetzten Wald hinter unsrer Stellung, andre krepierten im tiefen Schnee; immerhin fielen sie an einigen Stellen so dicht,

daß Schnee und Erde wie von einem Riesenpflug aufgewühlt waren. Die Truppen änderten mehrmals ihre Stellungen, wo sie gerade waren, traten sie abwechselnd lange Kreiswege im Schnee, um sich zu erwärmen, und standen dann wieder bei den Gewehren, die zusammengesetzt waren. Gegen Abend nahm die Müdigkeit überhand, und manche legten sich in den Schnee, wo sie gerade standen. Um sieben Uhr kam die Ablösung und der ersehnte Ruf: An die Gewehre! Da blieb Haber, der sonst der erste und der schnellste war, lautlos liegen. Man hob ihn auf und fand ihn im Blute liegen; ein verirrter Granatsplitter hatte ihm durch den Helm durch den Schädel über dem linken Ohr eingedrückt. Er wurde bewußtlos hinter die Front gebracht. Einige Tage darauf wurde der Kompagnie mitgeteilt, daß er mit einigen andern das Eiserne Kreuz erhalten habe, und der Hauptmann schloß daran warme Worte und Wünsche für ihn.

Ich selbst habe in dem Sommer nach dem Kriege eine Gelegenheit benutzt, die mich in die Nähe seines Heimatortes führte, diesen zu besuchen und mich nach etwaigen Verwandten von ihm zu erkundigen. Ich hörte nur von ganz entfernten, die sich nie um ihn gekümmert hätten. Dagegen sei ein Mädchen dagewesen, mit dem Haber als Waise erzogen worden sei, das habe sehr an ihm gehangen; nach der Todesnachricht habe sie ihren Dienst gekündigt und sei ohne Aufsehen weggegangen; soviel man wisse, habe sie in der Schweiz einen andern Dienst angenommen.



4. Auf dem Marsch

Als wir am Abend des 6. August, es war gerade noch hell genug, einen herrenlosen französischen Rotschimmel, der vergnügt in einem Kleefeld weidete, aus der Nähe nicht mit einer buntgescheckten wiehernden Kuh zu verwechseln, über den südlichen Teil des Schlachtfeldes von Spichern gegen Forbach zu zogen, hob der Musketier Reindel, seines Zeichens Schuster, einen im tiefen durchgeregneten Ackerboden stecken gebliebnen Schuh auf, einen kleinen schmalen Schuh, wie für einen Damenfuß, hielt ihn prüfend in die Höhe und sprach gelassen das Wort aus: Die sind verloren. Wenn die Franzosen alle so beschuht sind, sind sie von vornherein verloren; damit marschiert man nicht einmal nach Koblenz, geschweige denn nach Berlin. Für uns Kommißbestiefelte klang das tröstlich, denn wenn auch manchen der Schuh drückte, konnte er sich doch sagen: Dieses Schuhwerk drückt dich, weil es stark ist, und eben deswegen wird es die Märsche aushalten, marschiere dich nur erst einmal hinein. Sei froh, daß du nicht strumpfig oder barfuß über das Feld hüpfst wie dieser Franzose, dem dieser Schuh gehört hat. Wo mag er jetzt sein, der Träger dieses flachen leichten Schuhs? Da die weiße Gamasche, die diesen Schuh festhielt, wohl auch irgendwo im Straßengraben liegt, so kann man sich ihn nur als Barfüßler mit aufgekrempelten Rothosen vorstellen.

Frohlocke aber nicht zu früh, deutscher Infanterist, der du mit dem schweren Zündnadelgewehr, dem plumpen Faschinenmesser, zwei Patrontaschen, Tornister mit Reservemunition, Brotbeutel und Feldflasche, beide möglichst gefüllt, und „eisernem Bestand" von Reis und Kaffee, und in der Regel noch mit einer Schaufel, Axt oder — Kaffeemühle beladen, Märsche zu machen haben wirst, von denen du dir an den längsten Übungsmarschtagen in der Garnison nichts hast träumen lassen. Alte Soldaten, die 1866 mit dabei gewesen waren, sagten es schon in der Pfalz

voraus: Mit dem Marschieren ists wie mit der Bauernarbeit, es geht in einem fort weiter und wird nie weniger. Frankreich ist ein großes Land, da sinds viele Märsche bis ans Ziel, ungerechnet die Rückmärsche und Flankenmärsche. Mein Freund und Vorgesetzter, der Unteroffizier Reiske, mit dem ich ein Semester in Jena verlebt und zum Teil auch studiert hatte, meinte dasselbe, als er einmal nach einem staubigen Marsch aus dem tiefen Gras eines lothringischen Obstgartens heraus, in dem wir auf dem Rücken lagen, wie im Traum die Worte sprach: Der große Kuno hatte schon Recht, die Geschichte ist Bewegung.

Ach so, du meinst den Kuno Fischer.

Natürlich, ich mußte jetzt an dieses bedeutende Wort denken, und wie ruhig er dabei auf dem Katheder stand, als ob er allein diese Bewegung nicht mitmachen werde.

Sage mir aber, wie betonst du den Satz. Ist die Geschichte Bewegung, oder ist die Geschichte Bewegung?

Nun, beides. Weil die Geschichte Bewegung ist, ist die Geschichte Bewegung. Deshalb eben marschieren wir jeden Tag dreißig Kilometersteine ab, und wenn das Quartier seitwärts liegt, noch ein paar dazu. Ob sich Kuno Fischer jemals von dieser praktischen Anwendung seiner Behauptung eine Vorstellung gemacht hat? Wäre er doch mit dabei!

Das ist das Privileg der Philosophen, daß sie eine Masse von Dingen, die die andern Leute im Schweiße ihres Angesichts und im Staub ihrer Füße tun, in ein paar Worte zusammenfassen, die man fast nicht versteht. Das eine ist dann Geschichte, und das andre ist Philosophie der Geschichte und hält sich für besser.

Scheint dir nicht das erste wichtiger als das andre?

Sicherlich, aber dennoch hätte ich so Lust, einmal diese Bewegung zu unterbrechen, einen ganzen Tag zu ruhn und nichts als Seifenblasen zu machen; sie sollten so schön, so schön sein, und groß sollten sie werden.

Ich komme auf meine Marscherinnerungen zurück. Es ist mit dieser Bewegung in der Geschichte eine ernste Sache. Es gibt Soldaten, die in der Schlacht ihre Kugel kriegen, und andre, die sich wahrhaft zu Tode marschieren, und jene sind zu beneiden. Traurige Auslese, der beide zum Opfer fallen, die im übrigen Dienst zu den besten gehörten! Kaum kommt die Marschfähigkeit zu ernstlicher Erprobung, da zeigt es sich, daß einige, die man zu den Kräftigsten gerechnet hatte, die Probe nicht bestehn. Zu=

nächst besteigen sie den Kompagniekarren, was in dieser ersten Feldzugszeit niemand gern tut, dann hinken sie wieder mit, bleiben neuerdings „fußlos“ liegen, werden, wenn man nichts mehr mit ihnen anzufangen weiß, einmal in ein Lazarett gesteckt oder von einem energischen Arzt gar nach Hause gesandt; in der Regel sind diese Unglücklichen nach ein paar Tagen scheinbar hergestellt, und sobald sie wieder in Reih und Glied stehn, fängt das Übel von neuem an. Einer meiner Kameraden hatte das Unglück, jedesmal mit wunden Füßen irgendwo hinter der Front zu liegen, wenn es zum Schießen kam; er war ein braver Soldat, aber er geriet in den Verdacht, ein „Drücker“ zu sein, und der blieb an ihm hängen. Andre sind geborne Marschsoldaten, die nie eine Blase an der Sohle, keine wunde Stelle am Knöchel, kein Hühnerauge gehabt und sich besonders keinen Wolf gelaufen haben. Wenn sich die andern am Ziel eines Tagesmarsches ins Stroh legen, wandern diese frisch umher und erzählen jedem, der es hören will, das komme alles von einem frischen Walnußblatt, täglich in den Helm gelegt, oder von der absoluten Vermeidung jedes Fußwaschwassers. Für uns gewöhnliche Menschen war es jedoch nie eine Kleinigkeit, dreißig Kilometer auf staubiger Landstraße zwischen Bäumen, die keinen Schatten warfen, in Hitze und Staub, in einer dichten ausdünstenden Masse von Menschen zu wandern, wo zuletzt jeder schweigt, mechanisch in die Spuren seines Vordermanns tritt und dessen Helmbeschlag oder auf den Tornister geschnallten Blechkessel wie in Hypnose betrachtet. Man zählt die Schritte, die Telegraphenstangen, die Straßenbäume, und höchstens ein Kilometerstein oder ein Wegweiser gewinnt einem oder dem andern, der noch verhältnismäßig frisch geblieben ist, einen Ruf oder mindestens eine Handbewegung ab. Die Gesichter sind dann übermäßig gerötet, das Blut kann durch den mit dreißig Kilogramm Gewicht beschwerten Körper nicht rasch genug seine Wege machen. Das Weiße der Augen sogar ist gerötet, die weiße Staubwolke, die weithin über der Landstraße liegt, pudert die glühende Stirn im Kampfe mit den Rinnen des niederfließenden Schweißes. Und doch sitzen die Helme nicht im Nacken und macht das Gewehr keinen größern Winkel als fünfzig Grad mit Kopf und Hals seines Trägers. Aber mit dem Kommando „Halt!“ liegen diese rastlosen Marschierer auf beiden Seiten der Straße, keiner nimmt sich Zeit, den Tornister abzuschnallen, könnte doch in einer Minute der Marsch fortgesetzt werden, nur einen Haken am Gürtel macht man mit der Rechten frei, es handelt

sich vor allem darum, dem Blute freiern Lauf zu lassen und möglichst viel Luft in tiefen Atemzügen zu gewinnen. Ob auf Steinhaufen oder im Straßengraben, im Gras oder im Staub, sie fallen automatisch nieder. Aber instinktiv lassen sie die mittlere Straße frei, denn sie wissen aus Erfahrung, daß in solchen Situationen die vorrasselnden Batterien wie der Blitz da sind. Nach zwei Minuten ist der regelmäßige Gang des Atmens wiedergewonnen, das Blut zirkuliert frei, die bestaubte Kolonne setzt ihren Marsch fort.

Der Bauernsohn marschiert von vornherein anders als das Stadtkind, er ist besonders ein Virtuos im leichten Wegschreiten über Feld und Stein, besonders über frischgeackertes Feld, wo am schwersten durchzukommen ist. Solche Märsche sind ja sehr oft der Anfang einer Schlacht oder eines Gefechts, und sie ermüden einen Teil der Mannschaft außerordentlich und gewiß zur Unzeit. Die Kompagnien in eine breite Front auseinandergezogen, der Schützenzug ein paar hundert Schritte zurück, so sieht man sie durch Schollen und über Löcher hin sich vorarbeiten; immer ein mühseliger Anfang. Wie viel frischer und heiterer geht es auf braunem Heideboden vorwärts, wie man ihn in den Vogesenhöhen und wieder auf den Hügeln an der Sarthe hatte! Um über frischgepflügten Acker mit Behagen hinzusteigen, mußt du in der Furche hinter dem Pflug gegangen sein und mit harter Sohle die Erdschollen zertreten oder zur Seite geschleudert haben; Spaziergänger, die nur Pflaster und Asphalt betreten, lernen nie diese volle Rücksichtslosigkeit des „durch" und „drauf."

Es gibt noch einen andern fachmäßigen Marschiervirtuosen: das ist der Landbriefträger in Waffen, dessen Beine auf lange und viele Wege „eingegangen" sind; er fällt beim Gehen, wie eins von den Blechmännchen auf dem Jahrmarkt, die mit Uhrwerk gehn. Außerdem hat er eine eigentümliche Vertrautheit mit der Landstraße, ist auf du und du mit Meilensteinen und Wegzeigern und kann keinem Hund einen Steinwurf ersparen.

Solange der Soldat nicht stumpfsinnig geworden ist, bietet er seine letzten Kräfte auf, in seinem Verbande zu bleiben. Ich möchte sagen: in Reih und Glied zu bleiben, ist die Bedingung des guten Gewissens beim Soldaten. Er schleppt sich in seinem Bataillon mit, bis er zusammenbricht. Das ist nicht bloß Marschdisziplin, es steckt darin das Hängen des Menschen am Menschen, besonders an denen, die er gewöhnt ist, denen er gern folgt und gehorcht. Kein schlechteres Zeichen von innerm Verfall einer

Armee, als wenn viele aus Reih und Glied treten und in irgendeiner Entfernung nachziehn. Der Soldat, der seine Nebenmänner, seinen Vor- und Hintermann verläßt, mit denen er sozusagen verwachsen sein muß, gibt sich selbst auf, ist kein rechter Soldat mehr, ist, auch rein menschlich genommen, ein Tor oder ein Subjekt, das auf Schlechtes sinnt. Die Entfernung zwischen ihm und der Truppe nimmt nicht bloß räumlich rasch zu; sie wächst moralisch mit der Entfernung noch schneller, verderblich und verführerisch schnell.

Daß auf dem Marsch das Trinken mit der Zeit eine Sache von entscheidender Bedeutung wird, weiß jeder Fußgänger. Der Durst ist eine Qual, und was tut der Soldat nicht, um sich ihrer zu erwehren! Damals lastete noch der medizinische Unsinn auf uns, daß auf dem Marsch nicht getrunken werden durfte, unter den vielen Sünden, die die höhern Militärärzte auf dem Gewissen haben, eine der leichtsinnigsten, denn damals schon mußte man wissen, daß mäßiges Trinken den von Hitze und Staub halb Erstickten nicht schadet. Statt dessen sahen wir in so manchem elsässischen Dorf die Kübel voll kühlen Wassers, die die mitleidigen Einwohner an die Straße stellten, einfach ausleeren. Der Herr Stabsarzt befahl das vom hohen Rosse herab. Der Durst hat etwas Bohrendes, das Gemüt Beunruhigendes und zugleich Verlockendes. Welcher Hochgenuß, ein kühler Trunk! Nur die Liebe ist noch verführerischer. Der Hunger dagegen ist ein sozusagen ruhigeres, schwereres Gefühl, das langsamer vorrückt und belastet. Daher die häufigen Disziplinarvergehen aus Durst. Wenn Fröschweiler Wasser gehabt hätte, wäre es besser auch für die Sieger gewesen; dem schweren Elsässerwein verdankt man einige dunkle Flecken in der Geschichte des Feldzugs von 1870. Sonst war ja der Wein eine unbeschreibliche Wohltat, und natürlich ganz besonders auf dem Marsch. Schon der Anblick einer vollen Feldflasche rief heitere Empfindungen wach, und noch wenn sie leer war, würzten Gespräche von ihrem gewesnen Inhalt die langen Marschstunden, und es wurde das Zitat darauf angewandt: Aber ging es leuchtend nieder, leuchtets lange noch zurück! Allgemein war längere Zeit die Klage, daß man nicht sehe, was man trinke, nicht bloß den Wein, auch die Fliegen und andre Zufälligkeiten. Da brachte ein sinnreicher Kamerad eine hornene Wagschale „zustande," die in einem Kramladen gedient haben mochte, und diese kreiste, verehrt und begrüßt wie der Becher des Königs von Thule, voll des purpurroten Saone-

weins und Burgunders reihein reihaus und weckte immer neue Heiterkeit, besonders nach dem sinnreichen Vergleich mit einer altdeutschen Trinkschale aus dem Schädel eines Feindes, die Reiske irgendwo in einem „Nibelungenmuseum" gesehen haben wollte. „Der liebe melancholische Kaffee," wie ihn die sächsische Minna von Barnhelm nennt, wurde zwar seiner Wärme wegen früh-morgens gern geschlürft; aber gleich danach galt er nur noch als „schwarze Brühe," und diese in die Feldflasche zu füllen, wie einige Aufgeklärte anrieten, leuchtete nicht ein, so lange man über roten Wein zu diesem Zweck verfügte. Purpur erweckt ein Gefühl von Reichtum, erinnerte sich jemand irgendwo gelesen zu haben; nun, dieses Gefühls wollten wir, von allem andern abgesehen, uns nicht ohne weiteres begeben.

Nachtmarsch, bei deinem Namen senkt sichs düster wie späte Dämmerung um mich herab, und ich höre die Kolonne schlurfend, schweigend dahinziehn. Töne, die am Tage verwehen oder sich im Licht verflüchtigen, werden nun laut; man hört jeden Fehl-tritt, jedes Straucheln und das Klappern des Schlosses, wenn das Gewehr von der einen müden Schulter auf die andre wandert. Das dumpfe Rollen der Geschütze und Protzen und der Marsch der Kanoniere, die ganz hinten in der Kolonne kommen, machen jetzt eine ganz besondre Musik, Säbelscheiden, Karabiner, Sattel-taschen, Schmierbüchsen, und was sonst um Pferde und Geschütze baumelt, klingt darein. Aber man hört auch aus dem tastenden Tritt der Hufe die Müdigkeit der Pferde. Was war das für ein Ton? Ein lautes Schnalzen, wie wenn ein tiefsitzender Pfropfen aus voller Flasche gezogen würde. Es ist ein letzter Versuch des Kompagniespaßvogels, dem Schlaf zu wehren. Wirksamer ist der unmutige Ruf, dem Lachen folgt: Keinen Nachtmarsch mehr als Vordermann von Leible; der lange Kerl sieht heute in jedem Chausseebaum das Gespenst eines Franzosen, und indem er sich zagend umsieht, tritt er mir die Hacken ab!

Auch der Mann mit gesunden Sinnen hat seine Visionen, wenn er so ins Dunkel hineinschreitet und vergeblich die Augen erweitert, um heller zu sehen. Gerade das, sagt man, bewirkt, daß man Dinge sieht, die nicht sind. Doch davon weiß ich nichts. Wohl aber erinnere ich mich, wie bei meinem ersten endlosen Marsch in die sternlose Nacht hinein das Dunkel immer tiefer sank, und es nun aussah, als höbe sich das Land zu unsern beiden Seiten dem Himmel entgegen, erst die Bäume, dann der Acker, und wir zögen dazwischen hin wie in einem tiefen dunkeln

Tal. Zuletzt aber war alles schwarz wie Sammet, nur selten huschte noch ein dünnes Licht über die Bajonette hin. Ich fragte mich, war das der Widerschein weit offner Augen, die sich Licht aus dem Dunkel erschauen wollen?

Der durchschnittliche Friedensmensch weiß gar nicht, was Schlaf für eine Macht ist, er duselt in seinem weichen Bett so langsam hinüber und freut sich, wie „Morpheus Arme" ihn ganz unmerklich umfangen. Wie sollte er es wissen, da die rechte Müdigkeit ihm kaum je Blei in die Adern gegossen hat? Welche Macht der Schlaf über den Menschen hat, weiß nur der, dem Nächte ohne Schlaf vergangen sind, sei es auf Posten, sei es auf dem Marsch; er dämmert zuletzt am hellen Tage so hin, marschiert wie ein Automat, ohne klares Bewußtsein, und schläft eine Sekunde nach dem Befehl „Ruhen!" im nächsten besten Straßengraben wie ein Kohlensack. Der Tag ist ihm nur eine etwas hellere Dämmerung. Hunger und Durst sogar gehn im Schlafbedürfnis vollkommen unter. Der Mensch mag überhaupt nicht mehr reden, er lebt und geht wie im Traum. Wenn aber dann aus diesem Hindämmern ein wirklicher Schlaf wird, erweckst du nicht so leicht den Müden, der tief, ganz tief in das Dunkel dieses gliederlösenden, traumlosen Schlummers hinabgesunken ist, und wenn ihm die Zeit dazu gegeben ist, wacht er nach zwölf Stunden zwar auf, versinkt aber wieder tief und schläft, ob es Tag oder Nacht sei, seine vierundzwanzig bis sechsunddreißig Stunden ab. Dann aber welche Frische, welches Behagen! Und nun neues Marschieren, neue Nachtwachen, zur Not Kämpfe, bis sich endlich wieder ein Quantum Blei in den Gliedern angesammelt hat, das von neuem niederzieht. Die Hauptsache dabei ist jedoch der Kopf. Bleibt dieser klar, so ficht und marschiert der gesunde Soldat trotz der bleiernen Müdigkeit, denn das Blei verflüssigt sich immer wieder und wird lebendiges Quecksilber, sobald es ins Feuer geht. Man muß in solchen todmüden Kolonnen marschiert sein, das Ganze eine große Gemeinschaft Schweigender, die nur mit Blicken, höchstens abgerissenen Worten und kleinen gegenseitigen Hilfeleistungen oder Rücksichten miteinander sprechen, und man muß dann mit solchen Kolonnen auch ins Feuer gegangen sein, daß man weiß, was für Kräfte im Menschen ruhen können. Das, denke ich mir, war zum Beispiel das Große in der Leistung der Preußen bei Belle-Alliance.

In den Ruhezeiten verliert der Schlaf von seiner Macht; er wird nicht gerade abgesetzt, durchaus nicht, wird vielmehr ein

guter Kamerad, der freundlich unser Lager teilt; aber man schläft, wenn man will, besonders viel bei Tage, weil der Tag langweilt, und sitzt dafür tief in die Nacht hinein am Feuer, stößt Scheite hinein, daß die Funkengarben stieben, und erzählt sich Geschichten, aus denen ebenfalls Funken stieben, Geschichten, für deren Schauer oder Unmöglichkeit der Tag zu licht wäre. Daß uns die Sorge nicht einschlafen ließ, ist uns durch die Siege erspart worden. Heimweh dagegen, das ist leider allenthalben ein starkes Mittel zum Wachhalten! Ich könnte davon erzählen, habe aber auch dieselbe Erfahrung gemacht wie andre, das dem, der sich nächtelang auf seinem Lager wälzt, unfehlbar in der Kälte des Morgens gerade die kühle halbe Stunde vor Sonnenaufgang, den Schlaf bringt. Auch den sorgenvoll Wachesten wehen die frischen Lüfte in Schlummer, die der aufgehenden Sonne vorauseilen.

Der Regen erkaltet den Marschierenden das Herz und erschlafft die Muskeln, die Lasten wachsen, die wir tragen, jedes Kleidungsstück, das wir anhaben, jede Brotkrume im Proviantbeutel wird zum Schwamm, der sich vollsaugt. Unwillkürlich vergleicht man sich mit dem Esel der Fabel, der sich mit einer Ladung Schwämme im Bache niederließ und nicht mehr aufstehn konnte. O wäre ich doch der klügere Esel, der es mit der Salzladung so machte! Aber ich fühle, wie ich immer schwerer werde, trotzdem daß Regenbäche aus Rock und Hosen rinnen, und jede Naht ein Tal geworden ist, das seinen eignen Bach beherbergt. Oft habe ich in Friedenszeiten der Poesie des Regenwetters das Wort gesprochen, und als behaglicher Wandrer freute ich mich des Netzes aus Wasserfäden, das die regnende Wolke quer über das Tal vom Himmel bis zum Boden spannte. Auch heute hüllt mich das Netz des Regens mit tausend Fäden ein, aber ich komme mir wie gefangen darin vor, und es flicht sich für jedes Gewebe, das ich durchschreite, ein neues um mich her. Durch die ganze lange Marschkolonne geht dieses Gefühl des Ankämpfens gegen das Nasse, das gegen uns prallt, uns umschlingt und umschlängelt, anfeuchtet und abkühlt. Mein Unteroffizier geht noch immer aufrecht, während fast alle den Kopf vorstrecken, als wollten sie dem Regen entgehn, der nur um so dichter in die Lücke zwischen Hals und Binde regnet; er ist auch hier wieder der, der das erlösende Wort findet: Jetzt sieht man erst, was für ein Vergnügen es sonst war, in der freien Luft zu marschieren; daß mir morgen keiner über Staub jammert, wenn der Regen aufgehört hat, und wir vierzig Kilometer zurücklegen! Auch stellt er Betrachtungen

an über den Unterschied des Gefühls, das die Flüssigkeit hervorruft, die man vorn hinter die Binde gießt, und dem des Regenwassers, das von rückwärts seinen Weg hinter die Binde findet. Er fand diesesmal keinen Anklang, denn wenn man den Mund zum Lachen öffnen wollte, floß oder regnete eben dieses geschmacklose Wasser hinein.

Dem Wasser sind wir überhaupt nicht Freund. Als Regen verdirbt es uns nicht sofort den Humor, aber die Uniform geht aus der „Façon," und hauptsächlich schadet es dem Gewehr. Auf Regen folgt nicht bloß der Sonnenschein, sondern viel sicherer der Putztag und die gefürchtete Gewehrvisitation. Der Kampf mit dem Rost fällt dem gewehrtragenden Soldaten fast so schwer wie der mit dem Feind und ist oft nicht so erfolgreich. Deswegen verglich der Unteroffizier Reiske in einer seiner Abendbetrachtungen den Büchsenmacher, als Führer im Kampfe mit dem Roste, mit den Göttern; auch er kämpft gegen das Schicksal, kriegt es aber nicht unter, und der Rost ist nichts als die Zeit, die alles annagt und zerfrißt, am meisten den Stahl, dessen grauer Glanz im Gewehrlauf der Stolz des guten Soldaten ist.

Aus fortgesetzten Betrachtungen dieses und andrer Philosophen in Uniform ergab es sich auch, daß der Nutzen des Wassers im Kriege ist, daß der Soldat sich hineinlegt, wenn er biwakiert, denn es macht die Erde weicher; wird diese aber zu weich, und schlägt überhaupt das Gefühl der Nässe durch, dann schleppt man Steine herbei, einen für den Kopf, einen für den Rücken, einen für die Füße. Steine sind immer hart, aber unser Gefühl für ihre Härte ist nicht immer dasselbe, und es wird die Behauptung gewagt, daß rundliche Steine, die trocken sind, sogar den Eindruck einer gewissen Weichheit machen, die man vielleicht besser als Molligkeit bezeichnen würde. Sobald man aber Wasser in den Körper gelangen läßt, vulgo trinkt, wird das Gefühl für die äußere Nässe verstärkt, denn nun drücken die beiden Wassermassen gegeneinander, was nur für Fische ist. Daraus zog Reiske die Folgerung, daß ein Lager im Wasser, das durch Steineinlagen trocken und warm gemacht ist, bei einem guten Trunk Wein in manchen Beziehungen einem Lager im Bett bei innerlichem Gebrauch von gewöhnlichem Brunnenwasser vorzuziehn sei. Ich muß leider zur Steuer der historischen Wahrheit hinzufügen, daß diese Erwägungen erst längere Zeit nach nassen Biwaks im Trocknen vor einem guten Feuer angestellt worden sind, ebenso wie ich auch aus ganz trocknem Stroh einer

luftigen Scheune heraus folgende hydrologische Betrachtung anstellen hörte: Beim Naßwerden ist das Gute, daß man nicht nässer werden kann; wenn du in einer Ackerfurche liegst, und es kommt bei plötzlichem Platzregen ein Bach herangeschossen, als wollte er dich wegtragen, so bleibe ruhig liegen, denn du bist nun einmal naß, gerade so wie ich dir rate, ruhig liegen zu bleiben, wenn du totgeschossen bist, denn du bist nun einmal tot.

Als ich im Jahre vor dem Kriege zum erstenmal nach Frankreich zog, war eine meiner ersten Frage: Wie sehen französische Landstraßen aus? Wie wandert es sich auf ihnen? Wem begegnet man, und zu wem gesellt man sich als Wandrer? Ich staunte dann die breiten Heerstraßen an, die großenteils aus der Zeit des ersten Napoleon stammen, freute mich der saubern, rasenberänderten Fußwege, die an ihrer einen Seite aufgeworfen sind, begegnete zwischen Mülhausen und Altkirch dem ersten Radfahrer auf hohem, klapperndem Instrument, schaute mich aber vergebens nach den Wirtshäusern an der Straße um, in denen Dumas drei Musketiere ihre fabelhaften Mahle zu sich zu nehmen pflegten.

Dagegen freute ich mich herzlich, daß in hellen Wiesengründen an murmelnden Bächen gerade so fette Mühlen lagen wie bei uns, oft einen Büchsenschuß vom Dorf entfernt, in malerischer Vereinzelung. Das Moos leuchtete an ihren dunkeln Rädern gerade so tiefgrün wie jenseits des Rheins, ihre Mühlknappen schienen mir ebenso weiß zu sein, und wenn ich nahe genug kam, glaubte ich aus dem Rauschen des Mühlbachs dieselben poetischen Stimmen zu vernehmen, die Wilhelm Müller so liebenswürdig verdolmetscht hat; dessen Gedichte mit den Müllerliedern hatte ich nämlich vor nicht langer Zeit bei einem Verkauf alter Schmöker bei F. A. Brockhaus in Leipzig billig erstanden.

Jetzt sehen die schönen französischen Landstraßen freilich anders aus. Jetzt liegen tote Pferde oft wie Meilensteine regelmäßig längs den Straßen, und dazwischen Reste von zusammengebrochnen Fuhrwerken. Die Wegweiser sind umgeworfen, die Straßenbäume abgehackt, auf zertretnen Äckern erkennt man an den Reihen von Erdlöchern mit Kohlenresten den Lagerplatz; es ist ein französischer gewesen, das beweisen die Zeltpflöcke, die man in der Eile im Boden hat stecken lassen. Es ist furchtbar einsam auf der Landstraße, wir, die hier marschieren, sind die einzigen Menschen weit und breit. So will es der Krieg: er muß

den Verkehr für sich und kann keinen neben sich haben, nur die Armeen wollen sprechen, was sich sonst so reg und laut hier bewegt, schweigt. Von den Stangen hängen die zerschnittnen Telegraphendrähte herab, nur der Wind spielt zwischen ihnen mit schrillem Ton, im übrigen sind sie stumm geworden. Deswegen hängen auch von diesem gesprengten Eisenbahnübergang die Schienen verbogen in die Luft, und gelegentlich ist eine einmündende Straße abgegraben. In der Kompagnie wird von den lebhaftern, unterhaltungsbedürftigen Leuten geklagt, daß die Landstraßen so verödet seien. Nicht einmal einem alten Schacherjuden begegnete man, geschweige denn einem frischen Bauernmädchen! Gefangne Franktireurs in ihren blauen Blusen, die hinter die Front transportiert werden, wahrscheinlich zum Totschießen, sind tagelang die einzigen Zivilisten, denen man auf oder an der Landstraße begegnet. Die Äcker liegen unbestellt oder sind nur zur Hälfte bestellt. Man ist erstaunt, irgendeinen Menschen auf dem Felde arbeiten zu sehen. Im Dorfe dieselbe Stille und fast dieselbe Einsamkeit wie draußen. Wenn aber draußen etwas wie Naturruhe eingekehrt ist, die etwas Großartiges, fast etwas Erhabnes hat, trägt die Stille des Dorfes den Charakter der Verdrossenheit: die Läden und die Türen geschlossen, sodaß der Befehl zum Öffnen gegeben werden muß, die paar Menschen, die sich herauswagen, mißtrauisch oder ängstlich. Man merkt es, sie fühlen sich überflüssig, sind auf die Seite geschoben, sie schleichen herum, arbeiten können sie nichts, zu essen haben sie nicht viel, und ob sie auch nur ihr Haupt in der eignen Hütte niederlegen, hängt von der Menschlichkeit des Feindes ab. Im Morgen- oder im Abendlicht, wo die schweren Schatten dieser müden Jahreszeit so dunkel fielen, meinte ich manchmal, das Land grinse mich wie ein Totenkopf an, in dessen hohle Augen die ewige Sonne, die von all diesen Leiden nichts weiß, vergeblich hineinscheint. Ist das nicht der Tod, diese Häuser ohne Fenster, mit zerborstnen, von der Feuersbrunst geschwärzten Mauern, den eingestürzten Torwegen, den gefällten Bäumen, für die keine fröhlichen Menschen mehr da sind, die sie umschatten möchten? Das französische Dorfcafé mit seinen drei zersessenen Rohrstühlen und seinem einbeinigen Tischchen und verschossenen Billard ist von seinen lungernden Gästen verlassen, weder die einförmigen politischen Gespräche noch die Dominosteine, deren Geklapper damit eine gewisse Ähnlichkeit hat, sind zu vernehmen. Sogar in den kleinen Städtchen herrscht am frühen Morgen

Totenstille; sie sind immer wenig belebt, jetzt machen sie fast den Eindruck, ausgestorben zu sein.

Niemand mag sich zum sorgenvollen Tagewerk erheben, nur der Soldat, hier so recht der Herr, zieht singend zum Tore hinaus. Was kümmert ihn die Zerstörung in diesem Lande! Es sind Elementargewalten wie Blitz und Sturm, die hier gehaust haben. Er zieht daran vorüber wie ein Wandrer an einem furchtbaren Bergsturz. Wohl ist es wahr, daß die gleichmäßige Fremdheit und scheue Wildheit so vieler tausend Menschen, an denen man gleichgiltig, wenn nicht feindlich vorübergeht, und so vieler tausend Orte, an die sich keine andre Erinnerung knüpft als: hier stand ich auf Vorposten, oder: hier ist mein Kamerad gefallen, das Herz verarmt und gleichsam ausdörrt. Ein so starkes Gefühl der Fremdheit reizt um so stärker zur Sehnsucht nach einem Lande, wo nichts und niemand unbefreundet ist. Hüte dich aber, diese Sehnsucht zu nähren! Suche lieber den Menschen in deinem Feinde, so du seiner habhaft werden kannst, als daß du deine Gedanken zuviel in die Heimat schweifen läßt. Heimweh ist ein bitteres und gefährliches Kraut. Hier ist dein und deiner Gedanken Platz!

Aus dem Frieden der Nacht erwacht man jeden Morgen neu zur Wirklichkeit des Krieges. Wie gut, daß man in der Regel sofort viel zu viel zu tun hat, als daß man den Träumen von Heimat und Heimkehr nachhängen könnte! Und wie gut, daß die Morgenkühle so etwas Kräftigendes, Aufregendes in sich hat! Der schwarze Kaffeesud, den man glühendheiß hinuntergießt, trägt von innen heraus zur Ermunterung bei. Die Korporalschaft sammelt sich und eilt im Laufschritt zum Ort des Abmarsches. Man freut sich jeden Tag von neuem, ins Bataillon einzurücken, es ist doch ein imposantes Ganze, diese lange Front von tausend Mann in sechs oder zwölf Gliedern. Eben noch voll Bewegung, Reden, Lachen, jetzt still, daß man ein Blatt fallen hört, und in eine Linie gerichtet: Bild der Unterordnung von tausend selbständigen Menschen, und eben deshalb Bild der Ordnung und der hohen Zweckmäßigkeit. Mit Musik hinaus aus dem fremden Dorf, und nun „ohne Tritt," d. h. Riemen gelockert, Brotrest des Frühstücks gekaut, Zigarre angezündet. Unser Marschieren ist in der ersten Stunde ein reines Wandern, und da wir Deutsche sind, der Wanderpoesie trotz Waffenlärm nicht bar. Wie freuen wir uns der Sonne und des Taues, wir schlürfen die frische Morgenluft, die uns freudig entgegen=

weht. Was schadets, daß man nicht an schönen Punkten verweilen, die Blicke genießen kann, um so mehr sehen wir im Fluge: die Welt ist neu, in die wir hineinmarschieren, der Tag ist jung, und wir sind jung. Freilich führt jeder Schritt, den wir vorwärts tun, von der Heimat weg. Denken wir nicht daran, schauen wir vorwärts. Doch halt, noch einen Blick zurück, einen letzten auf die Forts von Metz. Wie rötlich sie von ihren schöngeformten Hügeln herableuchten! Vorgestern verließen wir sie, und sie sind schon so weit, so weit, als lägen hundert Stunden zwischen uns. Der Gedanke der Trennung ist in diesem Leben voll Bewegung und Veränderung ungeheuer expansiv, er rückte sie fern von uns weg, als wir nur wußten, daß wir westwärts weiterziehn würden.

Noch eine praktische Bemerkung zum Schluß. Der Wagentroß ist das Mittelalterlichste in der ganzen modernen Kriegführung. Mit Pferden und undisziplinierten, unwilligen Fuhrleuten tausend Wagen auf grundlosen Wegen mitzuführen, die unter Umständen die Bewegungen der Truppen hemmen und einfach stehn gelassen werden müssen, steht durchaus nicht mit allen den sinnreichen Verbesserungen auf andern Gebieten der Kriegführung zusammen. Bei Le Mans haben wir im Januar 1871 die Bagage von drei französischen Armeekorps abgeschnitten und als tote Masse in und um die Stadt liegen sehen. Tausende von Fuhrwerken aller Art, mit und ohne Fuhrleute, mit toten und halbtoten Pferden, und noch mehrere unbespannt, Wagen zer- und ihre Ladungen erbrochen, von den hungernden Pferden angenagt, die verwildert waren und Kämpfe miteinander aufführten. Und was hängt nun alles von dem richtigen Gang dieser Kolonnen ab, vor allem Verpflegung und Munitionsersatz und der Rücktransport der Verwundeten und der Kranken. Wenn wir bedenken, welche Anforderungen an die Beweglichkeit der einzelnen Körper allein schon die Größe der Truppenmasse stellt, die ein künftiger Krieg in Aktion setzt, und wenn wir die Umgehungs- und die Rückmärsche erwägen, zu denen die weittragenden Waffen nötigen werden, muß uns die Reform des Militärtransportwesens als eine der ersten Notwendigkeiten der Kriegsbereitschaft erscheinen. Die Manöver der letzten Jahre haben meines Erachtens an rasch zu legende Feldeisenbahnen und an Selbstfahrern noch nicht das gezeigt, was die Beweglichkeit der Feldarmeen verlangt.

* * *

Zurückkehrend bin ich an einem Sommermorgen von 1871 auf anderm Wege, von den blutgedüngten, weiten ebnen Getreidefeldern von Amanvillers her ins Moseltal hinabgeschritten. Über dem Fluß stieg ein feiner blauer Hauch auf, von der gestern gepflügten Erde zog leis und kühl der Bodengeruch her, der immer an Leben, an Keimen erinnert; jemand fragte, ob er von der blutgedüngten Erde nicht schärfer wehe. Die ersten Arbeiter wanderten auf das Feld hinaus, und eine Kuh, die am Wege wiederkäute, hob langsam den Kopf und schaute uns unbesorgt nach. Das tägliche Leben schien fast wieder eingerenkt zu sein. Der Sturm war heftig gewesen, aber, am menschlichen Leben gemessen, kurz. Man mußte sich sagen, ein tüchtiges Volk könnte viel leisten, so Gott ihm lange genug das Leben und die Kraft ließe.



5. Dem Hauptmann zulieb

Von allen Zeiten des Tages war mir der Spätnachmittag immer am wenigsten Freund. Diese Stunden um fünf und sechs herum haben keinen rechten Charakter, sie verschwimmen zwischen dem hellen Nachmittag und dem grauen Abend, sie haben selbst etwas Hellgraues, Trübliches. Liegt vielleicht über ihnen ein Schatten von ganz ferner Erinnerung an die Schulzeit, wo die Knaben zu lange spielen, dann zu viel Vesperbrot essen und endlich müde und satt die Grammatik nicht mehr bewältigen können? Im Herbst ist es besonders schlecht mit dieser Zeit bestellt, da ist gar kein Platz mehr für sie vor dem frühen Abend, der so jäh hereinbricht, sie führt nur noch ein Dämmerdasein, und leicht steckt sie uns mit dem Gefühl einer gewissen Zwecklosigkeit an. Ich lasse mirs gefallen, wenn man mit Vieruhrkaffee oder Fünfuhrtee darüber weghilft. Aber gerade von solchen Genüssen war ich heute so weit wie nur möglich entfernt, so weit, daß ich nicht einmal von ferne daran dachte. Ich dachte überhaupt an niemand und an nichts, was den Gedanken eines Genusses wachrufen konnte. Meinen ganzen Verstand nahm die Feldwache in Anspruch, fünf Musketiere und ich Gefreiter, die dort unter dem Brückenbogen lagerte, und der französische Vorposten, der aller Vermutung nach in Schußweite — damals, im Zeitalter der Zündnadel, höchstens fünfhundert Meter — uns gegenüber dort hinter dem Eisenbahndamme lag. Mehr als einen Büchsenschuß sah man nach keiner Seite in dem welligen Gelände. Eine kleine Welt, in deren engem Umfange sogar der Maulwurfshaufen dort am äußersten Rande eine beachtenswerte Erscheinung ist! So fern scheint er zu sein, daß ich mich frage: Ist dieses Erdbraun nicht bläulich getönt wie ein ferner Berg? Oder schimmert etwas Purpurnes heraus? Eng und doch für mich die Welt, eine ganze Welt! Gestern habe ich einen Kameraden,

der sich zu weit in die Wiese hinausgewagt hatte, von einer plumpen, breiten Tabatierekugel durch den Magen geschossen, sich schwerverwundet an dieser Stelle in Schmerzen krümmen sehen. Seine letzten Grüße habe ich für den Fall seines Todes in meinem Taschenbuch. Ereilt mich dasselbe Schicksal, dann könnte es zwischen jetzt und einer Sekunde mit meinem Leben aus sein. Hat also nicht dieses kleine, kahle Stück Welt einen riesigen Wert für mich? Es ist alles, was ich überhaupt von der Welt haben kann, und es lohnt sich doch, es noch einmal gründlich anzuschauen. Es gehört sich ja auch dienstlich, fügt die Stimme des Feldsoldaten, der ich seit vier Monaten bin, in mir hinzu, daß man sich im Gelände orientiert. Nun wohl: hier ist ein Brückenbogen, über den die Landstraße wegführt; es fließt hier kein Bach, aber die herbstlich gelben Wiesen dieser Niederung mögen wohl im Frühling unter Wasser stehn, es spricht auch manche kahle, schlammige Stelle dafür. Von links schwingt sich die flache Kurve einer Eisenbahnlinie daher, die sich ungefähr tausend Schritt vor meinem Standpunkt mit der Straße schneidet. Eisenbahn und Landstraße liegen auf hohen Dämmen, die meinen Gesichtskreis im Osten, Westen und Norden umgrenzen. Hinter dem hohen Bahndamm im Norden liegt die kleine Festung, von der wir ein paar gleichgiltige Türme vorgestern beim Hermarsch in der blassen Novemberabendsonne schimmern sahen; beträchtlich näher, wahrscheinlich gerade hinter der Straßenkreuzung muß das Häuschen liegen, aus dem gestern geschossen worden ist. Hier auf dem festgetretnen Tonboden vor dem Brückenbogen hat der Verwundete gelegen, bis ihn die Krankenträger holten, dort klebt von seinem Blut an den Grashalmen, es ist schon überreift, als wolle die Natur mit diesen Spuren so rasch wie möglich aufräumen. Ich muß diese Blutflecken öfters anschauen, sie sind das Farbigste, um nicht zu sagen das Heiterste in meinem Umkreis; die feinen Eiskristalle auf der tiefroten Unterlage machen in der Tat ein zierliches Bild. Ich denke an die roten Blüten der Sommeradonis, die man in meiner Heimat Blutströpfchen nennt, an blutrote Sonnenuntergänge, an Alpglühen, und die Gedanken schweifen weit hinaus bis an das purpurne Meer Homers. Wie arm ist die Palette der Natur, daß sie für das Blut eines sterbenden Menschen keine andre Farbe als dieses glühende Rot hat. Sonnenuntergang ist ja freilich auch ein Verglühen, und so wie die Sonne morgen wiederkommen wird, kann auch der Musketier Aigner wiederkommen. . . .

Die Landstraße ist mit Pappeln besetzt, die, wie das in Frankreich üblich ist, in sonderbare Formen geschnitten sind: von unten an jedes Zweiglein abgekippt, bis nur noch eine kleine pinselförmige Laubkrone übrig ist, oder unter dem kleinen Laubbüschel an der Spitze eine schirmförmige Ausbreitung oder eine einseitige Abschälung, daß der Baum wie halbiert aussieht. Fast alle Blätter sind schon verweht. Dort hat sich ein Brombeerstrauch zwischen Brücke und Damm eingenistet, dessen Blätter noch grün sind; er scheint etwas wie ein Humorist in dieser Landschaft zu sein, deswegen trägt er auch Dornen, damit nicht magre Dorfkühe seine heitere Laune mißbrauchen, die schwarzglänzende süße Beeren und im Spätherbst grüne Blätter trägt. Ein Blatt davon ist purpurbraun, da ist kein Blut daran; es ist eine tiefe verhaltne Glut, als glühten mich zahllose Herbstsonnenstrahlen an, die sich in den Zellwänden dieses Blattes gefangen haben; „es blickt mich an mit stiller Lebensluft, die wärmend mir gedrungen in die Brust," klingt mir durch den Sinn. Lenau ahnte wohl, wie fordernd, wie tätig dieses Leben, und im Grunde wie heiter es ist, trotzdem daß der Tod immer in Reih und Glied mit aufmarschiert. Sagt er nicht auch: „Drei Dinge hätt ich gern vollbracht, gestanden in der heißen Schlacht" usw.?

Gefreiter, he, wo sehen Sie denn hinaus? Dorthin und dorthin müssen Sie Front machen, hörte ich die wohlbekannte Stimme meines Hauptmanns hart neben mir. Er war von der andern Seite des Straßendamms her kommend unter dem Brückenbogen durchgegangen, vor dem ich auf einem Bund Stroh saß und den Himmel betrachtete. Ich war aufgeschnellt und stand aufrecht und aufmerksam vor ihm. Dort steht der Feind — er deutete nach Osten —, von dort oben haben wir nichts zu fürchten. Nichts Neues?

Nichts, Herr Hauptmann. Seit dem Schuß gestern Nachmittag hat sich nichts gerührt. Ich bin in der Nacht um elf und um vier so weit vorgegangen, wie der Herr Hauptmann befohlen haben, keine Spur vom Feinde. Der Musketier Haber ist heute früh noch einmal auf eigne Faust am Damm hingeschlichen, hat nicht einmal eine Fußspur gesehen.

Sie wissen genau, daß der Schuß gestern von der Bahnkreuzung her gefeuert worden ist?

Genau, Herr Hauptmann. Der Rauch stand noch längere Zeit sichtbar über dem Signal. Erlauben mir Herr Hauptmann

zu sagen, fuhr ich nach einer halben Sekunde Pause fort, daß wir alle meinen, es müsse hinter dem Damm an der Kreuzung ein Bahnwärterhäuschen liegen, und daß eine Feldwache der Franzosen darin ist.

Mein Hauptmann schaute mich wie fragend aus seinen kalten blauen Augen an, und ich fand den Mut, hinzuzufügen: Wenn wir die ausheben dürften, Herr Hauptmann!

Ohne sich zu besinnen, antwortete mein Hauptmann kurz und trocken: Versuchen Sie, ob Sie morgen etwas mehr zu melden haben als heute, aber seien Sie vorsichtig.

Ich folgte ihm in respektvoller Entfernung, als er sich rasch zum Gehn wandte. Noch über die Schulter die Frage: Sie haben doch Fühlung rechts und links, Gefreiter? und nach der kurzen Antwort: Zu Befehl, Herr Hauptmann, links mit dem Schützenzug, rechts mit der ersten Kompagnie, stand ich am andern Eingang unsers Brückenbogens, und hinter mir standen die drei Musketiere, die gerade „daheim“ waren. Wir schauten uns zufrieden an, der Strenge hatte nichts zu tadeln gefunden. Freilich blieb ihm auch nicht viel Zeit dazu, hatte er doch noch fünf Posten abzugehn; wir wußten, daß er diese Arbeit gern selbst besorgte, wenn die Kompagnie in einer so exponierten Lage war wie heute. Wie diese Lage eigentlich war, wußte natürlich niemand von uns zu sagen. Ich habe es überhaupt erst aus der Regimentsgeschichte erfahren, die viele Jahre nachher erschienen ist. Wir waren gestern rasch gegen eine kleine befestigte Stadt vorgerückt, hatten dort die ganze Brigade vorgefunden, alles in Bereitschaft, die Dörfer, wo kantoniert wurde, zur Verteidigung hergerichtet: Barrikaden an den Dorfeingängen, Schießscharten usw. Was bedeutet das? Die kleine Festung soll mit Handstreich genommen werden, war die Meinung der Kompagniestrategen, als die sich besonders einige Avantageure und neugebackne Vizefeldwebel aufspielten, die so taten, als sähen sie in die Geheimnisse des Generalstabs schon ganz tief hinein. An etwas geringeres als einen Handstreich denken hätten auch wir andern für unsoldatisch gehalten; hatten wir doch die Franzosen bisher noch immer zurückweichen sehen. Wir hatten fest erwartet, daß man am ersten Abend nur die Dunkelheit abwarten werde, um dann von allen Seiten gegen die Stadt vorzurücken, die Tore einzuschießen, worauf sich dann auf dem Markt die siegreichen Truppen vereinigt hätten. Statt dessen waren zahlreiche Feldwachen ausgestellt worden, denen eingeschärft worden war, sich nicht leicht-

sinnig gegen die Stadt vorzuwagen, wohl aber etwaige feindliche Vorposten dann und wann zu beunruhigen, damit sie weder an unsrer Wachsamkeit noch an unsrer Kampflust zweifelten. Der Zweck des Ganzen war einfach die Verschleierung unsrer Stellung in den Umgebungen der großen alten Provinzialhauptstadt, die drei Märsche hinter uns lag, die Erkundung der Stärke des Feindes auf dieser Seite und so nebenher die Aufhebung einer ganzen Anzahl von Waffen- und Munitionsniederlagen in den Dörfern dieser franktireurberüchtigten Gegend. Das besorgte an diesen zwei Tagen unsre Kavallerie aufs beste. Ich habe später sagen hören, ein andrer als unser Brigadekommandant hätte allerdings einen Handstreich gewagt, es sei auch davon die Rede gewesen, aber die Artillerie sei zu schwach dafür befunden oder gehalten worden.

Einerlei, wir in unserm luftigen Lager hatten das Gefühl der größten Wichtigkeit und zweifelten keinen Augenblick daran, daß dieser Abend oder diese Nacht irgend etwas Wichtiges bringen werde. Auch jetzt noch, nachdem die erste Nacht fast ruhig verlaufen war — nur ein paar Vorposten hatten Schüsse gewechselt —, hielt dieses Gefühl an. Es wuchs mit dem sinkenden Abend. Die Franzosen konnten sich diese letzten vierundzwanzig Stunden ja auch deshalb so ruhig verhalten haben, weil sie im Schutze der Dunkelheit einen Vorstoß machen wollten. Wir wollten uns jedenfalls nicht in Sicherheit wiegen. Vorsichtig! war das letzte Wort des Hauptmanns gewesen; es mußte schon sehr notwendig sein, Vorsicht zu üben, wenn er dazu aufforderte, denn für gewöhnlich war nicht das sein Lieblingswort, er war immer vielmehr bereit zu sagen: Drauf, unerschrocken, kaltblütig, entschieden.

Ich hatte dem Hauptmann nachgeschaut, bis er verschwunden war; er mußte längs des Straßendamms bis in die Nähe des Dorfes zurückgehn, wo die Kompagnie kantonierte, um von dort aus den Weg zu einer andern Feldwache zu gewinnen; quer über die Wiesen zu gehn, dafür war es noch zu hell. Vom Brückenbogen her tönten die Laute des Kartenspiels: kurz herausgestoßne Worte, das Aufklopfen der Karten auf dem Tornisterrücken, ein Lachen wie unterdrückter Fluch, die Pause des Mischens und immer dieselbe Musik in einförmiger Wiederholung. Ich hatte keine Lust, mich da hineinzumengen, sie wollten ihr Spiel fertig machen, so lange es hell war, ein Gespräch wäre jetzt kaum willkommen gewesen, auch ich hatte jetzt kein Verlangen mehr

danach. Die Gedanken, die das Kommen des Hauptmanns unterbrochen hatte, wollten sich weiterspinnen. Der Blick in meine „Umwelt" rief sie gleich wieder hervor. Der Nachmittag ging zu Ende, der Abend sandte seine ersten Schatten, ich musterte gründlich den ganzen engen Horizont und sah keine Spur von Bewegung, von Veränderung. Ich dachte an einen Lehrsatz, auf den der treffliche Sergeant Vater im theoretischen Unterricht besondres Gewicht gelegt hatte: Daß ein Dorf vom Feinde besetzt sei, erkennt der Patrouillenführer daran, daß Hunde darin lebhafter sind als gewöhnlich. Nun, unsre Leute wußten sich zu decken; nicht einmal ein Hundegebell tönte aus Les Versoix herüber. Bewegung war überhaupt nur am Himmel. Dort öffneten sich dann und wann zwischen den Wolken blaue Fenster, und ganz unten am Horizont schien ein gelblicher Lichtstreif zu sagen: Die Möglichkeit eines Abendsonnenstrahls soll nicht ganz in Abrede gestellt werden. Aber die Wolken, die ein rauher Nordwest launisch durcheinander schob, beeilten sich, die Fenster gleich wieder zuzuhängen, und was der gelbe Lichtstreif meinte, ließ mich ganz kalt; nicht weil er im Ton etwas Schwefliges hatte, das an und für sich kein Vertrauen erweckte, sondern weil ich so weit gar nicht denken wollte. Es war ein trüber, frostiger Tag, und damit genug. Der Eindruck, den er über dieser kahlen, fahlen Landschaft machte, war so einheitlich, daß man nichts darüber hinauszudenken hatte: man war mit grau und braun, trüb und kahl ganz gesättigt, wenn auch nicht eben zufrieden. Wer nicht ganze Tage von früh bis spät in einer solchen Landschaft aushalten, wesentlich auf demselben Punkt stehend immer denselben Gesichtskreis mustern muß, hat keine Ahnung, wie leer es in der Welt aussehen kann. Er erfährt dann erst, daß es Eindrücke gibt, die noch viel leerer sind als einfache Stille. Im bürgerlichen Leben wird er dann lyrisch angehaucht und sehnt sich nach der Einsamkeit des Waldes oder der Einförmigkeit eines weiten Wasserspiegels, die ihm voll tönen im Vergleich mit dieser schrillen Öde. Der Soldat überlegt, was wohl in dieser Landschaft Kriegerisches passieren könnte, und was dann zu tun wäre. An Abmarsch ist nicht zu denken, wenn er nicht etwa noch in der Nacht allen, auch dem Hauptmann, unerwartet plötzlich befohlen wird. Zu einem Vorgehn scheint man sich ebensowenig zu entschließen. Wir müssen aber mehr erfahren, der Hauptmann wünscht es.

Der Leser erlaube, daß ich ihm an dieser Stelle den Hauptmann vorstelle, der die erste Person in dieser kleinen Welt der

Feldwache vor Les Versoix und bis auf den heutigen Tag eine der ersten Personen im ganzen Bereich meiner Erinnerung ist.

Von Liebe, Freundschaft, Verehrung und dergleichen ist zwar bei uns nicht die Rede. Solche Worte nimmt der Soldat bis zum Feldwebel aufwärts und einschließlich gar nicht in den Mund. Er gehorcht; und daß er nun diesem Vorgesetzten so gern gehorcht, darin liegt die Poesie seines Verhältnisses zu dem Vorgesetzten. Was er ihm schuldet, ist im Reglement genau bestimmt, er ist aber jederzeit bereit, weit mehr zu geben, freiwillig, als Dienstmann. Der Musketier ist seinem Vorgesetzten dankbar, der es ihm möglich macht, die tägliche, unabänderliche Gewohnheit des Gehorchens, die so notwendig wie das Atmen ist, als eine Freude zu empfinden. So war es bei den Nibelungen, und so ist es bei den Musketieren der zweiten Kompagnie. Was nun auch diesem Gefühl zugrunde liegen möge, es vergoldet sein eintöniges Leben. Früh, wenn im kalten Morgengrau die Korporalschaften aus den Kantonnements zusammentreten, notdürftig gefrühstückt, kaum fertig zugeknöpft und umgehängt haben, geht der Unteroffizier prüfend vor und hinter der Front von einem zum andern, damit alles sitzt; der Hauptmann soll nichts zu tadeln haben. Siehe, da tritt er aus seinem Quartier, das in der Regel nicht besser als das seiner Musketiere ist. Sein Pferd neigt ihm freundlich den Kopf zu, es wird gestreichelt und kosend geklopft, sein Dackel umwedelt ihn, die ganze Kompagnie freut sich darüber, sie versteht ja, daß man ihn gern hat. Die zwei Zugführer, Premierleutnant und Leutnant, treten heran und melden. Ach, denkt jeder, der in der Front steht, wie ganz anders sind die! Der Hauptmann überragt sie etwas, aber darin liegt es nicht, denn er ist selbst nur von Mittelgröße, und da folgen gleich am rechten Flügel drei Musketiere hintereinander, die größer sind als er. Er überragt sie, doch überstrahlt er sie mehr mit seinen hellen blauen Augen, die so unbekümmert, immer gleich ruhig und kühl in die Welt hinausschauen. Noch niemand hat sie funkeln, aber auch niemand sie trüb oder gar schläfrig gesehen. Die Gefahr hat gar keine Wirkung auf sie, das wissen wir alle. Wir empfinden auch, daß in seiner Haltung etwas ist, was alle andern nicht haben. Diese schlanke, elastische Gestalt hält sich so absichtslos und ungezwungen gerade wie eine junge Schwarzwaldtanne. Man kann es nicht recht aussprechen, aber man fühlt es, er ist nicht bloß Offizier, er ist Ritter. Ja, das ist es, das fühlt sogar der gemeine Mann: so meine ich auf Bildern Männer in

stählernen Rüstungen, den mächtigen, bewimpelten Turnierspeer in der eisenbehandschuhten Faust, gesehen zu haben. Auch wissen wir alle, daß dieses Ritterliche nicht bloß in seinem Äußern ist, und daß sein adlicher Name seine adliche Natur nur besiegelt. Wir kennen ihn als den eisern strengen und den eisern gerechten. Ich bestätige es aus frischester Erfahrung. Noch heute liegen mir die vierundzwanzig Stunden Strafwache und Patrouillengänge in den Knochen, die er über mich verhängte, als mich die Kompagnie von meinem Kommando zur Ordonnanz beim Divisionsstabe nicht abgelöst hatte, und ich ruhig einen halben Tag länger dort blieb, statt sofort die Kompagnie aufzusuchen, die, unbekannt wohin, auf Vorposten marschiert war; und noch fühle ich es, wie mein Herz sich unter dem kalten Blick zusammenzog, der mir ein wahrhaft vernichtender zu sein schien. Das war die zweite Begegnung; die erste war ganz anders gewesen. Da hatte er mir, als ich von einem Häusergefecht vor Metz mit durchschossenen und von heraufgeschleuderten Kieselsteinchen siebartig durchlöcherten Beinkleidern zurückkehrte, eine halbe Flasche Wein mit den Worten gereicht: Da, Freiwilliger, flicken Sie Ihre Hosen.

Mein Zugführer, ein junger Leutnant, hatte sentimentalerweise geglaubt, ich hätte ihm das Leben gerettet, weil ich ihn hinter einen schützenden Alleebaum getragen hatte, als ein Prellschuß aus einem Fenster von oben her auf seine Helmkokarde ihn ohnmächtig gemacht hatte; und er schien dem Hauptmann diese Episode in Farben ausgemalt zu haben, die sehr günstig für mich waren. Jener, ein guter Knabe mit etwas zu dicken Backen, hatte es auch für eine Heldentat gehalten, daß ich, als wir zurückgehn mußten, mir noch eine wunderschöne halb abgeschossene Teerose vom Blumenbrett des Fensters pflückte, hinter dem möglicherweise noch Franzosen lauern konnten! Seitdem hatte mich der Hauptmann viele Wochen gerade so ignoriert wie vorher. Dann kam der Blick von Eis und die Strafe. Und drei Tage darauf die dritte Begegnung: die erste Einladung, mit ihm und den Kompagnieoffizieren zu Abend zu essen. Kein Freiwilliger hatte sich bisher dieser Ehre zu erfreuen gehabt, und ich war ganz besonders stolz, daß mit uns der Vizefeldwebel zu Tische saß, der bis vor einigen Wochen unser guter Kamerad gewesen war, bis das Portepee eine Kluft zwischen uns alten Freunden, von der Universität her bekannten, riß. Es wurde den ganzen Abend nur von gleichgiltigen Dingen gesprochen; aber

ich bin niemals in so gehobner Stimmung aus der geistreichsten Gesellschaft gegangen, wie ich von diesem Holztisch einer französischen Bauernstube aufstand, in der mein Hauptmann einquartiert war. Mich erfüllten bis zur Berauschung die widersprechendsten Gefühle: meine Strafe erschien mir noch viel verdienter, mein Fehler noch viel unverzeihlicher als vorher; aber das alles war ja nun in der edelsten und zartsinnigsten Weise wieder gesühnt und verziehen. So gut wurde es nun freilich nicht jedem. Er konnte Fehler lange nachtragen, der gestrenge Chef, und so hat er es zum Beispiel bis über den Feldzug hinaus dem Freiwilligen Voll nicht vergessen können, daß er ihn auf einem Doppelposten an gefährlicher Stelle mit dem Bajonett einen Apfel vom Baum stechen sah. Und ebensowenig konnte er es dem langen Ziegler vergessen, der Schreiberdienste verrichtete und wegen schwacher Füße sehr oft auf dem Kompagniewagen saß, daß er einmal, als er auf dem geliebten Wagen fortfuhr, sein Gewehr im Quartier zurückgelassen hatte; Ziegler behauptete, der Marsch von 25 Kilometern hin und zurück, um den alten „Schießprügel“ zu holen, sei ihm saurer geworden als der Kompagniearrest, den er abzusitzen hatte. In allen diesen und ähnlichen Fällen war die ganze Kompagnie jedesmal mit Ausnahme des Bestraften auf der Seite des Hauptmanns. Auch wenn die Strafen manchmal hart ausfielen, was war das im Vergleich mit der Erinnerung an die kaltblütige Haltung des Chefs in so vielen Fällen, sei es im Vorgehn unter den feindlichen Kugeln, sei es im Ausharren auf nächtlichem Marsch oder in einer endlosen Bereitschaftsstellung in Regen und Wind? Und war unsre Kompagnie nicht die einzige im Regiment, um deren Quartiere sich der Chef bis ins einzelste kümmerte? Das war bekannt, daß er sich keine Ruhe gönnte, bis der letzte Mann von den Seinen untergebracht war; und vielleicht am höchsten wurde es ihm von uns angerechnet, daß er einmal die Regimentsmusiker mit kräftigen Worten aus den Häusern ausquartiert hatte, die für unser Kantonnement bestimmt waren. Man ließ sich von ihnen gern etwas vorspielen, liebte sie aber im übrigen wegen ihrer Weichlichkeit und Begehrlichkeit im Wohnen und Essen nicht besonders. Das Hornsignal zum Avancieren, das einer ohne Taubennester bläst, ist mir lieber als eure Tänze, hatte man bei dieser Gelegenheit den Hauptmann sagen hören, und damit hatte er wieder einmal die „öffentliche Meinung“ der Kompagnie zum Ausdruck gebracht.

Doch ich sehe, daß ich mich zu tief in Persönliches einlasse, das außer mir heutzutage nur wenige interessieren kann; denn der Mann, von dem ich spreche, ist kein berühmter Mann, den die Welt kennt, hat es auch nie darauf angelegt; seine Größe war eine Größe in dem engen Kreis seiner Pflicht. Soviel wie ich hier von ihm spreche, habe ich aber freilich in den Stunden, deren Inhalt ich erzähle, an ihn und an seine Wünsche und Befehle gedacht, und insofern wurde ich wenigstens meiner Aufgabe nicht untreu, indem ich etwas länger bei ihm verweilte.

Es war jetzt düster geworden, ich kehrte zu meinem Brückenbogen zurück, meine kartenspielenden Kameraden waren ins Freie herausgetreten, schritten rasch auf und ab, schlugen die Arme kreuzweise über die Brust und die Schultern, um sich zu erwärmen, und tauschten mit kurzen Worten ihre Ansichten und Aussichten über das Wetter, den unsichtbaren Feind, den man nicht mehr erwartete, und den Proviant aus, den man dringend erwartete; der eine kaute an einem Stück Kommißbrot, der andre zündete in seinem Pfeifchen die übliche Mischung von etwas Tabak mit viel Baumblättern an. Durch die Dämmerung sah man drei dunkle Gestalten am Straßendamm auftauchen, trotz der trüben Luft von weitem schon erkennbar als die Patrouille, die den Nachmittag ausgesandt worden war, um Meldungen mit rechts und links und dem Kommando im Dorfe auszutauschen. Sie brachte keine Neuigkeiten, bei den andern Feldwachen war es den Tag über eben so still wie bei uns geblieben, doch ließ der Hauptmann vermehrte Wachsamkeit, besonders uns wegen der vermuteten Besetzung der Bahnkreuzung, empfehlen. Die Patrouille hatte auf dem Rückwege die Abendsuppe, Brot und Wein gefaßt, die wir uns bestens schmecken ließen. Die Nacht war da, man lehnte vor die Windseite des luftigen Raumes eine Holztür, die aus dem nächsten Dorfhaus gebracht worden war, setzte sich auf das Strohlager und hörte mit einer gewissen Beruhigung die gleichmäßigen und behutsamen Schritte des Doppelpostens, der jetzt die Straße bewachte und von ihr aus die Niederungen zu beiden Seiten übersehen konnte, soweit die Dunkelheit es zuließ. Einmal ein leiser Pfiff des einen Postens, der mitteilen wollte, es komme ihm vor, als sei vor ihm über der Bahnkreuzung ein heller Schein; wir konnten nichts Bestimmtes sehen, aber die Existenz einer französischen Feldwache hinter dieser Stelle wurde dadurch noch wahrscheinlicher.

* * *

Wäre der Aufenthalt unter der Brücke behaglicher gewesen, so hätten sich die vier jungen Männer, die jetzt ihre Gewehre zur Hand nahmen und sich marschfertig nebeneinander aufstellten, vielleicht gezögert, aufzubrechen; aber es war hier unten, abgesehen von dem kleinen Fleck, wo das trübe Licht der Blendlaterne hinfiel, ebenso dunkel wie draußen, ebenso kalt und noch ein gut Teil zugiger. Man sehnte sich nach Bewegung, und im stillen war auch der Wunsch rege, sich nicht etwa durch eine Schleichpatrouille überraschen zu lassen; es ist klar, daß man sich beruhigt aufs Stroh legen wird, wenn man, von dem nächtlichen Gang zurückgekehrt, melden kann, daß die Luft da draußen rein ist. Und dann wird bälder der Morgen da sein, und mit ihm vielleicht die Sonne, wahrscheinlich Ablösung, Veränderung, und das Nächste nicht zu vergessen, der heiße Kaffee!

Sie gehn ohne viele Worte ab, voraus der Erzähler von vorhin, der jetzt gar nicht mehr ans Reflektieren, sondern nur ans Observieren dachte; wenn man sein Gesicht hätte sehen können, würde man unter dem Zuge von heiterer Gleichmütigkeit, den er nicht leicht verlieren zu können schien, die gespannteste Aufmerksamkeit wahrgenommen haben, die die Zähne aufeinanderpreßte, die Augen hervortreten und die Umgebungen der Augen sich erweitern ließ, um dem Blick nach allen Seiten freie Bahn zu machen. Das war wohl auf jedem Gesicht der vier Soldaten der vorherrschende Ausdruck; jedes Auge wollte das Dunkel durchdringen, worin die Einzelheiten der Landschaft gleichsam versunken waren; jeder wollte wenigstens für den nächsten Schritt das Gelände aufklären, damit der Fuß sicherer auftrat. Ihre Anstrengungen waren nicht vergebens, aus dem Schwarz wurde Grau, und es gliederte sich, was eben noch eine Nacht gewesen war, in Luft und Boden; in undeutlichen Umrissen stieg der hohe Straßendamm zur Rechten auf, und vor ihnen kündete ein schwacher Lichtschimmer unten am Firmament, der zu schwanken oder zu flackern schien, die Lage der Stadt an. Man ging zwar immer vorsichtig vorwärts, aber nun doch sicherer und deshalb auch rascher. Als etwa fünfhundert Schritt zurückgelegt waren, blieb der Führer stehn und wartete, bis sich die drei um ihn versammelt hatten. Dann sagte er leise: So geht es nun noch einmal ungefähr ebensoweit fort, dann kommt von Westen her halbrechts der Eisenbahndamm, der diesen Straßendamm kreuzt; dort hat unsre Aufklärung ein Ende. Ehe wir so weit kommen, müssen wir aus dem Loch heraus und schauen, ob es

auf der Straße oben sauber ist. — Jawohl, heraus, herauf, sagte zustimmend einer von den vieren. — Aber nicht alle, fuhr der junge Führer fort, indem er eindringlicher redete, als setze er jedes der geflüsterten Worte deutlich neben das andre, damit niemand eins übersehen könne: Ihr zwei postiert euch halbwegs zwischen hier und der Kreuzung an den Straßenbäumen, sodaß ihr das Wärterhäuschen noch sehen könnt, ungefähr hundert Schritt davon, ich und Haber suchen bis in den Winkel zu kommen und dort gerade vor dem Häuschen hinaufzukriechen. Verhaltet euch still, bis bei uns ein Schuß fällt, dann pfeffert ein paar hinein; folgt ein Pfiff, so kommt ihr uns sofort nach, bleibt es still, so geht ihr rasch im Schatten bis hierher zurück, hier treffen wir uns wieder. — Gut, verstanden, brummten die zwei, die jetzt vorausgingen, während Haber und der Führer ohne Worte folgten. Jene sah man sich nach ein paar hundert Schritten, die lautlos ins Graue zurückgelegt worden waren, halbrechts am Straßendamm hinaufziehn, diese schlichen unhörbar weiter. Kein Ton als das Knistern der vom Reif erstarrten Hälmchen unter ihren Sohlen, das ihre angespannten Nerven wohl vernahmen, das aber schon in ein paar Schritten Entfernung verweht war. Der Führer blieb wieder stehn und legte dem Musketier, der hart an ihn herangetreten war, die Hand auf das Gewehr, das, Mündung abwärts, fast versteckt ihm im Arm ruhte. Geladen? — Fest! — Gut, sie schlafen, wir überraschen sie. — Nun langsamer weiter; schon gebückt, oft, wo der Boden uneben wurde, mehr kriechend als gehend. Schon hebt sich der Boden. — Jetzt langsam, behutsam! — Das Gewehr in der Rechten, mit der Linken die Erde befühlend, an den Grasbüscheln Halt suchend, geht es den hohen Damm hinauf. Es ist gelungen, kein rollendes Steinchen hat sie verraten, sie liegen hart nebeneinander, können eben gerade die Schienen erkennen, die sich wie dunkle Schlangen, stellenweise grau glänzend, parallel nebeneinander hinziehn. Jetzt noch ein Ruck, und der Blick schweift über die Aufschüttung hinaus, sieht, nachdem er sich an die Entfernung gewöhnt hat, dunkle Vierecke und Rechtecke am Horizont: die Stadt; bleibt aber wie gefesselt an dem kleinen unförmlichen Block, der hinter der andern Seite des Dammes vorschaut: das oft besprochne Wärterhäuschen, das Ziel dieser nächtlichen Expedition. Sie liegen beide unbeweglich, ihre Augen wollen sich in das formlose Ding vor ihnen einbohren, schälen aber nichts aus dem braunen Dunkel als einen Zaun, worin

eine höhere Stelle die Tür anzuzeigen scheint. Doch ist das wichtig genug, denn diese Stelle ist ihnen zugekehrt; dort, wo der Zaun erhöht ist, werden sie vermutlich den Eingang finden. Wird sich die Tür geräuschlos öffnen lassen? Horch, war das nicht eine Stimme? Oder gar zwei? Es wurde den Beobachtern sofort klar, daß hinter dem Häuschen zwei Männer waren, voraussichtlich ein Doppelposten; aber sie regten sich nicht, gingen nicht, wenn sie standen, mußte man Geräusche von ihren Füßen oder Gewehrkolben hören; sie saßen oder lagen. Warum ein Doppelposten auf dieser Seite, die dem Feinde abgekehrt ist? — O, das kommt bei den Franzosen vor. — Mit der Schnelligkeit, die den Gedanken in einer erwartungsvollen Lage eigen ist, gingen diese Erwägungen unsern beiden still Beobachtenden durch den Sinn. Das Geflüster war verstummt. Der Führer hob seinen Kopf höher, zog den Körper auf den Rand des Dammes, sein Gefährte, er sah etwas Dunkles zur Rechten sich heranziehn, folgte ihm; eine leise Berührung sagte: Ich bin da, an deiner Seite, nun auf Händen und Füßen über den Bahndamm, sorgend, daß das Gewehr nicht die Schienen berührt; während der zweite noch kriecht, erhebt sich der erste pfeilschnell, im Moment, wo seine Hand die Tür erfaßt hat, ist sie auch schon aufgedrückt, er stürmt gegen den Eingang des Häuschens, in Gedanken auch diese Tür schon eindrückend, da — ein Blitz, ein Schuß, ein schwerer Fall auf der andern Seite des Dammes, ein paar Schüsse von der Straße her, Klirren zerschossener Fenster und Schritte von dem Häuschen weg — dann alles still, und die Sterne leuchten ruhig wie vorher. Eine Viertelstunde später wird es wieder lebendig um den Bahnübergang, eine größere Zahl dunkler Gestalten macht diesseits Halt, zwei überschreiten ihn, steigen dort hinab, wo man vorhin den Fall hörte, und schleppen nach einer Minute einen anscheinend leblosen Körper herauf, tragen ihn hinüber. — Tot? fragt es aus der Reihe der dort gebliebnen. — Es scheint so. — Nein, der ist warm, aber der neben ihm war kalt. — Woher kommt das Blut? — Donner, das ist viel, die ganze Schulter ist naß. — Er hat in dem Blute des toten Franzosen gelegen. Hier, leuchte mit deiner Zigarre, es rinnt noch etwas von oben herunter, hier am Halse, nein, da ist das Loch, am Kopfe. — Au, da ists gefehlt, am Kopfe! — Fort! kommandiert leis eine Stimme, aus dem Bereich dieser Spelunke, und dann gleich Notverband, ich habe ihn mit. — Man legt den noch immer regungslosen Körper auf zwei Gewehre,

zwei tragen ihn, indem sie ihn in halb sitzender Lage unterstützen; nach hundert oder hundertfünfzig Schritten lassen sie ihn sachte niedergleiten, ein Mantel ist rasch ausgebreitet, ein Wachskerzchen wandert aus einem Brotsack heraus und wird hinter schützend vorgehaltnen Händen entzündet. Der Unteroffizier entrollt zwei Binden zugleich, befühlt die Wunde und hat sie mit ein paar Umwindungen geschickt geschlossen. — Wenig Blut mehr, sagt er, der arme Kerl hat schon zu viel verloren, aber die Wunde geht nicht durch, und Puls hat er noch. Vorwärts. — In diesem Moment kommt Haber herangekeucht, ein Gewehr umgehängt, das andre wie einen Stab in der Hand. — Hurra, ruft er leise, dem Gefreiten sein Gewehr! Was hätte der Hauptmann gesagt, wenn wir das zurückgelassen hätten? Und hier der Lauf von dem Franzosengewehr, der dem Wackes aus der Hand herausgeschossen worden sein muß. Der wird ihn erst freuen!





6. Im Lazarett

1

Der Krieg ist für den Soldaten die Zeit des schroffsten Wechsels aller Lebensbedingungen. Er besingt diesen Zustand, ohne ihn viel zu bedenken, selbst fast jeden Tag, wenn er in den Morgen hineinmarschiert:

> Gestern noch auf stolzen Rossen,
> Heute durch die Brust geschossen,
> Morgen in das kühle Grab.

Doch nicht Tod und Leben allein verschlingen sich eng im bunten Reigen der Kriegstage. Andrer Boden, andrer Himmel, andre Aufgaben, andre Menschen, andre Städte und Dörfer, vor allem auch andre Quartiere, und nicht zuletzt: andres Städtchen, andres Mädchen!

Der Soldat gewöhnt sich, diese Unterschiede gleichmütig hinzunehmen, der Wechsel der Tage muß ihm die Schule sein, in der er derart abgehärtet wird, daß auch der Rückzug ihn nicht entmutigt, der plötzlich notwendig wird, wenn ein ununterbrochen siegreicher Vormarsch ins Stocken gerät. Auch dafür hat er sein Lied, das zwar meist ohne besondern Grund angestimmt, sicherlich aber mit dem wahrsten Gefühl in Zeiten der Enttäuschung, der Entbehrung gesungen wurde:

> Es kann ja nicht immer so bleiben
> Hier unter dem wechselnden Mond usw.,

in dessen langen Versreihen zuletzt die Wechselfälle im Schicksal des großen Napoleon in naiver Weise besungen werden. Auf diese schwerste Probe, die des Rückzugs nach verlornem Gefecht, ist ja der deutsche Soldat gerade 1870/71 nur in einzelnen Fällen gestellt worden, und es gereicht ihm die Ruhe und Ordnung seiner Gewaltmärsche nach Coulmiers oder von Dijon nach

der Lisaine fast noch mehr zum Ruhm als manche gewonnene Schlacht. Aber was fast jeder Einzelne an Wechseln des Erlebens und der Stimmung durchzumachen hatte, überstieg in nicht wenig Fällen weit die Grenze dessen, was man im gewöhnlichen Gang der Dinge noch für ertragbar hält. Man trägt es doch und erkennt vielleicht später, daß gerade in dem Übergang von Wohlgefühl zu schwerster Sorge der Hammer des Schicksals niedersaust, der aus dem Eisen des erst werdenden den Stahl des vollendeten Charakters schmiedet.

Selten bin ich so frisch und froh, so fromm und freudig aufgewacht als an dem Morgen nach meiner Verwundung. Man hatte mich in ein reines Bett im Oberstock des kleinen Schulhauses gelegt, die Wunde war fest verbunden, schmerzte nicht, und Fieber hatte sich noch nicht eingestellt. Das Gefühl, so hart am Tode vorbeigegangen zu sein und nach menschlichem Ermessen das Leben zu behalten, erfüllte mein Herz mit Dank und mit frohen Gedanken an meine Lieben, ich hoffte, daß sie eine Karte über diese Affäre noch vor der amtlichen Verlustliste erhalten würden. Eine Tasse heißer Milch, die man mir reichte, erfüllte mich mit einem Wohlbehagen, wie ich es nie gefühlt zu haben glaubte. Die Mediziner sagen, das sei die Folge eines starken Blutverlustes, und es war in der Tat etwas von wohltuender Schwäche darin, der der Schlaf jede Minute willkommen ist. Ich dämmerte so dahin, als der Wagen gemeldet wurde, brachte es trotz einiger Benommenheit dahin, mich ohne Hilfe anzuziehn und den Weg die Treppe hinabzufinden.

Unten hielten auf der dunkeln Straße einige von den französischen Leiterwagen, die mir von Wagenpatrouillen her in guter Erinnerung waren; wir Infanteristen, die in der Regel auf den Seitenleitern Platz zu nehmen hatten, hieben die vorragenden Teile der Sprossen ab, und daran mögen Wagen, die in unsrer Benutzung gewesen waren, noch nach Jahren zu erkennen gewesen sein. Ich hatte mich noch nicht auf das Stroh eines von diesen Fuhrwerken gebettet, als der Hauptmann herantrat, seinen Burschen mit einer riesigen Stallaterne zur Seite, und mir mit den Worten: „Leben Sie wohl, Gefreiter, und pflegen Sie Ihre Wunde gut, daß Sie bald wieder zu uns kommen können; Sie haben sich gestern sehr gut benommen!“ die Hand reichte. Der Unteroffizier der Dragonereskorte kommandierte: „Marsch!“ die Wagenreihe setzte sich in Bewegung und fuhr rasselnd aus dem Dorf. Es waren meist leere Wagen, die Proviant holen gingen, und einige

Wagen mit Kranken und Verwundeten. Der Stolz auf die Worte des Hauptmanns durchrieselte mich wie ein stärkender Trunk. Ich faltete unwillkürlich die Hände und gelobte mir, ein guter Soldat zu bleiben und des Hauptmanns gute Meinung zu rechtfertigen. Im Hintergrunde meldete sich freilich auch etwas wie ein unbestimmtes Bewußtsein, zu den vom Glück Begünstigten zu gehören, und die Hoffnung, künftighin ebenso wie gestern heil wieder aufzutauchen. Nach der dunkeln Dämmerung der Todesnähe welch herrlicher Morgen, der mir heute aufging. Es wurde mir so leicht, als träte ich eine Reise in ein schönes Land an. Zweifellos, sagte ich mir, macht dieser Tag einen Einschnitt in deinem Soldatenleben; es war zuletzt manchmal einförmig geworden, es kann später nur besser werden, größere Ereignisse stehn uns bevor. Ich dachte nicht an das Lazarett vor mir, sondern an den Dienst, wenn ich geheilt sein würde, an den Frühling, der da kommen würde, an Siege, an Frieden. Über allem das Gefühl, „ledig aller Pflicht" in die Welt hineinzufahren! Ich gab mich gerade wie ein Wandrer, der nichts andres will, mit weiten Sinnen der Welt hin, bereit, mich jeder Einzelheit zu freuen.

Vom Himmel, der nicht mehr schwarz, vielleicht dunkelgrau, vielleicht mehr dunkelblau war, blinkten noch vereinzelte Sterne, Nachzügler der Armee von Tausenden, die schon hinuntergesunken waren. Sind es neugierig Zurückgebliebne, die die Sonne grüßen wollen? Sie werden warten müssen, denn noch ist der östliche Horizont so dunkel wie der westliche. Vielleicht ist dieser feuchte Hauch, der mir nun übers Gesicht streicht, der erste weit vorauseilende Bote, das letzte Auszittern des Freudenstrudels, den weit, weit im Osten die ersten Sonnenstrahlen im Luftmeer aufrühren. In den Lärchen am Wegrand werden nun die äußersten schwanken Zweige lebendig, rauschen wie im Traum in derselben Luftwelle, die mich berührt hat. Diese klare, frische Luft fühlte ich an den Haaren, mit denen sie spielte, an der Stirn, die sie umfächelte, fast schneidend beim Einatmen in Mund und Nase, und es war mir, als spüle sie aufrüttelnd und erleichternd den Körper entlang. Es lag so viel Verheißung in diesem Morgen. Was wird die hehre Sonne alles mit sich heraufführen?

Irgendwo am Horizont ist unbeobachtet ein neuer Stern aufgeglüht, gelbrötlicher als die andern, das kann nur ein Herdfeuer sein, das Frühaufgestandne entzündet haben. Am Himmel ist der Hintergrund heller und sind die Wolken dunkler geworden; am Osthimmel ziehn sie schon deutlich, die langgestreckten, auf

dem Lager sich reckenden Nachtwolken. Darunter jetzt ein Purpurlicht, das durch Wolkenlücken scheint, bald hier bald dort deutlicher verglüht und dort sich neu entzündet. Nun färbt es die obern Wolkenränder, und gleich darauf ist ein milder Widerschein davon im Zenit. Aus Purpurfäden gehn Goldstreifen hervor. Wie mich das alles so weich und wohlig anmutet, vergesse ich über der Sonne, die nun heraufsteigt, Krieg und Dienst.

Nicht ich fahre dem Morgen entgegen, es ist der liebe, frische Morgen, der mir so freundlich entgegenkommt, der mir alle diese fremden Dörfer vergoldet, durch die wir in rascher Fahrt dahinrollen, und der in jedem unbekannten Fenster eine bekannte, wohltuende Glut entzündet. Nichts ist fremd, wo die Sonne hinleuchtet! Es ist zwar wahrscheinlich ein vergebliches Bemühn, auf die Dauer diese fahle Herbstlandschaft dem kalten Winter zu entreißen, aber du bist redlich bemüht, mein lieber Morgen, es auch heute wieder zu versuchen. Du breitest einen Glanz darüber, der die Kahlheit der Stoppeln und die Laublosigkeit der Bäume vergessen macht, und scheinst selbst einige Bauern und Mädchen, die uns freundlich grüßen, die Verdrossenheit über diese Zeit vergessen zu machen, die schwer auf ihnen lastet. Wir rasseln auf der langen Landstraße dahin, die fast verödet ist; in diesen Kriegszeiten hat eben der Verkehr fast ganz aufgehört. Wir überholen einige leere Proviantwagen, dann einen Wagen mit Kranken, die sich unsrer Kette anschließen. Ein Dorfarzt kommt uns entgegen in einem leichten Einspännerchen, das eine mächtige Fahne mit dem Genfer Kreuz trägt, hält an und erneuert einem von uns den Verband, der in Unordnung geraten ist; ein Geistlicher mit dem Rosenkranz wandert an uns vorbei, der vielleicht auch Kranke in einem von den vielen zerstreut liegenden Höfen besuchen will. Den Doppelposten am Ein- und am Ausgang einiger Dörfer werden Grüße und Scherzworte zugerufen, und an den Häusern entziffert man die Kreide- oder Kohleinschriften der Quartiermacher. In der Stadt verkleinert sich unser Zug rasch, ich werde zuletzt allein nach einem Lazarett gefahren, das im „Lycée" eingerichtet ist. Dunkles Haus mit langen Reihen staubbedeckter Fenster, alter Bau, aus dessen Fundament die feuchten Stellen wie erdentsteigende Wolken am Gemäuer hinaufwachsen; darauf, daß es einst ein Kloster gewesen ist, scheint die Kleinheit des Eingangs zu deuten, eines fast verborgnen Tores, durch das man in einen dunkeln Raum tritt, der gleich wieder eine Tür in einen Hof hat, worin Reste

von säulengetragnen Hallen an den alten Umgang eines Klosterhofs und ein eingefrorner Springbrunnen in der Mitte an einstige Gartenanlagen erinnern. Nirgends ein Mensch. Nur daß die nach dem Hof schauenden Fenster nicht so bestäubt sind wie die nach der Straße, könnte als Lebenszeichen gedeutet werden.

Steif von dem langen Fahren in der Winterluft, unsichern Tritts infolge des Blutverlustes und des vielleicht schon herannahenden Wundfiebers wanke ich die Treppe hinauf, mich des Gewehrs wie eines Stabes bedienend. Noch immer alles still. Ich lehne mich auf dem ersten Treppenabsatz in die Mauerecke, da ich vor Schwindel keine Stufe mehr unterscheide, und muß eine Zeit lang da geträumt haben. Denn als ich erwachte, lag mein Tornister und mein Faschinenmesser neben mir, die ich im Wagen gelassen hatte, und mir gegenüber stand in einem Eimer ein menschliches Bein, über dem Knie abgeschnitten, das vorhin nicht dagewesen war. Ich rieb mir die Augen; Frost und Fieber schüttelten mich, doch hatte ich noch Gedanken genug, das nackte Bein zu bedauern, das da in der Kälte stand, und den zu beneiden, der es verloren hatte, da er nun voraussichtlich in einem warmen Bette lag. Ich hätte mein Bein darum gegeben, wenn ich mich hätte zur Ruhe legen können! Mit dem Aufgebot der letzten Kräfte tastete ich mich an die Tür, hinter der sich Menschen zu bewegen schienen, und fiel, als ich sie öffnete, fast in die Stube. Ich sah etwas, das mich an ein Schlachthaus erinnerte, viel Fleisch und Blut, und Menschen, die mit blutenden Händen an andern Menschen herumschnitten, die bleich auf einem langen Tische lagen. „Hinaus!“ „Tür zu!“ scholl es mir entgegen, und ich wankte zurück, mechanisch wieder die Ecke aufsuchend, in der ich ebenso unwillkürlich in Hockstellung zusammensank. Ein scharfer Ruck an der Schulter. „Auf, Gefreiter! Was hockst du da herum? Was hast du hier zu tun?“ rief mir eine rauhe Stimme ins Ohr. Ich besann mich, daß ich schon längere Zeit da zusammengesunken gekauert haben mußte, denn ich war jetzt noch kälter als vorhin und klapperte hörbar mit den Zähnen. Wieder einen Ruck. „Kerl, schläfst du?“ — noch rauher als vorhin. Jetzt sah ich einen Lazarettdiener vor mir stehn, besann mich dunkel auf den Ärmelumschlag des Mantels, worin mein Überweisungsschein in das Lazarett steckte, konnte ihn aber mit meinen blauen, blutlosen Fingern nicht mehr fassen, deutete nur darauf.

Der Lazarettdiener riß ihn heraus, warf einen Blick darauf und ging mit ein paar unverständlichen Worten die Treppe hinauf. Jetzt mußte ich alle meine Kräfte zusammennehmen, mich nicht auf das Steinpflaster zu strecken; ich machte eine letzte Anstrengung und fiel die Treppe mehr hinauf, als ich ging. Dann erschien der Lazarettdiener wieder, riß mich mehr hinauf, als er mich führte, stieß mich in eine Tür hinein und drückte mir meinen Schein in die Hand. Ich stand wieder wie gebannt, da Kälte und Schwindel mir das Gehen unmöglich machten; ich fürchtete bei jedem Schritt vorwärts lang hin auf das Gesicht zu fallen, tastete mit der Hand nach der Wand und hob mit der andern meinen Schein in die Höhe, um gesehen zu werden. Mit meinem Zähneklappern, das den breit verbundnen Kopf in rhythmische Bewegung versetzte, muß ich einen lächerlichen Eindruck gemacht haben. Aus einem weiten Kreis von Lazarettgenossen, die um einen glühenden Ofen saßen, lösten sich Gestalten los, die lachend auf mich zukamen, mir Gewehr und Helm abnahmen, dann aber mit Ausdrücken des Mitleids, als sie meine blauen, starren Hände anfaßten, mich an ein leeres Bett führten, in das sie mich halbausgekleidet hineinsteckten. Die Erinnerung an das Zittern des Feldbetts unter meinem vom Fieber auf und ab geschleuderten Körper, und das Wort einer nicht freundlichen Stimme: Ich habe geglaubt, es sei ein Preuß, weil er gleich über uns räsoniert hat! sind meine letzten Erinnerungen.

Als ich nach dreitägigem Fieber wieder denken konnte und mich zu erinnern begann, war ich in einem andern, größern und hellern Saal, wo drei lange Reihen Betten mit Verwundeten und Kranken standen. Ich richtete mich auf. Über meinem Kopfe hing ein schwarzes Täfelchen mit Gefreiter X, fünftes Regiment, zweite Kompagnie, Kopfschuß, schwer. 38°. Ich schaute mich in dem Saale um und sah eine ganze Anzahl von Augen auf mich gerichtet. Wer in Lazaretten gelegen hat, kennt diese stillen Blicke, die von Gesichtern ausgehn, die tief in die Kissen gedrückt sind, in denen die Begierde liegt, zu sehen, zu erleben, die Leere dieses Krankendaseins auszufüllen; sie bitten, sie fragen, oft folgt ein verständnisvolles Winken, und dann nach einiger Zeit wendet sich der Kranke um und sieht nach der andern Seite und atmet tief auf, wie enttäuscht von der Vergeblichkeit dieses Ausschauens.

Dieses erstemal blieben aber alle Blicke an mir haften, denn ich war ja ein „Neuer," man hatte mich bisher nur tief

in den Kissen liegen sehen und höchstens im Fieber sprechen hören. Von ganz hinten her rief sogar eine Stimme: „Guten Tag, Fünfer. Bist aufgewacht?“

Ich sah den Rufer nicht, antwortete: „Ja, fast,“ wobei ich bemerkte, daß meine Stimme ihren Klang verloren hatte, und daß die aufgerichtete Lage mich schon müde machte. Ich streckte mich wieder hin. Nach einiger Zeit legte sich eine warme Hand auf die meine; es war der Stabsarzt, der mir den Puls fühlte, die Zunge beschaute, die feuchte Stirn betastete und zu dem Krankenwärter sagte, er möge heute Abend genau die Wärme aufzeichnen. Das Fieber sei im Abzug, und für morgen sei das Material zur Erneuerung des Verbands zu besorgen.

Denselben Abend sah ich einen andern Mann vor meinem Bett sitzen, der meine Hände mit den seinen zusammenlegte. Ich meinte, es sei eine von den vielen Gestalten, die ich im Fieber gesehen hatte, glaubte ihn aber beten zu hören, und als er gegangen war, lag ein kleines Buch auf meinem Bett, ein Neues Testament. Ich habe es aus dem Lazarett hinausgetragen und in der Welt umhergetragen und habe es bis heute in Ehren gehalten. An diesem Abend war es zu spät, darin zu lesen, doch gewährte mir schon das, daß ich es in der Hand hielt, eine eigentümliche Befriedigung; es war mir, wie wenn aus dem kleinen Buch eine Hoffnung in mich übergegangen sei, die diese Stunde unmittelbar an die ersten schönen Stunden des Morgens knüpfte, wo ich mit dem Händedruck des Hauptmanns von Les Versoix weg und in den Sonnenmorgen hineingefahren war, und vergaß, wie mich damals der Frost durchschnitten und starr gemacht hatte, und wie schlecht ich zuerst im Lazarett aufgenommen worden war.

Ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, ich sei als gläubiger Christ in den Krieg gezogen, war vielmehr, wie meine ganze Generation, vom Zweifel gründlich angesteckt. Aber schon beim ersten Feldgottesdienst hatte ich erfahren, daß wenn vieles im Kriege zum Fluch wird, vieles auch die Hände zum Gebet zusammenzwingt. Wieviele Gebetsstimmungen in stillen Nächten, an friedlichen Abenden, die laute Kämpfe beschließen! Hätte doch das gewöhnliche Friedensleben soviel davon. Man muß es erfahren, wie eine andächtige Stimmung unser ganzes Dasein und unsre Mitwelt in eine reinere Sphäre weit über Blut und Rauch hinaushebt, und wie in großer einfacher Stille einer Sternennacht Kleines und Störendes verschwindet.

Heute senkte sich diese Stimmung über mich wie das Abendrot dieser Tage voll verzehrender innerer Hitze, freundlich klangen deren wilde Phantasien in die goldne Stimmung dieses Abends aus. Den nächsten Morgen, nach dem ersten tiefen erquickenden Schlaf, Abnahme und Erneuerung des Verbandes, wobei der Generalarzt, der zugegen war, mir die Frage vorlegte, ob ich das schöne Loch in der Ohrmuschel behalten wollte, um künftig eine Zigarre darin zu tragen, oder ob das Ohr an den Kopf angeheilt werden sollte? Ohr für Nichtraucher wäre mir lieber. Gut; aber den Kopfschuß, der den Processus mastoideus glatt mitgenommen hat, wollen wir sehr sorgfältig behandeln, denn da ist nur noch ein kartendickes Knochenblatt zwischen der Luft und dem Gehirn. Ein Millimeter tiefer, und Sie lägen jetzt wo anders.

Wieviel Schmerz, Sehnsucht, Enttäuschung bis zur Verzweiflung, aber auch Hoffnung bis zur kühnsten Illusion lebt und strebt zusammen, wühlt und bohrt in einem solchen Lazarettsaal! Aber so wie, rein körperlich und äußerlich genommen, wenig von dem allen sich laut Luft macht, sodaß eine gewisse gedrückte Stille, in der jedes laute Wort aus Furcht, hier doppelt laut zu klingen, zum Flüstern wird, für gewöhnlich über dem Krankensaale liegt: so ist auch in den Seelen dieser vielen Kranken mehr Ergebung, als der vermuten möchte, der ihre Leiden kennt oder ihre Wunden sieht. Es ist ein Bild des Lebens und eine Lehre fürs Leben, wie jeder Einzelne das Beste aus seiner Lage, auch aus dieser Lage, zu ziehn sucht. Man begreift nun erst, daß der Mensch leben *will*, was es auch koste, und in welche Zukunft hinein auch immer sein Leben gerichtet sei. Das Leben des Menschen ist eine von den Pflanzen der Flora subterranea, die auch in den dunkeln Kellern und Bergwerksschächten so gut wie im goldnen Sonnenlicht gedeiht; aber aus dem Licht wie aus der Dunkelheit treibt und rankt es nach oben, nirgends wächst es zur Wurzel zurück; und wenn seine Blüten so klein und unscheinbar sind, daß man sie kaum sieht, und seine Früchte nie zur Reife kommen zu wollen scheinen: es knospen die Blüten und reifen die Früchte, und die Hoffnung sorgt, daß es nie aufhöre. *Hier* haben sie sich mit ihrem Schicksal auseinandergesetzt, manche sogar mit dem Leben abgeschlossen. Die Zeit heilt! Welcher Gegensatz zu dem Stöhnen, Seufzen und den Jammerrufen derer, die der Tod auf dem Schlachtfeld überrascht oder hart gestreift hat. Auch das Schrecklichste der Schlachtfelder und der Feld-

lazarette, die verzerrte und verkrümmte Lage, in denen der Körper mitten im Kampf mit der entfliehenden Seele plötzlich erstarrt zu sein scheint, gibt es hier nicht. Auch wiegt in der Farbe der Gesichter und der Hände die gelbliche Blaßheit des blutlosen, zu lange der frischen Luft entzognen Lebens über die bläulichen und schwärzlichen Töne der Todesnähe vor. Die blauen Ringe um die Augen, die schwärzlichen Lippen, der fahlblau stiere Blick sind selten; auch das gedunsene Bläulichrot manches dem Tode verfallnen Antlitzes sieht man glücklicherweise nicht oft. Aus den lebendigen Augen der Kranken, die einander still fragend ansehen, strahlen, so trüb sie manchmal blicken mögen, eine Lebenshoffnung und Lebenslust in die gedrückte Luft der Säle eines Lazaretts aus, und nur wie ein letztes Wetterleuchten des Aufbäumens gegen das Schicksal zuckt es schmerzlich um manchen Mund.

Dieses Lazarett hier, in einem großen Mittelpunkte des Verkehrs, beherbergt schwer und leicht Verwundete, Genesende und auch einige Aufgegebne; die einen sind da, weil es sich nicht lohnt, sie weiter zu befördern, die andern, um auf Weitersendung in die größern Krankenhäuser weiter rückwärts zu warten. Es ist ein Zufall, daß in unserm Saale keine Franzosen sind, aber von Deutschen sind alle Stämme und alle Waffengattungen vertreten, und die Altersstufen heben sich von einem weißhaarigen schleswig-holsteinischen Marketender bis zu dem achtzehnjährigen Schüler einer Unteroffizierschule ab, der den linken Arm verloren hat. Es ist eine furchtbare Summe von Sorgen und Schmerzen, die hier versammelt ist. Wenige werden den äußern Frieden, der über dem Ganzen liegt, mit sich, in sich tragen, wenn sie dieses Haus verlassen. Für die meisten wird es ein stiller Durchgangspunkt zwischen zwei Stürmen gewesen sein; sie ahnen das wohl und dämmern diese Pause so hin. Für die Fieberkranken ist es anders. Die unter den schwersten Formen litten, lagen nicht in demselben Saal. Aber bei meinem Nachbar zur Rechten entwickelte sich das dumpfe Brüten und Schlummern in unsäglicher Müdigkeit zu einem regelrechten Typhus, dessen Fieberhitze ihn Nachts aus dem Bett und auf die Gänge hinaustrieb, sodaß wir ihn oft mit Gewalt zurückführen und ins Bett bringen mußten. Zweimal fand ich ihn des Morgens neben seinem Bette auf dem Boden liegen oder kauern. Mein Nachbar zur Linken ging in fast beständiger Bewußtlosigkeit glücklicherweise dem Tode entgegen; ihm hatte ein Schuß quer durchs Gesicht beide Augen und das obere Stück des Nasenbeins glatt herausgerissen. Ich

übte mich im Anschauen einer der grauenhaftesten Wunden, indem ich mehrmals am Tage bei seinem Verbande half.

Daß beide Nachbarn meiner Hilfe so nötig bedurften, übte einen sehr günstigen Einfluß auf mein eignes Befinden, denn nachdem die ersten Fiebertaumel vorüber waren, stand ich so oft wie möglich von meinem Lager auf, um ihnen kleine Dienste zu leisten, und gewöhnte mich sehr bald daran, von früh bis spät tätig zu sein. Mein rechter Nachbar mit der Schußwunde im Gesicht war wohl auch im gesunden Zustand kein Adonis gewesen, darauf ließen seine Knollennase und seine entsprechend aufgeworfnen Lippen schließen; ich konnte mir den kleinen, breiten Füsilier auch nicht als Heldengestalt vorstellen. Wenn ich mich nun mit jedem Tage mehr an diesen stummen Gast anschloß und mich innig freute, daß er meine Hand nicht mehr loslassen wollte, wenn ich ihm Stirn oder Hände berührte, hatte ich Anlaß, darüber nachzudenken, daß es nicht bloß eine Ästhetik des Häßlichen, sondern auch eine Ethik des Häßlichen, eine Verklärung durch die Seele gibt, die sich gleichsam herausringt und sich über abstoßende Züge lagert.

Eines Morgens sehr früh trug man diesen Armen hinaus, der still hinübergeschlummert war, wie er dagelegen hatte; das einzige, was ich von ihm noch vernommen hatte, war das Ächzen seines Bettes, als er sich sterbend ausstreckte. Mein Nachbar zur Linken war in den Zustand unsäglicher Müdigkeit zurückverfallen, in den ein schwerer Typhus ausläuft, und brauchte so sorgsame Pflege, daß er in einen besondern Saal umquartiert wurde, wo barmherzige Schwestern der schweren Aufgabe der Wartung fast unbeweglicher Rekonvaleszenten oblagen. Die beiden leeren Betten wurden von einem ostpreußischen Jäger und einem bayrischen Pionier besetzt; der erste war infolge eines Säbelhiebes in den Hals einseitig gelähmt gewesen und war nun nach Monaten soweit genesen, daß er bald zu seiner Truppe zurückkehren konnte; der andre, ein blonder, schwerfällig gutmütiger Ostfranke, war durch eine Pulverexplosion der Hälfte seiner Kopfschwarte verlustig gegangen, wodurch ihm eine lächerliche, einseitige Glatze, umgeben von einem Kranze weißer Härchen, auf seinem blondgelockten Langschädel entstanden war. Der Ostpreuße war das reine Quecksilber und von der Manie des Theaterspielens in solchem Grade besessen, daß er des Abends, wenn die Lichter vorschriftsmäßig gelöscht waren, aus dem Bette aufstand und unter Monologen auf und ab wanderte, wobei er vor dem Bette von denen Halt machte, denen er zutraute, daß sie seine Kunst würdigten. Wie oft habe

ich den Ritter Baudricourt von Vaucouleurs und Wallensteins düstre Reden von ihm schnarren und gröhlen hören!

Der fränkische Pionier war vom ersten Tag an beliebt im ganzen Saale, freundlich und hilfreich gegen jeden, dabei aber von einer so komischen Verehrungssucht befallen, daß er sogar für „den letzten Trainsoldat“ komisch wurde. Von Offizieren, angefangen vom portepeetragenden Vizefeldwebel, sprach er in einem ganz andern Ton als von der ganzen übrigen Welt, und zwischen einem Korpskommandanten und dem lieben Herrgott war in seinem Urteil kaum ein merklicher Unterschied. War gar von Fürstlichkeiten die Rede, so legte sich sein ganzes Gesicht in tiefe Falten, verlängerte sich, die Augenlider sanken herab, und seine jungen Härchen schienen sich rings um die Glatze ehrfurchtsvoll zu erheben. Ein badischer Unteroffizier, der nach ihm verwundet hereinkam, fühlte sich allein, als Mann der Autorität, eng mit ihm verwandt und nahm ihn in Schutz, wenn seine Fürstenverehrung durch Erzählungen von angeblichen Begegnungen mit Hoheiten und Durchlauchten künstlich wachgerufen und verspottet werden wollte. In dem Mann steckt so viel Disziplin, daß man aus euch allen gute Soldaten damit machen könnte . . . nein, verbesserte er sich, als ihm unwillige Proteste und Ho! und Holla! entgegenklangen, daß man die ganze französische Armee damit impfen könnte.

Es war jetzt Dezember geworden, und der frühe Winter angebrochen, der den Soldaten beider Seiten namenlose Strapazen auferlegt, den deutschen Feldherren aber sicherlich ganz wesentlichen Vorteil gebracht hat. Die Sehnsucht, hinauszukommen, wurde etwas gemildert durch das Behagen, mit dem man vom warmen Zimmer aus die Schneeflocken wirbeln und die kalten Stürme brausen hörte. Der Aufenthalt in diesem Siechenheim hatte zuzeiten sogar etwas Anheimelndes. Des Morgens, wenn der große schäumende Kessel Liebeskakao in die halbkugligen, zweiohrigen Tassen ausgeschenkt und die langen, knusprigen französischen Brote zerbrochen und ausgeteilt waren, und wenn dann alle, die das Bett nicht verlassen durften, mit Arznei versehen oder verbunden waren, setzten wir „Mobile“ uns um den eisernen Ofen, starrten in die Glut und erzählten uns vom Regiment, von Haus und Heimat und besonders von unsern Hoffnungen auf baldige Evakuation und Rückkehr, sei es zu der Truppe, sei es nach dem Ende des Kriegs in die Heimat. Es war eine bunte Gesellschaft; der trug seine Uniform, der einen Lazarettmantel,

der den abgeschossenen Sommerrock eines schleswig-holsteinischen Marketenders, der im Lazarett gestorben war: eine gelbe Joppe mit einem wunderschönen grünen schrägen Streifen über die Brust, der von dem Bande der Provianttasche des Marketenders herrührte, das diesen Teil vor den Sonnenstrahlen geschützt hatte; der ging an Krücken, der am Stock, ein dritter trug den Arm in der Schlinge, ich selbst hatte den Kopf noch mit Binden und Watte bis zur Größe eines beträchtlichen Kürbisses umwunden. Mütze und Uniform hatte ich schon am dritten Tage wieder angelegt, nachdem die auffallend glänzenden steifen Blutflecke mit warmem Wasser erweicht und etwas weggesäubert waren.

Man hätte glauben sollen, in diesem Kreise habe der Krieg mit seinen Wechselfällen das Tagesgespräch abgegeben. Das war aber nicht so. Der Einzelne sprach von dem, was er erlebt und getan hatte, von seinem Nebenmanne und von seinen Kameraden, mit besondrer Vorliebe von seinen Offizieren; über das Bataillon ragte sein Gesichtskreis meist gar nicht hinaus. In das Lazarett kamen nur alte Zeitungen und neue Gerüchte, und da sich die Gerüchte in der Regel als unwahr erwiesen, besonders wenn sie von den Bäckerjungen, Wäscherinnen und andern Organen der öffentlichen Meinung der Stadt stammten, machte man kein großes Wesen davon. Nur die Ängstlichen hörten immer wieder mit Teilnahme zu. Übrigens war es ganz gut so. Es war zwischen der Einnahme von Metz und den großen Schlachten an der Loire und der Somme eine dürftige Zeit, zwischen zwei großen Epochen des Kriegs; das neue Große, das endlich mit dem Fall von Paris abschloß, war erst in der Vorbereitung. Uns kam das wie Stockung, den Franzosen wie Ermattung und Rückgang vor. Von dem, was in unsrer Nähe vorging, wußten wir gar nichts, als was Verwundete und Kranke berichteten, die ins Lazarett gebracht wurden. Da hörte man immer nur von kleinen Vorpostengefechten, von einzelnen Zügen ins Land hinein, von Zusammenstößen, bei denen in der Regel nicht einmal die Kanonen mitsprachen. So etwas hatten wir selbst alle genug mitgemacht. Ein Musketier vom dreißigsten Regiment, seines Zeichens Bergmann aus der Saargegend, mit dem ich mich oft vor der Ofenglut über allgemeine Dinge unterhielt — Bergleute grübeln gern, fahren gern in dunkle Gedankenschachte oder -stollen ein —, sagte einmal ganz treffend: Ich würde alles drum geben, wenn ich einmal einen Bergmann träfe, mit dem ich von Kohlen und Eisenerz oder vielleicht gar von Neunkirchen oder Saarbrücken sprechen könnte;

dagegen das Soldatengeschwätz ist mir schon ganz zuwider. Wir sind eben doch alle hauptsächlich friedliche Arbeitsmenschen, der dies und jener das, die Uniform sitzt uns nicht auf der Haut, sondern das Hemd. Ähnlich dachten wohl viele. Auch solchen, die nichts von Kriegsmüdigkeit äußerten, merkte man es an, daß der rechte Soldatengeist nur in ununterbrochnem Kontakt des Einzelnen mit Vorgesetzten und Kameraden gedeiht; er ist kein Erzeugnis einsamen Nachdenkens, sondern gemeinsamen Handelns und Leidens einer straff organisierten Masse, in der jeder seinen Platz und seine Pflicht kennt. Vereinzelung und Trägheit lockern ihn unfehlbar. Ich habe mir später oft Gedanken darüber gemacht, wie weit solche Erfahrungen auf das friedliche Leben der Völker Anwendung finden können; ohne mich als Staatsweisen aufspielen zu wollen, wage ich die Behauptung, daß sich viele Völker unter despotischer Regierung, die jedem seinen Platz und seine Pflicht gegeben hatte, glücklich fühlten, auch wenn sie es aus falschem Stolz auf Freiheit nicht Wort haben wollten.



2. Ars moriendi

Wie leicht ist doch der Tod! Was uns von ihm trennt, sind nur eingebildete Hindernisse. Kein Gebirge, keine Mauer erhebt sich zwischen ihm und uns, es geht ganz eben in das große dunkle Tor hinein. Tränen können den Weg schwerer machen; wir wissen ja aber, wie bald sie trocknen, und wie groß die Erleichterung des Herzens ist, das sich ausgeweint hat. Die Hauptsache ist, daß wir einmal mit uns selbst einig geworden sind, dem Gang der Dinge ruhig zu folgen. Je mehr wir uns an den Tod gewöhnen, desto kleiner werden die Schranken der Ewigkeit. Wer den Tod nicht gesehen hat und eben deswegen den Tod fürchtet, dem ist das Jenseits mit einer ungeheuer großen Tür verschlossen, die über und über mit schweren schwarzen Platten verschlagen ist; sein Blick prallt erschrocken zurück. Wer den Tod oft gesehen hat und vertraut mit ihm geworden ist, für den gibt es höchstens noch einen blühenden Hag zwischen hier und dort; sein Blick schweift hinüber und nimmt dort noch schönere Dinge wahr als hier, und er muß sich halten, daß es ihn nicht mit Macht aus dem Leben hinauszieht. Es ist eine häßliche Sache, die Abneigung des gewöhnlichen Lebens auch schon gegen

das Reden vom Tod, kurzsichtig wie alle Feigheit; denn im Grunde wird das Leben nur um so schöner, je todbereiter es ist. Will man vielleicht nur nicht daran erinnert sein, daß der Vorhang jeden Augenblick heruntergehn könnte? Oder ist es eine schlaue Berechnung, die um keinen Preis das Leben entwertet sehen möchte, das doch für den Philister das Wertvollste von allem ist?

Ich freue mich nach diesen vielen Jahren noch, daß wir Rekonvaleszenten im Krankenhause der Barmherzigen Schwestern zu Nancy in der Behandlung der Todesfrage eine echte Philosophenschule waren. Fast alle, die da versammelt waren, hatten dem Tode oft ins Auge geschaut, hatten so viele sterben sehen, Sterbende lagen rings um uns jeden Tag. Wie hätten wir es ablehnen mögen, vom Tode zu sprechen? Außerdem waren auch echte Christen unter uns, die aus religiösen Gründen das feige Haften am Leben nicht kannten, das bei mehr Menschen, als man glauben mag, Ursache und Folge des Fernbleibens von der Kirche ist. Dazu gehörte auch die blasse Schwester Eulalie, deren dunkle Augen tiefer und größer wurden, wenn von dem letzten Augenblick Sterbender die Rede war; sie hätte davon erzählen können, doch zog sie vor, an eine Bettkante gelehnt still zuzuhören, das einzige mal des Tages, wo die immer Heitere ihr Werk unterbrach.

Gefreiter, was heißt denn das moribund, das die Ärzte auf die Täfelchen schreiben, die sie auf den Schlachtfeldern den Schwerverwundeten anhängen?

Das bedeutet zum Sterben bestimmt. Wenn ein Arzt einem so ein Täfelchen anhängt, lassen ihn die Krankenträger in der Regel liegen; der stirbt dann bald.

Angenehm, wenn einer das liest, den es betrifft.

Das wird wohl selten vorkommen.

Nun, ich habe es doch erlebt, daß wir in Gravelotte einen achten Jäger, einen rheinischen, aufheben wollten, der noch Lebenszeichen gab; der winkte mit seiner letzten Kraft ab und sagte leise: Danke, moribund.

Der ist also gern gestorben.

Ja, so schien es. In dieser Lage! Als unser Rückweg uns bei ihm vorbeiführte, lag er genau so, wie wir ihn verlassen hatten, muß innerlich verblutet gewesen sein; er sah nicht anders aus wie ein blasser Kranker; als wir ihm die Augen zudrückten, schien er zu schlafen. Die Wunde hatte er im Genick.

Eigentlich keine schöne Wunde. Aber damals wirbelten die Kugeln nur so herum; in den Bäumen vor der Ferme Hubert, unter denen wir zuletzt lagen, wars manchmal nicht anders wie Vogelgezwitscher. Da konnte einer auch im Genick verwundet werden. Schuß vom Rücken in den Magen ist auch nicht gut, und es gibt noch schlimmere.

Ganz richtig. Ich sage: je weiter herunter, desto schlimmer. Was sagt ihr zu einem Schuß in die Ferse, an dem ein Dragoner, Landsmann von mir, gestorben ist?

Ich habe aber vom Feldzug von 1866 erzählen hören, da ist ein Sergeant unsers Regiments an einer Zerquetschung einer einzigen Zehe gestorben. Und wie hatte er die abgekriegt? Ein Fahrkanonier, dessen Handpferd stürzte, hatte ihm beim Abspringen mit solcher Gewalt darauf getreten, daß die Zehe nur noch ein Brei war; dann schwarzer Brand und Tod.

Das ist freilich Pech.

Sollte mich noch eine Kugel treffen, wenn ich wieder bei der Kompagnie bin, dann möchte ich sie gerade so von vorn haben wie die letzte: Kopf, Brust, Oberarm, das sind die Teile, wo eigentlich Wunden sitzen müssen, dann ist der Mensch richtig gezeichnet, alle andern kommen mir wie neben hinausgegangen vor.

Höre, Badischer, versündige dich nicht.

Kein Gedanke, ich meine eben auch, die Kugeln fliegen nicht so zufällig in der Luft herum, jede hat ihren gewiesenen Weg, wie alles im Leben.

Nun, das sind so Ideen.

Übrigens, fing jetzt ein Dreißiger von der Saar an, was ihr vorhin vom Sterben gesagt habt: es ist keine besondre Kunst, so gleichmütig zu sterben, wenn man nur ein gehöriges Quantum Blut verloren hat. Je weniger Blut, je weniger Lebensluft, sie verraucht mit dem warmen Blut, wie es herausfließt. Indessen gibt es auch sonst, meine ich, noch manche, die willig sterben.

Ja, glücklicherweise gibt es sie immer. Es gibt welche, die gern in den Krieg gegangen sind, weil sie sich sonst ohnehin eine Kugel in den Kopf gejagt hätten; so können sie es nun ehrlicher haben. So mancher arme Kerl kriegt Briefe, die ihm die Lust verleiden, nach Hause zurückzukommen, ungetreuer Schatz, ruinierte Existenz und dergleichen.

Immerhin Ausnahmsmenschen, meinte der Theolog. Jeder will leben, auch verstümmelt will er weiter leben, die Natur hat

es so in den Menschen gelegt. Und doch: was ist unsichrer als Lust und Leben, und was kann gewisser sein als Not und Tod? Der Mensch sei auf das gefaßt, was ihm bestimmt ist, und vor allem der Soldat sei von denen, die ihr Leben nicht lieb haben bis in den Tod. Er soll bereit sein, es jeden Augenblick freudig hinzugeben. Das kann aus Pflichtgefühl geschehn, wie es uns gelehrt wird; es ist aber schöner, und es gelingt ihm vielleicht besser, wenn er seinem lebensfrohen Herzen zusprechen kann:

O Herz, o Herz, verzage nicht,
Aus Nacht, aus Nacht der Morgen bricht!

Das Sterben ist jedenfalls an und für sich nicht schwierig. Die meisten, die hier gestorben sind, sind wie in einer schönen Müdigkeit hinübergeschlafen. Müde zum Sterben, müde bis in den Tod, was man so sagt, ist etwas ganz andres als die Erschöpfung des Aufgeregten, Sorgenvollen, dem kein Schlaf mehr naht; diese hat den leeren Blick, das Trostlose und das Hoffnungslose in den Augen, die zwar eingefallen sind, aber immer noch leuchten. Die Augen des in den Tod hineindämmernden schauen oft groß und voll Ergebung aus friedvollem Gesicht, öfter sind sie verschleiert; ihr Blick trübt sich langsam, sie sehen nichts Bestimmtes mehr, sind der Welt der sichtbaren Dinge schon abgewandt; vielleicht sieht die Seele schon innen mehr, oder es dämmert ihr innerlich zum Tag hin, während auf die Augen der Schatten sinkt. So sterben die meisten todmüde, sie wollen nichts mehr von der Welt wissen, lange ehe der erste kühle Hauch des niederschwebenden Todes sie berührt hat. Bei Verwundeten habe ich Todesangst nur entstehn sehen, wenn das Blut keinen Ausweg hat; beim Ausfließen des Bluts kehrt Ruhe und Heiterkeit ein. So ruhig sterbende sollte man nicht mit Fragen stören. Man sieht dann in dem verglasten Auge noch einen Willen, sich zu erinnern, festzuhalten; aber dieser Blick irrt ab, zerfließt ins Weite. „Laßt mich doch ruhig sterben!“ scheint er zu sagen.

Was hast du gedacht, Gefreiter, als du den Bahndamm hinunterrolltest?

Davon weiß ich nichts. Meine letzte Erinnerung war der Ton einer großen Glocke, an die jemand in meinem Kopfe schlug; das war der Riß im Trommelfell. Wenn ich nachdenke, verbindet sich dieser Ton mit dem grellen Licht des Gewehrs, das mir gerade ins Gesicht hineingeschossen wurde. Aber es ist möglich, daß ich mir das nur so hinzudenke. Dagegen ist mir

ganz deutlich, daß mein erster Gedanke beim Aufwachen aus der Ohnmacht das Bedauern über den Schmerz meiner Mutter war. Merkwürdigerweise bedauerte ich gar nicht, daß ich sie nicht wieder sehen würde; und doch glaubte ich in diesem Augenblick mit einem Schritt im Jenseits zu stehn.

Das stimmt, sagte der bayrische Unteroffizier. Bei Kissingen erhielt mein Junker, der den Zug führte, einen matten Granatsplitter, der ihm aber immerhin noch einige Rippen eindrückte, und er erzählte, sein letzter Gedanke sei gewesen: Du wirst deine Eltern nicht mehr sehen! Und von einem, der fast ertrunken wäre, habe ich gehört, er habe sich zuletzt im Sarg liegen und seine Eltern davor betend knien sehen.

Man erzählt, daß manche Menschen sogar ihr ganzes Leben in den paar Sekunden haben vorüberziehn sehen, in denen sie von einem Berg stürzten oder am Ertrinken waren. Sie beschreiben es wie ein ungeheuer rasches und langes Defilieren der verschiedensten Eindrücke, bedeutender und unbedeutender, und wenn sie aus der Todesnot erwachen, hat die ganze Vorstellung nur Sekunden, höchstens eine Minute gedauert. Einige erzählen auch von dem Aufeinanderfolgen ganz bestimmter, voneinander gesonderter Bilder einzelner Szenen aus ihrem Leben. Ein württembergischer Unteroffizier war am Abend des 6. August bei Niederbronn von einer Kugel, er wußte nicht woher, in die Schulter getroffen worden; er glaubte sogar, es sei eine verirrte deutsche Kugel gewesen; sie ging durch. Er hätte sich verblutet, wenn er nicht zufällig vor der Nacht aufgehoben worden wäre. Wie er nun so dalag und nur noch das Rollen der den fliehenden Franzosen nachsetzenden Geschütze, das Pferdegetrappel und den Eilmarsch der Kolonnen hörte, aber nicht wie vom Boden, sondern als aus der Luft kommend, fühlte er sich plötzlich ganz verwandelt und wie in eine andre Welt entrückt. Eben hatte er noch mit Bedauern gedacht: Das Leben geht dahin, du wirst gleich tot sein, da sieht er in einem lichten Raum, der sich ungeheuer weit auftut, alle Menschen vor sich, die er jemals gekannt hatte, und zwar fast genau so, wie sie in sein Leben eingetreten waren oder es gestreift hatten; alle tun das, was er sie einmal hatte tun sehen, Ehepaare und Kinder stehn nebeneinander, der Lehrer unterrichtet, der Geistliche segnet ein, und unser Halbtoter sieht sich selbst in der Kirche und in der Schule. Es fehlt auch nicht an bekannten Landschaften, Häusern, Tieren. Gäste sieht er im Wirtshaus Most trinken. Alles schaut ihn

so freundlich, so glücklich an, er hat das Gefühl, als winkten sie ihn mit den freundlichen Augen zu sich hin, und den Tod hat er vergessen, wollte nur noch gern sein, wo es so hell und schön, und wo alles Vergangne und Vergängliche so gegenwärtig und so frisch war. Er beschrieb die Schärfe und die Deutlichkeit dieser unzähligen Bilder in Linien und Farben als etwas ganz außerordentliches. Als er sich aber ergriffen, getragen und aufgeweckt fühlte, ohne sich doch dem Schlummer ganz entreißen zu können, schmerzte es ihn, daß das Tor in die Ewigkeit zuging, durch das er diesen schönen Blick gewonnen hatte. Nur eine Erinnerung aus der Wirklichkeit habe er später damit vergleichen mögen, nämlich den Blick in die hellerleuchteten Weihnachtsstuben mit dem brennenden Christbaum in seiner Kindheit.

Es wurde an diesem Abend noch von manchen Todesarten gesprochen, auch von weniger milden. Der Lazarettgehilfe, der still, vielleicht bei manchen Erzählungen zweifelnd, zugehört hatte, schilderte das ächzende, heisere Gepfeife der Luft, die durch durchbohrte Lungenflügel zieht, für das Leben verwüstend wie ein Sturm, an dessen Stimme dieser unheimliche Laut erinnert, und erzählte, wie ein Hauptmann in der Tobsucht gestorben sei, weil man ihm den Spiegel verweigert habe, in dem er sein blatternzerfetztes Gesicht betrachten wollte. Der Theologe aber, sein freiwilliger Gehilfe, kam noch einmal auf Erlebnisse zurück, die beweisen, daß die Nähe des Todes gewaltige und plötzliche Veränderungen in einer Seele hervorbringt, die den Tod kommen sieht. Es ist, sagte er, wie ein plötzliches Losgerissenwerden von der Klippe, an der sie bisher gehangen hatte, und ein Hinaufgetragenwerden oder Hinabgerissenwerden mit den Wellen und in den Wellen, ehe sie in die Tiefe geht. Geisteskranke, die seit Jahren die Gegenwart nicht erkannt und das Vergangne vollständig vergessen hatten, erwachen einen Tag, zwei Tage vor ihrem Tode zum vollen Bewußtsein, bedauern Fehler, die sie im Zustande der Krankheit begangen haben, beklagen die verlornen Jahre, bereiten sich in voller Geistesklarheit auf den Tod vor. Man hat solche Leute sagen hören: Ich werde gesund, um mich zum Sterben vorzubereiten. Geistliche haben Beichten von einer wunderbar klaren Erinnerung und einer tiefen Selbsterkenntnis von Sterbenden empfangen, die vorher nicht imstande gewesen waren, eine Gedankenkette zu flechten. Die Fiebernden, die tagelang, vielleicht wochenlang phantasiert hatten, in vielen Fällen laut und störend, ja gewalttätig, sah man vor ihrem letzten Augenblick zu sich kommen

und bei klarem Bewußtsein ruhig sterben. Wo bin ich denn bisher gewesen? Welche dunkeln Wolken umdräuten mich, aus denen ich keinen Ausweg fand? Nun ist es auf einmal hell, und dieses Licht ist so mild, so wohltuend, flüstert wohl einer von ihnen, und ein paar Augenblicke darauf geht er friedlich aus dem Leben. Mit den Verwundeten ist es ja anders, bei ihnen, wenn sie draußen auf dem Felde liegen und sich nicht regen und nicht rufen können, geht das Leben langsam in einen Traum über, dem nicht selten der lange Schlaf bald folgt. Wenn sie aber wieder erwachen und ihre Gedanken erzählen, wundert man sich, auf was für Ideen der Mensch nicht kommt, der mit dem Blut sein Leben so langsam hinströmen fühlt, und seine Glieder sind wie gelähmt, er kann den Strom nicht stillen. Halb mag er es nicht, denn es wird immer dämmriger, traumhafter um ihn her, und diesen Zustand will er festhalten. So lange sein Bewußtsein noch klar ist, schließt er den Mund, atmet so leise wie möglich, bemüht sich, nichts zu denken, damit nicht der Körper an Kraft verliere. Es gelingt ihm vielleicht, die Gedanken von den fernen Dingen abzuwenden; in der Ferne mag es wohl manches geben, woran er nun gerade nicht denken will. Aber nun berührt vielleicht Blut seine Lippen, und an dessen laue Süßigkeit knüpft sich sofort eine Reihe sonderbarer Gedanken. Nie ist mir aufgefallen, daß das Blut so süß ist. Wie fade schmeckt der Lebenssaft. Das ist gar kein Lebenssaft, das Leben ist ebensowenig darin, wie es in dem Öl ist, ohne das die Maschine stille steht. Das Leben steht der Beurteilung durch unsre Sinne zu hoch, und nun erst durch den Geschmackssinn. Da verliert sich der Gedankenfaden. Eine rote Welle verschlingt ihn, und auf diese folgt eine zweite rote Welle; schön spiegelt sich die Sonne in dem Purpurglanz der feuchten Wölbungen. Schade nur, daß der Schaum dieser Brandung an Blutschaum erinnert. Ist nun das nicht wie eine Uhr? Wie Welle die Welle treibt, treibt Stunde die Stunde, und sie wandeln an mir hin und hinab; und das ist mein Leben.

Zwei Dinge, die dem Tode folgen, sollten nicht sein, begann der Lazarettgehilfe wieder, der Starrkrampf und die gebrochnen Augen, sie sind der Schrecken der Schlachtfelder. Ist es nicht wie ein grausames Spiel der Natur mit dem Menschen, daß sie ihn bei gewissen Verwundungen so hinbannt, wie er gerade sich bewegte, als ihn die Kugel traf. Wer einen Schuß in einen bestimmten Teil des Gehirns bekommt, bleibt halbstehend oder

kniend, mit erhobnem Arm, der noch den Säbel oder das Gewehr hält: das grausige Gegenteil des Todesschlafs, von dem ihr sprecht. Und was die Augen angeht, so suchst du in dem friedlichsten Gesicht, das vielleicht freundlicher lächelt als jemals im Leben, manchmal sogar spöttisch oder verschmitzt zu lächeln scheint, vergebens das Licht und die Sprache der Augen; du findest nur zwei trübe blaugraue Bälle, in denen keine Seele mehr wohnt, in die kein Lichtstrahl mehr eingeht. Dieses Stieren ins Weite, so stumpf, so zwecklos, hat etwas unsäglich trauriges. Es ist so recht das Siegel des Todes. Tu jedem Gestorbnen den Gefallen und drücke ihm die Augen zu, dann erst kehrt der Schlaf ganz bei ihm ein, schloß der Theolog.

Wir sind jetzt beim Ende angekommen, das ist unzweifelhaft das Grab. Fast jeder Soldat findet sein Grab, wenn auch nicht jeder eins für sich. Soldaten passen nicht in stille, tatenlose Gräber, wo Leiche neben Leiche liegt, jede in ihrer besondern Grube, und keine etwas von der andern weiß; so wie sie im Gefecht und auf dem Marsche eine Masse bilden, mögen sie auch in einem Massengrab ruhn, auf die Gefahr hin, daß es am jüngsten Tag einige Verwechslung mit den Knochen gibt. Das abgebrochne Reis, das weggeworfne feindliche Faschinenmesser oder Bajonett, von einem Kameraden, der mitgeschaufelt hat, darauf gesteckt, sind die passenden Denkmäler für solche Gräber. Keine Umstände, kein Aufhebens! Freund und Feind, die beide ihre Pflicht erfüllt haben, indem sie ihr Leben ließen, mögen beieinander ruhn. Für die Eltern ist es schmerzlich, nicht am Grabe ihres Sohnes beten zu können, dafür werden künftige Geschlechter den Hügel ragen sehen, unter dem der Staub von Helden modert, und ein weitästiger Baum wird darüber rauschen und raunen.



3. Erzählung des Mobilgardisten

Eines Abends spät führte ein Lazarettdiener einen kleinen Franzosen in den Krankensaal, er hielt ihn an einem Zipfel des Ärmels, wie um anzudeuten, daß der Mann ein Gefangner sei. Er war in der Tat mit einem Gefangnentransport von Le Mans gekommen. Als ihm ein Zeichen gegeben wurde, daß er sich auf das letzte Bett neben der Tür niederlegen solle, das gewöhnlich wegen der Zugluft unbesetzt blieb, wankte er dahin, offenbar

schwer fußkrank; er mochte vom Frost gelitten haben, und seine Füße waren durch Umwicklung mit Schaffell in unförmliche Klumpen verwandelt. Kaum nach einer Minute steckte er unter der Decke; heftiges Schütteln, wie es den vom Frost erstarrten und übermüdeten befällt, wenn er in Wärme und Ruhe kommt, warf den Armen auf und nieder. Als man ihm warmes Getränk anbot, machte er ein Zeichen, daß er ruhen, nur ruhen wollte, und schien mit der Zeit einzuschlafen. Am andern Morgen war er mit unter den Ersten munter, bat um Leinwand und wusch und wickelte seine Füße, die eine einzige Wunde waren. Obgleich ihm das Gehn schwer fiel, suchte er sich nützlich zu machen, trug Holz zum Ofen, beobachtete umsichtig das Kochen des Wassers und legte sich erst zu Bett, als ihn der Lazarettdiener wieder am Ärmel dahin führte. Der Lazarettdiener, der nie Pulver gerochen hatte, war sehr beflissen, dem Franzosen zu zeigen, daß er Gefangner sei.

Der Arzt konstatierte, daß der Arme außer erfrornen Zehen, die vielleicht noch zu retten seien, an einer merkwürdigen Art von Aussatz leide, der von den Knöcheln am Schienbein hinauffraß; das Übel war nicht ganz selten, sollte angeblich nervöser Natur sein und wurde von einigen, die davon gehört hatten, als ein Rück- und Ausschlag ausgestandner Angst bezeichnet. Dem neuen Patienten wurde die zerlumpte und schmutzige Mischung von Moblotuniform und Zivilkleidern, in der er angekommen war, weggenommen und durch einen blaugestreiften baumwollnen Lazarettanzug ersetzt, in den er mit Behagen hineinschlüpfte. Diese Leute, die bei Vendôme und Le Mans gekämpft hatten, waren oft wochenlang nicht aus den Kleidern und Schuhen gekommen; die Schuhe legten sie tatsächlich manchmal nicht ab, bis sie ihnen in Fetzen von den Füßen fielen. Das geschah aber leider recht oft, denn das im Lager von Conlie gebildete sechzehnte Korps war ja noch mehr als andre das Opfer betrügerischer Lieferanten geworden, die es mit niedern Schuhen mit Pappdeckelsohlen und mit dünnen Mänteln aus sogenanntem Shoddytuch ausstatteten, das, wie sich einer der Moblots ausdrückte, Löcher bekam, wenn die Sonne darauf schien, und sich wie ein Schwamm mit Wasser füllte, wenn es regnete. Abgesehen davon, haben sich die angeblich so praktischen Franzosen klar gemacht, daß das systematische Biwakieren, das abhärtend wirken sollte, der Reinlichkeit des Körpers, der Kleider und der Waffen höchst unzuträglich ist? Wer die Gefangnen von Le Mans oder

von Pontarlier gesehen hat, weiß, daß der Schmutz, an den sie sich gewöhnt hatten, eine der Ursachen ihrer Niederlagen geworden war, denn er überzog alles, sogar das Gewehr, begünstigte alle möglichen Krankheiten und drückte ihre Selbstachtung auf den Nullpunkt hinab.

Unser kleiner Franzose, der sich nach dem Verlust einer Zehe, die fast von selbst vom Fuße fiel, rasch erholte, durfte nun umhergehn. Da sah man so recht, wie glücklich er war, dem Kriege entronnen zu sein. Man brauchte nicht eben Physiognomiker zu sein, um ihm am Gesicht abzulesen, daß er keine Faser von Soldatennatur in sich hatte. Ein Kopf so rund wie eine Kegelkugel, glatt geschoren, ein Gesicht, das dazu bestimmt zu sein schien, unter günstigen Verhältnissen ebenso rund zu werden, rundliche Lippen, weit offne Augen mit herabsinkenden obern Augenlidern — kurz ein Kopf, den die Natur in einer heitern Laune aus lauter Kugel- und Kreisabschnitten zusammengesetzt zu haben schien. Und nichts im übrigen Bau des Körpers widersprach der Auffassung, daß der ganze Mensch, unter der Herrschaft eines Kugel- und Kreisstils ins Leben gerufen, bestimmt sei, auf der ebnen Bahn des von Urahnen ererbten Berufs durchs Dasein zu wallen. Und dieser leichten Bewegung lagen keine Hemmnisse auf seiten des Charakters im Wege; er hatte sich eine ungemein freundliche Manier in Fragen und Antworten, Bescheidenheit und Zuvorkommenheit im Tun jeder Art angeeignet, die seiner natürlichen Gutmütigkeit wohl zu Gesicht stand. Unsre Leute hielten ihn deswegen zuerst für dumm, aber seine Anstelligkeit belehrte sie bald eines Bessern. Des Morgens und des Abends las er in einem zerlesenen Gebetbüchlein kurze Gebete, und die barmherzige Schwester empfahl ihn uns als „guten, frommen Jungen.“

Seine Soldatenlaufbahn erzählte er mir in den Stunden, die wir zusammen vor dem Ofen des Krankensaals saßen, etwa folgendermaßen: Ihr seid Soldaten, und in eurer Mitte bin auch ich Soldat, weil ihr mich als solchen gelten laßt. In Wirklichkeit bin ich nichts weniger als das, war auch nicht Soldat, als man mich in Reih und Glied stellte. Ich wurde es eigentlich erst in dem Augenblick, wo wir uns in La Tuilerie verteidigt und verschossen hatten und später dann von euern Leuten gefangen genommen wurden. Da fühlte ich etwas von Liebe zur Waffe in mir, just da, wo sie mir genommen wurde. Im Grunde bin ich nur ein simpler Landmann und wäre es auch geblieben,

wenn man mich nicht gezwungen hätte, in den Krieg zu ziehn. Ich bin wahrhaftig nicht von selbst gegangen. Eines Tages holte mich der Maire, der nicht mein Freund ist, aus meinem Schafstall — ich bin nämlich mit Leidenschaft Züchter — und sagte zu mir: Bring deine Sachen in Ordnung, in drei Tagen mußt du dich in Rennes stellen, du kommst zur Mobilgarde. — Ich war wie vom Donner gerührt. Ich soll Mobilgardist werden? Maire, du scherzest, das ist ja unmöglich, es ist lächerlich. — Nicht im geringsten. Du weißt doch, daß alle gerufen werden, die die Flinte tragen können? — Ja, ich habe so etwas gehört. Aber ein Soldat muß Mut haben, Maire, und ich habe nicht eine Spur davon. Ich sage das dir und werde es jedem sagen, der es hören will: beim ersten Schuß werfe ich mein Gewehr weg und laufe, was ich kann. Ich bin aus einer ganz unmilitärischen Familie, mein Vater und mein Großvater waren Hammelzüchter, wie ich es bin; macht das nicht zum Kriegsdienst untauglich? — Mein lieber Mathieu, reden hilft hier nichts. Wir wissen genau, daß du weder dein Gewehr wegwerfen noch weglaufen wirst. — Ich schweige von den drei Tagen vor dem Abmarsch. Drei Tage darauf gingen wir nach Rennes, zehn meiner Nachbarn, die dasselbe Los getroffen hatte, nahmen denselben Weg, einige von Weibern, Kindern und Verwandten begleitet; es war eine traurige Karawane; kein einziger ging gern. An der großen Straße angekommen, sagten die Männer: Es taugt nichts, daß wir mit Weib und Kind in Rennes einziehn, senden wir sie zurück, sie müssen lernen ohne uns auszukommen, wer weiß, wer von uns zurückkehrt? — Da wir nun allein waren, hob sich die Stimmung, wir teilten einander aus der Feldflasche mit, und einige begannen zu rauchen, andre zu singen. Einer sagte: Mir ahnt so etwas, als ob wir bald zurückkehrten. Uns fällt es so schwer, nach Rennes zu gehn, und das sind doch nur 25 Kilometer, nun bedenke, die Prussiens sind hundertmal so weit hergekommen und sollten nicht die erste Gelegenheit ergreifen, nach Haus zurückzukehren? — Wir hörten das gern, glaubten es aber nicht. Ich dachte: Franzosen sind nicht Preußen, und Frankreich ist nicht Deutschland; wer in Frankreich ist, bleibt gern darin.

Diesen Abend durften wir uns in Rennes zerstreuen; ich schlief bei einem Wirte, den ich kannte, auf dem Stroh. Am andern Morgen empfingen wir alte Gewehre und begannen zu exerzieren, empfingen auch Tornister, die wir mit Ziegelsteinen

beschwert der Übung halber trugen, Uniformen erhielten wir leider nicht, die gab man uns erst viel später, als wir schon über Tours hinaus waren. So marschierte ich denn in der blauen Bluse und im Strohhut, wie ich an jenem Abend vom Acker weggegangen war; meine Kleider zerrissen, mein Strohhut war lächerlich im Regen und an den kalten Tagen, die dann folgten. Ich dachte: Das ist der Krieg; im Kriege darf uns so etwas nicht kümmern. In allen andern Augenblicken dachte ich aber nicht an den Krieg, sondern an mein Haus, meine Leute, mein Land, meine Hämmel. Hätte man mir früher eine Uniform angezogen, so würde ich mir vielleicht ein militärisches Gefühl angeeignet haben; so aber wurde ich den Gedanken nicht los, daß das nur eine vorübergehende Sache sei. Deshalb lief ich auch nicht, als Uniformen angekommen waren, wie andre, ungeduldig danach, sondern wartete ruhig, bis man mich aufforderte, endlich Bluse und Strohhut abzulegen. Das kam daher, daß ich in meinem Innern immer noch nicht glaubte, daß es Ernst sei; ich Tor meinte, solange ich meine Zivilkleider am Leibe hätte, sei ich immer noch nicht ganz dem Kriegsleben überantwortet. Und besonders der Strohhut erinnerte mich so an den Sommer, die Sonne schien durch einen Riß in der Krempe, ich trug ihn, bis man mich zwang, ihn wegzuwerfen; da meinte ich den schönen Sommer, der dem Kriege vorangegangen war, und alle seine Freuden und Hoffnungen damit weggeworfen zu haben. Und richtig war auch gleich darauf der Winter da. Am 12. Oktober fiel der erste Reif, und nach diesem kamen die Nebel und die kalten Regen. Da machten wir unsre Übungsmärsche, den Nebel in den Knochen und das Wasser in den Muskeln, es ging verdammt schlecht. Nebel und Wasser innen und außen sind wir nicht losgeworden bis der Frost kam, und das ganze Anjou und Orléanais unter einem Schnee lagen, so tief wie er hier seit Jahren nicht gesehen worden war. Bei diesen Märschen stellte sich heraus, wie schlecht unsre Schuhe waren, nach wenig Regentagen fielen sie in Stücke. Später haben wir Stiefel nach dem Muster der eurigen bekommen. Viele von uns konnten sich aber durchaus nicht an die Lederstiefel gewöhnen. Denkt euch Leute, die ihr ganzes Leben nur Holzschuhe getragen haben, für solche sind die niedern Schuhe mit Gamaschen. Aber wochenlang marschiert man damit nicht in Wasser und Schlamm! Alle diese griffen zu den Holzschuhen, wenn die andern ihnen buchstäblich von den Füßen gefallen waren.

Die Uniformen, die wir bekamen, gefielen uns auch nicht. Manche sagten: Wenn wir die roten Hosen der Infanterie hätten, wären wir auch ganz andre Kerle, mit diesen grauen sind wir wie die Müllerknechte. Es wurde geantwortet: Ist dir der rote Streifen nicht breit genug? Die Meerschweine (Marinesoldaten), die sich besser halten als die hochmütigen Lignards, sind blau von oben bis unten. Einigen waren die Waffenröcke zu eng, andre schwammen darin. Alle aber klagten darüber, daß beim Marsch mit dem Tornister der Zwischenraum zwischen dem steifen Uniformkragen und dem Hals immer größer wurde; der Regen tropfte, der Schnee fiel hinein, floß schmelzend über den Rücken und kühlte den Schweiß ab. In den grobfädigen Stoff zog das Wasser wie in einen Schwamm hinein und sickerte an den Ärmeln herab und im Saum zusammen, aus denen sich dann kleine andauernde Quellen über Hände und Schenkel ergossen. Ihr glaubt nicht, wie an solchen äußern Übeln eine Armee leidet, die das große Unglück hat, nichts zu leisten. Das schlimmste war aber doch, daß gerade als wir besser bekleidet und bewaffnet waren als je und um Schuhwerk und warme Mäntel die Deutschen fast nicht mehr zu beneiden brauchten, es uns militärisch am schlechtesten ging; und nun halfen Bekleidung und Bewaffnung wenig, die Unzufriedenheit zu heben, die Tausende veranlaßte, sich ohne Gegenwehr gefangen nehmen zu lassen.

Von Gewehren empfingen wir zuerst die großen Tabatiereflinten. Da man uns aber gleich mitteilte, sie ließen manchmal den Schuß durch die weite Rücköffnung heraus, liebten wir sie nicht. Später erhielten wir Remingtons, die aber nicht mehr losgingen, als wir sie vierzehn Tage im Regen umhergetragen hatten. Wir waren immerhin besser daran als die armen Mobilen von der Ille-et-Villaine, die Zündhütchengewehre hatten, mit denen sie gar nichts anzufangen wußten. Ist es zu verwundern, wenn ein armer Kerl eine solche Flinte wegwirft, wenn sie ihm auf dem Rückzug zu schwer wird? Man läuft schlecht mit dem Gewehr auf der Schulter, am besten wenn man die Hände frei hat. Bajonette empfingen viele, als sie schon im Feuer gestanden hatten. Man predigte uns den Elan beim Bajonettangriff als die große Tugend der französischen Soldaten, und wie oft übten wir diesen Angriff, aber ohne Bajonette! Ich dachte auf den Märschen nach, ob man nicht in einer Zeit, wo soviel erfunden wurde, eine Erfindung machen könne, ein gehöriges Brotmesser auf die Flinte zu stecken.

Trotz der traurigen Figur, die wir machten, wurden wir in den Städten, durch die wir marschierten, immer von zahlreichen Zuschauern mit den Rufen: Vive la république! und Vive la guerre! empfangen. Die Damen winkten uns aus den Fenstern. Ach, hätte ich doch einige von ihren feinen Tüchern gehabt, um sie um meine wunden Füße zu binden, die in ihren groben Fußlappen gerade dann oft furchtbar schmerzten, wenn wir über das schlechte Pflaster marschierten. Der Hauptmann rief uns zu, recht stolz aufzutreten, um den Bürgern zu zeigen, was für Feldsoldaten wir seien. Jedoch wie soll man auftreten, wenn die Sohlen bluten? Ich war nicht der einzige in der Sektion, der tagelang nur noch auf den äußern Rändern der Füße gehn konnte. Das macht allerdings keinen kriegerischen Eindruck. Wir wunderten uns im Anfang, als wir es noch nicht gewohnt waren, wie unser Erscheinen soviel Begeisterung erregen konnte. Später sahen wir ein, daß ihr Rufen und ihr Winken nicht uns armen Leuten galt, sondern der Fahne, die man uns vorantrug. Ich dachte mir: Sie rufen so laut, um ihre Freude zu verbergen, daß sie nicht mit uns ins Feld müssen!

Abends im Quartier hörten wir ganz andre Stimmen, als die uns beim Einzug aus den Fenstern gerufen hatten; zum Beispiel sagte eine Frau: Ihr armen Leute seid gar keine Soldaten, und eure Befehlshaber sind gar keine Offiziere, sondern Advokaten und Politiker. Wie feig müssen die Franzosen sein, sich so in den Krieg führen zu lassen! Das war nicht tröstlich, und man mußte ihr Recht geben.

Der Krieg rüttelt auch die Neugier und den Vorwitz auf, daß die Menschen ihre eignen Angelegenheiten vergessen und sich mit denen leidenschaftlich beschäftigen, die sie nichts angehn. Statt froh zu sein, daß sie zuhause bleiben konnten, liefen und fuhren sie uns nach und gafften unsre Übungen an. Das war uns sehr unbequem, denn wir wußten wohl, daß wir nichts konnten.

Das Fett der Begeisterung und auch der ersten Neugier war denn auch bald abgeschöpft, wir erregten kein Interesse mehr, und da wir schwach waren, und unsre Vorgesetzten sich reserviert hielten, behandelten uns die Leute schlechter. Was wollt ihr? Der Schwache ist nicht beliebt. Das Mehr, was die Deutschen ihnen abgenommen hatten, zogen sie an dem ab, was sie uns hätten geben müssen. Besonders die Städte behandelten die Kinder Frankreichs schlechter als den Feind. Wir standen hungernd und frierend auf den Plätzen, während sich unsre Offiziere mit den

Bürgern herumstritten, und man hörte Stimmen: Wahrlich ein Bauernkrieg gegen diese aufgeblasenen Bourgeois wäre schöner, als gegen die Deutschen zu Felde zu ziehn! Aber auch unsre Bauern hoben Brot und Hafer für ihre Feinde auf. Sie jammerten, wenn wir etwas wollten: Was tun wir, wenn nach euch die Deutschen kommen? Landsleute, laßt uns so viel, daß sie uns nicht schlagen. Die armen Leute bekamen nun Schläge von ihren Landsleuten. Schlagt nicht so zu, rief einmal unser Hauptmann, als einige hungrige Mobile einen Bauern prügelten, es ist kein Preuße, bewahrt eure Schläge für den Feind. Einer antwortete ihm: Wenn diese ihr Brot für den Feind aufbewahren, dann wird der Feind uns mit doppelter Kraft schlagen!

Das ist ein entschiedner Mangel, daß man uns Franzosen gelehrt hat, wenig zu essen; wir nehmen viel weniger Nahrung zu uns als die Deutschen, wir sind eben deshalb weniger widerstandsfähig, wir heizen weniger ein und leiden schon darum mehr von der Kälte. Die Freude der Deutschen an ihren brodelnden Töpfen voll Reis oder Kartoffeln mit einem Stück magern Hammel= oder Kuhfleisches darin hat dazu beigetragen, daß sie andre Bequemlichkeiten nicht vermißten. Die einen tranken den ganzen Tag Wein, andre, die keinen Wein hatten, sehr viel dünnen Kaffee: stark oder schwach, warm oder kalt; diese Genüsse steigerten ihr Behagen.

Der Winter blieb kalt, das Land lag tief im Schnee, und wir machten unsre Märsche oft wochenlang Tag für Tag. Wie müde, wie müde wird der Mensch, der tagtäglich in demselben Schnee seine schmutzige Spur dahinzieht! Müde schon vom Hineinsehen in diese blendende, einförmige Landschaft, müde vom mühseligen Gehen, mehr Gleiten als Marschieren, müde von dem immer sich wiederholenden Auseinanderreißen der Kolonnen, dem Zurückbleiben, dem Schelten der Unteroffiziere, die vergeblich antreiben. Man schließt die Augen, man fühlt nur noch die Richtung an den Nebenmännern, oder wenn der Vordermann, dem man auf die Ferse tritt, zurückschreit. Wahrlich, es war eine Wohltat, wenn man sich, wo es bergauf ging, dann und wann in ein Kanonenrad legte und fortschieben half; der Körper gewann eine Stütze, und es gab Abwechslung. Es war, als ob wir mit jedem Marschtage schwerer würden. Das kam davon, daß wir, uns selbst überlassen, immer mehr zusammensanken, daß keine feste Hand uns hob und fortzog. Die Kompagnien, die noch einen tüchtigen Sergeanten hatten, hielten besser zusammen.

Bourbaki soll gesagt haben: Ich habe hunderttausend Mann und keinen Soldaten; Chanzy konnte nahezu dasselbe sagen. Es wurden uns Tagesbefehle verlesen, worin er uns euch deutsche Soldaten zum Vorbild hinstellte. Die Strapazen, die ihr ertrüget, müßten Franzosen auch zu ertragen wissen. Wir sagten unter uns: Ihre dicken Stiefel, ihre langen Mäntel, ihre warmen Uniformen, sogar die Wollkapuzen, die viele von ihnen tragen, die erklären viel.

Im Lager bei Le Mans bildete damals ein alter Seemann, der Admiral Jaurès, das 21. Korps. Zu diesem stießen wir. Ich weiß nicht, war es das Beispiel von Truppen, die schon besser geübt waren, war es der Eifer, der sich von oben herab in unsre Führer ergoß, oder vielleicht nur der trockne Boden dieser Gegend, den dichtes Heidekraut bedeckte, wir lebten auf, die Mürrischen wurden heiterer, die Widerspenstigen folgsamer, und da auch die Erinnerung an die Heimat allmählich verblaßte, wurde in manchem mit der Zeit ein guter Wille herangezogen, zu gehorchen und zur Not in den Kampf zu gehn. Unser Kommandant erhielt ein Regiment, und die Führung unsers Bataillons übernahm nun ein Hauptmann, der früher Professor an einer Kriegsschule gewesen war. Vielleicht nannte man ihn deshalb den Philosophen, vielleicht auch weil er weniger als nichts von militärischen Äußerlichkeiten hielt. Darin war er das Gegenteil von seinem Vorgänger, der streng auf Ordnung im kleinsten gehalten hatte. Vielleicht wollte er sich bei uns beliebt machen. Er sprach oft vor der Front von dem Fluch der Eitelkeit, dem der Soldat verfalle, der in einer Zeit, wo alles auf den Kern ankomme, seine Pflicht zu tun glaube, wenn nur alles blank sei. Das paßte nun für uns gar nicht, denn wir litten eigentlich alle an dem Fehler, daß es bei uns zu wenig glänzte. Ich will Soldaten befehligen, die den Feind schlagen, ob sie Hosen anhaben, ist dann gleich. So machten wir denn Felddienstübungen von früh bis spät und stürmten rasch aufgeworfne Schanzen, in denen wir, wenn wir siegreich oben ankamen, bis über die Knie in den Schlamm sanken.

Was uns anbetrifft, so hatte der neue Kommandant die idealsten Vorstellungen von den Soldatenpflichten und äußerte in Reden vor dem Bataillon seine Freude darüber, daß er berufen sei, gerade uns zu Helden zu erziehn, die sonst in der Dumpfheit des bürgerlichen Daseins hingelebt hätten, ohne zu wissen, daß in jedem Franzosen ein Held stecke. Für sich selbst stellte er dagegen fest, daß der Offizier vom Bataillonskommandanten

aufwärts, der sich gleich im Beginn des Angriffs an die Spitze seiner Truppen stelle, die er zu leiten habe, mit seinem Leben die beste Karte ausspiele, die er bis zuletzt in der Hand behalten sollte. Was ist nun seine Truppe ohne ihn, wenn er fällt? Ihm muß der Mut anerzogen sein, sich nicht auszusetzen. Der Tod auf der Bresche, der für den Soldaten der höchste ist, ist für ihn viel zu billig! — Also, sagten wir, zieht er vor, im Bett zu sterben.

Wenn wir von einer Höhe zurücksahen, sah ein Regiment im Marsch wie eine Kette von Schafherden aus; der Unteroffizier, ein Studierter, sagte: Wie eine Schlange, die sich in ihre Glieder auflöst. Mir war dieser Anblick doppelt unangenehm, denn ich wußte, daß eine Herde Schafe ordentlicher beisammen bleibt. Da sah man, daß jeder Einzelne eine andre Richtung und ein andres Tempo angenommen haben würde, wenn nicht der Trieb zu leben einen an den andern gefesselt hätte. Aber dieser Trieb genügt nicht für die äußersten Fälle, in denen es sich zeigte, daß wir kein Vertrauen zu unsern Führern hatten. Wir merkten bei jedem anstrengenden Marsche, daß die Maschine zu neu war, die Teile stießen einander, wenn man sie in Betrieb setzte, ein Rad rieb sich am andern. Die Soldaten erzählten sich, daß Chanzy weder obere noch untere Offiziere an den Stellen bei den Vorposten angetroffen habe, die er ihnen zugewiesen hätte. Je mehr solche Dinge umliefen, desto lockrer wurde der Zusammenhalt der Herde. Mangel an Vertrauen ist eine Krankheit des Herzens, die lähmt und schwächt. Als unser Major eines Tages mit einer neuen Rosette im Knopfloch, die ihm eben verliehen worden war, vor die Front trat, ging ein lautes Hohnlachen durch die Reihen. Man fragte: Wo hat der Philosoph das verdient? Es war vergeblich, daß man die Gendarmerie vermehrte, um am Schlachttag die Ausreißer durch eine Postenkette hinter der Front aufzuhalten. Chanzy wußte, wie die nahe Stadt die Sehnsucht nach Zimmern, Betten, beleuchteten Straßen, die entfernte Hoffnung auf besseres Essen und Trinken, auf geflickte Kleider und neubesohlte Schuhe erweckte; er soll sogar beabsichtigt haben, im Falle der Schlacht die Brücke abzubrechen, um den Rückzug in die Stadt unmöglich zu machen, der vielen als das willkommenste Ende des Krieges erschien.

Im Januar kam der Feind näher; wir sahen ihn nicht, aber es hieß, er sei nur noch einen Tag entfernt. Doch kamen wir nicht gleich mit ihm in Berührung. Wir hörten in der

Ferne die Geschütze donnern, sahen Verwundete, die zurücktransportiert wurden, und ließen todmüde und ausgehungerte Regimenter an uns vorüberziehn, die rückwärts verlegt wurden, weil sie entmutigt waren. So wird es uns auch eines Tags gehn! An einem Morgen nahmen wir eine Stellung hinter den breiten Höhen vor Le Mans ein. Das Wetter war schlecht, die Erde weich. Das Bataillon wurde auseinandergezogen, die Sektionen postierten sich hinter Deckungen. Der Major zeigte uns die Richtung, woher der Feind kommen mußte, und sagte, von unserm Festhalten hinge das Schicksal von Le Mans ab. Was kümmerte uns Le Mans, das wir bisher nicht einmal betreten durften? Niemand begriff, warum wir gerade hier kämpfen sollten. Wir kamen an diesem Tage nicht nahe an den Feind, und doch hieß es: Wir haben die Schlacht gewonnen. Welche Schlacht? Nun, diese. Keiner war, der sich eine Schlacht so gedacht hätte: Marschieren, Stehn, Marschieren, Liegen, einige Granaten, Aufspringen, wieder Marschieren. Wo war der Elan, wo das Vordringen? Geduld, Schweigen war die Tugend, die gefordert wurde. Das Fragen hatte man längst vergessen, denn niemand wußte etwas.

Die schwarzen Schlangen, die dort in die fahle Dämmerung hineinziehn, immer breiter zusammenfließend, das ist der Feind? Das einzige, was wir von ihm gesehen haben! Wir folgen ihm nicht, wir bleiben stehn, wir legen uns in die nassen Furchen, wo gerade keine Pfütze stand. Wenn wir gewußt hätten, daß sein Rückzug nur ein Ausholen zum Stoß mit stärkern Kräften war, würden wir weniger ruhig geschlafen haben. Am dunkeln Frühmorgen wurden wir alarmiert, es war noch kein Schimmer von Dämmerung am Himmel, keiner sah den andern. Unsre Führer waren Stimmen ohne Gesicht und Gestalt, Kommandorufe, denen man in der schwarzen Dunkelheit nur zögernd, unsicher folgt. Man hört Schüsse auf allen Seiten, ihre Patrouillen scheinen um uns zu wimmeln, wir erwarten im ersten Morgenlicht ein Heer von Helmspitzen auftauchen zu sehen. Halt! ruft mein Nachbar, hält mich am Arm zurück und deutet bloß auf ein stangenartiges gerades Birkenstämmchen, das ihm eine Ulanenlanze vorgetäuscht hatte. Der Lärm legt sich, man sagt, es seien feindliche Patrouillen aus Versehen in unsre Linie geraten. Das müssen Waghälse sein, die sich so versehen!

Eine wellige Ebene, wenig Wald, ziemlich viel Dörfer, so war das Land östlich von uns. Es schien uns gefährlich zu

sein, denn es konnte Tausende von Feinden in seinen flachen Mulden, hinter den Hecken und niedrigen Mauern der Äcker bergen: Armeen konnten hier verschwinden und wieder auftauchen, und niemand wußte wohin? woher? So waren wir denn in der größten Ungewißheit, ob wir nicht mitten ins Verderben hineinmarschierten, und konnten trotz des anfeuernden Tagesbefehls Chanzys, der uns gestern verlesen worden war, nicht die Überzeugung gewinnen, daß wir siegen würden oder müßten. Junge Offiziere, die ausgesandt waren, den nahen Feind auszukundschaften, kamen herangesprengt, als sei ihnen eine Armee auf den Fersen. Große Massen marschieren gegen uns, riefen sie. Was? O, das konnte ich nicht genau sehen, ich glaube, es sind Feinde! Zum Glück waren es zu der Stunde noch welche von den Unsern. Damals sah im Schnee jeder Truppenkörper schwarzgrau aus. Diese jungen Leute riskierten nicht, den Schuß auf sich zu ziehn, der ihre Zweifel zerstreut hätte. Wir arbeiteten uns in derselben Unsicherheit weiter. Nun halt! Das bedeutete zunächst Niederwerfen, wo eben gerade einer stand. Ich saß neben dem Sergeanten auf dem Rande des Straßengrabens, seine Hand berührte mich, und als ich ihn zufällig ansah, winkte er mir zu, und ich sah die Spitze seines Schnurrbarts auf ein Dorf rechts am äußersten Horizont hinweisen, über dem ganz tief eine lange weiße Wolke lag. Manchmal sah man kleine Wölkchen darüber aufsteigen, sich auflösen und in der langen Bank verschwinden: Dort wird geschossen, es sind Granaten, der Wind trägt den Schall von uns weg; gib acht, wir werden gleich einschwenken und Pulver riechen.

Wir rückten bald weiter vor, glücklicherweise nicht geradeswegs auf das Schlachtfeld, sondern halbrechts. Aha, sagte man, die Taktik der Preußen, wir werden sie überflügeln. Diese Taktik imponierte uns sehr; die, die bei Loigny gewesen waren, behaupteten, es sei ein wahrer Unsinn, den Stier bei den Hörnern fassen zu wollen. Ich hatte auch sagen hören: Wenn man Truppen hat wie das fünfzehnte Korps, das die Befestigungen von Orleans fast ohne Verteidigung verlassen hat, muß man froh sein, wenn man den Feind an seiner schwächsten Stelle umgehn kann.

Wir kamen jetzt auf eine andre Landstraße, an der wir uns neuerdings aufstellten. Nicht lange dauerte es, so sahen wir eine lange Wagenreihe, träge Ochsenwagen herankommen, auf denen Verwundete lagen, die hinter uns abgeladen wurden,

damit sie im Freien verbunden würden. Später sollten sie weitergeschafft werden, doch haben wir sie in der kalten Nacht dieses Tages noch daliegen sehen, und ohne das Hilferufen Einzelner wären unsre Batterien über sie weggefahren. Der Anblick dieser blutigen Leute, wie sie da auf die Erde gebettet wurden, war nicht ermutigend. Wir marschierten über das Feld, die Erde war feucht, die Füße waren bald zu schweren Klumpen geworden. Nun hörte man schon die Gewehre knattern, die hellern, sagte man, sind unsre Remingtons, die bum! bum! sind die, die deutsch sprechen. Zeitweise rollte das Gewehrfeuer minutenlang ununterbrochen fort. Wir durchschreiten einen trocknen Graben und ersteigen dessen jenseitigen Rand, da sehen wir schon auf dem Abhang, der sich langsam gegen das Dorf senkt, Haufen von den Unsern hinter Hecken, in Gräben kniend und liegend schießen, Unteroffiziere und Offiziere stehn hinter ihnen oder huschen gebückt von einer Gruppe zur andern. In diese Reihe rückten wir ein, sie machte auf beiden Seiten Platz, man wies uns an, wie wir uns verteilen sollten, und zeigte die Richtung, in der wir schießen sollten. Und nun ging das Schießen los, von Zielen war keine Rede, wir sahen keinen Feind, schossen eben in den Rauch, der sich immer mehr verdichtete. Es war wie mit den Hunden in einem Dorf, wenn einer bellt, bellen alle, so rollten die Flintenschüsse in unsern Reihen hin und her, wenn einer losbrannte, folgten die andern, und dann begann es wieder am andern Ende und rollte so fort. Eine wahre Wolke von Kugeln muß uns umhüllt haben, wir schossen, bis die Gewehre so heiß waren, daß man sie einen Augenblick auf die Erde legen mußte. Da die Gewehre der Deutschen nicht so weit trugen wie die unsern, hatten wir fast keine Verluste. Unsre ganze Sektion blieb unverwundet. Dann und wann pfiff eine Kugel durch uns hin, wahrscheinlich aus einem französischen Gewehr, das einer erbeutet hatte. Wenn wir vorgerückt wären, hätten wir etwas mehr von deutschen Kugeln zu schmecken bekommen, aber unser Major rief immer nur: Kinder, festbleiben! Einzelne meinten, man müsse nun doch endlich vorwärtskommen, doch damit hatte es niemand eilig.

Während noch Kolonnen vorrückten, besonders Artillerie, die überall am besten zusammenhielt, sickerten schon Flüchtlinge in solchen Massen durch, daß man zweifeln mußte, ob die Hauptbewegung vorwärts oder zurück gehe. Einen Augenblick sah man erstaunt zu, wie sich das zurückwälzte, dann hörte man aus unsern

Reihen Rufe: Wir haben keine Patronen mehr! Unser Train ist stecken geblieben, abgefangen! Die Artillerie machte Halt. Platz da, um Kehrt zu machen, rief einer, da drängten wir zur Seite und zurück, und es war kein Halten mehr, wir waren mitten in dem Strom der Zurückflutenden und schwammen mit. Plötzlich rasselte hinter uns und neben uns die Artillerie zurück, und nun sah man Leute alles Gepäck wegwerfen, sogar Geldbörsen, die allerdings seit Tagen keinen Sou gesehen haben mochten. Es war, wie wenn die Gewehre den vor Kälte steifen Händen von selbst entfielen. Jetzt sah ich auch zum erstenmal Leute in unsern Knäueln tot hinstürzen, denn die Granaten der feindlichen Geschütze, deren Donner schrecklich nahe kam, schlugen mitten unter uns ein. Es rührte mich aber nicht, jetzt war alle Furcht verflogen; ich hielt in einer Gruppe stand, die ein beherzter alter Sergeant noch hinter einer langen Reihe von Backsteinen neben der Ziegelei auf dem letzten Höhenrande befehligte. Woher kam mir der Mut, standzuhalten? Ich glaube, es war, was man den Mut der Verzweiflung nennt. Ich hatte so viel gelitten und gedarbt in diesen letzten Wochen, daß ein Groll in mir aufgestiegen war gegen den Feind, gegen meine unfähigen Vorgesetzten, gegen meine feigen Kameraden, gegen den Krieg im allgemeinen, und dieses neue Gefühl drängte nun alles andre zurück und gab mir den Mut, mich gegen die allgemeine Flucht und gegen den vordringenden Feind zu stellen. Es half freilich nichts. Wir mußten uns mit den letzten Bataillonen, Seite an Seite mit päpstlichen Zuaven, Linien- und Marinesoldaten, zurückziehn, die früher voll Verachtung auf uns heruntergesehen hatten. Einige Offiziere lobten uns, daß wir nicht so rasch wie die andern Mobilen gelaufen waren. Dieses Lob schien mir jedoch schlecht angewandt zu sein, soweit es mich betraf; ich wußte doch am besten, daß dieses Standhalten nur eine kurze Episode von einer Stunde nach Wochen war, in denen fast niemand von uns allen so recht seine Pflicht getan hatte.

Die Nacht sank auf das Feld, und mit dem Dunkel und der Kälte legte sich auf uns, die Besiegten, die ganze Last der Enttäuschung und der Verzweiflung. Wir wußten nicht, ob wir vor Frost oder vor Furcht vor dem ungewissen morgenden Tage zitterten. Zwischen den Geschützen, die noch zur rechten Zeit ausgerissen waren, in den Ackerfurchen liegend, verloren wir das bißchen Mut, das wir mitgebracht hatten. Er erstarrte wie alles. Ich dachte mir: So hart wie diese Schollen, die unter

der Sohle klingen, ist dein Herz geworden. Gibt es ein Unglück, das noch einen Eindruck auf dieses Herz machen könnte? Es ist nur noch Gleichgiltigkeit darin. Ich mochte nicht einmal mehr an die Heimat denken.

In der Morgenfrühe, als der Januarfrost den Höhepunkt erreicht hatte, rüttelte mich der Sergeant auf: Wir haben seit gestern kein Wort des Befehls, man scheint uns vergessen zu haben. Du sollst mit zwei Mann dort rechts hinüber gehn, wo der Rauch über dem Dorf liegt, und den Befehl holen. Du wirst dort den Stab der Brigade finden, der wir jetzt angehören. Hierbleiben wird nicht möglich sein, aber abziehn wollen wir auch nicht ohne weiteres. Wir waren gern bereit zu gehn, man mußte sich bewegen, um warm zu werden. Es war dunkel, die letzten Sterne standen am Himmel, dort wo wir hin sollten, war es allein heller, dort dämmerte es von der Glut der Bauernhäuser, an denen das letzte Brennbare glühte und qualmte. Es war ein trauriger Anblick, doch stolperten wir über die harten Erdschollen so rasch wie möglich den Brandstellen zu, zum Teil von der Hoffnung getrieben, einen größern Truppenkörper der Unsrigen zu finden, an den wir uns anschließen konnten, zum Teil von der Wärme angezogen. Straße oder Weg sahen wir nicht, wir müssen von hinten her zwischen den Häusern ins Dorf hineingekommen sein. Kein Posten! Vor ein paar glühenden Balken saß mitten auf der Straße ein in seinen Mantel gehüllter Mann, den Kopf verbunden, ich sah seinen Säbel im Feuer funkeln, das mich blendete, das mußte ein Offizier sein. Ich ging auf ihn zu, meldete die Patrouille, ohne zu wissen, ob er mich höre oder nicht, da schaute er erstaunt auf, sprang auf beide Füße und rief mir französisch zu: Gefangner! Er hatte nicht einmal seinen Revolver gezogen, sondern gleich nach meinem Gewehr gegriffen, das ich ihm im Schreck ohne weiteres ließ. In der nächsten Sekunde waren wir von Pickelhauben umringt. Wirklich gefangen!

Das war das lächerliche Ende meines Kriegsdienstes. Die nächsten Tage bekamen wir viele Kameraden, auch aus meiner Kompagnie kam ein Trupp gefangen an. Zuerst hungerten wir, und eure Soldaten mit uns. Wir sahen: auch der Sieg macht nicht satt. Da war ein gewisser Trost darin. Dann bekamen wir satt zu essen. Es regnete aber unaufhörlich, und wir marschierten endlos, immer nach Osten. Wie merkwürdig, man träumte nun nicht mehr von der Heimat, sondern von warmen

Kasernenstuben in deutschen Festungen und endlosem Ruhen in Kasematten nach den langen Märschen! Dann kamen fünf Tage in den kalten Güterwagen der Eisenbahn, bald sitzend, bald liegend, immer vom Frost und von der Nässe geschüttelt, das war demoralisierender als eine verlorne Schlacht. Welches Glück, daß ich in euer Lazarett kam, ehe ich vollständig zugrunde ging!



4. Die barmherzige Schwester

In dem kleinen Neuen Testament, das mir der Divisionspfarrer geschenkt hatte, las ich manchmal den ersten Korintherbrief. Wenn ich an die Stelle kam: „Die Liebe hört nimmer auf, so doch die Weissagungen aufhören werden, die Sprachen aufhören werden, und das Erkenntnis aufhören wird," dachte ich heute nicht lange über die Liebe nach, die hier gemeint sei, dachte vor allem nicht an die natürliche Liebe, die Gatten zueinander oder Eltern zu Kindern hegen, und die, ein Stück Leben selber, weit über den Menschen hinaus durch die ganze lebendige Welt geht; ich sah, seitdem ich in dem Rekonvaleszentenhaus verweilte, zu jeder Stunde des Tags eine andre Auslegung vor mir. Bei den barmherzigen Schwestern, die hier pflegen, hört die Liebe nie auf. Sie sind Tag und Nacht zur Stelle, immer hilfbereit und immer heiter; für sie scheint es keine Müdigkeit, keine Abspannung, keinen Ekel zu geben. Ihr Verbinden der Wunden ist wie ein Gebet, von dem sie sich neugestärkt erheben. Wie wäre die Welt, wenn es auch außerhalb dieser Klostermauern viele solche Frauen gäbe? Das ist jetzt nicht möglich, aber es muß einst so kommen. Es muß auch andern gelingen, wunschlos zu werden und jenseits der Stürme zu leben. Die stille Ergebung in die Pflicht des Tages und des Augenblicks, die diese Frauen selig macht, sodaß wir im Anblick ihres Wirkens an die Seligpreisung der Bergpredigt denken, liegt im Keim in so vielem weltlichem Tun; es muß Mittel geben, diese Eigenschaft aus ihren Schalen frei zu machen.

Mein Kamerad, der Theolog im Waffenrock, den der Kriegssturm aus einem Hallischen Hörsaal bis vor Paris verweht hatte, und der als Typhusrekonvaleszent zurückgesandt worden war, meinte dazu: Das ist der Sinn der Sentenz: im kleinsten Punkt die größte Kraft, die von den meisten, die sie nachsprechen,

rein materiell gedacht wird. Aber habe einmal gelernt, daß das Kleinste, das sich dir zur Arbeit beut, eine verborgne Tiefe hat, in die du den größten Willen und das beste Geschick hineinlegst, und es füllt sich niemals an, es geht immer noch mehr hinein, so hast du eine innere Erfahrung gewonnen, die mit der Sicherheit des Kompasses unfehlbar auf eine große beständige Lebensaufgabe zeigt. Was ist nun tiefer als die Not des Lebens? Schlechthin nichts.

Ich verstehe dich, sagte ich; du meinst eben, wegen dieser Tiefe kann die Liebe nicht aufhören.

Ganz recht; und ich möchte noch hinzufügen: jede Entmutigung im Kampf mit der Not des Lebens ist ein Streiten mit dem Gott in uns, ein Abfall von dem, der uns stark, stark zur Tat will. Sehen wir uns doch in allernächster Nähe um. Jedem Soldaten ist es gelegentlich beschieden, Samariterdienste zu tun, besonders im Gefecht. Im Lazarett gäbe es noch mehr Arbeit. Ich habe gesehen, wie das gezwungne Nichtstun bei so vielen Lazarettinsassen ihr Verhältnis zum Ganzen lockerte, ich erkannte die Gefahr, daß diese Gewohnheit des ziellosen Herumlungerns von einem Tag in den andern auch mich erfassen könnte; da ging es mir wie eine Rettung auf, als ich diese breite Bresche sah, wo Menschenkräfte bauen könnten. Es zog mich in die Aufgabe, Hand anzulegen, buchstäblich hinein. Der Krieg ist für alle, die nicht siegen, besonders für die ein großes Unglück, die Krankheit aufs Lager streckt; mit den Monaten empfinden sogar die von Sieg zu Sieg eilenden, daß er nicht ihr natürlicher Zustand ist. Muß darin nicht die Forderung sein, alle Quellen des Glücks zu öffnen, die überhaupt möglich sind? Glück muß zum Streit wider das Unglück aufgerufen werden. Wer das einsieht, kann nimmer rasten, in dem spricht es: Nimm dich selbst in Zucht, wie diese Frauen es tun, steigere die Disziplin ins Sittliche. Laß vor allem deine Seele nicht bis zur Stagnation ruhn, schaffe dir die innere Quelle der Erfrischung, die keine Abstumpfung, keine völlige Ausebnung aufkommen läßt. Sobald sich der grüne Überzug der Schleimalgen und Wasserlinsen über die Klarheit einer Quelle zieht, bist du nicht sicher, welches Gewürm darunter auskriecht. Darin liegt der Segen der äußern Tätigkeit. Solange der Körper gesund ist, sollte er immer hart am Rande der Ermüdung gehalten werden. Der Mensch sei wie eine Flamme: die bewegt sich, solange sie Nahrung hat, wenn sie ruht, stirbt sie; aber solange sie lebt, strebt sie aufwärts.

Als in den ersten Dezembertagen bei Paris und an der Loire zugleich blutige Schlachten geschlagen worden waren, leerte man in aller Eile die Feldlazarette hinter der Front und schickte rückwärts, was transportabel war. Es war fast für alle, auch die des Lebens müde im Lazarett geworden waren, eine Erlösung, für manche mag auch die Entfernung vom Kriegsschauplatz willkommen gewesen sein, auf dem sich damals die von manchen für furchtbar gehaltnen neuen französischen Armeen vorwälzten. Es war ein glückliches Los, das mich hierher verschlug. Ich war nicht kriegsmüde, aber müde des Bluts; dessen, und der Trümmer, des Schmutzes hatte ich genug. Als ich in dieses Haus eintrat, sah ich seit Monaten zum erstenmal wieder ein friedlich-heiteres Antlitz. Vielleicht fesselte mich am meisten die breitflüglige Haube, die das frische, rötliche Gesicht der Schwester einfaßte, sie war so weiß, so weiß; seit wann hatte ich nichts so weißes gesehen? Jetzt mochte draußen im Felde der Schnee liegen, der konnte ähnlich sein, aber nur der allein, und auch auf diesem standen manchmal Blutlachen mit sonderbaren blaß bräunlichroten Rändern. Bei uns sah man nur fahle, bräunliche, gelbliche Töne; sogar das Weiße im Auge war trüb vom Blute, das in den müden Gefäßen stockte. Ich dachte an das Weißeste, was ich jemals gesehen hatte, an Firnfelder im Hochgebirge, an blendende Sommerwolken, die im tiefen Mittagsblau schwimmen, an den weißen Frühlingskrokus, dessen Blüten noch klarer als Lilien sind. Ich habe dann freilich noch viel helleres, leuchtenderes gesehen. Denn wie ein Stern, der aus Sturmwolken hervortritt, mutete mich die Menschenliebe und Frömmigkeit an, die ich hier erfahren habe. In der Krankheit und in jeder Art von Not steht eine Wolke vor dem Himmel, sagte die alte Schwester Eulalia, die Lothringerin; wir Pflegerinnen kämpfen, daß sie sich zerstreue und Gottes Angesicht uns wieder hell ansehe.

Wenn von den Gründen gesprochen wurde, warum wir uns in der Pflege der Schwestern so wohl fühlten, wurde jedesmal ihre verständige, ruhige Behandlung der Kranken gerühmt; einige behaupteten, sie hätten mitten im Fieber aus ihren Fingerspitzen, die sich an den Puls legten, etwas beruhigendes herüberfließen fühlen. Es stellte sich dabei aber auch eine innere Verwandtschaft heraus. Jeder von uns Soldaten, der in ihre Nähe kam, fühlte etwas Verwandtes in ihrem Wesen. Nicht bloß in der Uniform liegt das, die sie tragen, und auf die sie so stolz sind wie wir auf die unsre. Wir und sie dienen, und zwar dienen wir beide einen

harten Dienst, zur Not geht es ums Leben. Wir und sie kämpfen nieder, was wir wollen, und tun, was wir sollen. Auch darin sind sie den Soldaten ähnlich, daß sie gerade und mutig ihrer Pflicht nachgehn; das gewöhnliche Weltleben mit seinen Umwegen, die gar oft zwecklos in sich zurücklaufende Schlangenwege sind, mit seinem Biegen und Ducken erzielt nur schillernde Charaktere. Der Soldat antwortet auf jede Frage eines Vorgesetzten kurz und bestimmt, indem er ihm fest ins Auge schaut. Dasselbe ist die Art der Rede der Schwestern. Diese legen vielleicht noch mehr als die Soldaten, wenn sie die Uniform anziehn, alle übrigen Unterschiede ab, sie verlieren Vorzüge und Vorteile und steigen doch nicht herunter. In ihrem gehaltnen Wesen liegt ein Bewußtsein ihrer Grenzen. Ihr Gang ist gelassen und leise, und doch schnell; eine geht wie die andre, sie sind darauf geübt, wie wir auf das Marschtempo. Beobachte, wenn eine gerufen wird, sie wendet nicht den Kopf, sondern wendet sich mit dem ganzen Körper um, es sieht dienstbereiter aus. Neben dem Arzt steht sie unbeweglich wie auf das Kommando Achtung! und was sie auch sehe, es zuckt keine Wimper. Sie haben alle dieselbe Art, wenn sie den Kranken zu trinken geben, sie halten ihnen den Kopf mit der einen Hand von rückwärts und neigen mit der andern leicht den Trinkbecher; wie sanft lassen sie dann den Kranken wieder auf sein Kissen zurücksinken, und ehe sie weitergehn, streichen sie seine Decke zurecht, sorgen, daß sie ihn gut einhülle. Eine macht es wie die andre, aber bloß angelernt ist das nicht. Da muß jemand seine ganze Menschlichkeit, oder wie sage ich doch? sein Unsterbliches hineinlegen, damit das tausendmal Getane die Frische der Blüte draußen in der Gottesnatur behält. Die Schwestern lernen durch Übung empfinden, was der Kranke braucht. Wenn ihn das Leiden sprachlos gemacht hat, oder wenn die leiseste Frage ihn aufregen würde, erraten sie seine Wünsche, als wenn sie selbst gerade in seiner Lage wären.

Die lothringische Schwester mit dem faltigen Gesicht sagte: Das hängt mit dem zusammen, was man in der Welt draußen als Enge und Einseitigkeit belächelt. Eng ist dieses Reich wohl, wenn Sie in ihm nach den Seiten hingehn, aber es ist unermeßlich groß nach der Höhe und nach der Tiefe hin, es ist ein Reich der tiefsten Tiefe und der höchsten Höhe; oder vielmehr, verbesserte sie sich, es müßte so sein; alles ist nicht genau so hoch und so tief, wie es sein sollte. Nur nach der Welt zu stoßen wir allerseits an Mauern, und das ist gut; nichts hemmt dagegen

den Aufschwung und das Sichversenken. Die beständige Übung des sich in die Lage unsrer Kranken versetzens öffnet die Sinne für so manches, was uns sonst unverständlich bliebe. Es gibt abstoßende Menschen, in die man sich nicht ganz hinein versetzen kann, die man aber doch verstehn muß, wenn man sie recht pflegen will; auch sie haben Menschen, denen sie teuer sind, diese werden gerade das finden, was ich nicht finden konnte, und indem ich sie gleichsam durch die Seele ihrer Lieben betrachte, finde ich oft ein Verständnis, wo ich es gar nicht erwartet hätte. Und ein andermal: Im Dienst der Kranken und der Elenden springen Quellen innern Glücks, von denen niemand weiß, der solchen Dienst niemals geleistet hat. Die stille Heiterkeit kommt davon, die wie der Widerschein eines verborgnen Lichts auf den Gesichtern der Schwestern liegt. Die äußere Heiterkeit, die ihr bewundert, fließt aus derselben Tiefe. Eure Weltweisen nennen den Humor das Lächeln des Herzens, das verwundet ist. Aber die Verwundung ist gar nicht nötig. Welchem Soldaten müßte man erst sagen, daß auf Kampf und Sieg die Freude einer gehobnen Stimmung folgt? Wenn das Verzagen niedergerungen ist, wallt der Lebensmut hoch auf. Wir kämpfen gegen uns selbst, reißen uns von unserm eignen Ich los, das uns niederzieht, und dieses Loskommen von sich selbst stärkt zu Werken der Demut, die beseligen. Was im gewöhnlichen Leben die Stimmung trübt: Empfindlichkeit, Ärger, Eitelkeit, Ekel, gibt es da nicht. Die Aufgaben, die wir uns setzen, hören nie auf, sie ziehn das Schifflein unsers Lebens durch die Flut der Zeit, die Wellen rauschen so frisch und hell daneben auf, kein Augenblick ist bei solchem Wandel zu verlieren, jeder hat seinen Zweck, seine Aufgabe. Das Aufsichbesinnen führt zu nichts. So muß unser Leben beschaffen sein, daß sich eine Forderung des Augenblicks an die andre reiht, und in dieser Kette keine Lücke bleibt, durch die du einen Blick in das Rätsel deines Daseins gewönnest. Besinne dich auf dein Tagwerk, das reicht aus.

Zu dem Theologen im Waffenrock sagte eine Schwester über ihren Dienst: Der Töchter natürliche Dienststätte ist das Elternhaus, sie können nur einen viel schwerern Dienst antreten, wenn sie diese verlassen, denn in der rechten Dienstbarkeit gibt es nur ein Avancement zu den größern Lasten. Das ist freilich auch immer ein Fortschritt zu größerer Zufriedenheit und mehr innerer Klarheit. Wenn sich das Auge der weltlichen Gewohnheit entäußert hat, beständig zwischen groß und klein zu unterscheiden,

und nun immer das Große im Kleinen sieht, hat die Welt keinen Reiz mehr für uns. Heimweh? Welches Heimweh meinen Sie? Das Heimweh, das zurückschaut, oder das Heimweh nach dem Frieden, der Ruhe vor uns? Wir schauen vorwärts. Auch darin ist unser inneres Auge anders gewöhnt. Vielleicht ist kein Vorwurf, den man uns macht, berechtigter als der des geringen Interesses für Familienangelegenheiten unsrer Kranken. Sie unterhalten uns von nichts lieber als davon und fordern natürlich unsre Teilnahme dafür; wir aber, gewohnt nach oben und nach unten zu sehen, verstehn nicht mehr so recht zu unterscheiden, was draußen jenseits der Mauern unsrer Krankenzimmer vorgeht. Vielleicht, sagte sie lächelnd, verstehn wir uns eben deshalb so gut mit den Soldaten, die sich ja auch aus ihren Familienbanden haben lösen müssen, um in neue Verbindungen einzutreten, die vorübergehend vielleicht fast so fest wie die unsern sind.

* * *

Meine Erinnerungen haben mich weit über die Räume des alten Lazaretts hinausgeführt, wo ich die ersten Erfahrungen im Krankenleben und -sterben sammelte; ich möchte noch von den letzten Tagen erzählen, die ich darin verlebte.

Bis Ende November hatte uns die rauhe Wirklichkeit des Kriegs in unsern Krankensälen verschont. Nur Botschaften und Gerüchte drangen zu uns, sie kamen von ziemlich weit her, denn unsre Truppen waren seit Wochen im Vordringen; auch brachten die Transporte nur einzelne Verwundete, und die Gerüchte erzählten auch nur von einzelnen Gefallnen. Daß es nicht so bleiben werde, war klar. Die ersten Sturmvögel waren wie gewöhnlich die Franzosen selbst, die Bewohner der Stadt, die kecker wurden, sich in auffallend großer Zahl auf den Straßen versammelten und einander wichtige Nachrichten zuzuflüstern hatten. Wir hörten davon durch die Krankenwärter, die manchmal etwas niedergeschlagen von ihren Gängen in die Stadt zurückkehrten, und durch einen der Unterärzte, der leider gar kein Held war, sondern in der häßlichen nervösen Feigheit der Gebildeten alles schwarz sah und Befürchtungen sogar uns gegenüber an den Tag legte.

An einem der früh dunkeln Dezembernachmittage hörte man ein stärkeres Gewehrfeuer, dichter als sonst und ohne Zweifel rasch näher kommend. Der jüngere Arzt, der von uns allen am wenigsten

zu fürchten hatte, kam in etwas aufgeregter Stimmung in den Saal, befahl allen denen, die irgend transportfähig seien, sich bereit zu machen, auf den ersten Befehl mit der hartbedrängten Besatzung abzumarschieren, bezeichnete schon einige Leichtverwundete, die marschfähig seien, und andre, für die Wagen zu requirieren wären; von der Mehrzahl, die übrig blieb, sprach er nicht; man wußte zur Genüge, daß sie dem Feind in die Hände fallen würde. Das tiefe Schweigen unterbrach ein Typhusrekonvaleszent, Schlesier, angeblich Jude, mit der angebrachten Frage, ob die weiße Flagge mit dem roten Kreuz bereit sei, unter der man sich etwaiger Übergriffe der siegreich eindringenden zu erwehren habe. Der Arzt verriet seine Nervosität uns in solchen Dingen empfindlichen Soldaten dadurch, daß er nicht das in solchen Fällen übliche „Halten Sie das Maul, bis Sie gefragt werden“ fand, sondern etwas Unsicheres brummte. Außen kam das Gefecht offenbar näher, am offnen Fenster hörte man Trompetensignale, Trommeln, die zu einem Sturmangriff einschlugen: Die brummen, es sind französische, unsre klopfen heller, sagten unsre Kenner; dann Salven: siebengliedrig, die war gut, das waren Unsre. Dann wiederholte Salven und zerstreutes Gewehrfeuer, das sich entfernte. Unterdessen hatte sich alles fertig gemacht, was nur gehn konnte, und es stellte sich im Mittelgang des Saales eine Elitetruppe auf, in der jeder Einzelne würdig gewesen wäre, einem Karikaturisten als Modell zu dienen. Verbundne Köpfe, umwickelte Hälse, Arme in Schlingen, Füße in Bekleidungen jeder Art und Größe, und auf das alles die Uniformstücke gezwängt, der Tornister auf- und das Seitengewehr umgeschnallt, so stand die mehr als falstaffische Schar von neunzehn angeblich marschfähigen Lazarettgenossen unsers Saales Gewehr bei Fuß. Einige packten noch in Tornister und Brotsack, was sie an Brotkrumen finden konnten. Es war sicherlich eine lächerliche Gesellschaft, und so mochte es auch jedem Einzelnen davon vorkommen, wenn er seinen Nebenmann ansah. Aber der Ernst der Lage und die Disziplin wirkten auch hier Wunder. Diese Jammergestalten stellten sich in Reih und Glied, die Flügelmänner waren gleich herausgefunden, und ein pommerscher Unteroffizier, dem der Helm ganz sonderbar auf dem verbundnen Kopf schwankte, stellte zurecht, teilte Sektionen ab, kommandierte „Stillgestanden!“ und ließ „In Reihen gesetzt, rechtsum!“ machen, dann Front, worauf er erklärte, in Reihen gesetzt würden wir abmarschieren, wenn der Befehl dazu käme,

jetzt sollte sich jeder einstweilen an seinen Platz begeben. Das Gewehrfeuer hatte sich indessen offenbar immer weiter von der Stadt weggezogen, doch blieben unten im Hof die Wagen bespannt, die vorhin aufgefahren waren, und jetzt hörte man, wie einzelne beordert wurden, in der Richtung auf Longpré hinauszufahren, um Verwundete hereinzuholen. Noch an demselben Abend wurden unserm Saal zwei Leichtverwundete zugeteilt, ein Musketier und ein Sergeant, die das Gefecht des Nachmittags mitgemacht hatten und noch Zeugen des Rückzugs der Franzosen gewesen waren. Ich sehe den Sergeanten, dem zwei Finger der linken Hand abgeschossen waren, vor mir, wie er mit Begeisterung die drei siebengliedrigen Salven schilderte, die seine quer über die Straße liegende Kompagnie in die Franzosen abgegeben hatte, die man auf fünfzig Schritte hatte herankommen lassen. Mit Recht war er besonders stolz darauf, daß kein Schuß vor dem Kommando losgegangen war. Das war ein Unterschied, das Heckenfeuer von den Franzosen, das nur so prasselte, und unsre Salven, ein Unterschied, wie wenn ihr kleingespaltnes Kienholz oder einen buchnen Klotz in den Ofen legt. Ja, Salven kann man gar nicht genug üben, fügte er hinzu, als ob er sich vornähme, gleich bei der Rückkunft in die Garnison diese Kriegserfahrung kräftigst auszunutzen.

* * *

Die letzten Gefechte hatten zahlreiche Verwundete gebracht, und der frühe Frost viele Kranke. Da wurde es nun Ernst mit dem „Evakuieren.“ Zwei Tage nach diesem aufgeregten Abend hielten Leiterwagen, mit Stroh gefüllt, in denen zwanzig von uns ein paar Etappen weiter rückwärts befördert wurden. Daß wir erst in Lunéville Halt machen würden, wußten wir damals nicht. Es war eine kalte Fahrt, auf der einige von uns die Lehre, daß man bei fünfzehn bis zwanzig Grad unter Null unbeweglich auf dem Stroh offner Wagen liegend die Zehen erfriert, wenn man nicht die Stiefel auszieht und die Füße mit Stroh umwickelt, mit erneuter Erkrankung bezahlten.

Ganz andre Lehren trug ich aber in meinem Innern mit. Dem Lazarett, wo ich genau vier Wochen gelegen hatte, sagte ich mit dem Gefühl Lebewohl, reicher zu gehn, als ich gekommen war. Den Krieg, den ich bis zu meiner Verwundung wie einen abwechslungsreichen Spaziergang mitgemacht hatte, lernte ich hier

von der ernstesten Seite kennen. Früher hatte mich schon der Gedanke an eine chirurgische Operation aus einem Krankenzimmer vertreiben können, und an den Ausbruch epileptischer Krämpfe, dessen Zeuge ich mehrmals gewesen war, hatte ich nur mit Grausen zurückgedacht. Hier erfuhr ich nun zum erstenmal den Segen der Selbstaufopferung, der vielen edeln Menschen das Leben erst lebenswert macht. Nun übertrug sich die Kameradschaft mit Gesunden ganz selbstverständlich in das Selbstgebot tätiger Teilnahme an den Leiden der Kranken. Ich habe mit der Zeit meinen Aufenthalt und meine Tätigkeit als eine Art von freiwilligem Lazarettgehilfen liebgewonnen.

Im Rückblick auf diese Erfahrungen erkenne ich, daß sich in dem alten Lazarett von D. Ereignisse von entscheidender Bedeutung für mein ganzes Leben abgespielt haben. Und zwar wurde mir klar, daß es wohl wichtig für einen Mann sei, dem Tode nahe ins Auge geblickt und erfahren zu haben, daß ihm das ohne Zittern möglich sei, daß aber eine höhere Art von Mut dort auf die Probe gestellt werde, wo man tagtäglich mit dem Tod umgeht und mit dem Opfer auch der niedersten Dienste den Menschenleben, die der Tod schon in der Hand hat, ein mildes Hinübergehn erkauft. Ein Mensch ist nicht fertig, der nicht letzte Dienste erwiesen, Sterbende bis an die Schwelle der Ewigkeit begleitet hat. Was du einem Sterbenden tust, und wäre es nur, daß du ihm die Augen zudrückst oder die Schweißtropfen abwischst, ist ein letzter Dienst. Bedenke, was das heißt, ein letzter! Sterben heißt die Grenze zweier Welten überschreiten, der Sterbende steht in der Zeit und sieht in die Ewigkeit hinüber, du aber bleibst einstweilen noch hier. Ist es dir nun nicht, als fiele durch diese Spalte zwischen Zeit und Ewigkeit ein Strahl, der uns sonst nie, nie leuchtet, auf unsern Weg? Dieser Strahl heiligt den Sterbenden, und er ist es, der deinen Dienst am Sterbebett verklärt.

7. Ein zündender Blitz

Niemand weiß, wenn ein Gewitter aufzieht, ob der Blitz, und wo er einschlagen, und wen er treffen wird. In der grauen Wolke dort kann ein Todespfeil für mich oder dich auf dem Bogen liegen, und während wir wähnen, hier mitten im Leben zu sein, zielt schon ein himmlischer Schütze, und sein Finger liegt druckbereit an der Sehne. Man spricht vom Kriegsgewitter und vom Schlachtendonner und vergleicht das fahle Aufleuchten des Geschützfeuers dem fernen Blitz. Es gibt einen viel furchtbarern zündenden Blitz als den, der Gewaffnete trifft, die mehr oder weniger darauf vorbereitet sind; er schlägt wahllos in ein friedliches Leben hinein, daß es zersplittert, er tötet und zündet mitten unter nichtsahnenden Unschuldigen, und wo es vorhin blühte und grünte, ist eine Stunde darauf eine schwarze Brandstätte, und aus den Trümmern des Glücks von vorhin steigt der Opferrauch zum Himmel. Solche Blitze, die weit von den Schlachtfeldern und Heereszügen niederfahren, als ob sie sich verirrt hätten, gehören zum Schrecklichsten des Krieges. Sie zeigen uns die todbringenden Mächte ohne Gesetz und Fessel, umherschweifend wie Marodeure oder die vor Hunger tollen Hunde hinter einem Troß, und anfallend, wen ein übles Geschick ihnen in den Weg wirft.

* * *

Am 17. Januar lag eine dicke Luft über dem Lande zwischen Vogesen und Jura. Zu unsern Füßen waren Schnee und Nebel, zu unsern Häupten Berge und Himmel nicht zu scheiden. Die Luft war wie greifbar. Der Kanonendonner von Montbeliard rollte wie von einem Wintergewitter unheimlich durch die Wolken, nicht metallen, sondern dumpf echoend; der Nebel dämpft den

Schall. Zündeten seine Blitze, die man nicht sah? Vielleicht schossen die Franzosen ohnehin schwächer? Eines Tags wird dieses Donnern doch aufhören. Es rührte sich nichts vor uns. Wagten sie sich im Nebel nicht heran, oder hing ihre Überzahl schon wie eine Lawine über uns, bereit, uns zu erdrücken? Man hatte in der Nacht den Lärm eines heftigen Gefechts von Norden her vernommen, dann war es immer stiller geworden. Darüber war man eigentlich nicht verwundert. Frost und Schnee sind allem Kriegstrubel abhold. Alles ist zur tiefen Stille in dieser Schlafzeit der Natur hergerichtet, und man wundert sich, daß die Armeen in dem weißen Felde stehn. Und die Schlacht an der Lisaine war die rechte Winterschlacht. Man lag und fror im Schnee, man lief und tanzte in ihm, um sich zu wärmen; zum Überfluß beschütteten die Artilleristen sogar ihre Batterien, die Pioniere ihre Brustwehren mit Schnee, um die Werke weniger sichtbar zu machen. Am hellen Winterhimmel flimmerten die Sterne, als schüttelten sie sich vor Kälte, oder als tanzten auch sie, um sich zu wärmen. Nur in den Wäldern knallten die vom Froste springenden Bäume um die Wette mit den Geschützen und Flinten. Nur den Toten, die beide Armeen täglich auf dem Kampfplatze zurückließen, wo sie als dunkle Punkte im Schnee lagen, manchmal von einem rotbraunen Hof umgeben, war es gleichgiltig, ob es fror oder nicht, ihre Glieder erstarrten höchstens etwas früher.

Am Nachmittag trat Regen ein, und wenn sich die Himmelsvorhänge nicht noch früher zugezogen hätten als gestern, hätten wir vielleicht die Nebelschleier zerreißen und die Franzosen in der Richtung des Doubs abziehn sehen. Wir wußten nichts davon, daß Bourbaki heute den Rückzug angetreten hatte. Man fühlte jedoch, daß eine Entscheidung gefallen war, und man begann zu vermuten, daß es die für uns günstige sei. Erst fragte einer den andern: Hörst du auch nicht mehr die Kanonen von Norden her, oder bin ich von dem dreitägigen Gedonner taub geworden? Ja, es donnerte noch, aber das war viel weiter weg als gestern, das war in Belfort. Im Quartier sah man Abends die Mienen der Unsrigen heller, die der Franzosen düstrer geworden. Bei einigen äußerte sich die Erleichterung dadurch, daß sie ein Liedchen pfiffen, das die letzten Wochen verloren gewesen war, bei andern dadurch, daß sie wieder zu klagen anfingen. Für Frohsinn und Trübsinn hatte die Gefahr der letzten Tage den Mund verschlossen. Man kümmerte sich wieder um die Proviant- und Postsendungen, die am 12. von Vesoul hatten zurückgehn müssen und angeblich

nun erst auf dem Umweg über Straßburg und Nancy zu uns stoßen würden. Die dumpfe Gleichgiltigkeit der Tage, in denen man nur noch gefroren, gehungert und gefochten hatte, löste sich auf, es wurde Raum für Hoffen und Wünschen. Mein Kamerad Reiske, der seit lange nur noch den Spruch Werners aus „Minna von Barnhelm“ auf den Lippen gehabt hatte: Dem Soldaten gehts im Winterquartier wunderlich, ging jetzt zu einer neuen Nummer über: Am Abend wird es hell, wie das französische Sprichwort sagt, ihr werdet sehen, wie hell die Dämmernacht dieses Winterfeldzugs enden wird. Jetzt kommt die Zeit, von der der Franzose sagt: on reprend figure. Der Musketier wird sein wollnes Kopftuch ablegen, der Kanonier wird seine Bärentatzen von Fausthandschuhen ausziehn, der Dragoner sich der wollnen Nachtmütze entledigen, die er noch unter dem Helme trägt. Und wenn alle die Schalen und Hüllen des Winters gefallen sind, werden wir drei sogenannte Ruhetage putzen und flicken, Schneider und Schuster werden in einem anständigen Quartier angestrengt arbeiten, und es wird eine Parade geleistet werden wie nie!

Als wir am 18. Morgens den Marsch nach Westen antraten, zweifelte gar niemand, daß das Verfolgung sei. Das stille Gefühl des Sieges wurde auch bald feste Überzeugung. Man merkte es schon an der wenig ängstlichen Marschsicherung, daß wir nicht viel zu fürchten hatten. Welch froher Ausmarsch! Sieg und Frühling! Zuerst rieselten noch Schneekörner herab, und schwankende Wolkengestalten begleiteten unsern Marsch talaus. Durch den Nebel sah man immer nur das Nächste ganz, das aber sehr deutlich; alles andre trat gleich in die graue Undurchsichtigkeit zurück. Um so frischer marschierte man in die fremde Landschaft. Es war ein verwirrendes Spiel, wie Bäume und Häuser auftauchten und untersanken. Als aber die Sonne durchdrang, waren die Schatten so wunderbar blau, und es rauschten die Bäche so voll und so laut, schon hatte hier außen der Schnee die Felder verlassen und die Bäche geschwellt. Wir haben dasselbe Ziel, schien zutraulich der Bach zu sagen, an dem wir entlang ins Tal des Doubs hinunterstiegen, machen wir den Weg zusammen, und verplaudern wir die Stunden. Hier standen die Mühlen nicht still, wie weiter oben, auch die Fabriken feierten nicht. Man zeigte uns in Beaucourt ein großes neues Gebäude, wo trotz dem Kriege ruhig die feine Arbeit an dem Uhrwerk immer weiter gegangen war. Hier war nicht jedes Gemäuer

blatternarbig von Schüssen. Die Vorhut machte noch Gefangne, sie wurden aber nicht rückwärts transportiert, es waren großenteils Halberfrorne, Verhungerte, die gleich auf die Seite gebracht, großenteils in Pflege genommen werden mußten.

Bei Blamont kamen wir auf die große Landstraße, da sah es nun freilich anders aus. Die, die vor uns marschiert waren, hatten offenbar schon etwas Ordnung gemacht, aber noch starrte es allenthalben von den wüsten Spuren eines ungeordneten Rückzugs: die gefallnen Pferde lagen zu Dutzenden rechts und links von der breiten Straße, die von der Straße hinabgedrängten und umgestürzten Wagen oder die Reste davon, die verlassenen Feuer und Lagerplätze, wo Uniformstücke und Waffen zurückgelassen worden waren, die Blutflecke im Schnee, wo man Leichen weggetragen hatte. Beredt war die Tatsache, daß die Munitionskisten geschlossen standen, die großen Kisten mit Biscuits de Lyon aber aufgebrochen umherlagen. Macht Platz, da kommt ein größerer Trupp Gefangner, die Unteroffiziere voraus. Still und gedrückt gehn diese dahin, mit Mienen des Überdrusses schleppen sich die Soldaten fort. Die meisten mögen noch nicht lange Soldaten gewesen sein, sonst würden sie wohl etwas mehr Haltung und Zusammenhang zeigen.

Der Feind hatte keine Macht mehr, unsern Marsch zu stören, kleine Teile von uns näherten sich unbehelligt seinen Hauptmassen, die freilich nach allem, was man hörte und sah, noch immer an Zahl uns weit überlegen waren. Doch wo man auf französische Soldaten traf, waren es Kampfunfähige oder Kampfunlustige, die froh waren, ihr Gewehr loszuwerden, das sie schon aus freien Stücken in die Ecke gestellt haben würden. In diesen Winterstürmen war der kriegerische Hauch von den Wangen der Gallier völlig gewichen, das ganze Volk war blaß und mager geworden. In Baume les Dames bei Besançon kamen die gefangen werden wollenden uns entgegen, ihre Waffen hatten sie hübsch zusammengelegt, und sie machten kein Hehl aus ihrer Freude, mit der Kriegsepisode abschließen zu können. Dazu mochte auch das voraus-eilende Gerücht von den neuen Armeen, die im Anzug waren, beigetragen haben; es sprach von ungeheuern Scharen Deutschen, die über Langres und Dijon herabsteigen sollten.

Für uns war es nun am wichtigsten, mit der Manteuffelschen Armee, die in der Tat näher war, als manche glaubten, in Verbindung zu bleiben. Im breiten Doubstal mußten wir uns treffen. Während nun ein Teil des vierzehnten Korps so nahe an der

Schweizer Grenze marschierte, als nötig war, die Wege nach Belfort und Vesoul auf dieser Seite frei zu halten, drückte der andre auf die Gegend zwischen Doubs und Ognon, wo sich der Feind vielleicht an das starke Besançon anzulehnen versuchte. Von der neuen deutschen Südarmee aber mußte ein Teil den Doubs überschreiten, um uns die Hand reichen zu können, ein andrer Teil weiter südlich die Saône, um den Franzosen den Weg über Pontarlier nach Süden zu verlegen und Garibaldis schlecht geordnete und schlecht geleitete Scharen, die bei Dijon standen, auf die Seite zu werfen.

Da wir dem linken östlichen Flügel des Vormarsches angehörten, kamen wir bald tiefer in den Jura hinein. An Süd- und Ostflanke stiegen Weinberge empor, aber nicht weit. Hier war nicht, wie in den Vogesen, ein ganzer Berg unten Weinberg und oben Wald. In dem rauhen aber feuchten Klima legten sich Matten dazwischen, die, wo der schmelzende Schnee sie verließ, im hoffnungsvollsten Grün leuchteten. Alle Soldaten freuten sich über die neuen Bilder, die einen fanden den Unterschied dieser tiefern Täler, dieser kräftiger vorspringenden Berge und schroffern Höhen von den Vogesen heraus, die andern erkannten, trotzdem daß der Schnee die Felder eben erst verlassen hatte, die Güte des Bodens und lobten die großen wohnlichen Häuser. Man sagte sich: Wenn wir auf diese Höhen steigen könnten, würden wir tief in die Schweiz hineinsehen, und erwog in der Stille, um wieviel die Eroberung dieses Teils von Frankreich uns dem Frieden näher gebracht haben möge.

Da sich immer mehr Hügel zwischen uns und dem Zentrum der Armee auftürmten, und der Querverbindungen immer weniger wurden, sandte die Spitze auf jeden Weg, der rechts abzweigte, kleine Abteilungen ins Land hinein. Sie sollten Versprengte aufheben und Waffen konfiszieren. Requisitionen waren zum Glück jetzt nicht mehr notwendig, wir waren reichlich mit Nahrung versehen, und das Land wurde zusehends besser. Es wurde auch nicht mehr so viel Vorsicht geübt wie früher. Zwar war noch immer der Unterschied zwischen sichern und unsichern Landschaften; diese durchritt man schnell, in jenen gab man den Pferden Ruhe. Wenn man aus einem engen Tale, wo Wald und Bachesrauschen die Verbündeten des Feindes sein konnten, in offneres Land kam, atmete man auch jetzt noch auf. Aber mit jedem Tage wuchs das Gefühl: Der Frühling kommt und bringt Sieg und Frieden.

Das milde Wetter hielt nicht lange an. Am 20. trieben Schneeflocken in der grauen Luft, auf den Höhen wurde es zusehends weißer, und neuer Frost senkte sich ins Tal. Am 21., als eine neue Schneedecke über Berg und Tal gebreitet war, ritten wir ins Land hinein. Das war so einsam und totenstill, man hörte kaum die Hufe der Pferde. Der Schnee war glücklicherweise nicht so tief, daß man nicht die Departementsstraße hätte erkennen können. Die unfehlbaren schmalgeschnittnen Pappeln bezeichneten sie, und manchmal standen Eichbäume in Reihen, die wie Weiden zusammengeschnitten waren. Marschiert war hier keine Truppe vor uns, man sah nur Spuren von Einzelnen. Man trifft hier selten Walnußbäume an den Landstraßen, Obstbäume gar nicht. Es scheint auch weniger Raben zu geben. Man vermißt ihren schwerfälligen Flug und ihr unscheues, plumpvertrauliches Verweilen neben der Straße. Dafür flogen schon Stare, entweder sehr frühe Boten des Frühlings oder Zeugen eines milden Winters, der ihnen das Überwintern erlaubt hatte. Man ritt ohne Karte und Kompaß ruhig der Straße nach, bis sie sich zu teilen schien. Führte sie doch ziemlich gerade nach Westen und in das Hügelland hinein. Sie stieg zuletzt stärker an, bis sie einen Höhenrücken in scharfem Bogen erstiegen hatte, und schien sich nun zu teilen, das heißt sie verschmälerte sich zu einem Vizinalsträßchen und gab rechts und links einen Feldweg ab. Die Patrouille wurde geteilt; zu einer bestimmten Stunde des Nachmittags sollten sich die beiden Abteilungen in B. zusammenfinden, wo, wenn die Verhältnisse günstig waren, ein Relais für die Verbindung mit Lure gelegt werden sollte. Der Haupttrupp ritt auf dem Vizinalsträßchen weiter, wo noch immer ein paar Spuren von Holzschuhträgern zu sehen waren. Ich ging mit einem Manne rechts ab, um auf spurlosem Feldweg eine Häusergruppe zu erreichen, die nach der Angabe auf dem letzten Chausseestein sechs Kilometer entfernt war. Das Gelände stieg merklich an, und der Schnee wurde tiefer, schon war es geboten, Mulden zu umreiten, in die er hineingeweht war. Wir hielten auf einer Lücke in dem Waldrande, der sich dunkel und schnee- oder reifbestäubt vor uns hinzog. Es stand dort weit sichtbar ein steinernes Kruzifix. Als wir den Wald erreicht hatten, stießen wir auf das erste Hindernis.

Gefällte Tannen lagen über den Weg: unsre verspätete Christbaumbescherung! Wir brachen von ihren duftenden Zweigen ab und kauten die Nadeln, um den Durst zu vergessen, der sich

allmählich einstellte. Die törichten Menschen hatten ihre schönsten Bäume dahin geworfen. Nicht einmal ein Hindernis für eine Kompagnie hatten sie damit geschaffen. Uns machte es freilich einige Mühe, die Pferde um die Barrikade herumzuführen, Infanteristen wären darüber weg voltigiert. Die Hauptsache war, daß der Weg in der angenommnen Richtung weiterführte, wir wünschten dringend, bald am Ziel zu sein, denn es begann zu dämmern, und das Gelände zeigte Einschnitte, die nicht unbedenklich aussahen. Wir kannten die Eigentümlichkeit des Jura damals noch nicht, daß die mildesten Hügelketten von steilen Schluchten und tiefen Kesseln durchschnitten werden, deren Dasein keine Furche, kein Einschnitt in den Umrißlinien verrät. Sie mußten sorgsam umgangen werden. Einzelne waren so tief verweht, daß die Pferde leicht bis über den Bauch versinken konnten. Die Zeit verging im Suchen sicherer Umwege und Übergänge. Die Sonne sank früh hinter den Bergen hinab, und im Schatten wurde die Abendluft schneidend. Den Wegweiser, der an einer Abzweigung an einem schluchtenartigen Hohlweg stand, beschatteten hohe Bäume. Es half nichts, ihn zu erklettern und zu versuchen, mit dem Streichholz seine Inschrift zu entziffern, sie war zerschnitten bis zur Unleserlichkeit.

Ich will nicht lang erzählen, wie wir beim Licht des Schnees auf unsern Spuren zurückgingen und bei rasch hereinbrechender Nacht uns in dem Gewirr von Schluchten und Gruben, durch die wir uns gewunden hatten, verirrten und endlich die Unmöglichkeit erkannten, uns in irgendeiner Richtung herauszufinden. Auf einer freiern Stelle, wo kürzlich Holzfäller gearbeitet haben mußten, kratzten wir den Schnee vom Boden, legten Holzscheite und Gezweige zu einem Windschutz zusammen, hinter dem bald ein Feuer loderte. Eine tüchtige Abreibung und ein paar Hände voll Mais den Pferden, ein Stück Speck und eine Brotkruste den Menschen, wozu beide begierig den Schnee leckten. Das mußte heute genügen. Wir nickten am Feuer ein, als wir uns eben gesetzt hatten, und fanden kaum Zeit, zum Sternenhimmel aufzuschauen, der unglaublich groß, reich und still herableuchtete. Es war eine Nacht, in der wir vom weiten Meere und von Sternen träumten, die sich darin spiegelten oder dicht wie Schneeflocken fielen und uns zudeckten.

Beim ersten Morgengrauen auf und der weißen Seite des Firmaments entgegen. Der Morgenstern stand noch hoch, aber draußen im Osten zitterte schon ein erstes Ahnen von Morgen=

dämmerung in den Ästen. Die übrige Welt war noch still. Die Dämmerung und der Schnee leuchteten uns, als wir uns aufmachten, um den Weg zu suchen, den wir gestern verloren hatten. Wir waren nicht lange gegangen, da lagen hart unter uns die grauen Schindeldächer mit den schwarzen Schornsteinen, als wollten sie zudecken, was hier noch von Leben war.

Es war ganz klar, daß wir kaum einen Kilometer vom Dorfe in einen Waldweg abgebogen waren, der auf den Holzplatz führte. Hier liegt noch viel Schnee, und weithin ist das weiße Feld fleckenlos, ohne eine einzige Menschen- oder Tierspur. Unten liegt der Schnee gegen die Hütten angeweht, ihre breiten Dächer schauen wie Klippen aus dem Meere, über dem es jetzt heller zu werden beginnt. Am Waldrande beginnt in einem kleinen Kalkplattenbruch ein undeutlicher Weg, der hinabführen muß. Wir folgen ihm; das helle Gebell eines Hundes von weiter Witterung kündet uns an, daß das Dorf wohl auch Menschen bergen wird. Der Weg führt stetig hinab, wird zu einer Art Straße, deren Schnee unrein wird, und so marschieren wir langsam, immer die Pferde führend, in das Dorf hinein.

Dieses Dorf lag wie im Hohlweg, zu beiden Seiten ging es steil hinauf, und die kleinen Häuser, manche aus rohem Steinbau, standen eng um das Sträßlein, die ältesten von ihnen drängten sich bis auf den Weg vor und kümmerten sich nicht darum, ob sie schief zu ihm standen. Ein einziges ragte über die andern hervor, es stand auf hohen Mauern an dem Abhang der Mulde, in der das Dörfchen lag. Doch sah es so verfallen unter seinem schweren dunkeln Dach aus, daß man zweifeln mochte, ob es bewohnt sei. Ein paar Männer und Weiber sammelten sich um uns, einige schauten neugierig drein, einige erschraken. Mein Kamerad sagte leichthin: Hier scheinen wir noch nicht gewesen zu sein. Es fehlten in der Tat alle Merkmale, die kantonierende Truppen in den Dörfern zurücklassen: die Inschriften an Toren oder Fensterläden, die Reste von Schutzhütten oder Wetterschirmen an den Eingängen und den Ausgängen, die Scheunen, die offenstehn, weil sie ausgeleert sind, die von Pferden zerstampften Plätze unter Bäumen. Als ich nach dem Hause des Maire fragte, zeigte es sich in der Tat, daß die Leute hier noch nicht die Übung des Verkehrs mit fremden Truppen hatten. Man schickte nach irgend jemand, doch stellte es sich heraus, daß das der Lehrer war, der für den im nächsten Weiler wohnenden Ortsvorsteher Schreiberdienste besorgte, ein verwachsner Mensch, der nicht so ganz

dumm und unwissend sein mochte, wie er sich zu stellen schien. Seinem Wunsch, eine halbe Stunde zurück zu dem Weiler des Maire zu reiten, setzten wir die bestimmte Absicht entgegen, hier zu bleiben. Wir überschauten beide in demselben Gedanken prüfend die Hütten und die Scheunen. Wo mochten unsre Pferde am besten aufgehoben sein? Die Aussichten waren nicht glänzend, das Dörfchen war offenbar ebenso dürftig wie klein. Die Leute, deren Zahl nun gewachsen war, schauten zwar absolut friedlich aus, sie wären uns aber doch gern los gewesen und schilderten das Nachbardorf in hellen Farben.

Auf einmal stand die hohe, breitschultrige Gestalt eines Geistlichen wie aus der Erde gewachsen hinter dem Haufen, der sich teilte, als er ihn gewahr wurde, als sei es selbstverständlich, daß er mit uns parlamentieren müsse. Ich fühlte den prüfenden, fast stechenden Blick kleiner kohlschwarzer Augen auf uns ruhn, grüßte, stieg vom Pferde und ging auf ihn zu. Der schien nichts andres erwartet zu haben, fragte sogleich, woher wir kämen, und ob ein größerer Truppenkörper nachkommen werde. Auf meine nicht ganz bestimmte Antwort, die diese Möglichkeit mit Absicht nicht ausschloß, sagte er, daß wir die ersten Deutschen seien, die den Weg hierher gefunden hätten. Er ging dann gleich dazu über, die Friedfertigkeit seiner Dorfbewohner zu loben, und hob sein Bemühen hervor, sie auf diesem Wege zu erhalten. Sie hätten hier eine Streifpartie von Clinchant gehabt, erzählte er, schlecht berittne und viel zu leicht gekleidete Truppen, Leute, zum Erbarmen la pauvreté même, denen wir, die wir selbst in Friedenszeiten arm sind, gaben, was wir entbehren konnten. Sonst hat niemand den Weg hier herauf gefunden. Man hörte zwar deutlich heraus, daß er unsre Ankunft bedauerte und uns vielleicht im stillen weit weg wünschte, aber ein Blick auf die Dorfbewohner, die sich um uns gesammelt hatten, bestätigte, was er von ihrer Friedliebe sagte. Man konnte übrigens begreifen, wie ungern er sein Dörfchen noch so spät, vielleicht an der Schwelle des Friedens, von den Kriegswellen erreicht sah. Es war klein, eigentliche Bauern gab es hier offenbar nicht. Den Leuten, die uns umgaben, sah man an, daß sie den ganzen Winter an der Hobelbank oder über der Schnitzbank gearbeitet hatten. Diese blassen, gebückten Gestalten mit dem weichen Blick waren kein Material für Franktireurs. Auch der Geistliche flößte Vertrauen ein, er erinnerte in seinem ruhigen Sprechen an die besonnenen, zuverlässigen Halbdeutschen, die wir aus der Gegend von Belfort

kannten. Ich richtete an ihn die Frage, ob wir unsre Pferde irgendwo einstellen könnten, ich sähe kein Wirtshaus, bezahlte aber gern das Futter. Am nötigsten sei ein warmer Stall und eine Abreibung mit trocknem Wolltuch. Ob ich beides bei einem Pferdebesitzer im Dorfe fände.

Pferdebauern gibt es hier keine. Doch ist in meinem Hause ein geräumiger Stall, den gegenwärtig nur drei Kühe bewohnen, und der Bauer, der den Kirchengarten pflegt, wird das andre besorgen. Seine Haushälterin werde uns hoffentlich etwas Warmes anbieten können.

Wir machten uns auf den Weg. Die Umstehenden blieben auf einen mahnenden Blick des Geistlichen zurück, offenbar hatte er sie gut in der Hand. Ein Knabe ging mit uns, zeigte den Stall, wo wir das Nötigste fanden und die Pferde besorgten. Heu war im Überfluß da. Das Pferd meines Kameraden verschmähte das Futter, hatte schon den Morgen am rechten Hinterbein gelahmt, es war ein französisches Beutepferd von Langres, ein schöner Falbe, aber für solche Strapazen wohl etwas zu fein. Mit Mühe brachten wir die Ingredienzen eines Trankes zusammen, der seine Nerven aufrütteln sollte. Als es trocken gerieben war, fing es an, den Kopf höher zu heben, und seine Augen blickten klarer.

Während mein Kamerad bei den Pferden blieb, suchte ich das Haus des Geistlichen auf. Es sah von außen bäurisch aus mit seinen niedrigen Fenstern, die nicht einmal in einer Reihe lagen und jedenfalls ganz gleichgiltig und unbedeutend dreinschauten. Trat man hinein, so war der erste Eindruck womöglich noch ungünstiger, denn die steinplattenbelegten Gänge und die schmalen steinernen Treppen wurden von dicken Mauern erdrückt, und es fehlten so ganz, wie in den meisten katholischen Pfarrhäusern, die erwärmenden Zeugnisse menschlicher Tätigkeit. Man fühlte sich wie in einem Kloster, das eben von seinen Insassen verlassen worden war. Stein und Kalk, ein paar schwere stumme Türen, und sonst nichts. Es regte sich kein Wesen. Wir stiegen in das erste Stockwerk hinauf, da war es schon heller. Und nun öffnete sich die Tür zu dem Studierzimmer des Geistlichen, „zugleich mein Kunstzimmer," fügte er hinzu, da flutete mir das Wintermittagslicht entgegen, als flösse es von den weit ausgebreiteten Goldflügeln der Lichtengel einer Verkündigung herab, die in der Fensternische stand. Das Haus war an den äußersten Rand des Talabfalles gebaut, und so schaute seine Rückseite hinab zu

dem grünen Faden des Flüßchens und hinaus in die Höhe des jenseitigen Talrandes, und gerade dieses Zimmer empfing von drei Seiten volles Licht. Es war eine sonderbar großartige gegensatzreiche Lage zwischen dem Dörfchen auf der einen und dem Blick in die Welt und den Himmel auf der andern Seite. Mein Begleiter erklärte mir, daß das Haus in die Reste einer Burg hineingebaut sei, die hier als Warte an der Stelle gestanden hatte, wo man den weitesten Blick talauf und talab gewinnt. Deshalb vorn Bauernhaus und hinten eine Ritterburg mit alten tief hinabfallenden Mauern. Wer weiß, ob nicht die ersten Fundamente keltische sind? In dieser Gegend ist es mehr als wahrscheinlich, wir sind nicht allzuweit von Bibracte und dem Gau der Häduer, die sich den Römern zuletzt gebeugt haben; hier stand vielleicht eine der Burgen, in denen keltische Edelleute, Anhänger des Julius Sacrovir, noch zu des Tiberius Zeit die Unabhängigkeit Galliens verteidigten. Vielleicht ragen diese festen Grundmauern noch weiter zurück, sagte er, indem er einen Schrank aufschloß, in dem glänzende Bronzespeer- und Beilklingen, sogenannte Kelte, lagen. Solche alte Reste findet man hier nicht selten. Doch mag nun in der Tiefe ruhig liegen, was noch unberührt unten liegt; wir haben keine Mittel, danach zu graben, und wenn wir sie hätten, möchten wir es nicht. Meine Bauern und ich sind darin ganz derselben Ansicht. Das Leben des Tages gibt uns Aufgaben genug und braucht uns ganz, setzte er mit merklicher Absichtlichkeit hinzu.

Wir aßen auf dem Vorplatz, dessen rote Backsteinfliesen ein dicker Teppich bedeckte, wie ihn die Bäuerinnen hierzulande aus den Randstreifen ihres rauhen Wolltuches flechten. Ein altes stummes Weib trug auf. Köstlich schmeckte die Gemüsesuppe mit ihren hineingeschnittnen kräftigen Fleischstücken, und die gelben Äpfel waren trotz dem Spätwinter noch voll Duft und Frische. Einen dunkeln herben Rotwein, dessen Heimat die Gegend von Besançon war, schenkte der Pfarrherr fleißig in mein Glas, und er ließ es nicht zu, daß ich ihn nach der Sitte des Landes mit Wasser mischte. Ich müsse mich nach der kalten Nacht im Freien innerlich wieder erwärmen. Meinem Kameraden wurde das Essen in den Raum im Erdgeschoß geschickt, wo man uns Quartier angewiesen hatte. Nach dem Essen kam die Haushälterin, die sich den Fremden wohl ansehen und Lob für ihre Kochkunst ernten mochte, ein schlankes Wesen von unbäurischer Gestalt und einem blassen, friedvollen Gesicht, das etwas madonnenhaftes hatte.

Seltsam berührte mich die Ähnlichkeit ihrer Haltung mit dem Muttergottesbild, das ich vorhin in dem Zimmer des Geistlichen gesehen hatte. Man hätte wetten mögen, das Mädchen oder die junge Frau habe Modell dazu gestanden.

Eine halbe Landsmännin von euch, warf der Pfarrer hin, als sie sich still wieder entfernt hatte. Ihr bemerkt vielleicht, wie wenig Ähnlichkeit sie mit den Leuten dieser Gegend hat? Sie ist zwar dunkel wie eine Französin und spricht unser Patois wie eine Jurassierin, aber ihre Eltern sind aus Baden eingewandert; ihr Bruder ist der Künstler, dem ich schöne Werke in der Kirche verdanke, ein geschickter und frommer Holzschneider!

Der Geistliche ließ mich nach Tische nicht gleich aufstehn, er schien noch manches auf dem Herzen zu haben, wovon es ihn zu sprechen drängte. Wahrscheinlich hatte er in diesem Dörfchen keinen Überfluß von Ansprache, vielleicht hoffte er auch neues von mir zu hören. Zunächst freilich schien er mehr Lust zu haben, sich selbst als mich zu vernehmen. Mir aber war es nur recht, ihm zuzuhören, denn aus seinem Munde rollte Satz auf Satz, wohlgebildet, klangvoll und frei von der Phrase, die sonst die Äußerungen der Franzosen über den Krieg entstellten. Übrigens wies ihn seine Rede nicht als Jurassier aus, wofür ich ihn gehalten hatte, er stammte aus dem Herzen Frankreichs, der Touraine. Es war etwas Abschweifendes, nach Bildern Suchendes in seinen Reden, das mir zuzeiten unklar blieb. Doch verstand ich ihn wohl, wenn er sagte: Was wollen wir schwachen Leute? Über uns, hoch oben hat sich ein Block losgelöst und rollt zu Tal. Wer hält ihn? Es gibt kein Gesetz Gottes, das der Krieg nicht mit Füßen träte, er ist ein schweres Übel. Aber aus dem getretnen Boden springt oft die beste Saat auf; und es gibt auch keine Tugend, zu deren Übung der Krieg nicht Anstoß gäbe. Sie können von französischen Kugeln und sogar von Meuchelmördern erzählen, die ein Geschäft mit der Flinte machen, aber gewiß auch von französischem Christensinn.

Von jenem und von diesem, sagte ich, doch heute lieber von diesem. Es ist zum Beispiel noch nicht lange her, als ich in einer kalten Nacht, es war am 4. Dezember, in Dijon eine alte Frau, die nicht zu den Reichen gehörte, mit einem Topfe warmen Kaffees bei den Posten vor dem Spital herumgehn sah, sie gab den halberfrornen Burschen zu trinken: eine kleine Gabe großer Barmherzigkeit! Gewiß hatte auch diese alte Frau die rauhe Hand des Krieges zu spüren bekommen. Wer nicht? Aber es

hinderte sie nicht, Barmherzigkeit zu üben. Und als ich nach dem blutigen Gefecht bei Nuits erschöpft neben dem Herd eines armen Hauses niedergesunken war, fand ich mich Morgens mit einem Frauenrock bedeckt, den die mitleidige Hand der Bäuerin über mich gebreitet hatte, während ich im Herdwinkel lag. Es war das einzige, was ihr geblieben war, womit sie einem kranken Feind eine Wohltat erzeigen konnte!

O, unsre Frauen sind mildherzig. Die französischen Eigenschaften gedeihen überhaupt besser auf dem Boden der weiblichen als der männlichen Natur. . . . Ich bin für den Frieden, fuhr er nach einer Pause mit einem Ausdruck der Überwindung fort, ja für den Frieden. Sie wundern sich wohl?

Ich antwortete ihm, indem mein Blick unwillkürlich zu dem friedvollen Marienstandbild zwischen den Fenstern hinüberschweifte, daß der Geistliche ja ohnehin ein Diener des Friedens sei, dem die Greuel des Krieges viel unnatürlicher vorkommen müßten als uns. Sein Auge war dem meinen begegnet und blieb, während er sprach, mit einem Ausdruck von Innigkeit, der nichts Gewohnheitsmäßiges hatte, auf dem Bildwerke ruhn.

Mit Recht sagt man, der Krieg sei die Sache der Männer; wir können sogar sagen, der waffenfähigen Männer. Welche große Mehrheit von Frauen, von Kindern, von Greisen, von Kranken ist in jedem Volke dem Kriege abgeneigt. Viele tun, als bestehe diese Mehrheit nicht. Aber wir Geistlichen sind so recht ihre Vertreter, wir kennen sie. Und als katholischer Geistlicher, der stündlich das Bild der schmerzensreichen Mutter und des Kindes mit der Krone des Weltherrschers vor Augen hat, empfinde ich doppelt tief das Unrecht, das der Krieg dieser Mehrheit tut, deren Waffen die Tränen und das Gebet sind. Lassen wir ruhig die reden, die behaupten, der Krieg entfalte erst recht die Eigenschaften, die die Männlichkeit ausmachen. Es sind nicht die besten, die Gott in uns gelegt hat. Das Weib und das Kind stehn dem gemeinsamen Grunde der Menschheit näher, und eben deshalb müssen sie auch meinem Herzen näher sein.

Gerade ihr Deutschen müßtet die christlichen Franzosen verstehn, sagte er plötzlich abspringend. Ihre Führer haben Beweise von Demütigung vor Gott gegeben. Ich habe mir sagen lassen, Ihr General Werder lese am Wachtfeuer seine Bibel. Wie könnte auch ein solcher Mann seine Verantwortung ohne Glauben an Gott tragen? Vielleicht ist einmal sein Auge auf die Stelle gefallen, wo die Juden auf den Stein Eben-Ezer stoßen, bei dem

Samuel spricht: Bis hier hat der Herr geholfen. Vielleicht sagt er sich heute: Versuchen wir den Herrn nicht weiter. Für Frankreich ist das ein Karfreitag, wie er in der Geschichte der Völker selten so dunkel gewesen ist, aber auch er hat seinen Abend, und dann folgt Ostern und Pfingsten. Deutschland war offenbar berufen, diesen Tag heraufzuführen. Aber die Vernichtung Frankreichs kann der Wille des Höchsten nicht sein. Vor ihm sind die Franzosen auch als Besiegte ein Volk Gottes. Ich will nicht sagen, daß die Deutschen das nicht seien, aber was die Franzosen für den christlichen Glauben getan haben, muß irgendwo ihnen zugerechnet stehn. Und ihr Posten im Hauptbuch der Vorsehung kann nur wachsen, wenn sie geläutert aus dieser Prüfung hervorgehn. Er faltete die Hände und sprach mit unmerklich gehobnem Ton: An meiner Schwäche vollende sich deine Stärke, und je schwächer ich bin, desto stärker bist du, o Herr. Glaube ich aber fest, so ist d e i n e Stärke auch die meine.

Als ich in den Stall zurückkehrte, schlief mein Kamerad höchst behaglich unter seinem Mantel, und die Pferde schauten mich freundlich an, als wollten sie sich für den warmen Stall bedanken. Ich setzte mich zu ihnen. Die „stille Lebenslust“ geht bekanntlich nirgends so intensiv von den Tieren auf den Menschen über wie in einem warmen Pferdestall. Den Tieren war es wohl, meinem Kameraden offenbar nicht minder, auch mir behagte es in der bräunlichen Dämmerung des alten Holzbaues, dessen dicke Bohlenwände keine Kälte hereinließen. Draußen wehte von den Bergen her ein kalter Wind, der sich feucht anfühlte; der Schnee auf den Dächern und an den Häusern schien zu sagen: Ich liege gut so, es eilt mir keineswegs, wegzuschmelzen.

Als sich der Abend früh herabsenkte, wanderte ich durch das Dörfchen und suchte den kürzesten Weg ins Freie; der einzige betretne führte an neun Bildstöckeln, auf denen die Leidensstationen des Herrn gemalt waren, zu einer kleinen Kapelle, von der man talaufwärts in abendgrauen Wald und über breite weiße Flächen hinsah, unter denen wohl Wiesen dem Frühling entgegenharren mochten. Der Abendhimmel stand kühl darüber, am Horizont topasgelb, oben weiß. Im Westen war die Sonne am Versinken. Der Gedanke, daß so gar nichts von dem Lärm des Krieges, der hinter diesen Bergen noch wütete, hereindrang, beschlich mich halb heimwehartig. Wenn man monatelang in der Gesellschaft von Tausenden marschiert ist, gefochten und gelagert hat, muß man sich an das Alleinsein erst wieder gewöhnen.

Auf dem Rückweg begegnete ich dem Geistlichen.

Sie haben sich unsern kleinen Kalvarienberg angesehen? Er ist bescheiden, aber die neuen Bilder sind nicht schlecht, heimische Arbeit.

Ich konnte ihm mit gutem Gewissen sagen, daß ich sie bewundert hätte und erstaunt sei, Bilder von so künstlerischem Ausdruck und so feiner Farbe hier zu finden.

Sie werden noch mehr finden, wenn Sie Zeit haben, sich umzusehen. Sie wissen noch nicht, daß Sie sich hier in einem künstlerischen Zentrum befinden, müssen es aber kennen lernen, sagte er lächelnd.

Ich wollte im Dorfe nach dem Quartier abbiegen.

Haben Sie nichts Besseres zu tun, so kommen Sie zu mir, setzen Sie sich an den Kamin und erzählen Sie.

Ich folgte gern und freute mich, in dem Zimmer, wo ich heute Mittag die Aussicht bewundert hatte, die Röte des Abends durch die drei Fenster in alle Winkel eindringen, jeglichen Gegenstand liebevoll und freigebig anglühn zu sehen. Und auf der andern Seite wartete das Kaminfeuer nur, um seinerseits, wenn das Rot des Himmels gewichen wäre, Fackeln und rote Schatten durch das Gemach huschen zu lassen.

Wir Franzosen müssen das Feuer sehen, sagte der Geistliche, indem er sich mir gegenüber vor den Kamin setzte, da sehen Sie, was für Phantasiemenschen wir sind.

Es war freilich eine phantastische Beleuchtung, aber die Abendstille und die wohltuende Wärme milderten ihr Grelles.

Der Geistliche ließ sich von Deutschland, von andern Ländern im Osten erzählen, die ich gesehen hatte, und von denen er nur die Namen kannte. Er selbst kam dann ins Reden, und unversehens stand man wieder mitten im Kriegsgespräch. Mich erstaunte seine entschiedne Verurteilung des Krieges, die ich so von einem Franzosen noch nie vernommen hatte. Der Krieg an sich war ihm ein Greuel, und dieser doppelt.

Ich fälle mein Urteil nicht von weitem her, sagte er mit einem Ausdruck der Überwindung, habe nicht bloß von weitem zugesehen, bin mitten im Gewühl gewesen, bin mitgeflohen. Mitgesündigt, mitgestraft! rief er laut. Wir zogen in den Krieg wie in einen Kreuzzug; meine Voltigeurs, die Paris geboren oder wenigstens erzogen hatte, waren freilich keine Heiligen, aber unter den Offizieren gab es Leute, die im Gefolge Gottfrieds von Bouillon hätten reiten können. Dächten wir an einem Faden

fort, wie ihr, so hätte uns der Kaiser und sein Gefolge von unsern Kreuzzugsgedanken abbringen müssen, aber unsre Begeisterung führte gerade über die Lücken weg, in denen die Gefahren lauerten. Wir sahen Frankreich bedroht, das unter den besondern Schutz der heiligen Jungfrau gestellt war. Den Heiligen Vater, dem man Rom nehmen wollte, unser Land und unsern Glauben: das alles verteidigten wir.

Hier ist das Gebet, das wir hundertmal in jenen Augusttagen inbrünstig gesprochen haben. Er reichte mir aus einem Gebetbuch ein kleines Blatt, das in Metz gedruckt worden war. Es hieß am Schluß: N'oubliez pas, ô mon Dieu, qu'en protégeant la France, notre patrie, vous défendez votre Sainte Église, dont elle a mérité le titre glorieux de fille ainée.

Aber ich bin bald überzeugt worden, daß ein Ratschluß feststand, an dem so verspätete Gebete nichts ändern konnten. Ich mußte tagtäglich erfahren, daß für unsre Nächsten, unsre Soldaten, dieses schöne Gebet zu spät kam. Sollte man nicht glauben, daß der Soldat, indem er seinen Willen aufgibt, überhaupt das Walten eines höhern Willens deutlicher erkennen und es willig anerkennen müßte? Es hat immer Soldaten demütigen Herzens gegeben. Wer weiß, was im Krieg die nächste Stunde bringt? Frömmigkeit sollte eigentlich zu den militärischen Haupttugenden gerechnet werden. Ihr seid in der großen Mehrzahl Protestanten, aber Sie werden mir zugestehn, daß die Religion aller Soldaten etwas Katholisches hat: das feste Gefüge, die Unterordnung des Einzelnen, dessen Wille nichts gilt, und der Himmel so nahe! Überhaupt, der Katholizismus ist die einzige vernünftige Religion, zu ihr werden Sie und werden die Juden und wird der Islam zurückströmen, so notwendig wie das Wasser unsrer Bäche in sein natürliches Bett zurücktritt, aus der die Überschwemmung im Frühling sie herausschwellen ließ. Ich sehe in allen Revolutionen solche Überschwemmungen, die die Lebensfülle der Menschen aus ihrem gewiesnen Bett verwüstend über die Nachbarfelder treibt. Das sind nur Episoden.

Doch ich kehre zu meinen Kriegserinnerungen zurück. Am 18. August standen wir im Feuer bei Roncourt, das heißt wir lagen in den Furchen der Getreideäcker und in den Gräben der Wiesen und ließen die Kugeln der Zündnadelgewehre über uns weggehn. Wir stießen vor und schwenkten zurück, und so mehreremal, und als wir zuletzt alle Kräfte zusammennahmen und den Feind, der uns umfassen wollte, zurückzustoßen hofften, zer-

splitterte unser ganzes Korps. Und als wir im eiligen Rückzug die Furche wieder überschritten, wo wir so lange im Kugelregen gewartet hatten, lagen in ihr Mann an Mann die Tapfern, die unser Vorgehen und unsern Rückzug gedeckt hatten. Es war schon spät Abends, und man unterschied nicht, waren es Lebende oder Leichen? Man rief, man sprach sie leise an, man rüttelte: kein Laut, es waren die Toten, die noch Lebenden waren zurückgegangen, oder man hatte sie zurückgetragen. Ich kann dieses Bild nicht vergessen, diese dunkeln Gestalten, die da gestreckt oder gekrümmt, manche mit erhobnen Armen dicht nebeneinander lagen. Auf ihren bleichen Gesichtern spielte das Licht der ersten Sterne. Adieu, Kameraden, ich werde euch nie vergessen, nicht bloß beten werde ich für euch, ich werde für euch handeln, für euch leben.

Wir überstiegen die wandernden Barrikaden des Trosses und machten unsern Weg über das Schlachtfeld, dessen Erde aufgerissen und zerwühlt war, als ob sich die Hände von Riesen im Todeskrampf hineingekrallt hätten. In Gravelotte war denen, die beten wollten, nicht einmal die Kirche und sogar der kleine Kirchhof nicht geblieben, der sie umgibt; jene lag voll Schwerverwundeten und Toten, und dieser war für neue Gräber umgewühlt und stellenweis über Leichenhaufen mit frischer Erde aufgefüllt, in die kaum erkaltete Leichen gebettet wurden, die schon bereit lagen. Nur ein zerschossenes Kreuz war übrig, vor dem wir knieten. Niemals hat ein Gebet, das ich zum Himmel sandte, eine so große Macht gehabt. Die Verzweiflung fuhr aus, wie der böse Geist aus dem Besessenen. Dieses Elend, sprach es in mir, liegt hart am Tod, aber es grenzt auch an das Glück. Ergib dich in beide. Du bist jetzt auf dem Gipfel des Elends. Siehst du das Lichtlein ganz fern? Das ist das Glück, das du mit Glauben dir erringen und den Deinen sichern wirst.

Noch an diesem Abend waren wir vom Feinde, von Ihren Leuten, umringt, die Leichtverwundeten entwaffnet und gefangen abgeführt, die andern der Obhut des einzigen Arztes, der nicht mit nach Metz hineingezogen war, und der meinen überlassen. Es müssen katholische Preußen gewesen sein, die auf diesem Punkte vordrangen, ich hatte mich nicht über Feindseligkeit zu beklagen. Als diese weitergezogen waren, und die Belagerungstruppen sich um Metz zusammenschlossen, kamen andre, die weniger freundlich waren, sie wiesen uns barsch weg, und wir brachten unsre letzten Kranken nach Troyes. Einer nach dem andern genas, einige

starben, zuletzt, mitten in dem schrecklichen Winter, war ich überflüssig geworden. Was nun tun? fragte ich mich. Zu den neugebildeten Truppen stoßen, die keinen Überfluß an Geistlichen hatten? Dazu hatte ich nicht den Mut. Man muß Vertrauen zu diesem Amte mitbringen, Vertrauen zu sich und zu der Sache. Mir aber lag Metz so schwer auf der Seele, ich konnte nicht einmal den Namen nennen hören, ohne daß ich innerlich zusammenschrak. Und ich sah voraus, daß es noch mehr Metze geben werde in diesen schlecht vorbereiteten Feldzügen des Winters 1870/71. Meine Nerven waren zerrüttet. Eine einzige Erinnerung, die sich mir am Tage aufdrängte und in der Nacht im Halbwachen erschien, peinigte mich bis zum Wahnsinn. Ich hatte in St. Privat aus dem Schutt, der die Kirche füllte, in der ich für meine Mitgefangnen eine Messe las, eine schwarze Hand aus den Brandtrümmern ragen sehen, bedeckt mit weißen Würmern, die an ihr nagten. Die verfolgte mich. . . . Gott sichtlich mit dem Feinde, und wir, die wir uns wie Gottes nächste Freunde gefühlt hatten, nicht bloß äußerlich besiegt, sondern innerlich geschlagen, der Glaube an unsre Sache und der Glaube an uns selbst zerschlagen. Glauben Sie mir, nicht wir, die das erlebt haben, wünschten den Krieg fortzusetzen; auf diese Gedanken konnten nur Freigeister, Journalisten, Advokaten kommen, die fern von den Schlachten ihre Reden schmiedeten. Wir dachten nur an innere Heilung und vertrauten dem Glauben und der Herzensreinheit, die nach solchen Prüfungen wachsen mußten. Darin lag für uns die Revanche.

Ein Freund teilte mir mit, daß die Kirche dieses Dörfchens, wo ich als junger Kleriker meine ersten Dienste geleistet hatte, verwaist sei; noch niemand hatte sich um die ärmliche Stelle tief im Gebirge beworben, und ich erhielt sie sofort. Ich habe immer die frommen, starken, genügsamen Menschen des Jura gern gehabt und war glücklich, unter ihnen leben und wirken zu dürfen. Hier genas ich von dem innern Zusammenbruch des schrecklichen Sommers. Der Krieg hat uns bis heute verschont. Sogar die Armee Bourbakis ist zu beiden Seiten unsrer Berge nach Norden geströmt und wieder zurückgeflossen. Sie sind der erste deutsche Soldat, den ich seit Metz sehe. Noch vor zwei Monaten hätte ich Ihren Anblick nicht ertragen, jetzt freue ich mich, in dem Feinde dem Christen die Hand zu reichen.

Sie wissen nun, wie ich den Krieg erlebt habe, und mögen sich denken, wie ich ihn beurteile. Ich nenne mich Franzose, aber

zuerst bin ich Christ, und unter den Franzosen bin ich einer von den wenigen, sehr wenigen, die nicht nach Sieg, sondern nur nach Frieden verlangen, und nicht nach Frieden, um den Krieg vorzubereiten, sondern nach Frieden, um Gott zu dienen und zu preisen. Wir Franzosen sind viel zu weit von Gott abgekommen. Wir müssen ganz andre Wege einschlagen, als die wir seit vier Jahrhunderten gegangen sind. Als man die letzten gotischen Dome in Frankreich baute, da neigte sich die Zeit zu Ende, in der Frankreich groß und glücklich war.

Wer ist glücklich als der, dem es beschieden ist, ganz zu sein, was er sein kann und soll? Gewiesnen Weg zu gehn, das ist Glück. Sie werden sagen: Ich bin glücklich, weil mich als Soldaten ein einfaches Sollen durch die Wirrnis von Wollen oder Nichtwollen, Können oder Nichtkönnen durchführt. Nun wohl, ich bildete mir ein Ziel, auf das ich hinstreben mußte. Auch darum vergrub ich mich in dieses weltferne Dörfchen, weil hier niemand mich fragen konnte: Warum trennst du dich von der Masse deines Volkes, das im Kampfe steht? Diese armen Bauern und Uhrmacher des Jura stehn gerade so beiseite wie ich, nur mit andern Gedanken. Wir fragen einander nicht, was wir über den Krieg denken, wir wünschen aber alle, daß er vorbeigehe und ende.

Einst blühte die christliche Kunst in den burgundischen Landen. Wer kennt nicht die Schätze Dijons? Wenn Sie in Dijon waren, haben Sie Sainte Bénigne gesehen, die schönste aller echt gotischen Kirchen, und Sie müssen das Portal von Notre Dame und im Innern die herrlichen Steinbilder der Himmelfahrt Mariä von Dubois bewundert haben. Das liegt freilich jetzt alles wie jenseits eines tiefen Tales. Die Revolution hat bei uns das Leben der Kunst ausgetreten, und nun fällt auf uns die Pflicht, das Scheintote wieder zu beleben. Denn es war nicht gestorben, es schien nur so. Das ist ja eben der Grund, warum wir alle, die es gut meinen, das Ende dieses Krieges aus tiefstem Herzen wünschen. Wir wollen an die Arbeit gehn. Haben Sie unsre düstere kellerähnliche Dorfkirche gesehen? Hat es Ihnen nicht gegraut von den fetischartigen Marienbildern unsrer Kapelle? Nun wohl, sehen Sie einmal hier herein. Er öffnete eine kleine Tür in der Vertäfelung der Seitenwand, die in einen ähnlichen Raum wie das Altarzimmer führte, der aber höher war und aus hoch angebrachten Fenstern klares Licht von Norden empfing. Er führte mich an der Hand in die Mitte des

Raumes und weidete sich an meinem Erstaunen. Ich stand in einem Museum mittelalterlicher Kunst, in dem zugleich höchst gelungne Werke der neuern Bildschnitzerei aufgestellt waren. Zwei fast lebensgroße Marien mit dem Kinde standen nebeneinander im besten Lichte, die eine schien alt und zeigte Risse, die andre war offenbar neu und sah aus, als ob noch eben daran gearbeitet worden sei. Das lange blonde Haar, das in feinen Wellen über die Schultern floß, trug schon seinen goldnen Ton, aber die Gesichter waren erst grundiert, der Maler hatte sich das Schwierigste bis zuletzt vorbehalten. Nur das Stirnband, das die klare Stirn Mariens frei hielt, leuchtete purpurn von dem weißen Grunde. Der Künstler hatte im allgemeinen die Gestalt und die Stellung der beiden Figuren auf dem alten Bildwerk wiederholt, aber wie man sofort erkannte, mit Freiheit. Unter den Werken, die an den Wänden umher standen, waren auch einige alt, andre neu, von diesen letzten waren einige noch nicht bemalt, andre sahen ganz frisch aus. Auch ohne die Erklärung meines Führers würde ich eine gewisse Ähnlichkeit der Motive und sogar der Stimmungen herausgefunden haben: es waren Bilder der Gottesmutter mit dem Kinde, mit dem Leichnam, und vielleicht das bedeutendste, jedenfalls das ergreifendste war der Tod Mariens, in dessen rührender Darstellung des Zusammenbruchs eines Lebens und mit ihm des Glückes aller derer, die schmerzerfüllt die Sterbende umgaben, ich Anklänge an Memling zu erkennen meinte. Es war ein kleiner Marientempel und zugleich ein Tempel, wo der Innigkeit des Mutter- und des Leidensgefühls Mariens geopfert wurde. Schade, daß alle Kirchengeräte, zum Teil zerbrochne, die an den Ecken standen, etwas an die Gerümpelkammer eines Kunsttrödlers erinnerten.

Der Pfarrer ließ mich ruhig betrachten und staunen. Dann sagte er: Solche herrliche Dinge fanden sich in der alten Freigrafschaft einst in Menge. Was hier steht, hat zuerst mein Vorgänger vom Untergang oder aus den Wucherhänden abscheulicher Hebräer gerettet, der Freunde Renans. Mein Vorgänger sammelte nur, ich unterfange mich, das alles zu beleben, zu erneuern, für Frankreichs neues Leben nutzbar zu machen. Man merkte bei diesen letzten Worten ein Beben in seiner Stimme, wie von unterdrückter Rührung. Dann sprach er mit Begeisterung von der Bestimmung aller dieser Werke, die hinauswandern sollten in die Dorfkirchen eines weiten Kreises, und wie sie veredelnd wirken würden, wie die Kirchen erneuert werden sollten, um die

heiligen Bildwerke würdig aufzunehmen, und daß dann diese Bewegung Frankreich ergreifen und sich wie einst die Predigten Bernhards von Clairvaux in die Nachbarländer ausbreiten würde. Frankreich muß besser werden, auch ihr müßt besser werden, Frankreich siegt und triumphiert, indem es diese Bewegung führt, wie so oft. So etwa schloß er.

Es ist eines der unbehaglichsten Gefühle, wenn uns eine fremde Begeisterung fortreißen möchte, und wir sind unfähig, ihr zu folgen. Das zieht und zerrt, aber wir können mit dem besten Willen nicht mit, und je heißer unser Gefährte wird, desto kühler wird es uns ums Herz. Diesem Manne machte es gar keine Mühe, sich über die Erde zu erheben; aber es schien mir, als ob seine Sonnenrosse von kurzem Atem seien. Denn plötzlich hielt er im Entrollen der weiten Perspektiven inne, sein Blick blieb ins Leere gerichtet, dann senkte er sich schwankend zurück. Es hatte etwas Beängstigendes. Unwillkürlich mußte ich diesen Geist mit dem Rosenkranz vergleichen, der dort an der Türkante über ein reizendes zinnenes Weihwasserkesselchen geschlungen hing: so reihten sich in ihm schöne Gedanken, einer an den andern. Aber ich sah nicht den Faden, der sie zusammenhielt. Und war er fest?

Unwillkürlich mußte ich den Kopf betrachten, der fast etwas zu groß für die mittelhohe Gestalt war, und den die kurzgehaltnen Haare — nur eine ganz kleine Tonsur ließen sie erkennen — nicht kleiner machten, weil die Größe mehr im Gesicht als im Schädel lag. Von der Stirn, die in derselben Linie mit dem Vorderkopf zurückflog, wanderte jedes Runzeln bis auf den hohen Scheitel, von dem man es den steilen Hinterkopf hinabsinken zu sehen meinte bis zu dem starken Halsansatz. Mund und Hand wetteiferten an Weichheit und Wärme, und wie die Handbewegungen, die die Rede begleiteten, rund waren, rollten die Worte rundlich und voll von den Lippen. Wie eitel, mußte ich denken, sind alle diese schönen Pläne, wie luftig ist die Größe dieser Ideen! Fürchtet nichts für eure Ruhe, Franzosen, von diesem Reformer, und hofft noch weniger; das ist kein Mann des Willens und der Tat, keine befehlende Natur, nur eine grübelnde, sich bespiegelnde und wohl auch genießende.

Es dauerte nicht lange, daß die Rede auf ein Lieblingsthema der Franzosen, die Spionage, kam. Es lag ja hier im Grenzlande noch näher als anderswo.

Der Erfolg des Krieges zeigt, daß Ihre Führer ausgezeichnet unterrichtet waren. Sie wissen besser Bescheid in Frankreich als

die französischen Generale. Das macht man nicht bloß mit Karten und Büchern. Sie müssen ausgezeichnete Kundschafter haben. Das weiß man ja, sie sind überall. Und Sie wissen das sicherlich besser als ich!

Ich habe einen einzigen Kundschafter gesehen, das war ein Reiter in französischem Jagdkostüm, der auf blutiggesporntem Renner nach Bar le Duc am 26. August die erste Nachricht von dem Abmarsch Mac Mahons nach Sedan brachte, nachdem er mitten durch ihre Kolonnen durchgeritten war. Es war ein preußischer Offizier, der wer weiß wie die wichtige Nachricht erhalten hatte. Sie werden ihn doch wohl nicht Spion nennen?

Zur Hälfte wohl. Die Maskerade fehlt ja nicht. Doch habe ich allerdings andre Leute im Sinn. Nennen wir sie einmal Zurückgekehrte. Wir haben überall im Jura vor dem Kriege Deutsche und Schweizer gehabt, Uhrmacher und andre, katholische Deutsche aus dem Schwarzwald und protestantische Schweizer aus der Gegend von La Chaux de Fonds. Die Deutschen, die uns lieber waren, weil wir sie wegen ihrer Religion und ihres Charakters besser verstanden, sind alle, fast alle gegangen. Es war keines Bleibens, auch nicht für die Ruhigsten; auch konnten und wollten sie nicht bleiben. Nun will man da und dort einen wieder gesehen haben. Man verwechselt wohl Schmuggler oder Wilddiebe damit, an denen es im Jura nie gefehlt hat. Grenzland und Waldland, gefährliches Land!

Eine einzige Familie ist hier geblieben, fuhr er nach einer Pause fort. Wer weiß, ob auch diese es vermocht hätte, wenn ich nicht dazu beigetragen hätte, aus diesem Tal einen Winkel zu machen, der in den Kriegsstürmen unbewegt, still wie ein Bergsee des Jura blieb. Und ich habe sie sozusagen unter meinen Schutz genommen. Er sprach leiser, als lasse er Erinnerungen vor seiner Seele vorbeiziehn. Es schien zuerst eine schwere Verantwortung zu sein, die mich nicht wenig drückte. Zum Glück ist alles gut vorbeigegangen. Er wandte sich mir wieder zu. Unsre Leute, soweit sie Feineres arbeiten, sind durch die Mechanik für die Kunst verdorben. Wer die Woche lang Rädchen gefeilt oder Kettchen zusammengefügt hat, hat nicht mehr die Innigkeit, die die Kunst der Kirche braucht. Wer weiß, vielleicht ist es auch Sache des Charakters. Die germanische Seele ist vielleicht inniger angelegt oder hat eine dauerhaftere Fähigkeit, sich zu versenken. Doch genug. Der Mann kam aus seiner kleinen Malschule im Schwarzwalde hierher im Glauben, man brauche hier ebensolche

Schildermaler wie dort. Aber unsre Uhrenfabrikanten sind darauf gar nicht aus, so wenig wie sie auf Kuckucksuhren oder andre Spielereien verfallen, an denen die Schweizer und die Deutschen ihre Freude haben. Der französische Bauer liebt ein hellglänzendes Uhrblatt aus geschlagnem Messingblech. Joseph brachte nun einige Uhrschilder, die er gemalt hatte, einem Fabrikanten in S. Hippolyte, bei dem sah ich sie. Es waren Darstellungen aus der Heiligen Geschichte, konventionell, aber mit gläubigem Herzen gemacht. Ich fragte gar nicht nach dem Stil und der Vollendung, mich fesselte so das Gefühl, das den heiligen Gestalten Leben und Sprache verlieh in einer Zeit, wo sie sogar in den Seelen vieler Frommer nur ein Scheinleben führen, daß ich sie für ein Billiges kaufte. Und auch das wagte der junge Schildermaler kaum zu fordern. Es stellte sich heraus, daß er auch schon in Holz gebildhauert hatte. Mein Vorgänger, der alte Pfarrer, übertrug ihm auf mein Bitten die Wiederherstellung der vermoderten Kreuzwegbilder, die am Wege zu der Kapelle Trinité stehn. Und als diese Arbeit zu aller, auch der Bauern Zufriedenheit gelang, ließ sich Joseph hier nieder und warf sich auf die Holzschnitzerei. Werkzeug und das Holz der Arven und Ahorne ließ er sich zuerst aus seiner Heimat kommen, später kaufte ich ihm das nötige Holz bei uns im Lande, wir fanden vortreffliche Lärchen und Ahorne hier. Die Künstlerseele lag in seinen ersten Versuchen zwar nicht so, wie Sie sie in den Werken bewunderten, die Sie in meinem Atelier gesehen haben, aber doch schon so sprechend, daß meine Amtsbrüder seine Werke erwarben, wie sie nur zu haben waren. Joseph ist kein Geldmacher; daß er seine Sachen zu so billigem Preise abließ, hat ihm noch mehr Abnehmer verschafft. Das war vor drei Jahren. Seitdem ist er als Künstler immer freier und feiner geworden, als Mensch aber blieb er derselbe. Er will nicht mehr sein als ein Bauer, der statt des Pflugs das Schnitzmesser führt. Sie sehen ja, wie einfach er ist. Er hat eine Tochter aus dem Tale geheiratet und hat keine Lust, weiterzuziehn. Als es letzten Sommer beim Ausbruch des Kriegslärms hieß: Fort mit den Deutschen, hat sich gegen ihn keine Stimme erhoben, und trotzdem daß er sich nicht dazu herbeilassen wollte, sich naturalisieren zu lassen, beschloß die Gemeinde, ihn auf ihre Verantwortung ungestört hier zu lassen. Wir sind ja zum Glück weit von Vesoul und von Besançon, wo die Schreier sitzen, niemand hat ihn verdächtigt, niemand ihn belästigt, und er spricht kein Wort vom Kriege.

Nur eins habe ich für ihn befürchtet: daß das vergiftende Wort Spionage mit seinem Namen in Verbindung gebracht werden möchte. Wie leicht könnte das geschehen! Er hat die Furchtlosigkeit des Arglosen. Ich habe ihn gewarnt, mit versprengten Deutschen oder Schweizern, die es unter den Schmugglern gibt, zu sprechen. Aber die Leute kennen ihn. Man sieht da in seltsame Verhältnisse. Neulich hat ihn ein Deutscher besucht, der in Dôle bei einem großen Metzger dient und auf seinen Viehkäufen landauf landab wandert. Denken Sie, dieser Mann ist noch während des Kriegs zu dem Meister zurückgekehrt, bei dem er vorher in Diensten gestanden hatte. Eine rührende Anhänglichkeit, nicht wahr?

Zum Glück wartete der Geistliche meine Antwort nicht ab. Hätte er nicht so lebhaft von den Arbeiten des Bildschnitzers gesprochen, so würde er irgend etwas von Überraschung, vielleicht ein Erschrecken auf meinem Gesicht gelesen haben. Im vierzehnten Armeekorps erzählte man sich Wunderdinge von einem Soldaten eines badischen Regiments, der in der Verkleidung eines viehkaufenden Metzgers halb Frankreich während des Krieges durchstreifte und aller paar Tage mit Nachrichten ins Hauptquartier kam, unter denen angeblich die so wichtige erste über den Transport der Bourbakischen Armeekorps nach Osten war. Mehr als einmal beargwöhnt und verhaftet, hatte er sich immer wieder freizumachen gewußt; er sollte auch bei Belfort wieder Dienste geleistet haben. Ich hatte den kühnen Kundschafter in der blauen Bluse mit dem großen Hund zur Seite mehr als einmal gesehen, würde ihn sicherlich wiedererkannt haben. Ohne mir Rechenschaft geben zu können, berührte mich der Gedanke peinlich, daß er in diesem stillen Dörfchen auftauchen könnte. War das schon ein Schatten, den der von vielen nahe geglaubte Friede vorauswarf?

Ich kannte meinen holzschnitzenden Landsmann nicht, aber es regte sich ein Gefühl für ihn in meinem Innern, dessen Keim wohl die Befürchtung war, daß es für den fremden Mann nicht heilsam sein könne, sein Geschick zu eng mit den unklaren Plänen des Geistlichen zu verknüpfen. Sind Phantasten jemals zuverlässig? Das Abgerissene seiner Reden, so viel Wahres und Geistreiches sie enthalten mochten, und mehr noch die Art, wie er dem Kriege den Rücken gewandt hatte, gerade als daraus der Krieg des Volks geworden war, erfüllten mich mit Argwohn. Ich hielt ihn nicht gerade für einen Feigling und Fahnenflüchtigen, aber doch für einen von den Schwärmern, die es

leicht mit großen Pflichten nehmen, wenn deren Erfüllung nicht in ihre Pläne paßt.

Den andern Nachmittag kam der Befehl, uns am frühen Morgen des 25. in Etalans der Bedeckung des Fuhrparks anzuschließen, der seinen Marsch nach Dôle fortsetzen werde. Unser Aufbruch war rasch vorbereitet. Wir wollten zuerst die Nacht reiten, zogen aber den Frühmorgen vor. Den Abend nahm ich mit Dank das Anerbieten des Geistlichen an, mich zu dem Holzschnitzer zu führen. Er wohnte etwas abseits vom Dorf an dem Hange, der es nach Norden überragt und schirmt. Äußerlich war das Häuschen nicht von einem gewöhnlichen französischen Bauernhaus kleinern Formats zu unterscheiden, sein Dach war flacher als draußen in der Ebene, wie überall in den Gebirgsdörfchen des Jura, und seine Fenster waren schmal und steckten tief in den dicken Mauern, die übrigens sauber verkalkt waren; auf der einen Seite zog sich ein Gemüsegarten die leichte Anhöhe hinauf, vor der das Häuschen stand, auf der andern war ein Stall angebaut, dessen schwärzliches Holzwerk ein reifes Alter verriet. Als aber mein Begleiter die obere Hälfte der Haustür zurückdrückte und von innen mit sicherm Griff aufklinkte, trat man nicht in den üblichen Vorraum, der zugleich Küche und Aufenthalt der Familie ist, sondern ging auf einem mit unregelmäßigen Steinplatten gepflasterten Gang geradeaus auf eine Glastür, die ein Dämmerlicht in das Dunkel sandte. Offenbar war gerade die Stelle des Vorraums durchgebrochen, wo sonst über dem langsam qualmenden Feuer der immer brodelnde, schwarzberußte Kessel an schwarzer Kette hängt. Dadurch hatte dieses Innere einen so ganz andern Charakter als das französische Bauernhaus sonst, es erinnerte eher an die Hütte eines deutschen Dorfhandwerkers. Aber nun öffnete sich die Tür am Ende des Ganges, und ein heller Raum strömte reichliches Licht in das Dunkel. Man sah eine schräge Decke, in die zwei Oberlichter eingesetzt waren, durch die das vom Schnee blau zurückgeworfne Tageslicht eindrang.

Da hingen die Schnitzereien in allen Stufen der Vollendung und daneben die Schablonen, nach denen die Grundlinien auf die Holzblöcke gezeichnet werden. Es waren auch in den Fensterecken Holzstücke von verschiednen Formen aufgeschichtet, denen man die Größe und die Gestalt der Figuren, die sich aus ihnen entwickeln sollten, schon ansehen konnte. Ganz fertig schienen aber nur einige Tafeln zu sein, die in hohem Relief

Ornamente, meist Blumen und Ranken und schöngeschnittne Blätter, trugen. Die waren im besten Lichte aufgehängt, und gerade jetzt spann die Spätnachmittagsonne goldne und rote Fäden darum.

Joseph stand am Schnitztische, eine Christusfigur, die die Hände segnend erhob, lag vor ihm. Er arbeitete daran mit einem feinen Messer weiter, ohne sich durch unser Kommen viel stören zu lassen. Den Pfarrer begrüßte er mit der Ehrfurcht, die dem Seelenhirten gebührt, an meiner Uniform haftete einen Moment sein Blick, dann wandte er sich mit einer gewissen Geflissentlichkeit wieder der Arbeit zu. Seine Haltung hatte das Freie, das dem Manne eigen ist, der sich mit seiner Arbeit eins und durch sie gehoben fühlt. Mit raschem Schnitte nahm er ein Spänchen weg und änderte dadurch den Ausdruck der werdenden Gestalt in wunderbarer Weise. Das war nicht bloß Übung, in dieser Sicherheit des Blicks und der Hand sprach sich die rasche Auffassung aus, die der ruhige, fast schwer auf den Dingen ruhende Blick seiner hellen Augen bestätigte. Die Beweglichkeit seines geistlichen Freundes hob sich auffallend von dieser tiefen Ruhe und Sicherheit ab, die im blauen Arbeitskittel doppelt imponierte. Der Mann nahm die etwas stark aufgetragne Patronage gleichmütig hin, ließ sich aber offenbar nicht in seiner Arbeit dadurch stören oder gar beeinflussen.

Die Rede ging von den Arbeiten, von denen der Holzschnitzer nur karge Kunde gab, auf die Kriegsläufte über. Der Kanonendonner aus der Gegend der Schweizer Grenze hatte sich gegen Abend verstärkt. Den ganzen Tag hatten die Dorfbewohner in der Furcht gelebt, daß er sich nähern werde, und ich war verschiedne mal darum gefragt worden. Nur der Südwind hatte ihn gelegentlich näher ertönen lassen, jetzt war es dagegen klar, daß er sich entfernte.

Möchten sich doch Bourbakis Kranke und Krüppel endlich ergeben, sie haben ja nichts mehr zu gewinnen, rief der Geistliche.

Sie hoffen immer noch etwas Kriegsruhm zu guter Letzt zu ernten, sagte obenhin der Bildschnitzer. Ich würde es ihnen gönnen. Die Deutschen haben soviel davon, und die Franzosen gar nichts. Sind denn beide Nationen so verschieden? Vor dem Kriege waren sie es doch nicht, wenigstens in unsern Schichten, wo man arbeitet und froh ist, ein kleines Ziel zu erreichen. Der Friede wird doch endlich kommen, und dann werden Deutsche und Franzosen wieder nebeneinander leben müssen. Es wird wohl

leichter alles wieder ins Gleis zu bringen sein, wenn die einen nicht zu sehr Sieger und die andern nicht zu sehr Unterworfne sind. Du wunderst dich wohl, Landsmann, fuhr er zu mir auf Deutsch (mit alemannischem Anklang) fort, daß ich so rede, aber bedenke, ich lebe hier unter Franzosen, deren keiner mir ein Haar gekrümmt hat, und ich lebe mehr noch in meiner Arbeit.

Leider, antwortete ich, bringt der Krieg alles friedliche Hantieren in Unordnung. Daß wir hier heraufkommen mußten, hat euch sicherlich nicht gefallen. Und auch wir wären gern weitergezogen.

Glaubs wohl! sagte der Bildschnitzer in seiner einfachen Weise. Doch was kannst du dafür? Es heißt gehorchen. Übrigens, um offen zu sein, ich habe mich gefreut, einmal einen von den deutschen Soldaten zu sehen, wenn sie nun doch einmal in dieser Gegend sind. Der Herr Pfarrer weiß, daß ich kein Franzose bin. Man kann nun einmal nicht von seiner Wurzel weg. Eigentlich führen wir auch Krieg, der Herr Pfarrer und ich, aber nur mit den schlechten Figuren, die auf den Altären der Kapellen stehn. Wir haben doch schon manche beseitigt, aber es gibt noch viel zu viele. Mein Leben reicht nicht hin, sie zu ersetzen, und wenn ich jede Woche einen Herrgott schnitzte. Jetzt hoffen wir auf nichts mehr als auf friedliche Zeiten, sie müssen kommen, und wenn die Menschen wieder ihrem Tagwerk nachgehn können, wird sich irgendein Knabe finden, den ich unterrichte, und dann wird es zusehends besser in Kirchen und Kapellen werden. Er wiederholte die letzten Worte französisch, und der Geistliche war hocherfreut, seine eignen Wünsche und Hoffnungen in zwei Sprachen verkündet zu hören.

Die Sonne war hinabgesunken, nur ihr letzter Widerschein auf den Wolken und dem Schnee lag noch rötlich in der Luft. Eine einfache junge Frau kam herein, an deren Kleide sich ein kleiner Knabe hielt, und brachte die trüb flackernde Ampel. Von der Kirche klang das Ave Maria-Glöckchen, und das laute Abendgebet, in französischer Art singend gesprochen, hallte in dem niedern Raum. Wir saßen auf der Bank vor dem grünen Ofen, in dem Holzreste fröhlich knisternd verbrannten. Der Mann im blauen Kamisol stand an seinem Schnitztisch und warf wenige Worte in das Gespräch. Dann und wann hob er mit der Nadel, die an einem Kettchen an der Ampel hing, den Docht heraus und glättete weiter. Er arbeitete nur noch mit Bimsstein, und nur an der untern Partie des Christusbildes, glättend

weiter, da es zum Schnitzen nicht hell genug war. Auch an dieser Arbeit erkannte man die Feinheit seiner Hand und das Liebevolle in seinem Verkehr mit den Stoffen. Der Knabe hatte meine Militärmütze auf seinen blonden Lockenkopf gestülpt und schwang einen hölzernen Span als Schwertchen mit den Worten: Prussien, zum Krieg, zur Schlacht! Vorwärts!

Glückliches Kind, sagte der Geistliche, alles ist ihm nur ein Spiel.

Das Wort Krieg wird in diesem Hause sonst nicht gehört, sagte der Bildschnitzer. Es ist eine Art Aberglaube, daß ich und meine Frau es nicht gern aussprechen, so wie man beim Gewitter nicht vom Feuer spricht. Das Kind lernt das von seinen Spielkameraden. Der Krieg ist eine Strafe Gottes, zu hoch und zu schwer zum Spiel.

Da muß ich mir einen Vorwurf machen, die Erinnerung daran in Ihr stilles Haus gebracht zu haben, meinte ich.

Tut nichts, sagte er, indem er mir zum Abschied die Hand reichte, verschont uns nur der Krieg selbst. Und dazu hat es ja nun allen Anschein. Adieu, Landsmann, komm glücklich heim und grüße das badische Ländle.

* *
*

Den nächsten Morgen erhoben wir uns um vier Uhr, um zu füttern, die Nacht war kalt und sternenreich. Wir warfen uns noch für eine halbe Stunde aufs Stroh und hörten mit Behagen dem Kauen und Mahlen der Pferde zu. Da plötzlich rasch hintereinander fünf oder sechs Schüsse, dem Klang nach aus Henrygewehren, dann verworrenes Geschrei. Näherte es sich uns? Unsre Karabiner waren zur Hand. Man schien den Ruf „Feuer" ganz in unsrer Nähe auszustoßen. Im Nu war die Stallaterne in einen Winkel gestellt, wo ihr Licht uns nicht verraten konnte, dann das Tor weit geöffnet. Das Sternenlicht genügte nicht, die Straßen zu erleuchten, man mußte dem Ohr allein vertrauen, das aber nur den Laut des Öffnens und des Schließens der Fenster und der Türen und von Schritten vernahm, die nicht in unsrer Richtung zu gehn schienen. In den Fenstern des Geistlichen war Licht, sonst alles dunkel. Da wurde es vom obern Dorfe her heller, als ob dort der Vollmond aufgehe, aber das war keine Mondnacht. Zuckende Widerscheine hätten an ein Nordlicht denken lassen, wenn nicht in demselben

Augenblick aufsprühende Funkengarben den Brand gemeldet hätten. Es war dem Anschein nach eine Scheune in Brand geraten. Aber die Schüsse? Die Möglichkeit eines Gefechts mit deutschen Soldaten war hier ausgeschlossen. Wo sollten sie und wo ihre Gegner herkommen? Für eine etwaige Streiftruppe der Franzosen wäre doch der Überfall unsers kleinen Postens, von dem die ganze Gegend wußte, das Nächste gewesen. Wir rieten auf Wilddiebe oder Schmuggler. So saßen wir eine Stunde schußbereit, bereit auch, im Augenblick aufs Pferd zu springen und davonzureiten. Ich kam endlich auf den Gedanken, im Hause nachzusehen, ob der Geistliche zurückgekehrt sei. Alles Klopfen war vergeblich, kein Mensch antwortete. Die Sache wurde rätselhaft. Was blieb übrig, als ohne Abschied abzumarschieren? Längeres Verweilen hatte keinen Sinn, wäre auch gegen den Befehl gewesen, der uns ein frühes Zusammentreffen mit dem Fuhrpark vorschrieb. Also vorwärts! Vorsichtig die steile Seitenstraße hinab zur Hauptstraße, in dieser nordwärts zum Ausgang des Dorfes. Es schienen sich mehrmals Fenster beim Schall der Hufe zu öffnen, aber kein Kopf wurde sichtbar. Ein Begegnender, den wir anriefen, verschwand ohne Antwort im Dunkeln. Da, beim Einbiegen in das Tal, wo unser Weg talabwärts führen mußte, stand plötzlich die Feuerstätte oben in halber Höhe am Hang des Hügels, hinter ihr gespenstisch, wie ein Riesenschatten, der Kirchturm. Mir schnürte sich die Brust zusammen. Unwillkürlich hielten wir unsre Pferde an. Das war das Haus, wo ich gestern Abend glückliche Menschen verlassen hatte. Das Häuschen war schon ausgebrannt, rauchende Balken hingen über die Brandmauer, deren angeglühte Steine grell herausschauten, in der dicht angebauten Scheune qualmte es noch in Holzstößen, die zu Kohlenmeilern verbrannt waren, und ein stinkender Schwaden zog in der Morgenluft, das Dach war eingestürzt. Die Sterne allein strahlten ruhig herab. Stumm stand um die Stätte der Vernichtung eine Menge, in der sich kaum einer bewegte. Gleich darauf führte unser Weg am Tor des kleinen Kirchhofs vorbei, dessen entblätterte, sonderbar zinnenförmig geschnittne Weißdornhecke ich vom Einmarsch her wiedererkannte. Man sah die gelben und die schwarzen Perlenkränze im Widerschein der roten Glut schimmern, und ein harter Ton von Spaten, die den gefrornen Boden zu zerteilen suchten, klang von nahe her. Hart am Straßenrand waren graue Gestalten an der Arbeit, eine dunklere schien sie anzuweisen. Es ist nur

ein Häufchen Knochen, hörte ich sie sagen, alles andre ist verbrannt, man könnte sie in diesem Loche unterbringen, darauf die Stimme des Geistlichen, die fest, fast geschäftsmäßig klang: Man lege sie auseinander, dieser ist Joseph, jener der Knabe, jedes Häufchen in einen Sarg für sich. Indem hatte er den Hufschlag unsrer Pferde gehört und tat einige Schritte auf die Hecke zu. Was ist Schreckliches vorgegangen? Joseph und sein Sohn sind tot, aus Irrtum von schweifenden Franktireurs erschossen, zusammen mit seinem Landsmann, dem Metzger, in dem sie einen Spion suchten; sein Haus verbrannt mit allem, was es an Werken und Hoffnungen barg. Maria lebt, aber ich fürchte für ihren Verstand. Mein Metz! rief er, indem er die Hände zum Himmel hob, mit erstickter Stimme.



Altbayrische Wanderungen



1

Von allen deutschen Flüssen ist der Inn dem Rhein am ähnlichsten. In seinem Steingrau schimmert sogar bei hohem Wasserstand das Grün aus den Wellenkämmen. Wenn sich dazu in jedem Wellentälchen das Blau des Himmels spiegelt, so gibt das vielfache Dämpfen und halbunterdrückte Leuchten von Grün und Blau eine herrliche Farbenmischung, die echt „alpin" ist. Im Winter sinkt der Wasserstand des Inn, wie aller Gletschergebornen, dann schlägt sich alles Grau nieder, und der Fluß wird immer dünner, klarer und leuchtender. Ein wunderbares Bild, wie beim Nachlassen der Regengüsse und Schneeschmelzen im Gebirge das Grün und Blau der Alpenseen und Gletscherspalten in die oft stundenbreiten, mit weißem Kies bestreuten Flußbetten der bayrischen Hochebne herabsteigt! Es erinnert daran, wie die Sonne aus den Dolomitzacken der Alpen das Steinerne gewissermaßen ausglüht, sodaß sie nur noch Farbe und Licht sind. Dann sind von der Iller bis zum Inn die Bänder sichtbar, die das obere Donauland mit den Alpen verknüpfen, und bei Passau schürzt sich ein wahrer Flußknoten. Blicken wir von der Schwelle des herrlich erneuten Passauer Domes hinab, so sehen wir, wie sich der klare, grüne Inn mit der trüben, gelblichen Donau und dem dunkeln Waldwasser der „aus dem Wald" kommenden Ilz verbindet: die Alpen vereinigen sich mit dem Schwarzwald und dem Bayrischen Wald.

So sind sich auch die Menschen von den Alpenfirsten bis über die Donau hinaus viel ähnlicher, als der Grundunterschied ihrer Lebensbedingungen erwarten läßt. Der bayrische Stamm bleibt sich merkwürdig gleich zwischen Lech und Plattensee und zwischen der Oberpfalz und der südtirolischen Alpenwacht. Wenn sich jeder Deutsche unter deutschgebildeten österreichischen Offizieren in Rodna, Agram, Zara, oder wo es sonst in dem weiten Reich der Habs=

burger sein möge, heimisch fühlt, wie er sich einst in Mailand und Ancona unter ihnen heimisch fühlte, so sind es bayrische Züge, die ihn anmuten. Oberflächlich scheinen Wien und München sehr verschieden zu sein, ja noch immer mehr auseinanderzugehn. Und doch, je größer München wird, desto mehr treten wienerische Züge in seiner allmählich sich ausbildenden Großstadtphysiognomie hervor. Die zweite Großstadt des bayrischen Stammes im Donauland wird der ersten einst ähnlicher sein, als die norddeutschen Großstädte mit all ihrem Verkehr untereinander geworden sind.

Heinrich Noé erzählt einmal eine Vision, die er im altbajuvarischen, nun längst verwelschten Cividale vor einer Strohflasche küstenländischen Weines hatte. Die Bajuvaren waren wieder aufgelebt und traten der eine als Landrichter, der andre als Aufschläger, ein dritter als Bezirksarzt usw. zur Zeit des Frühschoppens in die Wirtsstube. Sie hatten mit vereinten Kräften ein Fäßchen Bock aus einer berühmten Münchner Brauerei kommen lassen, das sie nun mit heiterm Ernst anstachen und unter dem behaglichen Genuß von Bockwürsteln, Radi und Fastenbrezeln bei Geigen- und Zitherklang und frohen Liedern ausschlürften. So hätte es allerdings sein können, wenn sich die alten Bayern in Friaul gehalten hätten. Aber die heißere Sonne der Südalpen hat dem Stamm nirgends gut getan. Er hat sich selbst und alle seine alten Charakterzüge am besten im Gebirge und auf der Hochebene erhalten. Und noch mehr gilt von ihm als von andern deutschen Stämmen, daß er die Stadtluft schlecht verträgt. Der Bayer ist Bauer bis ins Mark, und die anmutendsten, behaglichsten Züge Münchens gehören dem Untergrund von Ländlichkeit an, der der Hauptstadt Bayerns noch die Züge einer großen behaglichen Landstadt verlieh, als sie schon 200000 Einwohner zählte. Der bayrische Stamm bewohnt freilich ein städtereiches Land, weil hier der Verkehr zwischen dem Süden und Norden und dem Osten und Westen Europas durchflutet. Aber Bayern ist ein Land der behaglichen Städte. Behaglich sind vor allem die unberührtesten: Landshut und Straubing. Welche Schweizerstadt hat so warme Freunde in der ganzen Welt wie Innsbruck und Salzburg? Das macht nicht bloß die Lage; auch die breite Anlage, der wohltuende Übergang ins Dörfliche und die anspruchslose Art ihrer Bewohner trägt dazu bei, die wie ihre Städte nicht trotzig ins Land hinunterschauen, sondern ganz damit zusammengehören. Salzburgs Schönheit wird auch von den Landleuten verstanden und gewürdigt. Unter den Gegensätzen, deren Vereinigung gerade hier etwas so Wunderschönes

geschaffen hat, sind einige auch dem kindlichsten Verständnis zugänglich. Dazu gehört besonders der Blick auf die weite Ebene draußen und die schönen Rokokobauten innen. Es ist ein gewaltiger Reichtum, der hier entfaltet ist: Berg und Ebene, Fluß und Wald, der graue Fels, der aus den weichen grünen Matten hervorsteigt, dazu die Mischung von monumentalem und schlicht bürgerlichem Charakter. Die geschichtlichen Erinnerungen sind in Innsbruck nicht unbedeutend, aber sie drängen sich nicht auf. Und trotz der unvergeßlichen Grabwächter Peter Vischers in der Franziskaner-Hofkirche ist das größte Monument das am Berg Isel dem Andre Hofer gesetzte, dem Sandwirt, der in der stolzen Hofburg bäuerlich Hof hielt und mit dem beschränkt gesunden Menschenverstande des Bauern das Land Tirol verwaltete. Der Bayer, der über die Grenze kommt, liebt nicht die scharfgeschnittnen, dunkeln Gesichter der Beamten und die mancher Bürger, auf denen eine merkwürdige Mischung von Beweglichkeit und Schlaffheit liegt, die eine mehr in den Augen, die andre mehr im Mund; er findet sich erst in dem derben Tiroler Bauer wieder. Mit Bedauern empfindet er aber, daß jene mit italienischem und slawischem Blute versetzten eigentlichen Österreicher dem bayrischen Stammverwandten den Charakter etwas „verdruckt“ haben, und sogar der bayrische Holzknecht sieht mit so etwas wie Mitleid auf seine Tiroler Genossen hinab.

Als Ludwig der Erste seine Kunststadt München schuf, da war der Stamm, auf den dieses neue Reis gepfropft wurde, durchaus nicht bloß eine Residenzstadt wie Stuttgart und noch weniger wie Karlsruhe oder Darmstadt. München war eine Stadt der Bauern und kleinen Bürger, eine Stadt voll Ehrlichkeit, Frömmigkeit und alter Sitte, aber von wenig Strebsamkeit und Luxus. Die sogenannten geistigen Interessen traten in den Hintergrund. Der Volkscharakter des Münchners ist das konzentrierte Altbayerntum, zwar abgeschliffen, aber nicht unkenntlich gemacht. Die beste Schilderung des „Münchners im sozialen Licht,“ die 1877 Max Haushofer in einem nicht in die weitere Öffentlichkeit gedrungnen Aufsatze gab, sagt von den Münchnern um 1830: Vielleicht in keiner andern Stadt Deutschlands kam das Bauernelement so zum Durchbruch als gerade in München. Menschen, die mit feinerm Werkzeug hantieren, scheinen auch mehr mit Hobel und Feile bearbeitet; im alten München waren tonangebende Werkzeuge die Geißel der Getreidebauern und die Axt des Flößers. Da schallts. Davon ist nun viel abgebröckelt und fortgespült. Äußerlich zeigt sich das in dem

Verschwinden der Straßen mit Gebirgshäusern, die im Lehel (Stadtteil an der Isar unterhalb der Maximiliansbrücke) noch vor einem Menschenalter behaglich ihre hölzernen Galerien und kleinen Fenster sehen ließen. Welche Poesie damals noch in der Prozession, die alljährlich am Sonntag nach Fronleichnam da unten durchzog! Man fühlte sich vollkommen aufs Land versetzt. Das Rauschen der Isar rechts und der alten Eschen des Englischen Gartens links paßte zu den bekränzten Häusern und den laut betenden Scharen der festlich gekleideten Kinder und Bruderschaften. Innen im Münchner Bürgertum lebt noch viel von der alten frommen Einfachheit und Gediegenheit früherer Zeiten. Unter den steinreichen Brauern und Kaufleuten sind Männer und Frauen von echt bürgerlichem Sinn und Lebenswandel noch zahlreicher als in andern gleichgroßen Städten. Sie treten nur zu wenig hervor. Schon seit langem ist es Regel, daß Nichtmünchner, vor allem Schwaben, Franken, Pfälzer und — Juden die Angelegenheiten der Stadt leiten. Das hängt mit der Zurückhaltung der Altmünchner überhaupt und dann mit ihrer dem Liberalismus und Diplomatisieren nicht günstigen Geistesanlage zusammen. Der bayrische Stamm ist nicht umsonst der Hort des Katholizismus im deutschen Volke geblieben. Neuerungen abhold, dem Gemüt mehr vertrauend als dem Geist, dem Schönen mit tiefem Verständnis zugewandt, hat er eine natürliche Bestimmung für den Katholizismus. Daher auch die absolute Übereinstimmung der konservativen Richtung mit der klerikalen in Bayern wie in Österreich, wie es besonders der Antisemitismus erfahren hat. Wenn auch die Sozialdemokratie in München rechts und links (d. h. von der Isar; links liegt München, rechts die Vorstädte Au, Heidhausen, Giesing u. a.) gehörige Verwüstungen angerichtet hat, so haben doch gerade die Gemeindewahlen der letzten Jahre wieder eine große Zahl von Arbeiterstimmen für die konservativen Kandidaten ergeben. Jedenfalls ist in München der Gegensatz zwischen Bürgern und Arbeitern noch nicht so schroff wie in vielen andern deutschen Städten. Darin liegt ein kostbarer, wohl zu hütender Rest der alten Landstadt, für die die „Schranne" mit ihren kornverkaufenden Bauern wichtiger war als die Börse.

2

Doch wir sind noch nicht in München. Es ist zwischen dem Inn und der Isar ein breiterer Strich, als die meisten denken, die sich Bayerns nur von der Karte her erinnern. Und

dazu kommt jenseits des Inns noch das Stück Bayern bis zur Salzach, wo sich Burghausen, die alte Hauptstadt bayrischer Herzöge, als ein Kleinod aus alter Zeit erhebt. Niemand versäume dort in den stimmungsvollen Schloßhof einzutreten. Wer kennt Wasserburg am Inn, die grünumflossene Inselstadt mit ihren Türmen und Toren? Wer das schön gelegne Gars mit seinem schloßartigen Kloster? Wer weiß überhaupt von der Schönheit des Inntales bei Soyen und Mühldorf, wo sich über der kalkweißen Sohle schöne Waldberge in dichter Reihe erheben und unter hohen Buchen zahlreiche kleine Seen stehn? Von dem welligen, waldigen Lande, das Isar und Inn in ihrem untern Laufe umfassen, wo der Fernblick auf die eben noch heraufdämmernden schönen Felsgipfel des Watzmanns und des Wendelsteins an die Nähe der Alpen erinnert, die übrigens auch von der grünen Farbe jener gletscher- und firnentsprungnen Flüsse verkündet wird, und — für den tiefern Blick — von der alten Moränenlandschaft des Diluvialgletschers mit ihrem Reichtum an kleinen Seen und großen Mooren, weiß Deutschland wenig. Zwar ist ein Faden des Weltverkehrsnetzes mitten hindurch gezogen, die Eisenbahnlinie München—Simbach—Wien, die bei Mühldorf den Inn überschreitet, die Linie des Orientexpreßzuges. Aber die Leute, die auf dem schmalen Stahlwege durch Ober- und Niederbayern sausen, haben in diesem Lande, das ihnen reizlos erscheint, weil es nichts auffallendes bietet, gerade Zeit, an die Vergnügungen zu denken, die sie eben in München verlassen haben, oder an die Geschäfte, die sie in Wien machen werden. Die Morgensonne, die die Watzmannschneide anglüht, die Abendsonne, die die Fenster der schloßartigen Bauernhöfe in Flammen setzt, läßt ihnen höchstens eine Seifenblase durch die Landschaft fliegen und weckt eine Ahnung, daß das keine ganz leeren Räume seien. Eine angenehme Beigabe in dem Zustande des Schlafwachens, in dem man große Eisenbahnfahrten zurücklegt; weiter nichts! Wen kann ein Land interessieren, wo es keine großen Städte, keine blühende Industrie — wie duften diese Blüten? — gibt, und von dem die landläufigen Geschichtsbücher nichts andres zu sagen wissen, als daß auf dem Schlachtfeld von Ampfing bei Mühldorf zwischen Ludwig dem Bayer und Friedrich dem Schönen von Österreich entschieden worden sei?

Steige doch der Reisende, der Zeit und Sinn hat, irgendwo aus, nachdem er den Inn bei Mühldorf gekreuzt hat, und wandre ins Land hinein. Nördlich von der Bahnlinie betritt er

die Landstraße, auf der sich einst der große Verkehr zwischen München und Wien bewegte. Zeugen davon sind die breite Anlage, die weit über die heutigen Bedürfnisse hinausgeht, und in den größern Dörfern ein altes Postwirtshaus mit überzähligen Fremdenzimmern, die als landwirtschaftliche Vorratskammern dienen. Es steht meist an einer Straßenkreuzung, hat ein hellfenstriges Gastzimmer, oft mit freundlichem Erker. Wenn es nicht modernisiert ist, zeigen Möbel und Bilder an, daß es seine letzte Erneuerung in den zwanziger oder dreißiger Jahren erfahren hat. Man findet ja nicht überall Zimmer, die Schatzkästlein des Empirestils genannt werden könnten, wie einst im „Wilden Mann" zu Passau; aber es ist eine Wohltat, Reste aus einer Zeit zu sehen, die jenseits der mit 1850 einreißenden Geschmacklosigkeit liegt. Gewöhnlich sind diese alten Häuser mit ihren breiten Höfen und zahlreichen Stallungen jetzt mehr Bauernhof als Post; doch sind sie gut gehalten und bieten nicht selten an Essen und Trinken Ausgezeichnetes. Der Bayer besucht gern das Wirtshaus, das sich unter dem Einfluß einer starken Nachfrage, aber auch einer unverblümten Kritik hierzulande in der Regel besser entwickelt als in schwäbischen oder fränkischen Landesteilen. Fragst du, wo das kräftige Bier herstammt, dessen Farbe etwas dunkler und dessen Geschmack weniger süßlich zu sein pflegt als in München oder gar in Salzburg, so zeigt man dir ein großes weißes Schloß, das von dem Landrücken zwischen Inn und Isar herüberschaut, einer milden Erhebung, die hier bewaldet, dort mit Schlössern und Klöstern besetzt ist. Die alten Geschlechter von Maxlrain oder Neuhauß, die dort gehaust haben, mögen dich wenig interessieren, aber in diesen Schlössern ist noch manche schöne alte Täfelung, sind Ahnenbilder und mächtige Säulenschränke erhalten. Viel von dem alten Hausrat hat allerdings durch die glänzenden Läden der Münchner Antiquitätenhändler seinen Weg in „altdeutsche Zimmer" der weiten Welt gefunden. Die Architektur hat einen großen Stil: wahrscheinlich italienische Einflüsse, die ja auch in den hallenumgebnen Höfen der Bürgerhäuser der Innstädte zu erkennen sind. Ein halbverwilderter Park von der Größe eines guten Waldstücks führt dich auf die Höhe, wo du vor dir die Alpen und hinter dir ein Land mit vielen Dörfern, Weilern und Höfen siehst. Ganz oben ist ein kleines Kirchlein, auf dessen Kirchhof Klosterfrauen begraben sind, die zeitweilig in dem Schlosse eine Erziehungsanstalt geleitet hatten. Das große Gebäude weiterhin, das moderner als die

andern aussieht, ist natürlich die Brauerei, ohne die ein Schloß hier nicht zu denken ist.

Das oberbayrische Land hat auch außerhalb des Gebirges einen heitern Charakter. Der wellige Boden der Hochebene schafft die mannigfaltigsten Lagen für Bauernhöfe, Kirchen, Schlösser, Wald- und Baumgruppen. Die geschlossenen Flächen des Waldes, der Wiesen, der Felder, die auch noch im Mittelgebirge vorwalten, durchbricht die Parklandschaft. Einzelne Eichen, Ulmen, Ahorne, Weiden und Gruppen solcher Bäume verteilen sich über das ganze Land, und aus den Gruppen der Laubbäume treten auf jeder Bodenerhebung die dunkeln Fichten hervor. Jeder Bauernhof hat seine Bäume und Baumgruppen. Nuß- und Obstbäume treten dahinter ganz zurück. Man sieht, wie das Land aus dem Walde herausgewachsen ist, der es einst ganz bedeckte. Jeder Acker und jede Wiese hat ein paar Bäume oder ein Wäldchen übrig gelassen. Da sich nun schon von der Donau an und mehr noch südlich von der Linie Pfaffenhofen—Landshut die Dörfer immer mehr in Einzelhöfe auflösen, die sich an die Hügel anlehnen oder die Hügel krönen, so entsteht eine der individualisiertesten Landschaften, die wir in Deutschland haben. Sogar die Kirche folgt diesem Zug. Gehört doch zu einem rechten Bauernhof auch eine Kapelle. Auch die einst zahlreichen Einsiedler haben Kirchlein hinterlassen, und manches alte Kirchlein steht mit wenig Höfen zusammen als Kern einer alten Kirchengemeinde, von der sich ein jüngeres Dorf mit einer neuen großen Kirche abgezweigt hat. Nach Hunderten zählen die Kapellen und Kirchen, in denen nur an den Tagen der Patrone und sonstigen Feiertagen Gottesdienst gehalten wird, die aber dem Gebete ständig offen stehn. Das mit Sorgfalt unterhaltne eigne Kirchlein gibt dem Bauernhofe eine höhere Selbständigkeit. Das landschaftliche Auge freut sich der altersgrauen oder zierlichen Gotteshäuschen, unter denen manche uralten der romanischen Bauweise angehören. Es sind kleine Juwelen darunter, wo sich der Chor schön von dem Schifflein abhebt, während ein Seitenanbau die Kapelle einer frommen Stifterin vermuten läßt. Der Hof selbst zeigt in seiner rein weißen Farbe, von der sich die grünen Fensterläden abheben, welche Sorgfalt über ihm wacht. Das zweitwichtigste Bauwerk aber in dieser oberbayrischen Landschaft ist sicherlich das Wirtshaus. Weithin sich ankündigend durch die blauweiße Fahnenstange, in schloßartiger Ausdehnung als ein gastlich erweiterter Bauernhof erscheinend, mit Bäumen vor dem Tore, unter denen

Tische für biertrinkende Menschen und Futtertröge für hafer=fressende Pferde stehn, spricht es von dem Wohlbehagen und der Lebenslust, die in diesem Lande herrschen. Wenn der den Hof oder die Gemarkung rings umziehende Wald an die Zeit erinnert, wo sich die Menschen mit Feuerbrand und primitivem Beil Raum in dem die Hochebene einförmig bedeckenden Walde schufen, so erinnern die Geweihe und „Gwichteln," die an der Wand der Wirtsstube hängen, an die Wald= und Jagdfreude, die in den Abkömmlingen der altbayrischen Hinterwäldler lebendig geblieben ist. Schade, daß sie so oft keinen andern Weg weiß, sich zu äußern, als das Wildern, das nirgends in Deutschland so ver=breitet ist wie hier. Es sind oft nicht die schlechtesten, die wildern. Man hört wohl aus dem Vorleben eines besonders schneidigen und intelligenten Bauern die vertrauliche Mitteilung in be=wunderndem Ton: Das war einst der gefürchtetste Wilderer weit und breit!

Von den Oberbayern des Gebirges ist viel geschrieben worden, Kobell und Stieler sind ihre Dichter, die Bauernkomödie hat sie weithin populär gemacht. Vom Bauer der bayrischen Hochebene meinte man, die Bauerndynastien auf den großen Höfen, die man von den Höhen des Wellenlandes und aus umbuschten Winkeln an den Flüssen und Teichen glänzend weiß herschauen sieht, könnten höchstens einen Kauz wie Immermann interessieren. Wenn sie des Sonntags zur Kirche gehn, die Männer im silberknopfbesetzten Wams, in Lederhosen und dem runden niedern seidenhaarigen Hut, die Weiber im schwarzseidnen Kopftuch, das den ganzen Rücken mit zwei breiten Flügeln bedeckt, nicht selten in schwer=seidnem Rock, aber immer in dunkeln Farben, von denen die roten Strümpfe abstechen, ziehn stämmige Gestalten, entschlossene, harte Gesichter, doch auch manches freundliche Auge an uns vor=über. Wenn ich Dichter wäre, das Unverhüllte bis zum Rohen Wahre in diesen Gestalten würde mich viel tiefer ergreifen. Jede ist ein Typus. Hier ist das Mädchen, hier das Weib, hier der Greis. Keiner strebt, etwas andres zu sein. Wir wollen uns in andre Alters= und Standesklassen versetzen oder betonen das Individuelle bis zur Übertreibung. Hier dieser gebückt hinter den andern herschreitende Weißkopf ist so sehr der Greis wie des Odysseus alter Vater, und der Wirt ist so sehr Wirt wie der in „Hermann und Dorothea." So wie die Höfe dieser Bauern immer unmittelbar ins Gras hineingestellt sind, dessen Wiesen, wenn auch baumbepflanzt, sich nach allen Seiten weit

ausbreiten, ehe die braunen Äcker beginnen, so heben sich auch die Menschen unmittelbar von der Natur ab. Keine allzu häufige Berührung mit den Nachbarn schleift sie ab, sie entwickeln frei, was in sie hineingelegt ist.

Das in sie Hineingelegte ist nun allerdings von Landschaft zu Landschaft sehr verschieden. Zwischen dem Oberbayern und dem Niederbayern ist mindestens soviel Unterschied wie zwischen dem Unterfranken und dem Mittelfranken. Der Oberbayer ist besonders nach dem Gebirge zu der germanischere von beiden. In der Tölzer und Lenggrießer Gegend und im Mangfallgebiet findet man Leute, die zu den schönsten Vertretern germanischer Männlichkeit gehören. Nach Salzburg hin überwiegen kleinere, dunklere Leute, von denen der Gendarm und der Forstgehilfe, aus Gott weiß welcher Quelle schöpfend, als von „verdruckten Welschen" sprechen. In Niederbayern ist dann wieder einer der schwarzhaarigsten und dunkeläugigsten Menschenschläge zuhause, die es auf deutschem Boden gibt, besonders von Regensburg gegen den Bayrischen Wald und nach Amberg und Schwandorf hin. Aus dieser Gegend kommen tüchtige Soldaten; in ihr auch sitzt der „Kraftadel" roher Messerhelden. Nach Westen und Norden gehn diese bayrischen Schattierungen allmählich in die Franken über. Gewöhnlich versteht man unter Altbayern die Kreise Oberbayern, Niederbayern und Oberpfalz. In einzelnen Teilen entsprechen auch deren Grenzen dem alten Bayernland; aber dem Ganzen gegenüber ist doch die geschichtlich wichtige und bis in die Gegenwart herein wirksame Tatsache zu beherzigen, daß die östlichen Franken von den Bayern nicht scharf zu sondern sind, während zwischen den westlichen Franken Unterfrankens und den Bayern das ganze Schwabentum liegt. Daher ein unmerklicher Übergang vom Altbayern zum Mittel- und Oberfranken. An Derbheit und Natürlichkeit kann es der Nürnberger mit dem Münchner aufnehmen; und dem Wohlleben ist der östliche Franke in Stadt und Land nicht abgeneigt, wenn er auch seine Lebensfreude nicht so laut und warm kundgibt wie der Nachbar im Süden. Er ist allerdings regsamer, auch eigensinniger und rechthaberischer. Es ist aber doch so viel Übereinstimmendes diesseits und jenseits der Donau und Nab, daß die Verkittung der ostfränkischen mit den altbayrischen Gauen auffallend leicht vor sich gegangen ist. Keiner von den Kleinstaaten, die Bayern bei der Auflösung des alten deutschen Reichs in sich aufnahm, hat eine so glänzende Vergangenheit geopfert wie Nürnberg. Nürnberg

ist ohne Zweifel auch heute noch stolz auf seine Geschichte; es ist eine Persönlichkeit unter den deutschen Städten, nicht bloß eine Anhäufung von Häusern und Menschen. Es blickt auch nicht ohne Neid auf das von der Regierung und dem Hof so begünstigte München, das überdies durch den Fremdenzufluß mit leichterer Mühe Geld erwirbt als das mehr abseits gelegne Nürnberg. Der Nürnberger Kaufmann spricht deshalb schaudernd von dem Leichtsinn und der Genußsucht der Münchner. Die Hauptsache ist aber doch, daß sich Nürnberg unter bayrischer Herrschaft wohl fühlen gelernt und einen fröhlichen Aufschwung genommen hat, wie es ihn in den letzten zwei Jahrhunderten seiner Selbständigkeit nicht erlebt hat. Die Kunstpflege der bayrischen Könige hat Nürnberg ebenso wohl getan wie München, und soweit die ältere französisch-zentralisierende Verwaltung einen zweiten Mittelpunkt überhaupt zulassen konnte, ist Nürnberg mehr als jede andre Stadt außer München begünstigt worden. Im Eisenbahnnetz ist Nürnberg ohne Zweifel der zweite Knotenpunkt. Die altbayrische Läßlichkeit war ganz geeignet, aus reichsstädtischen Zuständen schonend in die Stellung einer Provinzialstadt überzuleiten. Der konfessionelle Gegensatz ist im allgemeinen klug behandelt worden. Größer ist nach allen Zeugnissen der Abstand in den einst preußischen, früher ansbachisch-bayreuthischen Landesteilen empfunden worden. Preußen hatte hier vor Torschluß noch einige seiner besten Leute hergesandt, Hardenberg, Humboldt, mit denen die altbayrischen Beamten nicht konkurrieren konnten. Diese standen z. B. im Bergwesen weit zurück. Die hier und da noch vorhandnen preußischen Sympathien haben aber nicht einmal vermocht, das Luisenfestspiel auf der Luisenburg bei Wunsiedel über dem Wasser zu halten.

Doch zurück nach Altbayern, und zwar recht in die Mitte hinein. Die vom Rhein herkommenden Nibelungen fanden in der Passauer Gegend nicht eben den freundlichsten Empfang. Von fränkischer Leichtlebigkeit und österreichischer Weichmütigkeit sind gerade hier die Altbayern am weitesten entfernt. Nicht bloß die Bauern, auch die Bürger der in Altbayern wenig zahlreichen Städte befleißigen sich nicht ungern einer naturwüchsigen Ungeschlachtheit. Wer sie nicht hat, erzieht sie sich an und gewinnt damit Lebensart. Grobheit, die mit Aufrichtigkeit und Mutterwitz verbunden ist, ziert den Mann. Ein grober Wirt zieht die Gäste an, statt sie zu verscheuchen. Neben Jagdgeschichten gehören Erzählungen von groben Wirten und Beamten zu den beliebtesten

Würzen der Unterhaltung; und dazu passen trefflich die Maßkrüge kräftigen Bieres, wozu „abgebräunte“ Kalbshaxen von fabelhafter Größe und unförmliche Portionen Kalbs- und Schweinsbraten verzehrt werden.

Die Neigung zur Volkstracht ist unter solchen Verhältnissen überall da, sie wagt sich in allerlei Formen schüchtern vor. Aber sie kommt zu keinem rechten Halt mehr, wenn er ihr nicht von außen geboten wird. Daran hat es nun gerade in Bayern nicht gefehlt. Im Gebirge sind schwarzlederne Kniehosen, Wadenstrümpfe, Joppe und „a greans Hüatl“ mit dem Gemsbart oder der Spielhahnfeder gleichsam offiziell für alle Jäger und für viele Touristen. Wenn der Prinzregent mit seinem ganzen Jagdgefolge in dieser Tracht im Berchtesgadner Land, im Isartal über Lenggrieß oder im Algäu jagt, gibt er ein weithin leuchtendes Beispiel der Schätzung der alten guten Tracht. In derselben Richtung sind die Volkstrachtenvereine wirksam und am meisten wohl einflußreiche Geistliche, die der jüngern Generation keinen Zweifel darüber lassen, daß die Tracht der eigentliche Kirchenanzug sei. Die Hauptsache ist aber doch immer, daß die züngelnden, wegspülenden Wellen des modernen Lebens überhaupt nie in diese alten Höfe so hineingedrungen sind wie in die fränkischen und oberpfälzischen Dörfer. Darum steckt auch im Bau und Hausrat viel Altertümliches und Schönes, wovon leider das beste an die Trödler übergegangen ist. Ich habe romanische Säulen aus Untersberger Marmor im Giebel eines Bauernhauses gesehen und mir von Kennern erzählen lassen, daß in alten Häusern der Traunsteiner Gegend uraltes Balkenwerk mit herausgeschnitzten geknoteten Strickleisten erhalten sei. Ein großer Feind des Alten ist in Altbayern das Feuer. Ein vom Blitz getroffner oder sonstwie in Brand geratner Einödhof ist natürlich fast rettungslos verloren. Die Höhen, auf denen die ältesten Höfe liegen, sind im Nagelfluhgebiet wasserarm. Brandstiftung dürfte kaum in einem andern Teile Deutschlands so häufig sein; sie ist nicht selten die Rache entlassener schlechter Dienstboten, leider auch des gekränkten Bauernehrgeizes und manchmal sogar der verschmähten Liebe.

3

Die steilen, zum Teil schroff felsenhaft in die Donau abfallenden Hügel, von denen die weiße Walhalla herunterschaut, breiten sich jenseits Straubing zu Waldbergen aus, deren breite,

runde Formen an den Schwarzwald erinnern. Es ist eine der waldreichsten Landschaften Mitteleuropas. Von manchem Gipfel im Bayrischen Wald erblickt das Auge des Wandrers nichts als Wald, soweit es reicht, hie und da einen dunkeln Seespiegel, eine graue oder rötlichgraue Granitwand oder einen weißen Quarzfels. An einem kühlen Apriltage, wo der Schnee noch überall in den Wäldern liegt und an den Waldrändern herausschaut, der Wald selbst fast schwarz unter einer tiefhängenden grauen Wolkendecke steht, und die Bergwiesen fahl, kaum grün angehaucht sind, ist die Landschaft fast melancholisch. Es ist das kälteste, was man sich denken kann. Grün sind dann überhaupt nur die jungen Fichtenschläge. Auch die Felsen sind graulich, und die Häuser grau. Die schwere Rauchwolke, die über dem einen oder dem andern die Glashütte ankündigt, erheitert die Landschaft nicht. Nur nach dem Ausgang zu, wo die Täler breit sind, die Bäche zwischen saftigen Wiesen hingehn, und das Ackerfeld sich höher hinaufzieht, bietet auch der Bayrische Wald freundliche Kulturbilder, die durch die Zeugen der industriellen Tätigkeit gehoben werden. Zwiesel mit seinem hochragenden Kirchturm, Gotteszell mit seinen freundlichen Häusern muten fast wie Marktflecken aus den Alpen an. Von den größern Orten, die „vor dem Wald" liegen, kann man das nicht sagen, vor allem nicht von dem als Übergangsplatz nach Böhmen so wichtigen Schwandorf, das in seinen alten Mauerresten eine echt koloniale Gründung um einen unschönen viereckigen Marktplatz mit lauter unbedeutenden Häusern und schmutzigen Straßen ist. Schwandorf hat eine gewisse nationale Bedeutung als letzte bayrische Stadt gegenüber dem Tschechentum, wo es bei Taus sein Gebiet am weitesten nach Westen vorschiebt. Man würde hier gern eine recht blühende deutsche Stadt sehen. Auch Weiden und Furth im Wald sind unbedeutende Orte der Grenzzone, Tirschenreuth ist durch das Denkmal Schmellers verklärt, des großen Schöpfers des Bayrischen Wörterbuchs, eines der bedeutendsten Geister, die der Bayrische Stamm zur deutschen Wissenschaft gestellt hat. Im übrigen Deutschland ist dieser auch rein menschlich anmutende Bayer nicht nach Verdienst gewürdigt worden, soviel Gutes auch Jakob Grimm von ihm gesagt hat. Sein Platz ist neben den Brüdern Grimm, nicht hinter ihnen.

Die Bewohner des Bayrischen Waldes sind ein genügsames, fleißig arbeitendes Volk, sie haben sich etwas von der bayrischen Heiterkeit bewahrt, unter Verhältnissen, die viel weniger günstig

sind als die in und an den Alpen. Die „Waldler" lassen übrigens in der auffallend großen Zahl dunkelhaariger und schwarzäugiger untersetzter Menschen die Erhaltung keltischen Blutes in diesem Winkel vermuten, der geschichtlich zum Waldsaum des alten Bojerlandes, Böhmens, gehört. Vom Böhmerwäldler sind sie trotzdem wohl zu unterscheiden. Für die österreichischen Böhmerwäldler ist nicht bloß das fernere „Reich," besonders Schwaben und der Rhein, wo früher manche als Hausierer Wohlstand erwarben, ein glücklicheres Land. Das ist ja für alle Gebirgler jedes tiefergelegne Land mit besserm Boden und milderer Sonne. Er fühlt auch den bayrischen „Waldler" sich schon überlegen. Und mit Recht. Die bayrischen Waldbewohner sind in denselben Gebirgsteilen wohlhabender als die österreichischen. Dort sind nicht Fürsten und Grafen die Großgrundbesitzer, sondern der bayrische Staat selbst, der wohl weiß, was er an diesem kräftigen Bauernstande hat. In Österreich stehn ein Fürst Schwarzenberg, der in Südböhmen über 145000 Hektar besitzt, und einige kleinere Herren zwischen den großen Bauern und dem Staat. Von solchen Herren sind die Leute abhängiger als vom Staat. Es ist ein schlechter Zustand für die Bauern und für den Staat; gut ist er nur für den Grundherrn und seine paar tausend Beamte, Waldhüter usw. Der österreichische Böhmerwaldbauer wohnt und ißt schlechter als der bayrische und weiß das auch sehr gut. Beiden gemein ist, hier kann man sagen zum Glück, das bayrische Phlegma, sonst wäre der Unterschied noch fühlbarer. Während sich aber der bayrische Waldbauer auch der wohltätigen Seite dieser Nationaleigenschaft, nämlich der läßlichen, humanen Verwaltung erfreut, die in dem wichtigen Forstfach immer rationeller geworden ist, hat der österreichische eine zum großen Teil tschechische Beamtenschaft über sich, und das empfindet er noch stärker.

Eigentümliche Züge prägt das Hinübergreifen des bayrischen Stammes an dieser Stelle den westlichen Deutschböhmen auf. Auch auf der böhmischen Seite ist der Bayer der Vertreter der Kraft und Derbheit, der Genußliebe und der Frömmigkeit; aber er liebt nicht die geistige Anstrengung, läßt vieles an sich vorbeigehn, ohne aufzusehen. Da zeigt der obersächsische und der schlesische Böhme einen ganz andern Charakter. Fast alle politisch und wissenschaftlich bedeutenden Deutschböhmen stammen aus dem böhmischen Erzgebirge und Mittelgebirge, hier liegt auch heute die politische Entscheidung über das Schicksal der Deutschböhmen.

Der Westen, wo der bayrische Stamm im Pfälzerwald und Böhmerwald vorherrscht, trägt wenig dazu bei. Im Böhmerwald und im Oberpfälzerwald mag die Armut und Abgelegenheit der dünnen, städtelosen Bevölkerung eine gewisse Apathie erzeugen. Was für Geistesgaben aber hier in der Stille heranwachsen, davon sind Gluck und Adalbert Stifter Zeugen. Im Egerlande haben wir dagegen einen der reichsten Teile Böhmens, eine blühende, verkehrsreiche Stadt und einen urkräftigen Bauernstand. Aber was die Egerländer für das Deutschtum leisten, das machen sie mit Saufen ab, sagt man im übrigen Böhmen. Wo es gilt, einen großartigen Kommers zu feiern, da müssen die Egerländer heran mit ihrer echt bayrischen Festfreudigkeit. Der Unterschied greift bis nach Oberfranken hinüber. Sogar im Königreich Sachsen kann man in dem germanischen Teil, im Vogtlande, die bayrisch-oberfränkischen Charakterzüge noch recht gut durchfühlen, obwohl gegen Sachsen gerade wie im Fichtelgebirge auch die konfessionelle Grenze zwischen Katholiken und Protestanten sehr merklich ist.

Mit verschiednen Mitteln verfolgen die Bayern diesseits und jenseits der Grenze mit demselben Eifer, derselben liebevollen Hingebung denselben Zweck, die Pflege des Leibes. Den Hauptunterschied macht dabei eigentlich nur das Getränk. Der Bayer trinkt fast nur Bier, der Böhme und der Österreicher wechseln mit Wein ab, wobei sich das Unerwartete herausstellt, daß der Wein hier gerade so massenhaft genossen wird wie dort das Bier. In den kleinen Städten Niederösterreichs trinkt der Bürgersmann nicht selten an einem Abend seine sechs bis acht „Halbe" Wein. Dieser österreichische Wein ist allerdings etwas teurer als das bayrische Bier. Für zwanzig bis vierundzwanzig Pfennige stillt der Niederbayer seinen ersten Durst mit einem Liter frischen Bieres. Um diesen Preis gibt es auch in den weinreichsten Gegenden Österreichs keinen trinkbaren Wein. Schon das ist ein Grund, warum der Österreicher noch weniger spart als der Bayer. Dann kommt aber die Sorge für das Essen; die wird ernst genommen, oft leider ernster als jede andre. Frau Sorge steht am Herd der deutsch-österreichischen Familie, nicht als Armut, nein als Verschwenderin von Fleisch, Mehl und Schmalz, sie sorgt, daß die Schnitzel, die Bäuschel, das Gebackne und am Spieß Gebratne, das Luftgselchte und das Rauchgselchte, das Saure und das Eingmachte, die Knödel, die Nocken, die Nudeln, die Strudel, die Schmarren, die Strauben, und wie

alle die künstlichen Erzeugnisse heißen, in tadelloser Güte auf den Tisch kommen. Die Gastfreundschaft, auch in einfachen Familien, leidet unter dem Bestreben der Hausfrauen, ihren Tisch nur mit dem Besten zu besetzen. Es ist mir vorgekommen, daß ich mit dem Hausherrn allein zu Tische saß, weil die Hausfrau über dem ganzen Essen nicht in der Küche abkommen konnte. So mag die im niedern Bürgerstand Bayerns und Österreichs einst weitverbreitete Sitte entstanden sein, daß der Mann überhaupt allein zu Tische saß. Dennoch ist in den bessern Kreisen in Österreich die Geselligkeit noch nicht so in Schlemmerei und Protzerei ausgeartet wie in Deutschland. In Bayern ißt man auch viel, aber nicht so gut wie in Österreich. Zum Biere würden auch manche Feinheiten der österreichischen Küche gar nicht passen; dagegen sind die eigentümlichsten Erzeugnisse der bayrischen Küche, die Mannigfaltigkeit der Würste, der Sauerfleische und Tellerfleische, der Knödel, des „Abgebräunten" bestimmt, zum Bier genossen zu werden. Man braucht keinen Physiologen zu fragen, um zu begreifen, daß zu einem bittersüßen, gehaltreichen Getränk, das nicht voll ausgegoren ist und nach altem Brauch mit sieben bis acht Grad Wärme getrunken wird, keine feinen Speisen passen.

Hier wäre ja nun der Ort, von der oft gerühmten und verspotteten Biergleichheit der bayrischen Gesellschaft zu reden. Ich ziehe es aber vor, oft Gesagtes nicht zu wiederholen, denn diese Gleichheit liegt nicht darin, daß Fürst und Bettler ihre Maß für vierundzwanzig Pfennige trinken; dem bayrischen Bier sind andre Seiten abzugewinnen. Ist es nicht eine große Sache, daß es gelungen ist, ein der Verfälschung und Verteuerung ungewöhnlich ausgesetztes Volksgenußmittel bei riesig wachsendem Bedarf rein und billig zu erhalten? Was trinkt man in Nord- und Westdeutschland für Bier, und wie teuer muß es das Volk zahlen! Ich habe das Hofbräuhaus nie betreten ohne den Wunsch, daß es in andern Ländern und auf andern Gebieten nachgeahmt werden möchte, denn es hat ohne Frage heilsam gewirkt. Auch die äußere Wirkung darf nicht übersehen werden, daß das bayrische Bier eins der wenigen deutschen Erzeugnisse ist, die ihren Weg um die Welt nur auf Grund der verbürgten Reinheit gefunden haben. Auch davon wäre zu reden, daß man begonnen hat, den Genuß des von Jahrzehnt zu Jahrzehnt stärker, d. h. alkoholreicher gewordnen Bieres einzudämmen. Das hat Schwierigkeiten, aber im Interesse des Volkswohlstandes und der körperlichen und sittlichen Gesundheit des Volkes mußte dem Übermaß

des Biertrinkens entgegengetreten werden. Wohin soll es kommen, wenn es Dörfer in Oberbayern gibt, wo die mäßigen Männer nur einige wenige sind, es aber nicht an Lümmeln fehlt, die täglich, solange das Geld reicht, zehn Maß Bier trinken?

4

Die Türme der Münchner Frauenkirche, deren abgestumpfte Kuppen etwas an Maßkrüge mit Zinndeckeln erinnern, sind banal im Vergleich mit dem luftigen Bau des Regensburger Domes, und an Höhe werden sie von dem Turm der Landshuter Martinskirche (178 Meter), dem höchsten bayrischen Kirchturm, übertroffen. Das hindert aber nicht, daß sie viel berühmter sind. So geht es auch mit andern Dingen, für die München den Ruhm hat, während sie besser in Augsburg, Nürnberg oder Regensburg sind. München ist die Kunststadt, aber die schönsten Reste älterer Kunstpflege haben jene andern Städte. Von München ist die deutsche Renaissance ausgegangen, deren alte Muster man in jenen andern studieren muß. München erzeugt zwar das meiste, aber nicht immer auch das beste Bier in Bayern. Aber München ist der Sitz der Regierung, die seit einem Jahrhundert planmäßig zentralisiert und dadurch in wenig günstiger Lage eine der schönsten, sehenswertesten und einflußreichsten Hauptstädte Mitteleuropas geschaffen hat. Man sagt, Ludwig der Erste habe das neue München geschaffen; in Wirklichkeit hat er auf dem Kunstgebiet nur fortgesetzt, was die Bureaukratie unter seinem Vater begonnen hatte. Und so hat späterhin die Regierung besonders durch eine wohlüberlegte Verkehrspolitik mächtig zum Aufschwung Münchens beigetragen, während das benachbarte Augsburg gleichzeitig so benachteiligt wurde, daß es nicht bloß viele von seinen wohlhabendern Bewohnern, sondern auch einige seiner Industrien an München verlor.

Aber kommen wir auf Münchens Stellung zu Bayern zurück. Nachdem erst die Regierung, dann die Kunst, dann die Wissenschaft, endlich in den letzten Jahrzehnten die Kunstindustrie mit einigen Industriezweigen und die Fremdenindustrie die fähigsten Köpfe des Landes nach München hingezogen hatten, ist München mehr als ein bayrischer Mittelpunkt geworden. Es ist gegenwärtig die größte Fremdenstadt Deutschlands, und zwar in viel größerm Maße, als es Frankfurt a. M. und Dresden gewesen sind. Allerdings hat München als Fremdenstadt auch vor seinen

nächsten Wettbewerberinnen, Wien und Berlin, Vorzüge, die ihm eine Art von Unbesieglichkeit verleihen. Die frische Natur, die Nähe der Alpen und Italiens, die Kunstschätze und Kunstschulen, die Bibliothek, das behaglichere, einfachere und im ganzen noch immer billigere Leben, die Gemütlichkeit der Bevölkerung sind unverwüstliche Vorzüge. Mag auch das eine oder das andre Fach am Theater, in der Musik, in den Künstlerwerkstätten oder auf dem Katheder nicht so gut besetzt, und mögen vor allem die Sammlungen und Institute weniger glänzend ausgestattet sein, das macht gegenüber so großen Vorzügen gar keinen Unterschied mehr. Es ist und bleibt eine sinnige und wohltuende Vereinigung von Genüssen, nach einigen Sommerwochen naturwüchsigen Lebens an einem frischen See oder in einem Gebirgstal durch die Bildersäle des Glaspalastes zu wandern oder eine Mozartsche Oper in dem zierlichen Rokokosaal des Residenztheaters zu hören und in so geschmackvoller Ausstattung zu sehen. München ist besonders auch für die Nichtdeutschen ein Wallfahrtsort ersten Ranges geworden. Für die Franzosen, die seit 1871 langsam gelernt haben, ihre Flüge über Baden-Baden hinaus auszudehnen, sind München und Bayreuth die großen Anziehungspunkte, ebenso wie sie 1890 ein unerwartet großes Kontingent zu den Besuchern des Oberammergauer Passionsspiels gestellt haben. Die englische, die nordamerikanische und vor allem auch die italienische Kolonie sind sehr stark. Vor allem aber übt München eine mächtige Anziehung auf die Deutschen aller Lande. Schweizer und Österreicher akklimatisieren sich hier leichter als irgendwo sonst in Deutschland, wofür besonders die Künstlerschaft beredte Beispiele liefert; Holbein hat seine zweite Heimat in Basel, der Basler Böcklin Heimat und Schule in München gefunden. Die Norddeutschen, die im Anfang über manches die Nasen rümpfen, was sie hier finden, zaudern nicht, sich der Vorteile ihres Aufenthalts bewußt zu werden. Die Südwestdeutschen endlich fühlen sich hier erst recht zuhause. Ich kenne Frankfurter, Stuttgarter, Karlsruher, die jedes Jahr mindestens eine Woche in München zubringen. Tief in Tirol hört man von Bauern und Jägern die Reize des Münchner Oktoberfestes preisen, der größten Vereinigung von Sehenswürdigkeiten und originellen Bierschenken, die man sehen kann, gewürzt durch Wettrennen, Wettschießen, Wettturnen u. dergl., durch Preisverteilung an Landwirte, deren Ausstellung Nebensache geworden ist. Soviel man auch gegen das Überhandnehmen des Biertrinkens und Würstelessens beim

Oktoberfest losgezogen ist, man kann nicht leugnen, daß das Fest volkstümlicher geblieben ist als irgendein andres sogenanntes Volksfest im heutigen Deutschland. Es kann und muß veredelt werden, aber hoffentlich bleibt dabei dem bayrischen Volke die harmlose Genußfreude, die „die Wiese“ zu einer gemein-bayrischen Angelegenheit gemacht hat. Alle andern Feste der Art werden heutzutage in Deutschland nur vom niedern Volk genossen, auch wo sich ein regierender Fürst herabläßt, eine halbe Stunde dabei zu sein; in München hat sich das Bürgertum noch nicht davon ausgeschlossen. Für die Stämme Bayerns hat dieses Volksfest die Bedeutung einer behaglich-festlichen Vereinigung, von der der Ruhm Münchens in die entlegensten Gaue getragen wird.

Die assimilierende Kraft des bayrischen Stammes, die sich gegen die Deutschen andern Stammes immer stark gezeigt hat, bewährte sich auch in weiterm Felde. Sie gehörte einst zu den politischen Kräften Österreichs. Leider einst! Es ist von einsichtigen Österreichern oft hervorgehoben worden, daß Österreichs deutsche Bevölkerung nur durch die ununterbrochene Aufnahme reichsdeutscher Elemente die Anforderungen erfüllen konnte, die die Führung des Kaiserstaates in Krieg und Frieden an sie stellte. In den Fürstenschlössern Böhmens und in den alten Bürgerhäusern Wiens findet man gleich häufig die Erinnerungen an deutschen Ursprung der Begründer. Besonders die süddeutschen Reichsstädte haben zahlreiche Einwandrer geliefert. Es ist ganz begreiflich, daß man in Österreich selbst der Abnahme des Donauverkehrs nach Wien von Ulm abwärts einen Anteil an dem Rückgang des Wiener Deutschtums zuschreibt. In der österreichischen Armee spürt man den Mangel der einst so zahlreichen reichsdeutschen Offiziere noch empfindlicher; kein österreichischer Stamm ersetzt den Kitt, den sie zwischen den Kameraden verschiedner Nationalität und besonders auch zwischen den „Kavalieren“ und Bürgerlichen bildeten. Die Biographie Vinzenz Lachners gibt ein hübsches Beispiel der Einwanderung aus Bayern nach Wien auf dem Donaufloß. Altbayern ist dem Zufluß fränkischer und schwäbischer Elemente seit der Bildung des Königreichs unter der pfälzischen Dynastie weit offen, und seit einem Menschenalter nimmt der Südstrom Norddeutscher immer zu, von dem sich ein starker Arm nach München ergießt. Während es nun dem Altbayern schon in Schwaben und Franken nicht recht gefällt, und gar die Pfalz ihm ganz zuwider ist, fühlen sich die Fremden fast ausnahmlos in Bayern wohl. Es ist eine wichtige politische

Tatsache, daß das vor allem von den Schwaben und Franken gilt, die darauf angewiesen sind, mit den Bayern unter einem Zepter zu leben. Ob der heitre Unterfranke oder Pfälzer als Regierungsdirektor oder als „Schandi“ (Gendarm) zu den schwerfälligen Altbayern versetzt wird, er ist in kurzer Zeit daheim und vergißt im Bierland seine sonnigen Weingehänge. Bedenkt man die bunte Verschiedenheit der politischen Fetzen, aus denen das bayrische Königreich durch Napoleons Gnaden zusammengeflickt wurde, so ist die Annäherung der drei Hauptstämme überraschend gelungen. München hat dazu sein redliches Teil beigetragen. Welcher Franke oder Schwabe ist nicht einmal in München gewesen und hat die Überzeugung mitgenommen, daß der bayrische Untertan mit einer so glänzenden, jeder Art und Stufe von Genußliebe entgegenkommenden Hauptstadt wohl zufrieden sein könne?

5

Das Hervortreten Bayerns bedeutet für das ganze westliche Süddeutschland eine Verschiebung der seit Jahrhunderten gewordnen Verhältnisse. Wer hätte die Erhebung des „weit hinten“ liegenden Münchens zur Hauptstadt Süddeutschlands vor einem halben Jahrhundert für möglich gehalten? Seitdem Augsburg und Ulm mit dem scheidenden sechzehnten Jahrhundert ihre große Handelsstellung eingebüßt hatten, hatte sich das Land östlich von der Alb und der Regnitz immer mehr nach Osten zu geneigt, dem Lauf seines großen, damals für den Verkehr ganz anders maßgebenden Stromes folgend, während der Westen von der großen atlantischen und westeuropäischen Entwicklung rheinwärts und niederlandwärts gezogen wurde. Wien und Frankfurt wollten die Hauptstädte Süddeutschlands sein, aber beide waren zu exzentrisch gelegen, um das sein zu können, was dann München in so hervorragendem Maße geworden ist. München ist zunächst an die Stelle sowohl Regensburgs als Augsburgs getreten und hat auch nicht wenig von dem übernommen, was einst Nürnberg gehabt hat, nämlich Bedeutung in Kunst und Kunstgewerbe. Man kann München nicht die geistige Hauptstadt Süddeutschlands nennen; eine solche zu entwickeln ist ja unter deutschen Verhältnissen glücklicherweise überhaupt nicht möglich. Da würde sich vor allen Stuttgart schön bedanken! Aber allerdings übt München nicht bloß durch politische Mittel und als Verkehrspunkt seine Anziehung aus. In seiner Bedeutung sind geistige Elemente, die

man sich aus dem Gesamtleben Deutschlands nicht mehr hinausdenken kann. Zu dem, was dem Antlitz des heutigen Deutschlands geistigen Ausdruck verleiht, trägt außer Berlin München das meiste bei. Welcher Gegensatz zu der Zeit, wo Bayern am geistigen Leben West- und Norddeutschlands kaum Anteil nahm!

Man liebt es, das geistige Leben und Schaffen Münchens als eine zarte Pflanze darzustellen, für deren Gedeihen durch Ludwig den Ersten und Maximilian der ganz unkultivierte Boden mühsam habe zubereitet werden müssen. Nichts ist unrichtiger als das. München ist zunächst Kunststadt geworden, weil es die Hauptstadt der künstlerisch begabten Stämme der Bayern, Franken und Schwaben ist, in deren schönen, heitern Ländern die Kunstübung auch in den scheinbar dunkelsten Zeiten nie so heruntergekommen war wie in den meisten Gebieten Norddeutschlands. Welche Dorfkirchen hat hier noch das achtzehnte Jahrhundert hingestellt! Ludwig der Erste hätte in seinen Bemühungen, eine deutsche Kunststadt zu schaffen, keinen Erfolg gehabt, wenn er nicht an künstlerische Traditionen in so manchen Teilen des Landes hätte anknüpfen und schlummernde Talente hätte wachrufen können. So beurteilt man auch die heutige Stellung und die Wirkungen der Kunststadt München ganz falsch, wenn man nicht berücksichtigt, wie empfänglich die Bayern für Kunst sind, und wieviel Künstlerisches landauf landab geschaffen wird. Der Bauer, der weit hinten im Trauntal sein Haus mit der Gestalt des heiligen Georg und des heiligen Florian bemalen läßt und auch seine Freude daran hat, wenn ihm der Maler das kleine Austräglerhäusl von oben bis unten blau und weiß mit bayrischen Rauten tüncht, daß es „lustig ausschaugt“; der einsame Pfarrherr, der die Engel der Sistina mit hingebender Liebe für ein noch einsameres Bergkapellchen malt; der Schnitzer von Berchtesgaden oder Ammergau, der „Herrgöttle“ im Dutzend schneidet, dann aber in den Mußestunden sich in eine figurenreiche Krippe vertieft, die nach Jahren als echtes Kunstwerk ersteht, dessen größter Gewinn für ihn allerdings die Freude am Schaffen ist; der Algäuer Hirtenbub, der, zum Akademiker fortgeschritten, eine tiefempfundne Kreuztragung in sein altes, graues Dorfkirchlein stiftet — das sind alles Träger bayrischer Kunst, die dafür sorgen, daß die Freude an Formen und Farben im Volke lebendig bleibt, denen es aber auch zu danken ist, wenn den Münchner Kunst- und Kunstgewerbestätten immer neue Kräfte zufließen.

Überall in Bayern ist die Freude an der künstlerischen Ausschmückung des Daseins ein Erbteil des Volkes. Welche Brunnen haben sich kleinere bayrische Städte von Lindau bis Traunstein in den letzten Jahren gesetzt, wie schön sind die Rathäuser erneuert, und was für Kirchen sind z. B. allein in München neuerdings gebaut worden. Das sind ganz andre Wirkungen, als wie sie die einseitige Denkmalsmanie mit ihren langweiligen Wiederholungen in andern deutschen Ländern gezeitigt hat. Und dazu kommen die leicht verbreitbaren Erzeugnisse der Malerschulen, der Glasmalerei, die Reproduktionen und vor allem das Kunstgewerbe. Die Bedeutung der bayrischen Kunst lernt man nicht in den gehäuften Ausstellungen des Münchner Glaspalastes kennen. Zu ihr gehört auch das dörfliche Wirtsschild, auf dem ein froher Künstler den dicken Wirt vor dem Faß in imposanter Rückenansicht dargestellt hat, zu ihr gehören prächtige Scheibenbilder, die vom Giebel eines Forsthauses herabschauen, Geschenke kunstliebender Weidmänner, und sogar die bis auf die Uhr und das Handtuch täuschend an die Holzwand gemalte Zimmerausstattung, die man vor Jahren in einem primitiven Wirtshaus des Isartales bewundern konnte.

Und das alles muß man sich in eine Natur hineindenken, die der künstlerischen Phantasie sehr viel bietet. Die bayrische Hochebene ist allerdings, wie ihr Name sagt, an vielen Stellen eben. Wer mit der Eisenbahn von München nach Augsburg oder nach Dachau fährt, sieht um sich herum nur Moor, Heide, Wiese und Acker. Geht man aber eine halbe Stunde isaraufwärts, so steht man an der Pforte eines tief eingeschnittnen Tales, dessen Hänge einen der schönsten Buchenwälder tragen, und von dessen moränenbesetzten Rändern sich rechts und links eine im kleinen Rahmen ungemein mannigfaltige grüne, waldreiche Landschaft ausbreitet. Es ist die ernst-liebliche Landschaft, in die der grüne Würmsee und mit ihm Hunderte von kleinern Seen eingesenkt sind. In Harlaching bei München bezeichnet eine Denktafel den Ort, wo Claude Lorrain gemalt und seine Bewunderung des oberbayrischen Himmels mit seinem reichen Licht und seinen feinen Wolkengebilden ausgesprochen haben soll. In den Akten ist das nicht; die Hauptsache ist aber, daß es in der Natur ist. Der Himmel hat über der Hochebene, trotz des rauhen Klimas, eine wunderbare Klarheit, und wenn die Sonne scheint, ist sie lichtreicher als unten im Tiefland. Ich kam einmal mit einem Münchner Hygieniker zusammen, der behauptete, die den Fremden

anmutende Lustigkeit der Oberbayern sei vor allem dem vielen Licht in ihrer Atmosphäre zuzuschreiben. Ich glaube mehr an die Mitgift der Stammeseigenschaften und an die im allgemeinen leichtern Lebensbedingungen im dünnbevölkerten Land, wiewohl es sehr eigentümlich ist, daß die Zierden der humorvollen oberbayrischen Dialektdichtung, Kobell und Stieler, Kinder Eingewanderter waren, jener von einem pfälzischen, dieser von einem sächsischen Vater. Aber die Fliegenden Blätter sind allerdings echte Münchner Kindln, und so sind es auch die heitern Volksstücke, die das Gärtnertheater und die Schlierseer in ganz Deutschland populär gemacht haben. Von den Letzten aus König Maximilians Dichterkreis ist Paul Heyse im Münchner Licht alt geworden und Berliner geblieben, und Hermann Lingg, bayrischer Schwabe, ist in seinem lieben München ernst und tief geblieben, wie er am Schwäbischen Meer geboren wurde. Freuen wir uns trotzdem der hellen Sonne Oberbayerns — wenn sie scheint.

6

Münchens wissenschaftliche Bedeutung ist nicht so augenfällig wie seine Stellung in den bildenden Künsten, in Musik, Theater und Dichtung. Aber im Besitz der zweitgrößten und besten Bibliothek in Deutschland (die Hof- und Staatsbibliothek hat 900000 Bände, wozu die Universitätsbibliothek, die junge, aber sehr gut ausgestattete Bibliothek der Technischen Hochschule, das an Seltenheiten sehr reiche Konservatorium der Armee u. a. kommen), des großartigsten paläontologisch-geologischen Museums der Welt, einer der besten Mineraliensammlungen, eines ausgezeichneten Herbariums, der für Kunststudien viele gute Dinge enthaltenden Sammlungen der Glyptothek, des Nationalmuseums, des Münzkabinetts, des Ethnographischen Museums, der großen Archive, bietet München den wissenschaftlichen Studien treffliche Hilfsmittel und Anregungen. An der Universität und der Technischen Hochschule, der Tierarzneischule, der Kriegsakademie lehren Männer, die zu den Zierden der deutschen Wissenschaft gehören. Es gab Jahrzehnte, wo Chemie, Physiologie, Zoologie, Paläontologie, Ingenieurwissenschaften, Zweige der Medizin und Juristerei in München den Mittelpunkt ihrer Lehre und Forschung hatten. Diese Dinge verschieben sich immer rasch. So ist jetzt der Glanz der Münchner Wissenschaft blässer als vor dreißig Jahren. Aber

noch immer wird in München sehr tüchtig gearbeitet. Man braucht nur an die Historische Kommission und an das prachtvolle chemische Laboratorium zu erinnern. Und alle die Münchner Hochschulen werden mit jedem Jahre besser besucht. Im Vergleich mit den Mitteln, die Berlin zur Verfügung stehn, bietet und leistet München überraschend viel. Zugleich hat es den großen Vorteil, daß es noch nicht so großstädtisch zerstreuend auf Professoren und Studenten wirkt wie Berlin. München gewährt noch immer durch seine einfach-behaglichen Lebensformen ein genußreiches Zusammenleben und -arbeiten, wo Berlin die Menschen isoliert, übersättigt oder abhetzt. Berlin hat in den letzten Jahrzehnten öfter die Erfahrung gemacht, die in Paris alt ist, daß hinberufne Gelehrte aufhörten zu produzieren, sobald sie in der Hauptstadt akklimatisiert waren. Das Münchner Leben bringt Gelehrte, Dichter, Künstler mit allen andern Ständen in die engste Verbindung. König Maximilians Tafelrunde, die Liebig und Geibel, Sybel und Kobell vereinigte, ist nichts künstliches gewesen, sondern sie war nur die königliche Form für eine in der Münchner Auffassung von Verkehr eingeborne Abneigung gegen bloße Standes- und Gattungssonderungen. Der enge Verkehr der ältern und der jüngern Künstler ist anerkanntermaßen von ebenso großem Vorteil für die Münchner Kunst gewesen wie die Unterweisung in Malklassen und Ateliers. Daß die behagliche Geselligkeit am Biertisch, der nirgends in der Welt so verführerische Stätten bereitet sind wie in München, viele vom ernsten Arbeiten abzieht, ist unzweifelhaft wahr, es gilt das übrigens mehr von den Jüngern der Wissenschaft als der Kunst. In einer Geschichte der deutschen Kunst, die den Rahmen und den Hintergrund der Ereignisse berücksichtigt, werden immer einzelne Münchner Bierlokale genannt werden, in denen sich berühmte Gruppen junger Künstler bildeten, so wie die französische Literaturgeschichte Pariser Kaffeehäuser historisch gemacht hat. In der Corneliusschen Zeit war es der Stubenvoll, und aus dem Ende der sechziger Jahre wäre der Lettenbauer zu nennen, wo Courbet, struppig, in Hemdärmeln und Bier aus Maßkrügen trinkend, das Evangelium der modernsten Richtung verkündete.

Es ist eine Eigentümlichkeit des „dunkeln“ Bayern, daß das Unterrichtswesen im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses steht. Das kommt von den Angriffen des Zentrums, das in jeder Tagung an dem Kultusbudget herumnörgelt und be-

sonders mit den philosophischen Fakultäten aller drei Landesuniversitäten nicht zufrieden ist. Zu einem Zurückschrauben der ganzen Entwicklung hat es aber dadurch nie kommen können, höchstens zu einer Verlangsamung. Und die Tatsachen zeigen, daß die Universitäten im ganzen nicht gelitten haben. Das Kliquenwesen hat nie allmächtig werden können, und kein Dozent hat nach 1870 Bayern aus politischen Gründen verlassen. Lutz war als Kultusminister liberaler als Müller und Landmann, hatte von früherm herzlicherm Einverständnis her eine persönliche Schwäche für die Altkatholiken, auch nachdem er sie als Katholiken hatte fallen lassen müssen, und war nicht ganz frei von politischen Erwägungen bei Neubesetzungen. Aber er bewährte doch jederzeit dabei gesunden praktischen Sinn und scharfe Menschenkenntnis. Ihm ist die Offenhaltung der bayrischen Universitäten für die Wettbewerbung des ganzen deutschen Gelehrtentums zu danken. Eine Rückkehr zu der Abschließung vor Maximilian dem Zweiten wäre nach dem Tode dieses Herrschers noch möglich gewesen, heute ist sie undenkbar. Es ist freilich auch undenkbar, daß noch einmal alle historischen Lehrstühle an der Münchner Universität mit Protestanten und Altkatholiken besetzt werden wie unter Lutz. Auch den vorwiegend protestantischen Charakter des Oberschulrats wird man nicht aufrecht erhalten. Gerade die Lutzische Unterrichtspolitik hat in den katholischen Kreisen Bayerns aufrüttelnd gewirkt, es wird mehr wissenschaftlich gearbeitet, besonders auch an den früher sehr stagnierenden Lyceen der Bischofsstädte. Über den Zuwachs an jungen Gelehrten aus den katholischen Kreisen kann man sich im Interesse der Allgemeinheit nur freuen. Natürlich werden diese dann auch ihren Anteil an der Leitung der Geschäfte verlangen, und es wird hoffentlich eine „Parität“ möglich werden, die in der Mitte liegt zwischen den zwei extremen Auslegungen dieses Wortes, die in Bayern immer einander so bitter bekämpft haben. Auf katholischer Seite verlangte man die Vertretung nach der Kopfzahl der Konfessionen, auf protestantischer nach der Befähigung. Karl Stieler hat den Unterschied in einem oberbayrischen Wahlschnaderhüpfl witzig dargestellt, wo einer dem Hansei sagt, der mit den Schwarzen geht: Bei enk (euch) san do die mehrere Dumma. Hansei antwortet offenherzig:

Ja ja, dös glaub i selber bald,
Die Dümmern san mir scho,
Aber die mehrern san mir do (doch).

7

Die Politik, auf die ich von München aus gekommen bin, ist im Leben der bayrischen Hauptstadt ein viel fremderes Gewächs als die Kunst. Der Bayer möchte sich eigentlich gar nicht um Politik kümmern, wenn es nach ihm ginge. Er hat nichts von der Rechthaberei und dem Widerspruchsgeist, die im Charakter des Franken liegen. Dieser Unterschied zwischen den beiden Stämmen zeigt sich am deutlichsten beim Militär, wo der Altbayer trotz seiner gelegentlichen Ausschreitungen als der folgsamste Soldat gilt, während sich Pfälzer und Unterfranken am schwersten unterordnen. In den fränkischen Gauen haben demokratische Richtungen immer mehr Anhänger gehabt als in den bayrischen und bayrisch-schwäbischen. Der Bayer kümmert sich nicht gern um fremde Angelegenheiten, während der Franke beweglich und neugierig ist. Ohne viel Redens und Aufhebens von der Anhänglichkeit an sein Fürstenhaus, die ihm selbstverständlich ist, ist der Bayer der loyalste Untertan von der Welt. Ihm ist eben wohl, wenn alles um ihn herum so weit in Ordnung ist, daß er auf seiner Scholle ungeschoren bleibt. Er ist sowohl zu bequem als zu stolz, politischen Idealen nachzustreben. Niemand kann konservativer „von Natur" sein als der bayrische Bauer. Wenn die Sozialdemokratie in Bayern in halbstädtischen Wahlkreisen mehrmals starke Rückschläge erfahren hat, so hängt das mit diesem realpolitischen Zuge zusammen; außerdem kommt aber auch dabei die geringere Schärfe der Standesunterschiede in Betracht. Der altbayrische Bauer und Bürger geht aufrecht durch die Welt und beneidet niemand, und die altbayrische Aristokratie zeichnete sich früher durch ihre Anspruchslosigkeit aus. Man konnte vor einem Menschenalter noch das Bürgerliche als den Grundzug der altbayrischen Gesellschaft bezeichnen, ganz entsprechend der Tatsache, daß Bayern das eigentlichste Bauernland ist. Sogar die Prinzen kleiden sich, wenn sie als Jäger die Berge des Algäu oder des Berchtesgadner Landes durchstreifen, in das Jagdgewand, das aus etwas gröberm Stoff die Bauernburschen tragen; und wer dem Prinzregenten dort begegnet, glaubt einen alten, verwitterten Bauersmann mit auffallend freundlichem und intelligentem Blick zu sehen.

Im allgemeinen gewinnt man in Bayern immer noch mehr als in vielen andern Teilen Deutschlands den Eindruck einer kernigen Gesundheit des Volkskörpers, die nicht so leicht durch

die krankmachenden Einflüsse des Tages zu erschüttern sein wird. Die Gefahr liegt hier mehr im Innern des Körpers als in den äußern Einflüssen. Ein sich selbst täuschendes Gesundheitsgefühl möchte ich aber jenen bajuvarischen Nationalstolz nennen, der von oben her mächtig genährt wird. Die ganze Welt beneidet uns um unsre Zustände! hört man sagen. Ja, Bayern kann um vieles beneidet werden, aber das liegt fast alles mehr im Volk und im Lande als in der jeweiligen Regierung. Es wird leicht übersehen, wieviel Heilsames von außen gekommen ist. Man hätte die Mißerfolge von 1866 nicht so bald und so ganz über den an der Seite Preußens 1870 erreichten Erfolgen vergessen sollen. Die Armee ist unendlich viel besser geworden. Daß sie aber auf die Stufe hinunterkommen konnte, auf der sie sich bei aller Tapferkeit 1866 befand, wird für alle Zeiten den Ruhm selbst so trefflicher Männer wie Walter, Spruner, von der Tann u. v. a. trüben, die nicht scharf genug gegen die Verlotterung angekämpft hatten. Bayern hat ja immer vortreffliche Soldaten geliefert, und unter den Offizieren sind immer hochgebildete Leute zu finden gewesen. Heute verbinden manche in wohltuender Weise die bescheidne Männlichkeit des süddeutschen Kavaliers mit preußischer Strammheit, während wenige Jüngere gerade diese in lächerlicher und herausfordernder Weise hervorkehren. Ältere Offiziere klagen, daß mit vielem Guten von Norden her auch absolut Verwerfliches, wie die streberische Ordenssucht, eingedrungen sei. Ich will nicht untersuchen, wie weit die Klagen über Günstlingswirtschaft hier tiefere Begründung haben als anderwärts. Es macht mir mehr Freude, das unbeeinflußte Urteil eines norddeutschen militärischen Kenners wiederzugeben: er bezeichnete die erste bayrische Brigade im Sommer 1897 als einen der bestgeübten Truppenteile der deutschen Armee. Schade, daß man aus dem schönen Münchner Leibregiment, um die preußische Garde nachzuahmen, ein Regiment mit ganz vorwiegend adlichem Offizierkorps zu machen sucht. Das ist ein unbayrisches und höchst unkluges Beginnen, unter hiesigen Verhältnissen und angesichts der wachsenden plutokratischen Verbindungen dieses Adels sogar nicht unbedenklich.

Der bayrische Beamtenstand hat immer das Lob der Ehrlichkeit, der Unparteilichkeit und eines Vorgehens nach dem Grundsatz „Recht und Billigkeit“ verdient. Er enthält sehr viel Intelligenz, die sich aber nicht immer sehr hervortut; und das Verdienst macht bis zu den Spitzen seinen Weg, wobei manchmal,

wie so ziemlich überall, Verwandtschaft und Freundschaft unmerklich oder auch merklich nachhelfen. Die höhern Verwaltungsstellen sind hier nicht das Erbteil einer anspruchsvollen Aristokratie geworden, wie in manchen Teilen Norddeutschlands; und zum Wohl des Landes. Um Beamte von höchster Bildung und im besten Sinne bürgerlichem Auftreten, wie den verstorbnen Ziegler, Regierungspräsidenten von Oberbayern, oder den noch rüstig arbeitenden Finanzminister Riedel kann manches deutsche Land Bayern beneiden.

Bayern und das Reich! Besteht wirklich die Reichsverdrossenheit, von der uns die Berliner Blätter letzten Sommer (1897) zu unterhalten wünschten? Ja, sie besteht, und zwar ist ihr Daseinsrecht hier genau dasselbe wie anderswo das des „Rackers von Staat.“ Der Bayer liebt sein Bayern warm, weil das sein Mutterboden ist, des Franken Liebe ist schon weniger warm, weil er diesem Königreich erst spät eingegliedert worden ist. Ja ich weiß einen oberfränkischen Winkel, wo die preußischen Sympathien aus ansbach-bayreuthischer Zeit noch recht lebendig sind. Das findet man begreiflich. Ist es nicht natürlich, daß man auch an die Liebe zum Reich gewöhnt werden muß? Es wäre töricht, mehr zu verlangen, als die aus verständiger Erwägung hervorgehende Erkenntnis von dem Wert der Zugehörigkeit zum Reich. Man darf kühn behaupten, daß diese von Jahr zu Jahr stärker geworden ist und immer noch zunehmen wird, während sich allerdings die nationale Begeisterung der Jahre nach 1870 nicht so fortgepflanzt hat, wie man einst hoffen mochte. Der Kulturkampf, die innerpolitischen Fehler der nationalliberalen Partei, die früher in Bayern fast die alleinige Trägerin dieser Begeisterung war, die wirtschaftliche Entwicklung mit ihren Enttäuschungen für Bauern und Bürger, das Steigen der Volkslasten, das „Wapperlgesetz“ und so manches andre hat ernüchternd gewirkt. In die Lücken der alten nationalliberalen Führer ist kein gleichwertiger Ersatz eingerückt. Doch das ist eine Erscheinung, die nicht auf Bayern beschränkt ist. Viel zu viel Wert legt man in Norddeutschland dem Siglschen „Vaterland“ und ähnlichen Organen bei, die einem Preußenhaß Ausdruck geben, der nur bei einigen extremen Politikern besteht. Diese in Bayern selbst größtenteils übel berüchtigten Leute vergrößern die stille Abneigung, der preußisches Wesen in ganz Süddeutschland begegnet, die aber viel mehr Gemüts- als Verstandessache ist. Der Verstand erkennt die Verdienste an, die sich Preußen um Deutsch-

land mit Einschluß Bayerns erworben hat, das Gemüt fühlt sich zurückgestoßen von so mancher Charaktereigenschaft der Norddeutschen und besonders der Nordostdeutschen; gerade mehr äußerliche Fehler, wie Eitelkeit, Geschwätzigkeit, Prahlerei, Überhebung, stoßen am meisten ab. Tüchtige Preußen und das Tüchtige an den Preußen haben die ernsthaften Leute in Bayern jederzeit anerkannt. Kann man es aber einem Stamme von so ausgeprägter Eigenart verdenken, wenn er sich gegen die Schmälerung seines Rechts, nach seiner Art zu leben, mit allen Mitteln wehrt? Die Norddeutschen, die jetzt alljährlich so zahlreich ins Land kommen, sollten doch etwas um sich schauen, damit sie begreifen lernen, daß keinem deutschen Stamm die Gleichmacherei so von Natur aus zuwider sein muß wie dem bayrischen, und daß es viel mehr im Interesse Gesamtdeutschlands liegt, eine gesunde Eigenart zu pflegen, wo sie noch ist, als unorganische Aufpfropfungen aufzuzwingen. Das Beispiel Badens, das seinen zu raschen Anschluß an Preußen mit einer latenten immerfort wachsenden Unbehaglichkeit und Unzufriedenheit in allen Schichten des Volkes erkauft hat, sollte zur Warnung dienen. Natürlich denke ich bei diesen Bemerkungen nicht in erster Linie an die paar Reservatrechte, sondern an die allgemeine Achtung des Rechts auf eignes Leben unter eignen Bedingungen.

Von den vielbesprochnen Reservatrechten möchte ich nur die Post erwähnen; die ist typisch für die Stellung des Volkes zu diesen Dingen. Die bayrische Post bedient ihr Publikum billiger als die Reichspost und ist darauf bedacht, wie besonders das vortreffliche Landpostwesen zeigt, keine begründete Anforderung unbefriedigt zu lassen. Die Post kann sogar als die öffentliche Einrichtung Bayerns bezeichnet werden, die am wenigsten zu Ausstellungen Anlaß gibt. Sollten nun auch einmal unsre Postmarken statt der Löwen den Adler tragen, so wäre doch unter allen Umständen der bayrische Postillon zu schützen. Der gehört zur Landschaft. Die preußische Post hat den guten alten Postillon schlecht zurechtgestutzt. Man sehe nur diese steife Zivilpickelhaube mit der sparsamen Andeutung eines Haarbüschleins, und die trübe dunkelblaue Uniform mit den grell ziegelroten Aufschlägen. Was für ein andrer Kerl ist da ein bayrischer Postillon mit seinem hellblauen Frack, seinen weißen Lederhosen und seinen hohen Stiefeln! Mit Recht verehrt die ganze Anwohnerschaft einer Landstraße ihren Postillon und ist stolz auf ihn. Und auch er kann stolz sein: Kaulbach und Schwind haben ihn verewigt, und

Karl Stieler hat ihm einen seiner feinsten Aufsätze gewidmet. Wenn er an Feiertagen in Blau und Silber und mit weißem Federbusch am Hut auffährt, ziert er die ganze bayrische Welt. Er repräsentiert den Staat besser als ein Dickbauch von Minister in Frack und Degen. Kein Wunder, wenn er ein heiterer Gesell ist, zu dem wir uns auch dann hingezogen fühlen, wenn er von seinem Bock herunter „sakrisch" flucht und wettert. Er ist eben doch schon äußerlich kein Alltagsmensch wie der Reichspostillon, und in ihm hat sich noch ein Stück Reisepoesie in die Gegenwart gerettet. Kurz, für den bayrischen Reservatspostillon müßte eigentlich jeder Deutsche von Geschmack eintreten.

Vergesse man doch nicht über dem Streit um Äußerlichkeiten und Äußerungen, daß die ganze Kulturentwicklung Bayerns seit einem Jahrhundert das Volk immer mehr an das übrige Deutschland angenähert und angeschlossen hat. Vor hundert Jahren war Bayern eine Welt für sich. Und heute? München teilt sich mit Berlin in die geistige Führung Deutschlands, der wirtschaftliche Zusammenhang ist nicht mehr aufzulösen, die Gemeinsamkeit der politischen Interessen und Gefahren ist unter all dem Hader der Parteien immer mehr gewachsen, der Bund mit Österreich hat sogar leidenschaftliche Großdeutsche versöhnt. Ob Deutschland mehr gewonnen hat durch den Wiedereintritt seines Südostens in das gemeinsame Leben, oder ob Bayern der Niederlegung der Dornröschenhecke, hinter der es sich abgeschlossen hatte, mehr zu danken hat, wollen wir nicht entscheiden. Das eine aber steht für jeden fest, der Land und Volk und die Geschichte des Volkes kennt, daß Bayern auf das übrige Deutschland angewiesen ist, und daß man das hier überall recht gut weiß, wo überhaupt politisches Urteil zuhause ist. Die Bedeutung Bayerns für Deutschland wird dagegen im „Reich" nicht so gewürdigt, wie man wünschen möchte. Bayern wird zwar wie ein Eckstein angesehen, der die Südostseite des Reichs kräftig stützt, für viele ist aber Altbayern nichts als ein Ballast, der das Reichsschiff beschwert. Das sind echt kleindeutsche Anschauungen.

Bayerns Stellung kann nur aus einer großdeutschen Auffassung verstanden werden, die seine geographische und Stammesverbindung mit dem bayrischen Stamm außerhalb Deutschlands würdigt. Es ist der Übergang zu den alten Bayerngauen in den Ostalpen und der mittlern Donau und der Übergang von den Süddeutschen des Westens, mit Einschluß der Schweizer, zu denen des Ostens, endlich das Bindeglied zwischen Deutschland

und Italien. Da alle diese Beziehungen über die politischen Grenzen hinauswirken und durch Wechselströme wirtschaftlicher und geistiger Art die Völker immer mächtiger auflockern, in Bewegung setzen und einander entgegenführen, so wird das innere Leben und Wachsen eines Landes wie Bayern von weitreichender Bedeutung. Für jeden, der des Glaubens lebt, daß Deutschlands Interessen- und Wirkungssphären in Europa mit dem militärischen Übergewicht und der teuer erkauften industriellen Überlegenheit noch lange nicht beschlossen und festgelegt sind, und daß in ihrer Ausbreitung den bestehenden Nachbarschaftsverhältnissen eine vorbereitende Rolle zugeteilt ist, sind die bayrischen Zustände und Entwicklungen eine wichtige gemeindeutsche Angelegenheit.



Das deutsche Dorfwirtshaus



1

Über das deutsche Bauernhaus ist schon viel geschrieben worden. Auch über die Häuser der Bürger, über Burgen und Schlösser, Bahnhöfe, Kasernen, Spitäler und viele andre Gebäude, besonders auch über alte Häuser gibt es eine große Literatur. Wie kommt es, daß gerade über das deutsche Wirtshaus so wenig geschrieben worden ist? Ist es doch für unsre Volksart und unser Volksleben so bezeichnend! Das Wirtshaus gilt bei uns mehr und ist auch bei uns mehr als bei irgendeinem andern Volke. Es steht höher und übt einen größern Einfluß. Nirgends lernt der Fremde so viel von dem Leben und Trachten eines Volks im Wirtshaus kennen wie in Deutschland. Seine dumpfen Räume ersetzen uns Deutschen sogar einen großen Teil von dem, was die Agora den Griechen war. Dringt doch die Politik mit Versammlungen und Wahlen so in die Wirtshäuser ein, daß manches heutzutage mehr Diskussions- und Agitationsmittelpunkt ist als Wirtshaus in dem guten alten Sinne. Wenn ich hinzufüge, daß auch unser geselliges und unser Einzelleben sehr stark vom Wirtshaus beeinflußt wird, so sage ich das im Guten und ohne an einen Vorwurf zu denken. Schreibe ich doch diese Zeilen auf der Holzbank neben der gastlichen Tür eines ländlichen Wirtshauses, das mich fast wie ein zweites Heim alljährlich freundlich empfängt. Bin ich doch ein Deutscher, der einen guten echten Trunk mit Freunden oder sinnig allein als ein hohes Gut schätzt. Wie auf manches andre im deutschen Lande, so bin ich auch auf unsre guten, ehrlichen Wirtshäuser stolz. Wenn sie dem Mißbrauch unterliegen, so ist das eine Eigenschaft, die sie mit allem Guten dieser Erde teilen. Gerade das ist schön am deutschen Wirtshaus, daß es für den offnen und mäßigen Genuß in Speise und Trank, womöglich nicht ohne Behagen an wohltuenden Räumen oder an gastlicher Naturumgebung da ist.

Nicht dem Gewöhnlichen, sondern dem Bessern in unserm Leben soll das Wirtshaus dienen. In einem guten Wirtshause sollen die Gäste vergessen, daß sie nicht zuhause sind. Der Wirt oder die Wirtin an der Spitze des Wirtstisches will den wechselnden Gästen die Illusion des Familientisches gewähren. Diese Sitte ist allerdings in Frankreich, besonders auf dem Lande, weiter verbreitet als in Deutschland, aber sie verdient namentlich wegen des günstigen Einflusses auf die Küche gelobt zu werden. Der Gefahr eines allzu offnen Wortes setzt sich der Wirt dabei freilich aus, ebenso wie der Gast der einer etwas peinlichen Lage, wie ich sie vor einigen Jahren einmal in Saalfeld erlebte. Dort sagte ich zu dem Wirte, der gerade so aussah wie die Geschäftsreisenden, die da herum saßen: Finden Sie es nicht eigentlich geschmacklos, ein Mittagessen aus fettem Rindfleisch, Schweinsknochen und Gänsebraten zusammenzusetzen? Antwort: Ich bin der Wirt. Mir ists ganz recht, wenn Sie einen Gang überschlagen, denn andre essen für zwei. — Unsern ländlichen Anschauungen entspricht es vielleicht mehr, daß sich die Wirtin, wo sie überhaupt noch selbst kocht, in frischer, weißer Schürze und mit küchengerötetem Antlitz nach dem Appetit ihrer Gäste erkundigt und freundliche Mienen und Worte gewissermaßen als letzten Gang bietet. Dazu gehört freilich das gute Gewissen der „perfekten" Köchin!

In der deutschen „Trinkkemenate" schwebt uns ein Ideal von gemütlicher Geselligkeit vor, wie es im deutschen Mannesherzen lebt, und der Speisesaal eines englischen Inn von gutem altem Schlag kommt dem feinen Behagen des englischen Innenlebens so nahe wie möglich. Es kann und soll ja nicht anders sein, als daß das beste Wirtshaus noch tief unter einem guten „Heim" steht. Aber wie groß ist auf der andern Seite die Zahl derer, die in ihren engen, dumpfen Räumen nie das Behagen finden, das ihnen schon eine Bierstube niedern Ranges bietet! Die Schöpfung von Bierpalästen, die die äußern Bilder unsrer Städte so sehr beeinflußt, führt dem Leben weiter Kreise einen Strom von Behagen zu, worin manchmal auch feinere ästhetische Genüsse sind. Als sich die bayrischen Bierkeller nach Franken und an den Oberrhein ausbreiteten — es war vor etwa vierzig Jahren —, da wurde das Leben der Kleinstädter bereichert; sie ließen sich nun an schönen Sommerabenden mit ihren Frauen unter dem künftigen Schatten junger Roßkastanien nieder. Glücklicherweise hatten die Nachahmer den Bayern auch

den feinen landschaftlichen Sinn abgeguckt, mit dem diese ihre „Keller" an herrlichen Aussichtspunkten anzulegen pflegen. Der Spießbürger wunderte sich, indem er sein Bier trank, nicht nur über die merklich bessere Verwertung des trefflichen Schwetzinger oder Hagenauer Hopfens, die die bayrische Schule eingeführt hatte, sondern auch über die Reize seiner Landschaft, die ihm nie so schön vorgekommen war. Nicht überall gibt es freilich eine so schöne Lage wie in Traunstein, wo mir von meinem Gastfreund der Kollerkeller als der schönste Keller in Europa gerühmt wurde. Der Blick auf die Berge von Ruhpolding ist allerdings wundervoll, besonders wenn er mit dem Blick auf einen vollen Maßkrug abwechseln kann. Wären nicht einige leichte Schatten, die diese beliebten Bierhügel über die Städte und Städtchen hinwerfen, wo die Leute um so anspruchsloser wohnen, je näher und je billiger sie diesen gemeinsamen Erholungsplatz haben, so möchte man von dem „Bierkeller als Schule des Naturgenusses" mit ungemischtem Behagen sprechen. Auch bin ich bereit, jedem Literaturmenschen, der den Natursinn von Rousseau an datiert, nicht bloß die herrliche Lage mancher uralten Kapelle und Kirche, sondern die Aussicht von so manchem altberühmten Bergwirtshaus oder von der Bank vor einem Fährhaus am Rhein zu nennen und ihm damit zu zeigen, daß das Naturgefühl nicht in dem Augenblick erfunden wurde, wo sich ein Dichter hinsetzte, um eine Aussicht zu bedichten; ebensowenig wie das deutsche Gasthaus erst würdig war, besungen und gerühmt zu werden, als Lessing seinen köstlichen, von dem wackern Just so tief verachteten Wirt in der Minna von Barnhelm eingeführt hatte, und Goethe sein Dorfwirtshaus von Wahlheim mit den zwei Linden, unter deren ausgebreiteten Ästen („so vertraulich, so heimlich hab ich nicht leicht ein Plätzchen gefunden") Werther seinen Kaffee trinkt.

Die Ausflüge auf das Land, deren Ziel ein gutes Wirtshaus ist, gehören zum deutschen Leben. Sie machen es genußreich, beeinflussen es aber auch in andrer Beziehung mehr, als man denkt. Es ist die Rückkehr der Stadt zu dem Lande, aus dem die Stadt herausgewachsen ist. Die arme Stadt! Solange die deutschen Städte noch ihren Kranz von Äckern und Gärten hatten oder nicht so weit hinausgerückt hatten wie jetzt, umschlossen viele selbst so viel Land, als sie zum Atmen und zur Freude am Leben brauchten. In Stuttgart oder Karlsruhe, so gut wie in Kleve oder Brieg, besaß vor fünfzig Jahren der

kleine Bürger und Beamte seinen Garten vor dem Tor, wenn nicht sogar vor dem Haus, und die Frau des Tagelöhners bebaute einen Acker mit Kraut, Kartoffeln, Rettichen und Obst, wovon nur ein Teil verkauft wurde. Am Sonntag Nachmittag auf seinem eignen Land leichte Arbeit zu tun und dann auf dem Bänkchen vor der bohnenumrankten Holzhütte zu selbstgebautem Rettich einen Krug Most oder Bier zu leeren, war eine Erholung, bei der es dem Holzhauer nicht einfiel, über das Wohlleben andrer Betrachtungen anzustellen. Jetzt gibt es eine Menge von Wohlhabenden, die ihr Leben in einem schmutzigen Miethaus und im Anblick von ebensolchen abstoßenden Backsteinhöhlen verbringen, und denen Rasen und Bäume nur leihweise zugänglich werden, wenn sie eine staubige und kostspielige Eisenbahnfahrt aufs Land unternehmen. Die Städte sind über die einst grünen Flächen hingewachsen, und die Nachkommen derer, die dort gewohnt haben, suchen jetzt ihre Erholung in den halbländlichen Wirtshäusern der Vorstädte, wo sie unter Schutt und Neubauten schon Natur zu finden glauben. Es ist eine ärmlichere und doch kostspieligere Erholung, aber gerade auf sie wird unser Volk nicht verzichten. Und ist sie nicht immer noch gesünder als viele andre? Wenn in Deutschland dem minder begüterten Mann immer noch ein größeres Maß von Lebens freude vergönnt ist als in den meisten andern Ländern Europas und Amerikas, so hat daran das ländliche und halbländliche Wirtshaus seinen nicht zu unterschätzenden Anteil. Je weiter die Wege, je größer die Anziehung des Waldes und der Wiesen mit ihren Blumen und Früchten, je schöner die Ausblicke, desto mehr tritt der materielle Genuß in den Hintergrund, desto unschädlicher sind die Getränke, mit denen ein wohlbegründeter Durst gestillt wird, desto vollständiger ist die Erholung, an der doch in vielen Fällen auch die Familie teilnimmt.

Ein Höhepunkt wirtshäuslicher Entwicklung ist in den Restaurationen an Aussichtspunkten erreicht, wo ein seines Weges und des Lohnes seiner Mühe frohes Publikum verkehrt. Hier ist an schönen Tagen ungeheurer Durst zu bewältigen, während die Küche kalt zu sein pflegt. Aber Wirt und Kellner dürfen hier nicht nur für die Gewährung materieller Genüsse vorbereitet sein, man verlangt von ihnen Naturgefühl und Orientierung. Ist keine Orientierungstafel vorhanden, dann wohnt ihnen sogar eine hohe Autorität inne, auf die man sich allerdings nicht blind verlassen darf; denn diesen Kellnertopographen kommt es bisweilen

nicht darauf an, die Berge bunt am Horizont durcheinander zu werfen. Nur die Städte und die Kirchtürme halten sie fest, denn darin werden sie kontrolliert. Will doch jeder Gast seinen heimatlichen Kirchturm wiedererkennen. Es gibt in Deutschland Städte, die man sich ohne ihre Ausflugsberge gar nicht mehr denken kann. Daß diese Höhen immer mehr auch im Winter besucht werden, wo die Mühe größer, aber der Ausblick heller zu sein pflegt, bezeugt die Vertiefung des Naturgefühls. Aussichtstürme sind auf manchen wohlgelegnen Bergen lange vor der Begründung der Gebirgsvereine und Touristenklubs von Menschenfreunden errichtet worden, die ihren Mitbürgern eine gesunde Freude zugänglicher machen wollten. Natürlich übt immer der ruinengekrönte Berg eine besondre Anziehung aus, auch wenn es kein Heidelberger Schloß ist, und so gibt es denn in Deutschland bald keine Ruine mehr, die nicht wenigstens mit einer Sommerwirtschaft verbunden wäre. Die einst einsame Rudelsburg ist seit Jahren an Sonntagen mehr Bierwirtschaft als Ruine, und auf den alten Schlössern von Heidelberg und Baden sind Restaurationen „ersten Ranges“ eingerichtet. Matthisson würde dort heute, trotz der mehrfach in alten Mauerlöchern angebrachten brummenden Äolsharfen, auch beim schlechtesten Wetter nicht die Ruhe und Stimmung zu einer „Elegie in den Mauern eines alten Schlosses“ finden; dagegen würden die hohen Preise und der öde Luxus seine Seele vielleicht zu einem Klagelied von der Länge eines abschreckend splendid gedruckten „Menu“ stimmen.

Für den Freund der Einsamkeit sind diese Orte entweiht. Und so hat ja auch der Naturfreund den Erguß sonn- und festtäglicher Vergnügungswallfahrer in die stillen Wälder und Täler zu beklagen. Was die Menge an ziemlich oberflächlichem Naturgenuß gewinnt, geht dem Einzelnen an tiefern Eindrücken verloren. Die Sache will aber nicht egoistisch betrachtet werden, sondern wir müssen die Steigerung des Erholungsbedürfnisses in Betracht ziehn, an der vor allem die städtischen Menschenanhäufungen schuld sind. Man hat die Leute hereingezogen in die Städte, wo sie Mangel an Licht und Luft leiden. Die Industrie, der Handel wollten es so, und die andern schauten diesen Zustrom lange Zeit mit Vergnügen an. Wenn es nun die Zusammengepferchten an ihren spärlichen Feiertagen ins Freie hinaustreibt, so sind die Unbequemlichkeiten, die sie damit den stillern Naturfreunden bereiten, klein im Vergleich mit denen, die sie selbst ihre sauern Wochen hindurch zu ertragen haben. Laßt

sie diese Last städtischer Eingeschlossenheit abschütteln und freut euch, daß sie nicht die bequemern Erholungen in städtischen Kneipen und Singspielhallen vorziehen! Begreift, daß das ländliche Wirtshaus bei unserm Stand der Bevölkerungsanhäufung als billige und unschädliche Erholungsstätte eine Wohltat geworden ist!

Legt einmal die Scheu vor der Berührung mit der „Masse" ab und geht an den Pfingsttagen ins Freie, wo sich euch die aus allen Städten herausflutende Bevölkerung zeigt, die sich frühlingsmäßig heiter, wie sonst nie, ausstaffiert hat und sich alle Mühe gibt, heiter zu sein, weil sie Heiterkeit zu finden hofft. Ich freue mich über die Männer mit abgearbeiteten Mienen, die heute einmal wirklich Feiertag machen. Sie fühlen sich aller Pflicht ledig. Der grüne Zweig am Hute versinnlicht den seelischen Mitbesitz an Gottes freiem Walde, den sich kein Deutscher abstreiten läßt. Einige deuten ihre Unternehmungslust durch eine mit „Kornjack" gefüllte Reiseflasche an, die sie über ihren feierlichen Bratenrock gehängt haben. Andre bemerken am Eingang eines Aussichtsturms, dessen Besteigung zehn Pfennige kostet: Nee, das Geld legen wir in Bier an und für dich Olle (zärtlich) in Kaffee. Ich freue mich für die würdigen Gattinnen, die in ihren Sonntagskleidern entweder furchtbar schwitzen oder entsprechende Angst ausstehn, daß sie vom Regen durchnäßt werden möchten. Gar nicht zu reden von der Angst um das Familienportemonnaie, das sie in der Hand des festlich heitern Gatten heute nicht ganz sicher aufgehoben glauben. Ich freue mich am allermeisten über die kleinen Mädchen, die in weißen Kleidern, weißen Strümpfen, hellen Schuhen und bunten Sonnenschirmchen wie Schmetterlinge umherflattern, sich wechselseitig begrüßen und begucken. Das reine Glück, das durchaus keine Lust hat, sich von dem schon grollenden Pfingstgewitter trüben zu lassen! Draußen sind die ländlichen Erholungsstätten, mit Maien und Blumen geschmückt, bereit, Tausende zu tränken und zu speisen. Nachmittags erschallt Musik im Garten, und Abends folgt der unvermeidliche Tanz. Wenn ich daran denke, wie in Frankfurt am dritten Pfingsttag Hoch und Niedrig in den Wald zieht, um den „Wäldchestag" im frischen Grün zu feiern, oder in München, wo am Pfingstmontag alles, was von der niedern Bevölkerung fahren oder gehen kann, die Waldwirtschaften von Großhessellohe und Pullach aufsucht, so freue ich mich dieser Erholungen, als ob ich sie selbst mitmachte.

Es fällt mir dabei ein, wie ich an einem Frühlingssonntag voll Sonnenschein und Regenschauern vor plötzlicher Durchnässung im Torgang eines Wirtshauses bei London Schutz suchte. Die Wirtschaft schien verschlossen. Nach mir kamen aber andre Männer herein, die das „Sesam“ wußten, das solche Türen öffnet. Sie klopften und riefen Traveller, worauf, da dem Gesetz Genüge geleistet war, das nur dem „Reisenden“ am Sonntag geistiges Getränk erlaubt, durch die Türspalte die gewünschte Erfrischung, in der Regel ein Schnaps, herauswanderte. Ich bin sonst ein Verehrer der englischen Sonntagsruhe; soweit sie den Lärm der Städte zur Ruhe bringt, ist sie eine körperliche, moralische und ästhetische Wohltat. Aber wenn sie dem Städter die ländliche Erholung verschließt, übt sie einen törichten und grausamen Zwang aus. In England ist nun die Umgehung des Verbotes, am Sonntag Erfrischungen zu verkaufen, auf den sinnreichsten Wegen möglich, die dem anglokeltischen Erfindungsgeist ein glänzendes Zeugnis ausstellen. Auch in einem Temperenzstaate Nordamerikas, wo man noch nicht so weit war, begegnete es mir vor einigen Jahren, daß ich mit einem Lokalzug, der Sonntagsruhe hatte, bis zu einer einsamen Waldstation fuhr. Da hieß es nun den Sonntag zubringen. Um das trockne Biskuit und den salzigen Speck möglichst gut anzufeuchten, wanderte man zur nächsten Ansiedlung, wo der Arzt für solche Fälle den erschöpften Reisenden eine beliebige Menge Bier oder Wein verschreibt, genau in der hergebrachten Rezeptform, aber zu etwas billigern Taxen. Ich dachte an den alten Provisorenwitz: Recipe et misce: Stiefelwichs et mel rosatum. Der Jünger der Heilkunde holt die Arznei aus seinem kühlen Medizinalkeller und ist gern bereit, dem Reisenden bei ihrer Vertilgung Gesellschaft zu leisten, natürlich in einem der Straße möglichst abgewandten dunkeln Zimmer, das sich zum sonntäglichen Kneiplokal zahlungsfähiger Nachbarn entwickelt hat. Also hier machen die Sonntagsgesetze den Arzt zum Bierwirt!

Ich ziehe die andre Verbindung des gastwirtlichen und ärztlichen Berufs vor, die sich ganz von selbst aus der Natur des Gasthauses als Rast- und Erholungshaus ergibt. Sie ist ebenso wahr und menschlich, wie jene amerikanische verlogen und verzerrt ist. Was ist das Haus des Wirtes für so manchen Kranken, der fern von der Heimat Genesung sucht! Wieviele Werke der Barmherzigkeit werden jahraus jahrein von den Wirten, ihren Familien und Bediensteten plötzlich Erkrankten oder, be-

sonders im Gebirge, Verunglückten geleistet! Auf einzelne Fälle, in denen übermäßige Rechnungen dafür geschrieben werden, kommen zahlreiche Samariterdienste, von denen nichts bekannt wird. In den zahlreichen Bädern, Kurorten und Kuranstalten Deutschlands, Österreichs und der Schweiz zeigt sich die hospizartige Funktion des Wirtshauses von der besten Seite. Sie gliedert sich hier allerdings einer großen Reihe von Vorkehrungen zum Wohl und Wohlbehagen leidender und gesunder Menschen ein. Doch erreicht gerade in unsern Badeorten das deutsche Wirtshaus einen seiner Höhepunkte. Wenn die Entwicklung eines Baden-Baden oder Wiesbaden überhaupt eine bewundernswerte Leistung der Fürsorglichkeit, der Intelligenz und des Schönheitssinnes ist, so tragen die großen internationalen Hotels an solchen Plätzen neben den andern Anlagen und Bauten ebensoviel dazu bei, wie in den kleinern Bädern die bescheidnen Badegasthäuser, die zum Teil noch in die menschenfreundlichen letzten Jahrzehnte des achtzehnten Jahrhunderts zurückreichen, die so manche Heilquelle gefaßt und so manchen Waldweg um unsre Gebirgsbäder gezogen haben, und in die auch die Anfänge unsrer Seebäder zurückreichen. Damals sind jene freundlichen weißen Badehäuser, Logierhäuser und Wandelbahnen gebaut worden, die gewöhnlich im Bogen die Quelle umgeben. Ihr einfacher Stil, eine Verbürgerlichung des Schloßstils Ludwigs des Sechzehnten, mutet uns sehr behaglich an. Im Gegensatz zu andern Gasthauszimmern sind ihre Räume groß, nicht hoch, und haben wenige aber breite Fenster. Das Ganze ist von Parkanlagen umzogen, an deren Abschluß sich in einer schattigen Rotunde, von Steinbänken eingefaßt, ein vermooster Denkstein erhebt, auf dessen einer Seite der fürstliche oder gräfliche Eigentümer seinen Gästen als milder Wirt den Segen der Quelle wünscht, während die andre altmodisch vertraulich-beredsam das wichtige Jahr und die Umstände dieser Erneuerung kommenden Geschlechtern verkündet. Tauperlen in dem Moos des alten Steines glänzen uns wie alte Tränen menschenfreundlichen Mitgefühls an. Gute Zeiten waren das doch!

2

Das Dorfwirtshaus gehört in erster Linie dem Dorf, in zweiter erst dem Verkehr, der die Dorfstraße durchzieht; der Verkehr macht es zum Gasthaus. In abgelegnen, verkehrsarmen Gegenden hängt deshalb seine Güte, ja sein Dasein von den Ansprüchen der

Dorfbewohner ab. Es hat bis vor wenig Jahren in manchen Teilen Deutschlands Dörfer gegeben, die überhaupt keine Wirtshäuser hatten, weil der Verkehr keine ins Leben rief, weil sich die Bauern mit einem alten Baumstamm vor dem Rathaus als Beratungsbank begnügten und ihren Durst mit dem Haustrunk stillten. Auf dem Fläming, dem sandigen Höhenrücken, der von der Gegend von Magdeburg nach der Niederlausitz zieht, hat die Verwaltung im Interesse des wachsenden Verkehrs erst neuerdings in einzelnen Dörfern die Gründung von kleinen Gasthäusern anregen müssen. Häufig sind die Wirtshäuser, die keine besondern Fremdenstuben haben, weshalb die bessern Gäste in dem besten Zimmer der Wirtsfamilie untergebracht werden. In dem wunderbar stillen Sibratsgfäll im Bregenzer Wald schlief ich so einmal in Gesellschaft der in Wachs nachgebildeten, früh verstorbnen Kinder des Hauses wie in einer Gruft oder einem kleinen Tempel des Seelenkults. Aber Deutschland ist doch fast in allen Teilen von Verkehrsäderchen so weit durchzogen, daß der Wandrer in allen größern Dörfern Stärkung und zur Not auch Unterkunft finden kann. Auf die Gastfreundschaft der Gutshöfe, Pfarrer usw. angewiesen zu sein, das beginnt erst im polnischen und ungarischen Osten. Nur als ein Rest vergangner Zeiten hat sich in einzelnen Teilen Süddeutschlands der Anspruch der „Studenten" auf Bewirtung im katholischen Pfarrhaus, zur Not auch auf Unterkunft und Viatikum erhalten; manche geistliche Herren werden dadurch ganz gehörig mitgenommen, und ich habe im Algäu Klagen gehört über die große Anzahl von reisenden Gymnasiasten und Theologiestudierenden, die allsommerlich in die Pfarrhöfe einfallen. Daß der deutsche und der österreichische Alpenverein an den besuchtesten Orten der deutschen Alpen einzelne gute und billige Gasthäuser zu „Studentenherbergen" erklärt hat, wo die wanderlustige studierende Jugend billige Zehrung und Unterkunft findet, ist eine sehr löbliche Erneuerung des alten Rechts fahrender Schüler auf Erleichterung ihrer Reise.

So verschieden in unserm Lande der Verkehr war und ist, so wenig gleichen einander seine Wirkungen auf die Wirtshäuser. In Süd- und Westdeutschland mit seinem alten und weitreichenden Verkehr sind schon früh aus dörflichen Wirtshäusern Verkehrsstätten, echte Gasthäuser geworden. Kein deutsches Gebirgsland ist so reich an großen, guten Gasthäusern wie der Schwarzwald mit seinen Industrieorten und seinem alten, mächtigen Holzhandel. Hier sind lange vor dem Fremdenzuzug die Gasthäuser im Sommer

und Winter von Leuten besucht gewesen, die einen guten Trunk und entsprechenden Bissen verlangten. Daß die guten alten Wirtshäuser auch sogar an einsamen Straßenkreuzungen und in kleinen Weilern nicht fehlen, gehört zu den Eigentümlichkeiten des Schwarzwalds, die man besser begreift, wenn man mitten im Winter Hunderte von Holzfuhrwerken an einem einzigen Tage beim Kreuz oder Sternen vorfahren sieht. Übrigens hat hier auch der Wein seine Wirkung getan, der überall einer reinlichen und auf die Küche bedachten Wirtschaft günstiger ist als das Bier. Der Geschäftsgeist, der sich in den Schwarzwälder Werkstätten äußert, ging natürlich auch nicht an den Gasthäusern vorüber, und die alemannische Reinlichkeit, die fast in jedem Bauernhause waltet, hilft auch dazu. Endlich hat auch die Nähe der Schweiz eingewirkt, dieses Musterlandes des modernen Gasthauswesens; die neuen großen Gasthäuser im Schwarzwald und in den Vogesen sind in ganz Deutschland die schweizerischsten im guten und im übeln Sinne.

Von den ursprünglich verkehrsärmern mitteldeutschen Gebirgen ist der Harz in gasthäuslicher Beziehung dem Thüringer Walde gerade so ähnlich, wie er geologisch mit ihm verwandt ist und landschaftlich soviel Ähnliches aufzuweisen hat. Harz und Thüringer Wald sind arme Gebirge im Gegensatz zum Schwarzwald, nur mit spärlichen Oasen fruchtbaren Landes, eher rauh als mild und schon außerhalb der Zone des Weines gelegen. Die Edelkastanien von Blankenburg, die nördlichsten auf deutschem Boden, sind nur noch Kuriositäten, verglichen mit den „Keschten"-wäldern von Cronberg oder Gernsbach. Die arme Bevölkerung dieser Gebirge besuchte aus guten Gründen die Wirtshäuser wenig, Reisende gab es auch nicht viel, und so mußte denn der Reiseluxus, den der Vergnügungsreisende verlangt, ganz von außen hereingetragen und erst angepflanzt werden. In dem rauhen sozialen Klima der Waldgebirge ist er aber nicht so recht gediehen. Jedes Bett spricht von dem Kampf, den er mit den ärmlichen Lebensgewohnheiten der Gebirgsbewohner zu kämpfen hatte, und die Küche hat ebensowenig an einheimische Überlieferungen anknüpfen können. Es ist nur der regsamen Intelligenz der Bewohner zuzuschreiben, daß das Gasthauswesen in diesen Gebirgen in ununterbrochnem Fortschritt ist; die schlechten oder mittelmäßigen Zensuren, die es in den aufrichtigen Reisehandbüchern noch erhält, werden hoffentlich mit jedem Jahre günstiger ausfallen. Schade, daß so ziemlich überall die Preise immer rascher steigen als das,

was dafür geboten wird! Ähnlich ist es im Erzgebirge, besonders auf der sächsischen Seite, und war es einst im Riesengebirge. Ähnlich ist es noch heute im Taunus, im Westerwald und auf der Eifel. Hier hat der Touristenstrom ganz neue Häuser ins Leben gerufen, da das alteinheimische Wirtshaus viel zu einfach war, daß es dem Bedürfnis eines plötzlich beginnenden Luxusverkehrs hätte dienen können. Die Wirtshäuser in den industriellen Gegenden des Erzgebirges und der schlesischen Gebirge sind häufig mit einem auffallend großen Saalanbau versehen, der allsonntäglich die vergnügungssüchtige Jugend der Arbeiterbevölkerung und gelegentlich sozialdemokratische Versammlungen beherbergt.

In Bayern und in Tirol haben wir ähnliche Verhältnisse wie am Oberrhein. An den einst vielbefahrnen Straßen des italienischen Handels über den Brenner und den Fern, an den Salzstraßen, die, die Isar und den Inn kreuzend, vor dem Gebirge herziehn, an der Donaustraße stehn die alten Gasthäuser der Fuhrleute und der Stellwagen. Einige haben sich in geschickter Art dem modernen Fremdenverkehr angepaßt, der die großen Räume wenigstens zur Sommerszeit füllt. Die beliebtesten Gasthäuser am Brenner, im Oberinntal, im Drautal, in den alten Durchgangspunkten des Augsburger Verkehrs, Mittenwald und Ammergau, gehören zu den alten Verkehrsstätten. Ihr durch manches bunte Wandbild von Heiligen oder von Frachtfuhren mit sechs Paar Gäulen bezeugtes Alter und ihre behaglichen weiten Räume haben dazu beigetragen, sie den modernen Vergnügungsreisenden angenehm zu machen. Welches „Hotel“ kann einen Raum bieten, der sich an freundlicher Behaglichkeit mit dem zimmerartig breiten und hellen Vorplatz der Stockwerke eines solchen Hauses messen könnte, wo in Glasschränken die Familienschätze alter Gläser, Teller und Platten aufgereiht sind und zwischen den Fenstern der blumengeschmückte Hausaltar steht? Der eleganteste Konversationssaal ist fade und kalt neben einem solchen anspruchlos edeln Raum, der sich besonders auch dadurch auszeichnet, daß er durchaus nicht überflüssig ist, was man von vielen Räumen moderner Gasthausbauten nicht sagen kann. Bei diesen muß man unwillkürlich an den eignen Geldbeutel denken, der törichten Luxus mitzahlen muß, während jener alte Vorraum uns durch seine bürgerliche Gediegenheit beruhigt.

Nicht allen den alten Postgasthäusern war diese glückliche Auferstehung beschieden. Wer die von Touristen selten begangne Straße wandert, die in ziemlicher Entfernung vom Gebirge von München über Mühldorf am Inn und Braunau nach Linz und

Budweis zieht, trifft in selten genannten Dörfern, zu denen auch das schlachtenberühmte Ampfing gehört, große weißgetünchte Häuser, deren dickes Mauerwerk und breite erkergeschmückte Fronten einen mächtigen Hof umschließen, der rückwärts von Pferdeställen und Ökonomiegebäuden umgeben ist. Wo einst Fremde aus aller Herren Ländern Rast machten, erzählen sich heute der Förster und der Pfarrer alte Geschichten, und den Platz der Postpferde nehmen Ackergäule ein. Aus einem berühmten Umspannplatz ist ein Dorfwirtshaus von imposanten, fast historischen Formen geworden, überschattet im günstigen Fall von dem Ackergut, das heute die Hauptsache ist, wo es früher nur ein Anhängsel des Gasthauses war.

Sind nun in solchen Gegenden die Wirte von der Höhe wichtiger Organe des Verkehrs wieder herabgestiegen und zu Bauern geworden, so sind sie doch eine besondre Art von Bauern. Überall, wo es noch einen tüchtigen Bauernstand gibt, bilden die Bauernwirte eine in ihrem Kreis hervorragende, einflußreiche Klasse, die die Vorteile des bäuerlichen Lebens mit dem Vorzuge verbindet, den die tägliche Berührung mit andern Schichten der Bevölkerung und die Verbindung mit den Kanälen bietet, in denen das Geld umläuft. Das Wirtshaus ist das größte Haus des Dorfes nächst dem Pfarrhaus, in seiner Einrichtung steckt ein stattliches Kapital, manches Zimmer scheint ja mit seinem ganzen Inhalt aus der Stadt hierher versetzt zu sein. An Kenntnis der Menschen und der Weltläufe übertrifft der Wirt oft den Pfarrer und den Lehrer, und gar nicht selten führt er mit Würde an dem Honoratiorentisch in seiner eignen Gaststube den Vorsitz. Das hindert ihn freilich nicht, die leeren Krüge und Gläser seiner Gäste mit eigner Hand zu füllen. Auch die Wirtin und das Töchterlein setzen sich mit ihren Strickstrümpfen an den gemeinsamen Tisch, wenn nach dem Nachtmahl ihre Geschäfte in der Küche besorgt sind. Mit der am Herrentisch gewonnenen Autorität wandert der Wirt zwischen den Bauerntischen umher, die übrigens in der Regel an den Werktagsabenden nicht sehr gefüllt sind. Verheiratete, die etwas auf sich halten, und auf die, was wichtiger ist, ihre Weiber etwas halten, sind, außer an den Sonntagen, Abends nicht im Wirtshaus zu treffen.

Natürlich hat der gesteigerte Fremdenverkehr in allen Industrie- und Touristenlandschaften Deutschlands auch den Wirt erfaßt und umgeändert, und mit ihm alle dienstbaren Geister. Dabei bleibt aber doch immer ein Rest von Natur; denn das

Wirtsgeschäft ist zu einem so großen Teil angewandte Lebenskunst, daß es ohne angeborne Gabe ebensowenig gelingt wie eine andre Kunst. Es liegt nahe, zuerst an die Schauspielkunst zu denken; der Wirt muß sich ja „geben“ können. Man könnte ebensogut an jene Kunst des Umgangs mit Menschen denken, die eine der allerwichtigsten Voraussetzungen der Erfolge regierender Fürsten ist. Dem Fürsten rechnet man es hoch an, wenn er die Menschen wiedererkennt, die er einmal gesehen hat, und wenn er denen ein passendes Wort sagt, deren Amt, Beruf, Verdienst ihm vorher mitgeteilt worden sind. Viel mehr leistet der Wirt, der auf einen Blick den in sein Haus eintretenden Fremden „nach Verdienst“ würdigt, d. h. zunächst ihm die richtige Nummer gibt und ihn dann weiter „entsprechend“ behandelt und — einschätzt. Laien behaupten, das sei keine Kunst, es genüge ein Blick auf das Gepäck; auch der Anzug verrate schon genug. Das sind sehr oberflächliche Urteile. Ich gebe zu, daß es am Anzug ein Stück gibt, das sehr weittragende Schlüsse auf seinen Träger erlaubt. Es ist das Schuhwerk. Ein Mann von Stand und Geschmack kann einen alten Filz, eine bäurische Joppe tragen: schlechtes Schuhwerk trägt er fast nie. Außerhalb Deutschlands ist dieses Kennzeichen unbedingt sicher. In Deutschland gibt es freilich eine höchst anständige Klasse, die noch immer schlecht „chaussiert“ ist. Das sind die Gutsbesitzer, und zwar nicht, weil und seitdem der Landbau schlechte Zeiten hat, sondern weil das Herumwandern auf kotigen Feldwegen den Stiefel nötig macht. Eine Statistik des Verbrauchs von Schuhen und Stiefeln im Deutschen Reiche würde ohne Frage eine Zunahme der beschuhten Männer und einen Rückgang der gestiefelten nachweisen, entsprechend der Zunahme städtischer Bevölkerung und städtischer Lebensweise. Wenn man aber Abends durch die Korridore eines internationalen Hotels geht, kann man ziemlich sicher aus der Zahl der vor den Türen stehenden Stiefel auf die der hier abgestiegnen deutschen Reisenden schließen.

Wenn man Gäste zu empfangen hat, muß man liebenswürdig sein. Ist der grobe Wirt dennoch nicht selten, so spricht sich darin die Schwierigkeit seiner Aufgabe aus. Der grobe Wirt spielt in der bayrischen und der österreichischen Dialektdichtung eine charakteristische Rolle. Bayern und Deutschösterreich sind die Länder, wo der Wirt dem Bauer noch am nächsten verwandt ist. Aber der grobe Wirt hat doch eigentlich seinen Beruf verfehlt. Der Geschäftsgeist kann die natürliche Liebenswürdigkeit auch nicht

ersetzen. In der Schweiz geht man mit der Zufriedenheit des Handelsmannes aus dem Gasthaus, der für sein Geld erhalten hat, was er fordert. In Frankreich, in den Vogesen, im Schwarzwald, am Rhein, in Schwaben, in Tirol gibt es viel mehr Wirte und Wirtinnen, die ein natürliches Bedürfnis empfinden, es dem Gast behaglich zu machen. Das sind Länder, wo es ein Bauerntum gibt, das durch die Kultur veredelt, aber nicht entartet ist.

In dem ländlichen Gasthaus haben sich gerade hier gute Seiten des Bauern- und Bürgertums erhalten, jene Seiten, die Goethe herausgefühlt und in „Hermann und Dorothea" für alle Zeiten festgehalten hat. So kenne und ehre ich eine Wirtsfamilie, die ein kleines Fürstentum von Tälern, Bergen, Seen und Flüssen besitzt; in ihrem Hause hütet sie einen Familienschatz von altem Porzellan und Glas und wertvollen Bildern. Sie ist unzweifelhaft die erste im Ort, ihre Töchter sind, wie es dortzulande üblich, in einem Kloster im italienischen Tirol erzogen worden, dabei arbeiten sie aber alle in der Wirtschaft mit. Die eine, künstlerisch begabt, hat das Speisezimmer mit japanisch-englischen Irisstengeln ausgemalt und schmückt allmorgendlich die Tische mit den geschmackvollsten Blumensträußen. Wenn im Herbst die Blumen selten werden, weiß sie Kohl-, Rotrüben- und Salatblätter zu überraschend schönen Krautsträußen zu vereinigen. Alles ist so gut, wie es die Leute geben können, und die Preise sind anständig. Der Gast fühlt sich in einem solchen Haus gehoben, es geht ein aristokratischer Zug hindurch. Jeder tut seine Arbeit, niemand drängt sich auf. Die Leute freuen sich, wenn sie gute Gäste haben, und tun den andern gegenüber die Pflicht ihres Berufs. Ein solches Haus ist für den Reisenden eine Oase in der Wüste der modernen Reiseeinrichtungen und Reisemethoden, besonders wenn die Tüchtigkeit seiner Besitzer dafür sorgt, daß es auch „mit der Zeit fortschreitet." Vor einigen Jahren kam ich die Mosel und die Saar herab, schlief die eine Nacht in Metz, die andre in Saarbrücken, die dritte in Trier. In Metz war ich in einem der alten französischen Hotels feinen Stils, es wurde von einem deutschen Gastwirtdilettanten kenntnis- und geschmacklos bewirtschaftet; in Saarbrücken war ich in einem neugebauten Haus für Geschäftsleute, das physisch und moralisch nach Kalk roch; in Trier in einem auf reisende Engländer zugeschnittnen Provinzialhaus. Am vierten Abend lief ich wie ein müdes Schiff in den stillen Hafen eines von Frauen liebevoll verwalteten kleinen, warmen Gasthauses in dem Moselstädtchen C. ein. Das

Haus hat einen guten Namen, es trägt den Bädekerschen Stern, seitdem überhaupt Bädeker Hotelsterne verleiht, und es ist gut besucht. Auch diesmal saßen wir zu fünfzehn zum „gemeinschaftlichen Abendessen“ nieder und tranken dazu fünfzehn bis dreißig Schoppen C.er Schloßberg, hellgelben, grünlich-topasig schillernden. Tochter und Nichte warten auf, mit Grazie und Bestimmtheit. Die weibliche Leitung der Küche verrät sich in der Schüchternheit der Würzung der Speisen, sonst ist alles aufs sorgfältigste zubereitet. Zeitungen, Reisebücher, Schreibzeug, alles in schönster Ordnung. Sogar der skatspielende Revierförster und der Schiffskapitän nebst Gesellschaft finden Karten und Kreide hübsch auf einem Nebentisch vor dem Ledersofa zurecht gelegt. Die Mädchen waren unablässig in Bewegung, die Wirtin überwachte sie vom Tisch aus, wo sie nach dem Essen die Zeitung las. Ein Wink genügte. Ich ging nach dem kleinen Zimmer, das man mir angewiesen hatte, und fand es leer. Man hatte mir ein besseres eingeräumt, das man bis zur Ankunft des letzten Zuges für Familien bereit hält. Statt der Öldrucke schmücken hübsche Stickereien die Wände. Alles spricht hier von Sorgfalt und Bemühen. Es sind eben Menschen, mit denen man es hier zu tun hat, nicht Rechenmaschinen.

Zu welchen Verzerrungen des Einfachen und Natürlichen führt doch unser Stadtleben, wenn es sich die hier so holde und in jedem Sinn gute weibliche Bedienung nicht mehr anders als mit einem unmoralischen Nebengeschmack vorstellen kann! Nur auf einer Wanderung in der Mark Brandenburg, nicht ganz nahe bei Berlin, ist es mir vorgekommen, daß sich in dem äußerlich anständigen Bierstübchen gegenüber dem einsamen Bahnhof die hochgewachsene Hebe als „Animierkellnerin“ entpuppte, die mit unverschämt gestärktem Rauschkleid den Gast bedeutsam streifte, indem sie wie aus Versehen ein zweites Glas zu dem lauen Fläschlein Patzenhofer stellte. Der volantbesetzte Eindruck dieser verwehten Großstadtpflanze drängt in meiner Erinnerung sogar die an demselben Tage gewonnenen Bilder endloser gelber Lupinenfelder und kleiner rotbacksteinener Kotsassenhäuschen sowie des akazienumsäumten Bukower Sees zurück.

Mit dem Dorfwirtshaus hat der Kellner nichts zu tun. Der Hausknecht ist streng aus der Wirtsstube gewiesen, Stall und Hof sind sein Revier. Ursprünglich verkehrte er mit den Gästen nur, wenn er ihnen ausspannte oder sie frühmorgens weckte, um, mit schwankender Laterne voranschreitend, die Schlaf-

trunknen zur Post zu führen. Die Zunahme des Verkehrs hat auch das geändert. Jetzt kommen die Kellner wie die Schwalben mit der „Saison“ und kehren im Winter in die Stadt zurück. Aber es wäre unbillig, den deutschen Kellner hier zu übergehn, weil er nur sporadisch auf dem Lande auftritt. Er ist uns eine willkommne Erscheinung in England und Australien, in Ägypten und Kalifornien. Wir wollen ihn darum in seiner Heimat nicht vergessen. Ehe er sein Glück in der weiten Welt versucht, verdient er sich die Sporen in dem Gasthaus einer kleinen deutschen Stadt. Wenn ich an dem deutschen Wirt oft manches auszusetzen hatte, so habe ich fast immer mit stillem Wohlgefallen und nicht selten mit Sympathie das eifrige Walten junger Kellner beobachtet. Das sind in den bessern Häusern kleinerer Städte Jünglinge, die eine gute Schule hinter sich haben und mit einer gewissen Liebe ihren Schatz von Ortskunde, Sprachkenntnissen usw. an den verschwenden, der ihnen hilfsbedürftig scheint. Wenn des Abends die Gäste näher zusammenrücken, und nur der anspruchslose „Stamm“ noch übrig ist, wandert eine französische oder englische Grammatik hervor, die bei Tage unter Adreß- und Kursbüchern ruht. Indem der junge Mann die geistreichen Sätze Ollendorffs lernt, träumt er sich in ein Welthotel in der Rue de Rivoli oder der Victoria Street oder noch weiter in die Welt hinaus. In Lissabon schrieb einer meiner Freunde seinen untrüglich niederbayrischen Namen ins Fremdenbuch. Der internationale Oberkellner schaute ihn freudigfragend an: Kennen Sie den „Wilden Mann“ in Passau? — Natürlich, sehr gut, und seinen siebzigjährigen Oberkellner kannte ich wohl, der leider tot ist. — Oh, der war mein Lehrer, ich habe vier Jahre als Kellner im „Wilden Mann“ gelernt. Wissen Sie, dieser Alte war bei den Kellnern Europas bekannt, der hat mehr als zwanzig ausgebildet, die in alle Welt hinausgewandert sind. Er sprach vier Sprachen, hat Passau nie wieder verlassen und war, mit all seinen Ersparnissen, zufrieden, der erste und älteste Kellner seiner Vaterstadt zu sein.

Doch kehren wir aufs Land zurück. Das Dorfwirtshaus gehört dem Bauern, und bäuerlich bleibt es darum auch in allen Entwicklungen, die ihm der Fremdenverkehr auferlegt. Deshalb unterscheidet es sich ganz wesentlich von der „Pension,“ die nur für die Sommerfrischler hingestellt ist; es hat seine eigne Notwendigkeit und ein ganz andres Leben. Das bayrische und das Schwarzwälder Wirtshaus wird nicht wie das schweizerische Hotel — und eine kleine Anzahl tirolische — im Winter ge-

schlossen und wird nicht nur drei, in hohen Lagen gar nur zwei Monate dem Fremdenzuzug geöffnet, es ist den ganzen fremdenarmen Teil des Jahres auf seine ländliche Kundschaft angewiesen, die auch im Sommer nicht so scharf von der städtischen getrennt ist, sondern unverändert ihre Ansprüche auf Komfort und Verpflegung geltend macht. Die Ansprüche der Gaststube mit denen des „Herrenstübel" zu vereinen gehört zu den Aufgaben, die nur ein guter Wirt löst. Wenn die Bauern zu kegeln anfangen, während neben der Kegelbahn im Wirtsgarten eben das Essen für feine Gäste aufgetragen wird, lassen sie sich leicht Ruhe gebieten; nicht so leicht läßt sich der Lärm einer Bauernhochzeit mit dem Ruhebedürfnis nervöser Städter vereinigen. Doch schlägt hier die alte Anziehung zwischen Buabn und Madln manchmal die Brücke, da es die „Stadtfratzen" gar nicht unter ihrem Stande finden, sich im bäurischen Ländler zu drehen, was auch die Burschen gern annehmen. Am leichtesten ebnet aber ohne Zweifel das Bier, der Trunk, der allen zugänglich ist, die Verschiedenheiten aus. Ein gutes, billiges Bier, das dem Holzknecht ebenso gut mundet wie dem Touristen, gibt dem ganzen Wirtshausleben einen im guten Sinne demokratischen, daher behaglichern Charakter.

Wenn ich hier eine angenehme Seite der Vereinigung des Trinkhauses und des Gasthauses unter demselben Dache berühre, will ich nicht die Nachteile verbergen, die daraus so oft für das gute deutsche Gasthaus hervorgehn. Mit dem Egoismus der Genußsucht überschreitet die Kneipgesellschaft Raum und Zeit, in die eine billige Rücksicht sie bannen sollte. Am obern Ende der Wirtstafel trinken Familien Tee, während am untern das Wein- oder Biergelage mit Zigarrenqualm und banalem Gerede schon begonnen hat. Und zu später Stunde, wo reisemüde Wandrer gern Ruhe hätten, lärmt diese Gesellschaft, deren laute Unterhaltung sich zum Gebrüll gesteigert hat, in den Morgen hinein. Auch im Auslande zeichnen sich besonders Deutsche durch die Rücksichtslosigkeit aus, womit sie ihren Trinksitten frönen; es hebt nicht ihr Ansehen, daß sie, um ungestört kneipen zu können, die „Schwemm" dem Salon, das Rendezvous des cochers dem Speisesaal vorziehn. In der lieben Heimat bedroht diese Neigung am meisten das beliebte Gasthaus, von dem es in den Büchern heißt: Einfach, bürgerlich, gut, billig. Was will man mehr? Aber gerade diese Rose hat viele Dornen. Der einfachste und natürlichste Fall ist, daß mehr Leute so denken wie ich, und daß

mich ihre Menge in meinem einfachen bürgerlichen Behagen stört. Es ist aber noch der beste Fall. Minder leicht ist die parasitische Dornenentwicklung der Stammgäste zu ertragen, die guter Wein oder alte Gewohnheit an das obere Ende des Speisetisches zieht, wo sie ihr Kartenspiel mit Faustschlägen auf den Tisch begleiten, überhaupt sich mit einer Ungeniertheit benehmen, die ich nicht nachahmen könnte, wenn ich auch wollte. So kämpft das deutsche Gasthaus den ungleichen Kampf mit dem Trinkhaus, in dem es vielleicht nur dann nicht unterliegt, wenn ihm Fremde ohne „Trinksitten“ zu Hilfe kommen. Ich komme in ein ländliches Gasthaus, das wunderschön am Eingang eines vielbesuchten Parkes liegt. Er ist wie gemacht zum ruhigen Aufenthalt. Ich bin erstaunt, das als trefflich gerühmte Haus in Unordnung zu finden. Zimmerschlüssel verlegt, Zimmer nicht gelüftet usw.: die bekannten Übel. Der Wirt entschuldigt sich mit drei Berliner Bankiers, die gestern Abend gekommen und bis heute früh um fünf bei mehreren üppigen Bowlen sitzen geblieben sind. „Hoffentlich haben Sie die Herren ruhig trinken lassen und sie einem Kellner übergeben!“ — „Wo denken Sie hin? Ich mußte aufbleiben, denn da handelte es sich um feinste Sorten. Nein, ich war der letzte.“ Und heute, es ist Sonntag, hat dieser Mann sein Haus voll Gäste, die alle seine Aufmerksamkeit heischen. „Wie können Sie das?“ — „Man muß! Das ist die ganze Kunst. Diese paar Sommermonate sind unser Geschäft, da heißt es, alle Nerven anstrengen, im Winter ruhn wir wie die Dachse.“ Dabei kann natürlich das Haus nicht in Ordnung kommen. Der Mann wird im besten Fall ein paar Jahre früher Privatier, aber als Gastwirt bleibt er ein Stümper.

3

Mit der in den fünfziger Jahren leise beginnenden, dann aber mit jedem Jahre rascher anschwellenden Bewegung der sommerlichen Vergnügungsreisenden aus den Städten aufs Land, aus den Ebenen ins Gebirge und ans Meer beginnt eine neue Ära des deutschen Wirtshauses. Es hat sich vervielfältigt, vergrößert, verfeinert, verteuert. Die Zunahme der Volkszahl drängt auch die Räume des Wirtshauses zur Vergrößerung, damit hat besonders in Mitteldeutschland das Dorfwirtshaus seine behagliche familienhafte Enge abgestreift; in der Woche gähnt den Besucher das saalartige Wirtszimmer an, wo des Sonntags die abgearbeiteten

Gesichter der Weber, Bergleute, Glasbläser, Schnitzer, Flechter ins Glühen kommen. Wer die Wirtshäuser jeder Stufe zählen wollte, die allein im Harz im letzten Menschenalter gebaut worden sind, würde mehrere hundert aufzuzählen haben, zu denen noch die alten, aber in jedem Falle gründlich erneuerten „Lokale" kommen. Wer erkennt in Harzburg mit seinen Reihen großer Hotels das bescheidne Städtchen von 1860 mit seinen paar altbürgerlichen Gasthäusern und seinem kaum beachteten schüchternen Anspruch, ein Badeplatz zu werden? Ebenso haben sich viele von den Sommerfrischen am Nordfuß der bayrischen Alpen zu vielbesuchten Orten entwickelt. Dörfer und Marktflecken wie Garmisch, Partenkirchen, Starnberg, Prien u. a. haben ein städtisches Gewand angezogen. Welcher Unterschied, wo auf der einen Seite eines Berges ein Örtchen ins Wachsen gekommen ist, während das Schwesterstädtchen drüben vernachlässigt wurde: das gasthaus- und villenreiche, moderne breite Friedrichsroda auf dieser und das enge, trübe Schmalkalden auf jener Seite des Thüringer Waldes. Nicht nur Villen von allen Größen und Güten, neue Gasthäuser, Restaurationen und sogar Keime von Kaffeehäusern sind entstanden. Daneben sind jene in Fremdenplätzen unvermeidlichen Tandläden mit geschnitzten, gestanzten, geklecksten (oder erst zu beklecksenden) Andenken, banalen Bilderpostkarten u. dergl. wie Pilze emporgeschossen. Wenigstens im Dunstkreis der Bahnhöfe und Dampfschiffländen ist der ländliche Duft gänzlich abgestreift.

Jeder von diesen Orten hat heute mindestens ein Wirtshaus, das den Anspruch erhebt, ein „Haus ersten Ranges" zu sein. Vor dreißig Jahren war auch schon eins da, das für das beste galt; damals war es in der Regel noch die Post. Einzelne Gasthäuser waren schon weithin berühmt, nicht durch Reisehandbücher, die damals für unsre Gebirge erst zu entstehn begannen, und nicht durch Reklame, die man noch nicht kannte, sondern durch die Überlieferung von Mund zu Mund. Sie zeichneten sich durch bessere Zimmer und sorgfältigere, nicht gerade feinere Küche aus, besteuerten aber den Fremdling nicht beträchtlich höher als die anspruchslosern Gasthäuser daneben, unter denen in der Regel eines durch die Güte des eignen Weines oder Bieres berühmt war. Die Abstufung lag überhaupt weniger in den Ansprüchen und Preisen als in der Gewohnheit. Den altbürgerlichen Komfort, der nicht vom Tapezierer aus der Stadt auf Bestellung geschaffen, sondern das Erzeugnis eines festbegründeten

Wohlstands war, fand man in einem bescheidnen Hause oft noch besser als in einem anspruchsvollern. Doch lag ein seitdem verschwundner Unterschied auch darin, daß in dem größern, besuchtern Haus die Leute gewöhnt waren, Gäste zu empfangen, die in einem kleinern oft als Unbequemlichkeit behandelt wurden.

Abseits von den Straßen waren aber die Wirtshäuser nur für die Bauern berechnet. Das machte sich besonders in den bis dahin nur auf einigen Hauptstraßen durchzognen Alpen fühlbar. Als Ludwig Steub vor fünfundzwanzig Jahren in die bayrischen Alpen und ins tirolische Unterinntal zog, um neues Material zur zweiten Ausgabe seiner „Drei Sommer in Tirol" zu sammeln, war dieser Zustand eben in der Umwandlung begriffen. Steub fand damals in Schliersee schon Markgräfler mit Selterser und die Forellen zu einem Gulden dreißig Kreuzer; aber die Bequemlichkeit der Betten und Zimmer und die Höflichkeit und Dienstbereitschaft hatten wenig Fortschritte gemacht. Im Eingang seines Buches ruft er erstaunt und erschrocken: Der große Schlag ist geschehen, das bayrische Gebirge ist fashionabel geworden! Aber schon in der Klause bei Kufstein wiederholt er sein oft ausgesprochnes: Wer in Bayern gut leben will, muß ins Tirol gehn. Die Bayern haben seitdem von den Tirolern gelernt, und was mehr ist: sie fangen an, das Wirtsgewerbe als eine Kunst aufzufassen, die gelernt und geübt sein will. Der Bauernwirt tat sich und seinen Gästen genug, wenn er bäurisch sprach und handelte und bäurische Nahrung bot. Die städtischen Ansprüche ließen ihn lange unberührt. Zuerst hat er es verstanden, städtische Preise zu fordern. Dann ließ er sich aber auch zu höhern Leistungen herbei, wobei das weibliche Element das treibende gewesen zu sein scheint, denn sie zeigten sich zuerst in der Küche und am Bett.

Es fehlt zwar noch viel im Einzelnen, aber im Ganzen ist doch der Stillstand überwunden und die Notwendigkeit des Fortschritts anerkannt. Eine ganz neue Erscheinung ist dabei der gewaltig wachsende Einfluß der Großstädte. Münchens Einfluß äußert sich in ganz Bayern von einem Ende bis zum andern so stark, daß damit nur die Wirkung von Paris auf ganz Frankreich verglichen werden kann. Am frühesten ist Münchner Bier in Wettbewerb mit den Erzeugnissen ländlicher Brauereien getreten, die aber in den meisten Teilen Ober- und Niederbayerns mindestens zur Gleichberechtigung der ländlichen geführt hat. Die „Münchner Neuesten Nachrichten" liegen fast in jedem

Dorfwirtshaus aus, wenigstens in den Sommermonaten. München ist aber auch der Lieferant von Weinen und Speisen, Möbeln und Zimmerschmuck, und der wachsende Verkehr in Südbayern und Nordtirol hat in München eine große Fremdenindustrie hervorgerufen. Der erleichterte Eisenbahnverkehr ermöglicht den Wirten und Wirtinnen den Markt der nächstgelegnen größern Stadt zu besuchen. Wer würde das früher für möglich gehalten haben, daß feinschmeckerischen Gästen zulieb eine Wirtin drei Stunden auf der Eisenbahn fährt, um persönlich die Fasanen zu kaufen, die am Orte nicht zu haben sind? So ist Braunschweig für den Harz, Görlitz für das Riesen- und das Isergebirge Markt geworden, und die Forellen, die man dort ißt, sind oft gerade so gut Fremdlinge wie der, der durch ihre Verspeisung sein Naturgefühl noch etwas gebirgshafter zu steigern trachtet. Der Sommerverkehr vermehrt so plötzlich die Nachfrage nach Nahrungsmitteln, daß ohne den Schnellverkehr so manches Gebirgsdorf und noch eher manches Seebad von Hungersnot heimgesucht werden würde. Daß das ländliche Wirtshaus ländlichen Überfluß bietet, kommt nur noch in den von Fremden am wenigsten besuchten Gegenden vor; oder der einsame Winterreisende erfährt diesen Segen, wenn ihn sein Stern zur Metzelsuppe daherführt. Wir haben schon gesehen, wie leicht sich die Wirtshäuser im Schwarzwald und an der Hardt in die neuen Verkehrsverhältnisse gefunden haben, weil ihnen schon früher ihre glückliche Lage ein kosmopolitisches, forderndes und zahlendes Publikum zugeführt hatte. Merkwürdig, daß dabei die Preise noch über das schweizerische Niveau gestiegen sind, sodaß der Freiburger und der Offenburger seine Rechnung dabei findet, zu derselben Zeit eine Schweizerreise zu machen, wo die Norddeutschen, Frankfurter und Engländer den Schwarzwald überschwemmen.

Der Prozeß ist dort viel einfacher verlaufen, wo die neue Entwicklung überhaupt an nichts Vorhandnes anknüpfen konnte, sondern auf frischem Boden aufzubauen hatte. Im Hintergrund der Alpentäler traten an die Stelle der Heulager in Alphütten zuerst einfache Schutzhäuser mit Pritschenlagern, die dann bei zunehmendem Besuch immer besser ausgestattet und endlich zu wahren Gasthäusern wurden, die aus dem Besitz einer Alpenvereinssektion in den eines Wirtes übergingen, der nun jährlich Tausende ein- und ausgehn sieht. So sind das Wendelsteinhaus, das Herzogenstandhaus und andre in den bayrischen Alpen zu viel besuchten Höhengasthäusern geworden, und bald wird es

vom Pfänder bis zum Triglav im weiten Bereich der deutschen und der österreichischen Alpen keinen besuchtern Gipfel mehr geben, der nicht in irgendeinem Talhintergrund oder an seinem Jochsattel seine „bewirtschaftete“ Hütte hätte. Dazu kommen zahllose Alphütten, in denen im Sommer Wein oder Bier verzapft und das ursprüngliche Heulager durch Wolldecken höhern Ansprüchen angepaßt wird. Dabei treten die merkwürdigsten Übergangserscheinungen hervor. Zum Beispiel reicht das Geld nur für die Bettladen, und diese werden nun mit Heu ausgefüllt, um in einem künftigen Jahr, wenn das Geschäft gut geht, ländliche Betten aufzunehmen. In den deutschen Mittelgebirgen zeigen Harz, Thüringer Wald, Sächsische Schweiz und Riesengebirge eine Menge nagelneuer Wirtshäuser, die entweder mit großen Mitteln groß, protzig und teuer hingestellt sind, oder als Unternehmungen einzelner kleiner Leute zunächst nur bescheidnen Ansprüchen entgegenkommen wollen, leider aber gezwungen sind, unverhältnismäßig hohe Preise zu machen. Auch in den Vogesen hat der seit dem Übergang an Deutschland gesteigerte Verkehr neue Häuser ins Leben gerufen. Altdeutscher Wirt und elsässische Wirtin geben zusammen einen guten Klang, wenn nicht zufällig der Wirt ein sitzengebliebner Jurist ist, dems „der Wirtin Töchterlein“ angetan hat. Ein solcher Mann paßt nicht hinter die hellen, harten, unpolierten Wirtstische aus Apfel- und Birnbaumholz, die im Elsaß üblich sind. Ich habe tief im Wasgenwald einen Gestrandeten dieser Art getroffen, der trotz ängstlichem Bemühen den welschen Wirt nicht fertig brachte, nach dessen Muster er mit der Serviette unter dem Arm servierte; seine Frau, die im Wirtshaus aufgewachsen war, leitete mit natürlicher Sachkenntnis das Ganze. Ein interessanter Fall von Vererbung!

Von Frankreich herüber reicht ein ganz andres System der Wirtschaftsführung in den von Fremden häufiger besuchten Gasthäusern als das in Deutschland übliche. Der Wirt leitet Küche und Keller, kocht, wenn es nötig ist, selbst, während die Frau die Fremden empfängt und bedient, womöglich von Töchtern oder weiblichen Verwandten unterstützt. In Lothringen findet man manches Wirtshaus nach diesem „Plan,“ der ja auch den Erfolg manches nicht ganz kleinen Gasthauses in der Schweiz schafft. Im Elsaß nimmt der Wirt nach deutscher Art die Stellung des Hausherrn ein. Wäre nicht die in manchen elsässischen Dörfern, selbst im Weinland, hervortretende größere Nüchternheit der Bevölkerung, die das Wirtshaus an Werktagen meidet, so würde

sich die Übereinstimmung mit den rechtsrheinischen Alemannen auch auf diese Sphäre erstrecken. Es ist aber keine Frage, daß das Elsaß in seinen Gebirgswirtshäusern gerade so wie in andern Dingen hinter dem Schwarzwald zurückgeblieben ist. Unliebsam verspürt der Wandrer an abgelegnen Orten den Mangel alemannischer Reinlichkeit und Emsigkeit. Der Elsässer wirft dem Altdeutschen, der sein heimatliches Wirtshaus lobt, Vergnügungssucht und Wirtshaushockerei vor, während der Badenser meint, da die Elsässer Weine bei weitem nicht so süffig seien wie der Markgräfler, sei es eine Kunst, weniger lang bei einem elsässischen Schoppen sitzen zu bleiben. Ein Gang durch elsässische und lothringische Städte und Städtchen läßt keinen Zweifel daran aufkommen, daß die Altdeutschen redlich bestrebt sind, auch in dieser Beziehung Unebenheiten auszugleichen. Mit dem deutschen Bier ist eine Menge badischer und bayrischer Brauer und Wirte eingewandert, und die bayrischen Keller- und Gartenwirtschaften haben dazu beigetragen, die elsaß-lothringischen Städtebilder umzugestalten. In andrer Weise bezeugt so manches alte Haus in Lothringen, das in die Hand eines deutschen Wirtes oder Wirtsdilettanten übergegangen ist, die Änderung der Verhältnisse. Wenn es nach alter Sitte in einer ruhigen Seitenstraße und womöglich hinter einem umgitterten Hofe liegt, ein Bild der Ruhe und Respektabilität, und es tönt der Lärm einer Sektkneiperei deutscher Offiziere heraus, ist der Kontrast sehr stark. So wie aus Deutschland 1870 schiffbrüchige Existenzen jedes Standes nach dem Reichsland getrieben sind, hat natürlich auch das Wirtsgewerbe dort anziehend auf solche gewirkt, die in Altdeutschland nicht mehr viel zu hoffen hatten. Es gibt Städte, wo alle Wirtshäuser seit 1870 die Besitzer gewechselt haben. In den Südvogesen traf ich vor einem neuen Touristenwirtshaus fünf schöne junge Tannen ohne Wurzeln eingepflanzt. Der Wirt meinte, zwei Jahre sähen sie ganz gut aus, und dann könne man sie durch lebende Bäume ersetzen, wenn sich das Geschäft erst einmal übersehen lasse, das doch zweifelhaft sei, solange das Touristenwesen von den Einheimischen scheel angesehen werde. Wie manche Gründung auf diesem Gebiete wäre diesen wurzellosen Tannen zu vergleichen, die man einmal versuchsweise für ein paar Jahre hinsetzt!

Wo der Fremdenandrang Jahr für Jahr so unaufhaltsam wächst, wie an der Ostsee und der Nordsee, da wird bald jede Hütte zum Gasthaus, allerdings unter beschränkenden Voraussetzungen,

wie sie einer meiner Freunde auf H. erlebte, wo der Wirt hartnäckig nur Junggesellen in seine Fremdenzimmer, das heißt in die neuen Bretterverschläge seines alten Speichers aufnahm, weil seine Mittel noch nicht erlaubten, bis zu dem Grade von Komfort fortzuschreiten, den weibliche Wesen angeblich sogar in einem kleinen Ostseestranddorfe verlangen.

Eine besondre Klasse von neuen Wirtshäusern wollen wir nicht vergessen, die sich zu den Eisenbahnen ungefähr so verhalten wie die alten Postgasthäuser zu den Poststraßen: die Bahnhofgasthäuser. Diese Gasthäuser gegenüber dem Bahnhof sind die eigentlichen Durchgangshäuser. Es wäre viel besser, wenn ein solches Haus den Titel trüge „Passantenhaus." Es ist immer lärmend und natürlich in großen verkehrsreichen Städten vor allem zu meiden, wo jeder Nachtzug neue Gäste bringt. Auf dem Lande ist es das Stelldichein der Eisenbahnbediensteten, im Gebirge der Führer, die hier die Touristen in Empfang nehmen. Es ist immer neu und trägt leider oft schon heute in Spuren frühen Verfalles die Merkmale eines übereilten Baues. Entsprechend ist die ganz moderne, aber meist billige und schlechte innere Einrichtung.

In diesem Wandel der Zeiten hat natürlich auch das Innere der Wirtshäuser entsprechende Veränderungen erfahren. Die alten erneuern sich, und die neuen richten sich von vornherein modisch ein. Diese Umwandlung auf ihren verschiednen Stufen zu beobachten, ist für den nachdenklichen Wandersmann sehr anziehend. Die alten Wirtshäuser bieten ihm immer Beachtenswertes, und die neuen sind zwar minder erfreulich, aber in ihrer Weise auch lehrreich. Die alten waren auf dem Dorf vergrößerte und bereicherte Bauernhäuser, in der Stadt Bürgerhäuser und in den Marktflecken und Poststationen ein interessantes Mittelding. Wer hat nicht den ursprünglichsten Komfort der hölzernen Ofenbank mit Wonne empfunden, wenn er an einem kühlen Herbstabend einkehrte und der Tisch mit einem dampfenden Gericht zwischen ihn und den wärmenden Kachelofen gerückt wurde? An passender Stelle fand er neben sich den im Fußboden befestigten Stiefelzieher und den mit einer Kette an die Ofenbank gehängten eisernen Schuhlöffel. Wer nun gar das Glück hatte, zur Winterszeit in dem Teil der Alpen zu wandern, wo, ungefähr zwischen der Furka und dem Julier, der grünliche Tonstein von Chiavenna die Ofenkacheln ersetzt, der konnte das Behagen kennen lernen, mit dem man auf dem niedern breit

aus Steinplatten aufgebauten Ofen seinen derben Veltliner zu schlürfen pflegt, denn in den dortigen alten Bergwirtshäusern ist die Oberfläche des Ofens als erhöhter Ehrenplatz mit einem niedrigen Tisch und Schemel ausgestattet. Was kann die Modernisierung an die Stelle dieses Behagens setzen, das man elementar nennen möchte, und dessen Bestandteile man eines Tages eifrig für die Volksmuseen der Zukunft suchen wird?

Auch wenn die Mittel viel größer und der moderne Massengeschmack viel weniger schlecht wären, würden diese guten alten Dinge nicht zu ersetzen sein. Der Fall ist sehr lehrreich für unser Kunstgewerbe. Welche kurzsichtigen Enthusiasten, die einem modischen Stil zulieb alles umgestalten möchten, ohne zu bedenken, daß das gute Alte aus einem Boden herausgewachsen ist, den sie mit aller Begeisterung nicht nachschaffen können! Hier haben die Generationen, wie sie aufeinander folgten, für dieselben Bedürfnisse mit nur langsam sich wandelndem Geschmack gesorgt, indem sie nach Maßgabe ihrer Mittel stückweise anschafften und nachschafften; sie wählten das Zweckmäßige und Gediegne, denn sie dienten nicht der Mode. Die besten Sachen entstanden auf Höhepunkten des bäuerlichen Daseins: zur Ausstattung der Braut, als Tauf- oder Firmgeschenke. Der Umkreis des Bedarfs war nicht groß, und wenn er durchschritten war, brachte die neue alte Gelegenheit, das alte neue Geschenk. So sammelten sich die messingnen Leuchter zum Dutzend, das blankgeputzt den friesischen Kaminsims schmückt — ich war sehr erstaunt, denselben Schmuck in den Hütten der Fischer von Cette und Agde zu finden —, und so erhielten die geschliffnen Weinflaschen ihre zahlreiche Nachfolge, die man im Glasschrank einer oberrheinischen Wirtschaft bewundert. Der „Glasträger“ hat Jahr für Jahr eine neue aus der böhmischen Waldhütte in den Odenwald getragen. Und ununterbrochen ging die Beschaffung neuer Leinwand am Spinnrad fort, das in der langen Winterzeit fast ohne Unterlaß schnurrte.

Heute deckt man dir auf gemeinem fichtnen Tisch, dessen Platte nicht wie die in Abgang geratnen birnen- oder apfelholznen gebohnt wird, deshalb verdeckt werden muß, ein schnödes Tuch, das einer Jutefabrik entstammt, darüber ein braunes Wachstuch, und stellt darauf eine unnötige Menge von Tassen, Untertassen, Tellern, Zuckerschälchen, Kannen und Kännchen aus grüngeränderten Porzellan mit dem Monogramm des Herrn Hinterhuber oder der Frau Obermayer. Es darf nicht an staubigen Palmen,

sogar blechernen, auf der langen Wirtstafel fehlen, die für die Herrschaften bestimmt ist. Für Blumensträuße reicht die Zeit nicht mehr, auch geht die Blumenzucht in den Dorfgärten zurück, wo die genügsamen, dankbaren Bauernblumen, wie Buschnelken, Hahnenkamm, Zinnien, Stundenblumen, Rosmarin, nicht mehr die alte Liebe finden. In dem Schlafzimmer setzt uns in Staunen jenes untrüglichste Merkmal der Reform: der Eimer aus Steingut, in einfachern Verhältnissen aus blauemailliertem Eisen, neben dem Waschtisch. Mit ihm erscheinen glücklicherweise fast regelmäßig die umfänglichern Waschschüsseln, die unzweifelhaft die beste von allen Neuerungen im deutschen Wirtshauszimmer sind. Wenn aber daneben noch jenes sinnreichste und stilvollste Möbel der Biedermeierkultur erhalten ist, der auf schraubenförmig gewundnem Fuße, wie eine Lotosblume, sich dir entgegenhebende Spucknapf, der seine Sägespäne unter gedrehtem Deckel scheu verhüllt und sich immer an Stellen herumtreibt, wo er Gefahr läuft, umgestoßen zu werden, dann stehn zwei Zeitalter deutscher Kultur vor dir. Verachte diesen opferschalenähnlichen Spucknapf nicht, er steht nicht so allein, wie es den Anschein hat. Nicht nur das Sofa aus den vierziger oder fünfziger Jahren mit möglichst viel Holz und möglichst wenig Polster, nicht nur das Bildnis irgendeines Fürsten oder einer Prinzessin, heute Urgreise oder längst zu den Ahnen versammelt, in fast märchenhafter Jugendlichkeit, die so strahlend auch vor fünfzig Jahren kaum gewesen sein können, nicht nur der graphitglänzende Ofen, der ein hufeisenförmiges Rohrpaar zur Decke streckt, verzweifelnd über die rasche Vergänglichkeit seiner schwer erzeugten Wärme: viel mehr gehört zu ihm, ist ihm alters- und kulturverwandt. Oft ist es der ganze Geist des Hauses, der nur ein paar neue Formen angenommen hat, die mechanisch angeeignet und angelernt sind.

Aus diesem Widerspruch gehn recht unfreundliche Eigenschaften des modernisierten ländlichen Wirtshauses hervor. Der alte Zustand, der beiseite gesetzt werden soll, war das Erzeugnis einer langen ungestörten Entwicklung, in der er die organischen Eigenschaften des langsamen Herangewachsenseins erwarb. Das alte ländliche Wirtshaus war, ob gut oder schlecht, aus einem Guß. Indem nun unkundige Hände Änderungen vornehmen, begegnen uns endlose Widersprüche. Der neue Wirt schafft mit gewaltigem Aufwand ein modernes Eßgeschirr an, aber seine Frau gehört zu der in Deutschland schrecklich rasch zunehmenden

Masse von Frauen, die nicht mehr kochen können; deshalb ein ungenießbares Essen auf fein gemaltem Steingut. Und so weiter durch geschliffne Gläser mit schlechtem Wein bis zum Schlafzimmer im modernsten Renaissancestil mit unmöglichen Betten.

Die deutsche Renaissance hat ihre tollsten Sprünge in den neu eingerichteten Wirtshauszimmern gemacht, die in den zwei letzten Jahrzehnten von angeblich wertlosem Gerümpel gereinigt und dafür mit stilvollen Möbeln ausgestattet worden sind. Wo Preiserhöhungen für ein Zimmer von achtzehn Kreuzern südd. auf drei Mark eingetreten sind, wie in so vielen Wirtshäusern der süddeutschen Sommerfrischen und Fremdenstädte, konnte es dem Wirt nicht darauf ankommen, ob er ein paar hundert Mark mehr für seine neuen Sofas und Sessel anlegte, wenn nur der Eindruck des Luxuriösen erreicht wurde, der die sprungweis vorgenommenen Preissteigerungen rechtfertigte. Die deutsche Renaissance zeigt natürlich gerade hier ihre schwachen Seiten ganz unverhüllt, wo der praktische Zweck der einfach bequemen Einrichtung so nahe und eben deshalb ganz außer dem Gesichtskreis des von den neuen Ideen erfüllten Kunstschreiners und Tapezierers liegt. Die fünfziger und die sechziger Jahre hatten die deutsche Zimmereinrichtung auf ihren niedersten Stand heruntergebracht, wo Bequemheit und Schönheit gleich vernachlässigt worden waren, Billigkeit und Schablone sich mit der vollendeten Unfähigkeit der Handwerker verbanden, das praktisch und ästhetisch Unbrauchbarste zu schaffen, was es um 1870 auf dem weiten Erdenrund an Hauseinrichtung gab. Und dann der plötzliche Aufschwung zum Stilvollen! Statt jedes einzelne Möbel bequemer und fester zu machen, wurden die unpraktischen, unsoliden Konstruktionen mit Schnörkeln umgeben, wie sie der Stil vorschrieb. Statt das zum Liegen und Sitzen gleich unbequeme Sofa, an dessen geschweiften harthölzernen Rücken und Lehnen man sich unfehlbar anstieß, wenn man den kühnen Gedanken zu verwirklichen suchte, sich auf ihm auszustrecken, mit einem wahren Diwan zu vertauschen, wurde das hochrückige Prunksofa eingeführt, auf dessen Gesims zwecklose Krüge und Vasen verdächtig klappern, wenn sich der Ruhebedürftige auf ihm umwendet. Oder, um den „Fortschritt“ an einem andern kleinern Beispiel zu zeigen: den guten alten Leuchter mit festem Handgriff und tiefer Röhre, in die das Licht fest hineingestellt und durch eine bewegliche Hülse nachgeschoben werden konnte, hat der silberplattierte ver-

drängt, der eine schlanke, fast windig zu nennende Form, keinen Griff und nur ein seichtes Grübchen für ein dünnes Licht hat. Von Schieben kein Gedanke; das Licht leuchtet hoch von oben herunter, wenn es neu ist, droht bei jeder Bewegung herunterzufallen und sinkt in sein Grübchen ein, wenn es niedergebrannt ist. Diesen Leuchter darf man auch nicht oft blankputzen, weil sonst das Kupfer durchschimmert. Im glasreichen Böhmen und in Schlesien gibt es solche Leuchter aus dem silberbelegten Glas der Weihnachtskugeln! Die haben doch wenigstens noch etwas Rührendes, Naives. Wenn ich aber diese glänzenden Belege des Verkommens des einfachsten praktischen Sinnes und des elementaren Geschmacks sehe, denke ich mit Sehnsucht an die schwarze Eisenklammer in der Mauer neben dem Herd, in die einst der düsterflammende Kienspan eingeschraubt wurde. Und was auch die reinlichkeitliebende Hausfrau denken mag: die von Glanzruß leuchtende Wand über einem solchen Licht kam mir viel schöner vor als die verschnörkeltste Deckenmalerei, die rote, knisternde lebendige Flamme poetischer als der langweilig-hellste Glühstrumpf.

In den industriellen Teilen von Deutschland sind die bessern unter den neuen Gasthäusern oft wahre Gewerbeausstellungen. Das bringen die geschäftlichen Beziehungen mit sich, daß der Wirt Abnehmer der neuesten Erzeugnisse des Umkreises seines Städtchens ist. Was für Privatleute Überfluß wäre, das kann seinem Hause Nutzen bringen. Ich habe in Gasthäusern kleiner Städte der Lausitz Wurzner Teppiche, schlesisches Steingut und Dresdner elektrische Lampen, dazu Seiden- und Federblumen auf jedem Tisch und Schrank, geschliffne Gläser, japanische Brettchen mit echt abendländischen Mustern, vogtländische Vorhänge gefunden. Aber leider hat diese Pracht ihre Lücken, die übrigens lehrreich sind. Die Tapeten der Wände sind fast immer geschmacklos. Schwere Farben und große Muster, sogenannte Ohrfeigenmuster, wiegen vor. Von Harmonie zwischen den Wänden und der Decke ist keine Rede. Die Hauptsache ist aber, daß all das bunt zusammengewürfelte nicht zusammenpaßt. In Niederdeutschland, wo, wie in Belgien und Frankreich und auch in unserm Reichsland, in den vierziger und fünfziger Jahren die Mahagonimöbel sehr verbreitet waren, machen die einfachen, praktischen, geräumigen Formen noch heute einen harmonischen Eindruck. Und zu ihrer Zeit sprach niemand von Kunstgewerbe und Volkskunst. Auf welche Abwege das Streben nach einer

äußerlichen Ausschmückung der Gebrauchsgegenstände ohne Rücksicht auf den Zweck und ohne Verbesserung des Materials führt, kann man nirgends besser als gerade in den Zimmern einfacher Wirtshäuser beobachten. In größern Städten sind einige neue Gasthäuser mit gediegnem Geschmack eingerichtet worden, wie man ihn vor dreißig Jahren nicht kannte. In die kleinern Städte und auf das Dorf ergießt sich der verlogne Schund eines „billigen Luxus," der unglaublich teuer, weil unzweckmäßig und undauerhaft ist.

Wie wenig von dem Aufschwung der deutschen Kunst dem Volke zugute gekommen ist, zeigt auch der Bilderschmuck der Wirtshäuser dieses Volks. Hier hat der Ölfarbendruck verwüstend gewirkt. Hätten wir doch noch die alten Stahlstiche oder Lithographien, die den nun längst bläulich oder grünlich bereiften Stümpereien in Ölfarbe haben weichen müssen. Die großen Ereignisse unsrer neuern Geschichte haben nichts daran gebessert. Vergleiche ich die Schlachtenbilder von 1864, 1866, 1870/71 — wahrlich, es hat unsern Künstlern nicht an Material gefehlt! —, die ihren Weg bis in die Gastzimmer deutscher Wirtshäuser gefunden haben, so bin ich immer wieder erstaunt, wie wenig es ist, und wie schlecht und unzweckmäßig das wenige genannt werden muß. Lahm aufgefaßt, schlecht gezeichnet, endlich noch schlecht gedruckt, das gilt von nahezu allen. Wie waren da die alten Bilder: Napoleon bei Austerlitz, Napoleon bei Wagram und dergleichen in Stahlstichen und Lithographien packend. In einem lothringischen Gasthaus fand ich den seinerzeit auch in Deutschland verbreiteten Holzschnitt nach Yvons 1859 preisgekröntem Bilde „Die Erstürmung des Malakoff." Niemand kann das Bild ohne Interesse betrachten. Der Holzschnitt sieht wie eine doppelseitige Beilage zur Illustration aus, kann also nicht teuer gewesen sein. Ein so interessantes, dabei echt volkstümliches, weil ganz verständliches Schlachtenbild aus unsern großen Jahren habe ich nie in einem deutschen Gastzimmer gesehen. Was Wunder, daß sich uns ein Vorsaal oder Gastzimmer eines Wirtshauses tief einprägt, wo wir alte Ölgemälde hängen sehen, und seien sie auch bis zur Unkenntlichkeit dunkel geworden. Zum Glück sind noch nicht alle zum Trödler gewandert.

Das deutsche Bett wird einst auch seinen Geschichtschreiber finden. Ich gebe hier nur kleine Beiträge zu einer Seite seiner Geschichte. Wenn man das Bett als eines der beachtenswertesten Geräte des Menschen deshalb bezeichnet hat, weil er fast die Hälfte aller Stunden seines Lebens darin zubringt, so erheischt das Wirtshausbett eine doppelt sorgfältige Betrachtung, denn es

beherbergt seine Gäste noch viel länger als das häusliche oder Familienbett. Das Wirtshausbett ist in Deutschland vom Bett des Privathauses vor allem darin verschieden, daß es ein Einzelbett ist. Während man in Frankreich und in England in städtischen und ländlichen Gasthäusern noch sehr häufig die Doppelbetten trifft, die bequem von einem Paar benutzt werden können, und an Schläferpaare, nicht bloß Ehepaare, zur Not auch an drei Schläfer vermietet werden, wiegt in Deutschland überall das Einzelbett vor. Es entspricht das ganz der Entwicklung des deutschen Bettes überhaupt. Das alte Himmelbett ist in vielen Teilen Deutschlands schon im achtzehnten Jahrhundert in die Rumpelkammer gewandert, während die Familie in England und in Frankreich daran festhielt. Im ehelichen Schlafgemach ist es dann durch zwei aneinandergerückte Betten ersetzt worden. Auch zu den Bauern hat sich diese Mode verbreitet. Sie berühren sich aber auch darin mit der Geburtsaristokratie, daß bei beiden an der alten Sitte des geräumigen Bettes am zähesten festgehalten worden ist. Das sind die beiden Stände, bei denen nicht leicht Raummangel eintrat, und die auch am festesten auf ihrem Boden sitzen geblieben sind. In dem seit dem siebzehnten Jahrhundert immer mehr verarmenden Kleinbürgertum und den unsteten Beamten- und Offiziersfamilien muß man dagegen den Ursprung des schmalen, meist auch kurzen einschläfrigen Bettes suchen, das der Kasernenpritsche am nächsten verwandt ist. Das Minimum hat es in Mitteldeutschland erreicht, wo Thüringen, Teile von Hessen, Sachsen und Schlesien sowohl in den Dimensionen als in der Ausstattung des Bettes das Unmögliche an Unbequemlichkeit leisten. Dann schon lieber eine Schütte Stroh!

Als das deutsche Bett von seiner üppigen Fülle verlor und abzumagern begann, konnte es sich doch nicht entschließen, auf seine hohen Dimensionen ohne weiteres zu verzichten. Was es an Federn verlor, gewann es an Holz zurück, indem es sich nun auf die vier Füße stellte, auf denen es sich bis auf den heutigen Tag fest erhalten hat, trotzdem daß niemand zu sagen weiß, welchen Wert diese Vierfüßigkeit eigentlich haben soll. Die Unzähligen, die aus hohen Betten herausgefallen sind, die vielen, die die Schwierigkeit erprobt haben, selbst mit Hilfe eines Bettschemels oder Hockers die Spitze des Bettturmes zu besteigen, die zahllosen Furchtsamen, die jede Nacht unter das Bett leuchten, um den Missetäter zu entdecken, der sich dort verborgen hält, warum haben sie sich nicht zusammengetan und einen Bund gegen

die hohen Bettbeine und überhaupt gegen die Vierfüßigkeit des ganzen Wesens gemacht? Die Furcht und die Bequemlichkeit vermögen doch sonst soviel in deutschen Landen, warum denn nicht hier? Ja, wenn nicht die Bequemlichkeit, sich ins Unbequeme zu fügen, so verführerisch wäre!

Erst nach fremden Mustern hat man ganz langsam die Bettbeine niedriger gemacht, aber manchmal doch nur so weit, daß die Besteigung noch immer eine beträchtliche Leistung, einen Aufschwung verlangt, dessen nicht jeder fähig ist. Obgleich die deutsche Sprache den Müden sagen läßt: „Ich bin so müd, daß ich ins Bett hineinfallen möchte," so hat der Deutsche doch nicht aus der eignen Erkenntnis der Untauglichkeit des hochbeinigen Bettes heraus ein Bett geschaffen, das diesen Wunsch des Müden erfüllte, sondern in Nachahmung der englischen und französischen Vorgänger. Aber leider in kleinlicher, stümperhafter Weise, die wieder das wesentliche übersah, daß das Bett zum Ruhen in gestreckter Lage bestimmt ist. Das Bett ist nun auf kürzere Beine gestellt, hat aber in seinen Weichteilen noch einen Rest der alten Auftürmung in der dreifachen Kissenlage und dem überflüssigen, wenn nicht schädlichen Unterbett bewahrt. Es ist sehr merkwürdig, wie das besonders im Sommer unerträgliche und ungesunde Federdeckbett in ganz Westdeutschland, der Schweiz, Bayern und selbst Böhmen durch die wollne oder gesteppte Decke mit einem leichten Federkissen (Plumeau) schon seit Jahrzehnten verdrängt ist, während man ihm in Thüringen, im Harz, in Sachsen, in der Mark und Schlesien noch in anspruchsvollen Gasthäusern, sogar in großstädtischen begegnen kann. Die augenfällige Verbesserung wird an manchen Stellen mehr als ein Jahrhundert nötig haben, sich vom Rhein und von der Donau bis zur Oder fortzupflanzen. Den für den müden Wandrer verhängnisvollen zeitweiligen Sieg des Seegrases über das Roßhaar und die gewiß nur kurzlebige Verdrängung beider durch die heimtückischen Sprungfedermatratzen zu schildern, muß ich dem Historiker des deutschen Bettes überlassen, der hoffentlich seine Aufgabe in Angriff nimmt, ehe es zu spät ist.

4

Der Bergwandrer, der bei sinkender Nacht noch das Joch überschritt, steigt auf kaum kenntlichem Pfad, über den sich gelegentlich eine morsche Wettertanne gelegt hat, ins Tal hinab.

Durch das Gebüsch der Legföhren, aus dem nur einzelne schlanke Ebereschenbäumchen und schwanke Gerten der Zwergweide herausragen, glänzt ihm ein rötlicher Schimmer herauf, der erst klein wie ein Stern ist, dann breiter, voller leuchtet, endlich die züngelnde Flamme zeigt, vor der sich unkenntliche Gestalten hin und her bewegen. Es ist das Herdfeuer einer für einige Wochen als Sommerwirtshaus dienenden Alphütte. Welch tröstlicher Anblick empfängt nun den Müden, wenn er vor der breiten Tür des einfachen Blockhauses seinen Rucksack abhängt, um ihn neben dem Bergstock auf der Bank neben der Tür abzulegen, wo Reihen hölzerner Weidlinge (Milchschalen) zum Trocknen stehn. Über dem Herdfeuer hat die Stelle des gewaltigen Kessels, worin die Milch für den Käse zum Gerinnen gebracht wird, eine flache eiserne Pfanne eingenommen, in der ein Schmarren „brotzelt," dem, indem er sich zu bräunen beginnt, ein herrlicher Geruch entqualmt. Eine kundige Hand bewegt dieses Mittelding von steifem Brei und Backwerk mit einem eisernen Schäufelchen, hebt es immer wieder vom Boden der Pfanne ab und zerschneidet es in kleinere Stücke. Dem Duft merkt man an, wie süß die Milch war, die hier mit dem Mehl gemischt wurde, und wie rein die Butter, in der der Teig brät. Die Pfanne wird jetzt vom Herd gehoben, einer von den Hirten, der den Wirt spielt, teilt die Blechlöffel aus, und die Gesellschaft greift mit Wohlgefallen zu, ohne indessen die Mäßigung zu vergessen, die beim Essen aus gemeinsamer Schüssel geboten ist. So alt wie das gemeinsame Mahl der im Kreise um die Speise gelagerten, so alt ist auch die Quelle des Anstandes in der Zurückhaltung der Hungrigen, von denen jeder gleich den halben Schmarren auffressen möchte, aber geduldig wartet, bis sein Nachbar „hineingelangt" hat. Der moderne Table d'hote-Mensch, der seinem Nachbar den letzten Bissen wegißt, kann von diesen einfachen Leuten lernen.

Das Mahl ist beendet, man löscht nun den Durst aus einer Bütte frischen Wassers, das eben von einer nahen Quelle geholt worden ist, gießt sich Wasser über die Hände, die man mit wergnem Handtuch abtrocknet. Vielleicht wandert noch eine Flasche Enzian aus dem Dunkel des Wandschränkchens dort in der Ecke unter dem Heiligenbild hervor und würzt zusammen mit dem unvermeidlichen Tabak die Unterhaltung der Hirten und ihres Gastes, die sich wieder um das Herdfeuer versammelt haben. Es plaudert sich auch ohne das vortrefflich angesichts der Flammen, die wie lebend auf und nieder steigen, sich ausbreiten und zurücksinken.

Es liegt soviel beruhigendes, in Träume wiegendes im Anschauen eines Herdfeuers; ich würde es nervösen, schlafsuchenden Menschen empfehlen. Eine harzgefüllte Lücke zersprengt mitunter ein dürres Fichtenscheit mit lautem Knall und schleudert wohl gar einen Feuerbrand vom Herde. Der Gast, der vermutlich das luftarme Schlafkämmerchen neben dem zugleich als Käserei, Küche und Gastzimmer dienenden Raum verschmäht, steigt eine Stunde nach Sonnenuntergang mit wohlversicherter Laterne einen schmalen Hühnersteig empor zum Heulager über dem Ziegenstall, wo er sich zwischen zwei Wolldecken unbeschreiblich behaglich bettet. Schön ists dann, wenn bei der ersten Dämmerung die Sterne ohne Funkeln vom Himmel verschwinden, und nicht eine Wolke im regenverkündenden Morgenrot heraufzieht; es ist aber auch nicht so ganz unschön, wenn nach einem warmen Abend ein Landregen „einhängt," der mit stiller Notwendigkeit herniederrieselt. Kennst du vielleicht, lieber Leser, auch eine Stimmung, in der du dem grauen Regenschleier dankst, daß er sich zwischen deiner Einsamkeit und der Welt zuzieht? Jedenfalls tut es beim einförmigen Ton der fallenden Tropfen gut, sich noch etwas tiefer ins Heu zurückzuziehen und das Gefühl der Geborgenheit im Trocknen und Warmen zu genießen.

So ungefähr denke ich mir auch das ursprüngliche Wirtshaus, das ähnlich bei Holzfällern im Walde und bei Fischern am Seestrand sein mochte. In erweiterter Form, aber im Kern dasselbe war das niedersächsische Bauernhaus mit dem Herd im Hintergrund der Tenne, über dem Ganzen der offne Dachstuhl wie in einer byzantinischen Kirche. Wenn in Westfalen oder im Lüneburgischen ein Bauernhaus Gäste aufnahm, so saßen sie gerade so um das Herdfeuer wie heute dort in der Alphütte; und ihre Schlafstelle war dann meistens auch über dem Schafstall neben dem uralten Langhaus.

Im heutigen Wirtshaus ist der Herd streng vom Gastzimmer gesondert. Der Herd ist eine Werkstätte geworden, die mit zahlreichen kunstreichen Geräten ausgestattet ist, womit eine entsprechend mannigfaltige Menge von Speisen zubereitet wird. Eine sehr tiefgehende Arbeitsteilung spricht sich darin aus. Der halb städtische Charakter des in ganz Mittel- und Süddeutschland vorherrschenden fränkischen Bauernhauses mit seiner Absonderung mehrerer Räume zum Wohnen, Schlafen und Kochen, außerdem nicht selten noch eines Prunk- und Vorratzimmers kam dieser Arbeitsteilung entgegen. Darum finden wir merkwürdigerweise das Wirtshaus auch

in solchen Dörfern Niederdeutschlands nach fränkischem Stil angelegt, wo die Bauernhäuser noch niedersächsisch sind. In der Abtrennung besondrer Räume kommt auch das alemannische und das bayrisch-tirolerische Bauernhaus der Ausscheidung von Küchen- und Wirtschaftsräumen entgegen. Deshalb leuchtet uns hier überall nicht mehr der Herd vom Mittelpunkt des Hauses her mit seiner die Kultur und die Gastlichkeit symbolisierenden Flamme. Beim Eintritt in das Haus haben wir in der Regel gleich links von der Hausflur das Wirtszimmer, dessen in der rechten Ecke sich mächtig erhebender Kachelofen mit seinen behaglichen Bänken die Stelle des Herdes als Sammelplatz der Hausgenossen und Gäste eingenommen hat, während die gegenüberliegende Kammer als „Herrenstübchen" eingerichtet ist, wo dazu ein Bedürfnis ist. Aus dem Hintergrund her macht sich durch den Duft und das Geklapper der Töpfe die Küche bemerklich, und man muß froh sein, wenn man von der Flur aus einen Einblick in ihr Inneres gewinnt. Mit dem Herde, dem dunkeln Rauchfang, den leuchtenden kupfernen und zinnernen Geschirren, und durch den bläulichen Dampf, in dem alles erscheint, ist das oft der einzige noch malerisch gebliebne Raum im ganzen Hause.

Daß nun die Entwicklung doch nicht notwendig gerade diesen Weg nehmen mußte, lehrt die Erhaltung des großen Vorraumes mit dem Herde in den französischen und den italienischen Wirtshäusern nicht bloß der Dörfer, sondern auch ländlicher Städte. So wie das französische und das norditalienische Bauernhaus diesen Raum als Eintrittsraum, Küche und Wohnraum bewahrt, so ist er auch im Wirtshaus erhalten geblieben, wo sich daneben ein kleines Gastzimmer befindet, das mehr Speise- als Trinkzimmer ist. Es gibt aber auch größere, vortreffliche Gasthäuser, wo die Küche mit Bratspieß, Rost usw. im Hintergrund, alles glänzend und rein, von der Straße aus zugänglich ist; man findet darin sogar den Schreibtisch, an den Wänden die Eisenbahnfahrpläne, kurz es ist eine Verbindung von Küche und Kontor und symbolisiert klar die beherrschende Stellung der hier waltenden Wirtin. Daneben erst führt eine kleinere Tür zu den Gast- und Wohnzimmern.

Ist nun bei uns auch räumlich der Herd aus der Mitte des Hauses gerückt, so bildet für das Wirtshaus doch die Küche noch immer den Schwerpunkt, um den sich alles andre reiht und ordnet; und das auch dort, wo nicht eine energische Wirtsfrau am Herde den Kochlöffel als Feldherrnstab schwingt. In der Nähe der Küche pflegt der Eingang zum Keller zu liegen, und

um Speise und Trank drehen sich ja die Wünsche und Hoffnungen der Gäste des Hauses. Für solche, die länger unter dem gastlichen Dach des Wirtshauses verweilen, ist selbstverständlich die Leistungsfähigkeit der Wirtsküche ebenso wichtig wie die Einrichtung des ganzen übrigen Hauses; aber auch dem Wandrer, der nur im Vorübergehen vorspricht, wird es erst recht wohl, wenn er sich in einen fruchtbringenden Rapport mit der Küche setzen kann. Am Aufprasseln des Feuers und am Klang der Küchengeräte merkt er, daß man sich dort für ihn in Tätigkeit setzt, und sein Behagen wird nun erst voll. Gewiegte Speisekenner verfügen sich wohl gleich selbst in die Küche, um Wünsche oder Ratschläge vorzubringen, z. B. die, die sich den Schnittlauch auf der Suppe oder die Zichorie im Kaffee zu verbitten wagen. Sie setzen sich aber dabei der Gefahr einer abweisenden Behandlung nach dem Grundsatz der Nichteinmischung und der territorialen Unverletzlichkeit eines Gebietes aus, wohin sich die Gynäkokratie als auf ihr eifersüchtig gehütetes Altenteil zurückgezogen hat.

Was und wie auch das Wirtshaus sein mag, von der in der Küche waltenden Kunst und Wissenschaft hängt ein großer Teil des Rufes des Hauses ab. Und darum seien am Schluß dieser Wanderstudie einige Erfahrungen aus dem Gebiet der deutschen Kochkunst bescheidentlich mitgeteilt. Sie bestreben sich, den schuldigen Respekt vor der in Deutschland, wie nirgends sonst, in der Küche alleinherrschenden Weiblichkeit mit dem Freimut zu verbinden, dem der deutsche Mann auch dort nicht entsagen darf, wo er von den Werken der holden Frauen spricht. Sie scheuen sich auch nicht, Dinge mit Wichtigkeit zu behandeln, die man hergebrachterweise als unwichtig hinstellt, während das Wohl und Wehe der Nationen auch von ihnen abhängt. Ist es nicht eine Torheit, der Küche wie einer unantastbaren Institution gegenüberzustehn, sich zu ärgern und zu schweigen? Ich bin überzeugt, daß ein guter Teil deutscher Grämlichkeit und Empfindlichkeit vom schlechten Essen kommt.

Es ist ein Grundzug des deutschen Dorfwirtshauses von den Alpen bis zum Belt, daß die Frau die Küche und der Mann den Keller verwaltet, während die Ordnung der Schlafzimmer den weiblichen Dienstboten obliegt. Der Mann unterhält außerdem die Gäste. Daß es anderswo ganz anders ist, haben wir schon bei der Erwähnung lothringischer Wirtshäuser erwähnt. In Frankreich und in Italien besorgt der Mann die Küche, die

Frau die Gast- und Speisezimmer. Der Keller tritt dort mehr zurück. Dort taucht in stark besuchten Wirtshäusern überhaupt der Mann den ganzen Tag kaum aus seinem dunkeln Herdraume hervor, der Gast hat es nur mit weiblichen Wesen zu tun. Bekennen wir es mit dem oben gewahrten Freimut: die Küche fährt besser dabei. Der Mann erweist sich auch hier als der Träger des Fortschritts. Die beherrschende Stellung der französischen Kochkunst hat der Koch geschaffen und nicht die Köchin. Die Unselbständigkeit der deutschen Küche entspricht der Unselbständigkeit der deutschen Frau neben ihrem Mann. Alle Achtung vor dem ehrbaren Stand der Köchinnen. Aber man gibt allgemein zu, daß zu den höchsten Höhen der Kochkunst nur Köche emporgestiegen sind. Man muß auch zugeben, daß kochende Männer nicht Rückschritte zugelassen hätten, wie wir sie gerade in der Küche des Dorfwirtshauses beobachten müssen, wo sie allerdings nur ein deutlicher hervortretendes Symptom eines allgemeinern Verfalls sind. Der liebenswürdigen Flatterhaftigkeit der weiblichen Natur entspringen unzählige kleine Verstöße gegen die so einfachen Grundregeln der vernünftigen Speisebereitung. So wie man dem englischen Kunstgewerbe vielfach den überwiegenden Einfluß der Frau in Charakterzügen der Feinheit und Zartheit anmerkt, die aber oft ins Süßliche, ich möchte sagen ins Teehafte, abschweifen, so muß man in der deutschen Küche einen Mangel an Kraft, Würze, Gesalzenheit der Herrschaft des von Natur schwachen, empfindlichen weiblichen Geschmacks zuschreiben. Nur ein Mann konnte die Grundlagen der Paprikaküche Ungarns schaffen und die kräftige Olla potrida des Kastilianers auf wohlgewürzter Höhe erhalten. Unbillig wäre es allerdings, zu verschweigen, daß die deutsche Küche unter dem Druck der Volksverarmung in frühern Jahrhunderten so manches Gute verloren hat, das ihr einst eigen war, und daß die weibliche Sparsamkeit Bewundernswertes in der Anpassung an dürftige Lebensverhältnisse gerade in der Küche geleistet hat.

Bei allen landschaftlichen Unterschieden ist von einem Ende zum andern Deutschland das Land der großen Suppen. Die französische Küche spendet kunstreiche, gewürzte Suppen in so kleinen Mengen, daß sie kaum den Boden des Tellers bedecken. England brät sein Fleisch und läßt Beef-Tea nur tassenweis für schwache Magen zu. Italien hat seine kräftigen Minestras, Reis- und Gemüsesuppen, in deren dickflüssiger Masse soviel Fleischbröckchen, Fragmente von Leber, Herz und Stücke von unbestimm-

baren Vögeln stecken, zum Glück unbestimmbar! denn sie könnten auch von Mäusen oder Maulwürfen stammen, daß sie eine ganze Mahlzeit in sich vereinigen. Deutschland allein ißt aus großen Suppenschüsseln dünne Suppen, in die die Kraft des gekochten Fleisches übergegangen ist, oder denen man in andrer Weise etwas Gehalt zu verleihen bemüht ist. Mit einer solchen Suppe muß das deutsche Essen anfangen. Undankbar wäre es, zu verkennen, daß in deutsche Suppen schon manche schöne „Ideen," gebackne und andre, hineingelegt worden sind, wodurch man sie befähigte, ein Mittagsmahl nicht bloß in stofflich genußreicher, sondern auch in gemütlich ergötzlicher Weise einzuleiten. Denken wir uns einmal unter Vernachlässigung aller Unterschiede des Raumes Alldeutschland beim Essen. Welche mannigfaltigen Suppen erscheinen da! Immerhin sind landschaftliche Unterschiede wohl zu erkennen. Im Süden herrschen die Teigsuppen, schwimmende Mehlspeisen könnte man sie nennen, vom Wasgau bis zur Salzach, vom Bodensee bis zur Lahn; die hervorragendsten unter diesen Suppenbestandteilen sind die Nudeln (als Nouille sind diese kunstvoll dünn geschnittnen Bänder und Fäden aus Teig auch ins Französische übergegangen) und der geriebne Teig, auch Eiergerstl genannt, die Spätzle in Schwaben und am Oberrhein, deren Vertreter in Bayern die verschiednen Arten von Knödeln sind, die Flädle, die aus dünnen, in Schmalz gebacknen „Fladen" bandförmig geschnitten werden, die gebacknen Erbsen aus Tropfen eines dünnen Teiges, die man in heißes Fett fallen läßt. Es ist ein endloses Variieren über das Thema Mehl, Milch und Ei, ein Variieren mit Geschmack und Phantasie. In Schwaben erreicht diese Entwicklung ihren Höhepunkt. In Bayern, dem Lande des größten Fleischkonsums in Deutschland, kommt die kräftige Milzsuppe und jene herkömmlich am Samstag gegessene Suppe mit einer großen, mit flüssiger Fleischmasse gefüllten Wurst, deren Inhalt der Essende geschickt, wenn auch nicht immer appetitlich, in die Suppe streift. Diese mannigfaltigen Suppen nehmen nach Norden immer mehr ab, nördlich von Köln, Kassel, in Thüringen, Obersachsen treten Graupen, Reis, Hülsenfrüchte, Kartoffeln immer mehr an ihre Stelle, und es erscheinen dazu ganz neue Schöpfungen und Suppenzutaten: Rosinen im Nordwesten in der Pumpernickelsuppe, Kirschen, gedörrte Zwetschgen, Bier. Hier ist auch das Land der Kalteschale und der Fischsuppen, die in der Hamburger Aalsuppe eine wahrhaft phantastische Ausbildung erfahren haben. Der Kenner slawischen

Volkstums wird hier manchen Spuren begegnen, die nach Osten weisen. Eine Fischsuppe und daneben ein mohnbestreutes „Striezel“ sind mir immer als ganz fremde Erscheinungen auf deutschen Wirtstischen erschienen, und man begegnet jener auch nur im Osten, hier aber von Litauen bis Kroatien. Die im ganzen Südeuropa und in Frankreich und Belgien so wichtigen Gemüsesuppen, in die auch Rüben, Sellerie und Kartoffeln geschnitten werden, die Grundlage des französischen Pot-au-feu und der spanischen Olla potrida, sind in Süddeutschland nicht heimisch; in unsre Wirtsküchen sind sie nur in der sehr verdünnten Form der sogenannten Juliennesuppen eingedrungen. Die deutsche Küche hat überhaupt viel von der Kenntnis des Wertes der Suppenkräuter eingebüßt, die einst viel weiter verbreitet war. Das Sprichwort „Er ist wie Petersilie auf allen Suppen,“ d. h. überall zu finden, versteht man in vielen Teilen Deutschlands schon heute nicht mehr. Der vortreffliche Lauch ist durch den besonders in Bayern grassierenden Schnittlauch übel ersetzt worden. Daß Sauerampfer und Kerbel treffliche Suppen geben, weiß man im östlichen Deutschland überhaupt nicht, und der in Frankreich beliebte Löwenzahn, den man für nichts auf jeder Wiese pflücken kann, wird bei uns verschmäht. In manchen Teilen Deutschlands ist die Gartenkunst nicht weit genug fortgeschritten, dem Gastwirtstisch die Gemüse, Salate und Würzpflanzen zu liefern, die notwendig sind, wenn die Speisen mannigfaltig und schmackhaft werden sollen. In manchem Wirtsgarten Frankreichs findet man ein Dutzend Salatarten, in ganz Oberbayern und Schwaben, im größten Teile von Mittel- und Norddeutschland nur eine, und zwar die schlechteste, grasgrüne, weichblättrige Kopfsalatart. Salate, die zu den Freuden des genußfähigen Menschen gehören, wie der römische, kommen überhaupt in dieser Zone auf keine Wirtstafel. So ist es mit den Gemüsen und dem Obst. Daher der Unsinn der Näpfe voll eingemachter Preißelbeeren im Hochsommer und der dürren Zwetschgen vom vorigen Jahr in der Zeit der Kirschen- und der Aprikosenernte. In einem Lande, wo es Boden und Sonne genug gibt, frische Gemüse, frisches Obst, frische Milch, frische Butter und frisches Fleisch in Masse zu erzeugen, muten mich die Pyramiden von Konservenbüchsen, Margarinetöpfen und geräucherten Schinken und Würsten, mit denen die Ladenfenster prahlen, als eine kolossale Verirrung an. Es ist ja ganz schön, daß Deutschland eine große Konservenindustrie für den Export

hat, und auch für die Versorgung der Armee und der Marine sind Konserven nötig. Sie werden aber zum Unsinn und zur Landplage, wo sie dazu verführen, die frischen Erzeugnisse im Übermaß zu konservieren, um sie dann teurer, schlechter und ungesunder als die frischen auf den Markt zu bringen. Soviel, wie den Gästen an Genuß und Behagen, entgeht dabei den Wirten und Bauern durch die Vernachlässigung der Gartenzucht an Gewinn. Nicht vom Klima, wie man entschuldigend sagt, hängt die Armut der Gemüse- und Obstgärten in Bayern und im größten Teil von Mittel- und Norddeutschland ab; ich kenne vortrefflich gepflegte und ertragreiche Gärten in hoher Lage in Nordtirol und in den südwestdeutschen Gebirgen. Die Ursache dieses Verfalls ist allerdings zusammengesetzt, doch aus nahverwandten Eigenschaften des Volkes: der Trägheit der Arbeitenden und der Genügsamkeit der Genießenden. Das sind aber die Grundursachen aller Barbarei, die ja mit einer in andern Dingen sehr hohen Kultur zusammengehn kann. Ist es nicht barbarisch, die Gaben zu vernachlässigen, die dem Menschen verliehen sind, damit er sich sein Dasein immer mehr ausgestalte? Die Kulturfortschritte liegen in der Steigerung der Leistungen und Forderungen. Darum sind auch die kleinsten Merkmale der Ausstattung des täglichen Lebens so lehrreich.

Da ich hier gerade von Pflanzen gesprochen habe, die uns die köstliche Erfrischung der Salate liefern — der von Eichrodt besungne Schneckensalat ist spezifisch südwestdeutsch, der Ochsenmaulsalat ist wahrscheinlich auch ursprünglich nur in beschränkten fränkischen Gebieten bekannt gewesen —, so mögen auch einige Worte über Öl und Essig erlaubt sein, ohne die es keinen Salat gibt. Öl aus Nüssen und Bucheckern spielt heutzutage selbst in der Dorfküche keine Rolle mehr. Das Olivenöl herrscht unbedingt vor. Die deutsche Nase ist nun diesem welschen Produkt gar wenig gewachsen. Mit rauhem und ranzigem Öl kann man aber aus den zartesten Pflanzen keinen guten Salat bereiten. Und der Essig gehört heute der chemischen Industrie, die ihn aus Holz wasserklar und scharf wie Mineralsäure herstellt; früher galt er als ein Nebenerzeugnis der Bierbrauerei und der Weinküferei. Ihn durch Zusatz von Würzkräutern zu verbessern, versteht man fast nirgends in Deutschland mehr. Französischer Essig und französische Essigkonserven von Maille und andern werden dagegen massenhaft nach Deutschland eingeführt. Von Pfeffer verbraucht Deutschland nur die mildesten Sorten, und wenn auch

seit vierzig Jahren Gulasche und andre Paprikagerichte in Deutschland in die Wirtsküche und im Süden auch in die bürgerliche Küche eingedrungen sind, so ist ihre Würzung doch nur ein blasser Schatten von der brennenden Schärfe des spanischen Pfeffers in Ungarn und Spanien. Auch die englische Küche würzt schärfer und mannigfaltiger als die deutsche. Wenn diese ihre guten alten „Tunken“ und „Brühen“ bewahrt hätte, so könnte sie freilich mit Verachtung auf die Batterien von Saucen in Gläsern hinabsehen, die den englischen Wirtstisch zieren. Aber irgendein ärmlich verneinender Geist hat die Erfindung gemacht, daß man jeder Bratenbrühe mehr „Konsistenz“ verleihen kann, indem man sie mit billiger Kartoffelstärke zu einem ekelhaften braunen Kleister verrührt. Und damit verderben nun unsre Wirte ihre besten Braten, indem sie eine einzige Generalsauce über jegliche Art von Fleisch gießen.

Die Zeiten sind vorbei, wo sich die Dienstboten am Rhein ausbedangen, nicht jeden Tag Lachs essen zu müssen, und wo Wildbret in den waldreichen Gegenden Mitteldeutschlands billiger war als Rindfleisch. Deutschland ist indessen noch immer ein wildreiches Land. Seinen Fischreichtum hat die Industrie schwer geschädigt, aber die Fischzucht hat auch wieder manches Gewässer fruchtbarer gemacht, und die Hochseefischerei liefert ihre Erzeugnisse tief ins Binnenland, wo sonst Seefisch eine unbekannte Größe war. Auf den Tischen der höchstgelegnen Alpengasthäuser wechseln Nordseefische mit Frutti di mare des Mittelmeers ab. Aber die zunehmende Bevölkerung hat die Fleischpreise überall in die Höhe getrieben. Seit etwa zehn Jahren sind sogar im Osten und im Südosten Deutschlands, wo Breslau und München die billigsten deutschen Großstädte waren, die Klagen über die hohen Fleischpreise immer lauter geworden. Auf dem Dorfe ist Fleisch immer eine Feiertagsspeise geblieben, aber der Bedarf der Städte nimmt das gute Fleisch dem Lande und läßt ihm das schlechte. Fleisch ist darum die schwächste Seite der Küche des Dorfwirtshauses, und im Sommer tritt in den überfüllten Sommerfrischen und Seebädern gelegentlich einmal ein Fleischmangel ein, dem durch schleunigen Bezug aus der nächsten Großstadt vorgebeugt werden muß.

Wo man am Fleische sparen muß, sucht man es doppelt auszunutzen; man kocht es, um seine Brühe zu haben, und ißt dann das gekochte Fleisch oder brät es noch einmal. „Suppe und Fleisch“ ist das Losungswort der bürgerlichen Küche in ganz Deutschland. Für den Tisch bedeutet das soviel wie Suppe und

Suppenfleisch. Früher war der Unterschied des Wertes der Fleischstücke vom Rind so gering, daß auch die besten Stücke gekocht wurden, und da stand das gesottne „Tellerfleisch," das der Bayer vom Holzteller ißt, keinem Braten nach, und das „Rindfleisch mit Beilage" war am Gasthaustisch der Kern des Mittagmahls. Das hat sich in den meisten Gegenden stark geändert, und auf dem Lande essen auch die wohlhabenden Bauern ein zähes Kuh- oder Stierfleisch, das dem Städter ungenießbar vorkommt. Deswegen nimmt auch die Zubereitung des Fleisches in solchen Formen überhand, wo die schlechte Beschaffenheit des Stückes verdeckt wird: das Kochen des in Stücke geschnittnen Fleisches mit Kartoffeln, das gehackte Fleisch als Kuchen, Klops usw., vor allem aber die zu Zusätzen aller Art einladende Wurst. „Gebacknes" war einst nur der österreichischen Küche eigen, und die Backhähndl bleiben charakteristisch für Wien und alles Land östlich von Wien, während sich die Schnitzel als die bequemste Zubereitung des schlechtesten, zu hautartiger Dünne ausgezognen Kalbfleisches weit verbreitet haben.

Wo ist die alte Kunst des Bratens hinverschwunden, die wir auch darum als eine edle bezeichnen müssen, weil sie dem einfachsten, natürlichen Vorgang noch so nahe stand? Der Jäger, der ein Stück Wild erlegte, schnitt ein Stück Fleisch ab und briet es an einem Stab, den er schräg in die Erde steckte, sodaß das Fleisch gerade vom Feuer bestrichen wurde. Er drehte ihn einigemal herum, und der Braten war fertig mit dem naturmäßigsten, besten Geschmack, dem des frisch gerösteten Fleisches, um das ausgetretnes Blut und Fett eine schöne, wohlduftende Rinde bilden. Das Braten am Spieß ist eine leichte Abänderung dieses Verfahrens. In England und in Frankreich hört man das Geräusch des durch ein Uhrwerk gedrehten Bratspießes aus der Wirtsküche, Deutschland ist fast überall vom Spieß abgegangen. Für die meisten sind die großen Bratspieße in den alten Schlössern fossile Merkwürdigkeiten, und erst das Zeitalter der Butzenscheiben und Truhen hat auch den Spieß da und dort wieder in die Küche zurückgeführt. Das Braten zwischen zwei beweglichen eisernen Rosten, in England vor den Augen des Gastes im Grill-Room geübt, in Frankreich und in Italien noch weit verbreitet, ist bei uns ebenfalls außer Gebrauch gekommen. Es ist wahr, daß beide Methoden nicht so einfach sind wie das deutsche Braten in der Bratröhre des Herdes; aber ein Huhn vom Spieß oder ein Beefsteak vom Rost ist auch etwas andres als ein Braten in

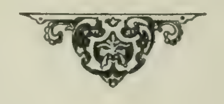
der Pfanne, der immer in der trocknen heißen Ofenluft von seinem natürlichen Saft und Duft verliert. Gar nicht zu reden von jener zur Verhüllung der schlechten Qualität des Fleisches erfundnen Verballhornung des Lendenstücks, des „deutschen“ Beefsteaks, des zerhackten, mit Zwiebeln dicht bestreuten und infizierten, das mit dem echten Beefsteak nichts als den Namen gemein hat, oder des Rostbratens, der ungleich dem italienischen arrosto nie einen Rost gesehen hat, oder des bayrischen Kalbsbratens, der zuerst gekocht und dann leicht angebraten wird! Diese und viele andre würde der Biolog „Kümmerformen“ des echten Bratens nennen, mit dem sie nur den Schein einer Berührung mit dem Feuer gemein haben. Das einzige Beefsteak hat die natürliche Eigenschaft des Bratens bewahrt, die Kraft und den Wohlgeschmack der Fleischfaser und des Blutes gleichsam in verdichteter Form zu bieten. Zum Teil sind diese Entartungen aus Sparsamkeit geboren, zum größern Teil aber aus Dummheit und Bequemlichkeit, die sich in der deutschen Küche mit einer merkwürdigen Unbeständigkeit verbündet haben. Gerade die Geschichte des Bratens zeigt, wie fest die Engländer an einmal bewährten Gebräuchen halten, und auch die Franzosen sind in der Küche viel konservativer als die Deutschen. So wie bei uns das Gewerbe und besonders das vielgelobte Kunstgewerbe auf die Massenerzeugung billiger Scheinwaren, die im Kern nur Schund sind, mit einem gewissen Radikalismus ausgeht, so ist in der deutschen Wirtsküche die rasche und billige Massendarstellung der Speisen im Fortschreiten, wobei sich eine kurzsichtige Weisheit in Surrogat und schön sein sollenden Spielereien gefällt. Was nützt mir die Muschelschale, in die man ein gemeines Hackfleisch füllt? Oder die alten Krebsschalen, in die man gekochte Semmelkrumen hineinstopft? Ich kann mich dabei nie enthalten, an die Petroleumlampe mit schlechtem Brenner und verschnörkelten „Renaissance“-Füßen zu denken. Die liebevolle Vertiefung in die Geheimnisse der Kochkunst schwindet immer mehr. Ich sehe die Zeit kommen, wo man im deutschen Wirtshaus dem nach einem Mittagessen verlangenden Gast eine Erbswurstsuppe und eine Fleischkonservenbüchse in heißem Wasser hinstellt, die er sich öffnet und aus dem Blech heraus leer ißt. Der Wirt als Händler, vielleicht auch als Spekulant in Konserven und sonstigen „Dauerwaren“: das ist das Ziel, dem unsre Küche zustrebt, oder vielmehr der Strudel, in den sie hineingerissen wird. Zum Glück scheint man die Gefahr zu erkennen und sucht durch Kochschulen der

kulinarischen Verrohung und Verflachung entgegenzuwirken, die in der kleinbürgerlichen und Arbeiterküche noch viel bedenklichere, unmittelbar das Familienleben bedrohende Wirkungen hat als in der Wirtsküche.

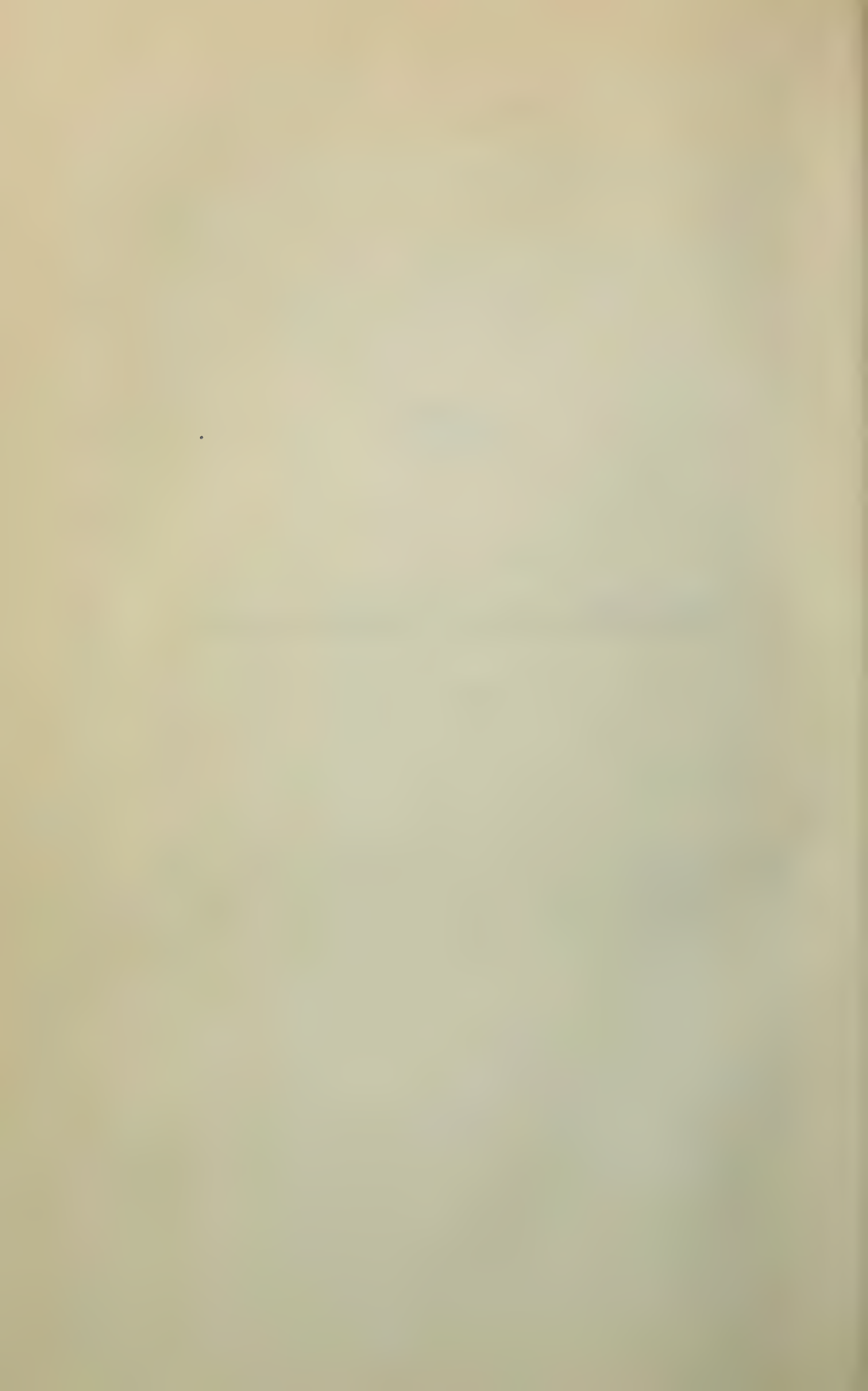
Genug nun von der Küche! Es gibt Dinge, von denen man einmal muß abbrechen können. Mit Recht gilt es als ein Zeichen schlechter Erziehung, viel vom Essen zu reden. Wir konnten aber an der Küche bei unsrer Wanderung durch das ländliche Wirtshaus nicht vorübergehn, und wollten es nicht, denn sie ist der Beachtung wohl wert. Vielleicht hat unsre Plauderei, die nur Einzelnes berühren konnte, schon gezeigt, daß sich auch in der Küche der Charakter und die Geschichte eines Volkes spiegeln. Die Wissenschaft sollte das wohl in Betracht ziehen. Ich hoffe auch dafür viel von der aufblühenden Volkskunde. Zwar ist noch in dem neuen Werke „Deutsche Volkskunde" von Elard Hugo Meyer (Straßburg, 1897), das in vielen Beziehungen vortrefflich ist, die Küche und die Volksernährung so kärglich behandelt, daß man von einer auffallenden Lücke sprechen kann. Die Bedeutung der Speisen und Getränke, ihrer Bereitung und ihres Genusses hat der Verfasser dieses Buches offenbar zu gering geschätzt. Sind sie aber nicht mindestens ebenso wichtig wie Dorfanlage, Hausbau, Arbeiten, Feste, Sprüche und Sagen? Ist es vielleicht weniger der Forschung würdig, der Verwandtschaft des schlesischen Hefenkloßes, dieser von Dichtern gepriesenen Nationalspeise, mit der schwäbisch-fränkischen Dampfnudel nachzugehn, als den Beziehungen des schlesischen und des fränkischen Bauernhauses? Auch die Verbreitung der Kochkunst und ihrer Werke zeigt große Züge, die den Zusammenhang des Alltäglichen mit mächtigen Bewegungen der Geschichte zeigen.

Es gibt zu denken, daß im allgemeinen in Deutschland von Westen nach Osten die Kochkunst abnimmt. In Süddeutschland ist Bayern, trotz manchem Guten, tief unter Schwaben, in Mitteldeutschland ist Sachsen ein ausgesprochnes Minimalgebiet, in Norddeutschland bietet Westfalen viel mehr eigentümliche gute Dinge als alles Land östlich davon. Spiegelt sich nicht auch darin der Gang der deutschen Kultur aus ihren alten rheinischen Sitzen nach Osten wider, und die Veränderung und Verarmung als die Folge der Anpflanzung auf neuem kolonialen Boden, dessen eignes Wachstum niedergetreten war? Rätselhaft bleibt allerdings der Tiefstand der Kochkunst in ganz Mitteldeutschland von der belgischen bis zur polnischen Grenze, und ebenso schwer

ist die Dürftigkeit der deutsch-schweizerischen Küche außerhalb des Bannkreises der Fremdengasthäuser zu erklären. Österreich ist ein Gebiet für sich, dessen Küche unter dem Einflusse Italiens und Ungarns in manchen Beziehungen noch die Südwestdeutschlands übertrifft, und zwar sind in Österreich Böhmen und Schlesien noch trefflich ausgestattet, wo wir auf der deutschen Seite schon einer traurigen Verarmung gegenüberstehn.



Südwestdeutsche Wanderungen



1

Der geniale Verfasser der „Geschichte der Sage," der viel zu früh verstorbne Julius Braun, pflegte sein badisches Ländle das Reich der Mitte zu nennen. Er, Badenser durch Geburt und auch von Humor, kannte sehr gut die stolze Selbstzufriedenheit und das warme Behagen seiner zwischen Rhein und Schwarzwald so schön warm gebetteten Landsleute. Er legte aber seinem Scherz einen tiefern Gedanken unter: Baden ist im räumlichen Sinne wirklich ein Land der Mitte. Zwischen der Schweiz und dem Elsaß, der Pfalz und Württemberg, sich im Nordosten bei Wertheim und Prozelten mit dem bayrischen Franken, an der obern Donau mit Hohenzollern-Preußen berührend und endlich im Südosten noch durch den Bodensee mit Österreich verbunden, steht es den allerverschiedensten und entlegensten Einflüssen offen. Neulich wurde Baden in einer altbayrischen Zeitung als das „Probierlandl" von Deutschland bezeichnet, wozu die überaufgeklärte Bureaukratie es gemacht haben sollte. Lange vor der Bureaukratie hat die Natur selbst Baden zum Probierlandl gemacht. Denn so wie es in Badens Lage geschrieben steht, daß auf dem Schwarzwald alpine und an den heißen Geländen des Rheintals südfranzösische Pflanzen wachsen, oder daß der Wein von Durbach mehr an den Elsässer, der Bauländer an den Württemberger und der feurige Gerlachsheimer an den Frankenwein erinnert, so fliegen den offnen Köpfen in diesem offnen Lande hier französische und dort schweizerische Ideen an, und in diesem Winkel herrschen Würzburger und in jenem Heilbronner Einflüsse vor. Wenn dies nun auch leider gar nicht selten zu dem Ergebnis geführt hat, daß der von allen Seiten befruchtete Volksgeist einem Acker glich, in dessen Saaten von allen Himmelsgegenden Samen blühenden Unkrauts verweht wird, so hat es doch zu der Art von Bildung beigetragen, die, nach dem badischen Ausdruck, den Mann gewürfelt macht. Nicht umsonst trägt der Rhein seine grüngrauen Fluten durch die ganze Länge des Landes, wobei er an beiden

Ufern die reichsten Sammlungen alpiner Gesteine in endlosen Kiesbänken ablagert. Einst wurden die abgeschliffnen Bergkristalle, die „Rheinkiesel,“ bald wasserklar, bald gelblich und rötlich, als Halbedelsteine wert gehalten. Heute haben sie sehr an Schätzung verloren. Auch das Gold des Rheines wird kaum mehr gewaschen, seitdem der Tagelohn das Doppelte und das Dreifache des durchschnittlichen Ertrages einer mühsamen Tagesarbeit mit dem Waschtrog beträgt. Mitte der fünfziger Jahre, als Handel und Wandel darniederlagen, lohnte es sich noch, einen Verdienst von vierundzwanzig Kreuzern zu erwaschen. Damals prägte die Karlsruher Münze noch die schönen hellgelben Dukaten aus Rheingold, die heute nur noch der Sammler sieht, und die Ehepaare des badischen Fürstenhauses trugen Eheringe aus Rheingold. Bald wird der Rhein seinen Anwohnern das Gold in andrer Form bringen. Man wird ihn bis Straßburg für größere Fahrzeuge schiffbar machen und hoffentlich auf den Seitenkanal Straßburg-Ludwigshafen verzichten. Dann wird das Land zu beiden Seiten des Oberrheins in noch höherm Maße werden, was es zur Römerzeit war und seitdem immer mehr geworden ist: eines der belebtesten Straßenländer Europas. Der Rhein, die Ill, Kanäle, Straßen, Eisenbahnen, diese meist doppelt auf beiden Seiten, wie Bergstraße und Talstraße: stärker und unaufhaltsamer noch als das Wasser strömen die Menschen und die Waren landauf landab, Schweiz und Niederlande verknüpfend und bis nach Österreich und Frankreich hinein von den zwei großen links- und rechtsrheinischen Plätzen Straßburg und Mannheim aus mächtig anziehend wirksam.

Wer hätte es sich träumen lassen, daß das langweilig in den Rheinsand hingewürfelte Mannheim der fünfziger Jahre, die Stadt ohne Altertümer und Straßennamen, die ohne ihr Theater in einem dunkeln Winkel der deutschen Geschichte stünde, ein Welthandelsplatz werden würde? Heute ist Mannheim einer der ersten Süßwasserhäfen Europas, für Oberdeutschland und die Schweiz mindestens das, war für das Österreich nördlich von der Donau das mächtig aufblühende Aussig ist, für Getreide und Tabak noch viel mehr. Was Frankfurt an oberdeutschem Verkehr verloren hat, das ist fast alles Mannheim zugute gekommen, und das zur Wettbewerbung hingesetzte Ludwigshafen hat Mannheims Größe nur noch vermehrt. Mannheim hat seiner jungen Nachbarin klugerweise die Großindustrie überlassen und ist nicht bloß eine der reichsten Rheinstädte geworden, sondern auch eine der reinlichsten

geblieben. Der Spuren der kleinen engen Residenz der katholischen Kurfürsten von der Pfalz sind immer weniger geworden. Noch vor vierzig Jahren gab es Straßen, deren kleine einstöckige Häuschen in die Breite der vom fröhlich sprossenden Gras grünlich angehauchten Straßen hinter ihren schmalen Sandsteinsteigen hinabzusinken schienen: das versteinerte Kleinbürger- und Kleinbeamtentum. In Darmstadt, Homburg, Wiesbaden, Karlsruhe gab und gibt es zum Teil noch dieselben Häuser, die alle aus der Wende des Jahrhunderts stammen. Auch Stuttgart hat noch Spuren davon. So wie in Mannheim herrschten sie doch nirgendswo. Hatte doch keine von allen diesen Städten so schwer gelitten und gekämpft. Jene gediehen unter dem Schutz ihrer Fürsten zu einem wenn nicht großen und rühmlichen, doch auskömmlichen Leben, während Mannheim eigentlich erst mit dem Eintritt Badens in den Zollverein sein eignes unabhängiges Leben gewann. Ich habe Mannheim nie betreten, ohne daß mich wie ein junger, frischer Hauch die Empfindung anwehte: von allen blühenden Städten Deutschlands dankt diese am meisten ihre Blüte dem, was Gesamtdeutschland geeinigt und groß gemacht hat. Es ist auch kein Zufall, daß zwei der namhaftesten badischen Staatsmänner, die am Reich haben bauen helfen, Mathy und Jolly, aus Mannheimer Familien stammen. Und da so oft dem Judentum ein Löwenanteil an dem geschäftlichen Aufblühen Mannheims zugeschrieben wird, möchte ich die bezeichnende Tatsache hervorheben, daß Mathy und Jolly französischen Ursprungs sind. Diese jugendliche Gründung hat wie eine Kolonie in überseeischen Landen Menschen aus allen Gegenden angezogen; und sicherlich waren es nicht die energielosesten, die sich in dem sandig-sumpfigen Winkel zwischen Neckar und Rhein niederließen. Mannheim hat oft versucht, so wie wirtschaftlich auch politisch allen badischen Städten voranzuschreiten, was ihm nicht immer gelungen und noch viel weniger bekommen ist. Die Zeiten, wo Hecker und Struve Mannheim zum Brennpunkt einer oberdeutschen Bewegung in republikanischem Sinne zu machen strebten, sind fast vergessen. Doch blieb seitdem eine Eifersucht und ein Mißtrauen zwischen Karlsruhe und Mannheim lebendig, das ja nun auch beseitigt zu sein scheint, wie so manches Kleine und so manches Mißverständnis im deutschen Leben. Wer aber das unerwartete Aufblühen Karlsruhes verfolgt hat, zweifelt nicht daran, daß es wesentlich durch die Übertragung der in Mannheim heimischen Tatkraft in die schläfrig und unselbständig gewordnen Kreise der Residenz gefördert worden

ist. Es ist derselbe Prozeß, der zwischen Mainz und Darmstadt und entfernter zwischen Nürnberg und München, Leipzig und Dresden gespielt hat; wie denn mit jeder deutschen Residenz eine Schwesterstadt in Wettbewerb getreten ist, wobei sich das dort gedrückte und geduckte Bürgertum, durch den Gegensatz angespornt, freier regte. Das ist ein sehr heilsamer Wettbewerb, der in der Neubelebung bürgerlicher Tugenden ungemein glücklich gewirkt hat. Ich rechne hierher auch die Pflege des Theaters, deren Einseitigkeit man den Mannheimern oft verdacht hat. Man warf ihnen vor, daß sie außer vom Geschäft nur noch vom Theater zu reden wüßten. Welche französische oder englische Stadt hat aber aus eigner Kraft eine so respektable Pflegestätte der Kunst erhalten? Alle Achtung auch darin vor Mannheim!

Um auf das Wirtschaftliche zurückzukommen, so werden die in den letzten Jahren von schwäbischer Seite viel erörterten Pläne zur Hebung der Neckarschiffahrt — Vertiefung bis Heilbronn, Nebenkanal für Eßlingen — natürlich auch dem badischen Rhein-Neckarhafen zugute kommen müssen. Eine Zunahme des Neckarverkehrs hatte Mannheim in den letzten Jahren ohnehin schon zu verzeichnen. Sogar der Passagierverkehr hat auf dem untern Neckar wieder Aufnahme gefunden. Wir, die das badische Land nur durchwandern, freuen uns dieses Aufblühens einer jungen Stadt nicht in dem lokalpatriotischen Sinne, der in Mannheim von der stark jüdisch durchsetzten Großkaufmannschaft bis hinunter zum „Neckarschleim“ — die untersten Volksklassen, vor allem Schiffer und Hafenarbeiter — sehr stark ist, sondern weil Mannheim uns das Wiederaufblühen des gesamten deutschen Wirtschaftslebens verdeutlicht. Und außerdem verzeichnen wir mit Befriedigung das dabei zutage tretende einträchtige Zusammenwirken der Stadt mit der Regierung, die bei den Ausgaben für die neuen Hafen- und Bahnanlagen in Mannheim wahrlich bewiesen hat, daß man in Baden nicht bloß die Kühnheit und die Beweglichkeit hat, die zum Probieren gehört, sondern auch die den Erfolg sicher fassende Weitsicht. Muß ich mich vielleicht zu den unpraktischen Ideologen rechnen lassen, weil ich die Ansicht der Mannheimer nicht teile, ihre Stadt werde „von oben herunter“ nur so kräftig gefördert, weil man den Plänen zur Hebung Straßburgs eine große unverrückbare Tatsache, Mannheim als die Hauptthandelsstadt Oberdeutschlands, entgegensetzen wolle? Diese herrlichen, wohlgelegnen Länder, Baden auf der einen, das Elsaß auf der andern Seite, können zwei große Handelsstädte nähren. Schreitet Deutsch-

land, wie wir alle hoffen, vorwärts, dann wird die Ausdehnung der Großschiffahrt bis Straßburg nichts andres für Mannheim bedeuten, als was Frankfurt erlebt hat, als sich ein Teil seines Handels nach Mannheim verlegte; Frankfurt hat durch die Kanalisation des untern Mains reichlich wieder gewonnen, was es vorher verloren hatte, und die Zukunft wird ihm noch viel mehr, nämlich sein altes Verkehrsgebiet, das Mainbecken bis Böhmen und zur Donau, wieder erschließen, wenn es den bayrischen Plänen auf Verbesserung der Mainschiffahrt und der Main-Donauverbindungen kräftigen Vorschub leistet. Für Straßburg ist man ja leicht versucht, eine noch viel größere Perspektive zu eröffnen: den mitteleuropäischen Zollbund im engen Verein mit Frankreich, wo dann Straßburg natürlich eine großartige Aufgabe zufiele. Ich bin aber kein Freund von Nebel, nicht einmal im schönen Rheintal, wo der Nebel nicht so schmutzig braun und grau wie im Norden, sondern von tadelloser Weiße ist, als sei er von den Alpengipfeln mit dem Rhein herabgeflossen, und nicht einmal im Weinlande, wo der Nebel als guter Freund des Winzers gilt, weil er die Traubenbeeren weich mache, und auch von den Vorbergen des Odenwalds und des Schwarzwalds herab sehe ich ihn nicht gern, auf denen die Sonne um so wärmer liegt, je dichter da unten das Nebelmeer wogt. Diese Rhein- und Neckarnebel gehn aber immer rasch vorüber, und gewöhnlich folgt noch an demselben Mittag ein heller Sonnenschein.

Halten wir uns also an das, was wir deutlich sehen und greifen können, so zweifeln wir keinen Augenblick, daß Baden im Elsaß ein Hinterland oder, wenn es höflicher klingt, ein Nebenland gewonnen hat, mit dem es einen sich unerwartet entwickelnden Verkehr pflegt. Früher war der Lokalverkehr zwischen den beiden Ländern ungemein beschränkt. Nur eine stehende Brücke auf der langen Rheinlinie Basel-Mannheim! Wie wenig bedeutete der Verkehr über die Schiffbrücken von Rheinau und Selz! Es ist doch kein Zufall, daß, so oft ich über die Selzer Brücke gegangen bin, Elsässer Bauern badische Ferkel vom Rastatter Markt gen Hagenau trugen, weiter nichts, wobei sich mir immer der törichte Gedanke aufdrängte, wie schön es wäre, wenn die Elsässer die altdeutschen Menschen ebenso freundlich behandelten wie die altdeutschen Ferkel, die sie mit Zärtlichkeit in weichen Säcken über den Rhein trugen. Sollte nicht die jahrelange Erfahrung, wie gutartig diese altdeutschen Tiere sind, das unter blauer Bluse schlagende Herz dieser fränkisch-alemannischen

Hartköpfe auch für altdeutsche Menschen wärmer schlagen machen? Doch weg mit solchen Rheinnebeln! Da taucht die alte Rheinauer Schiffbrücke vor mir auf, wo ich 1870 Posten stand, als Fuhre um Fuhre die Regiezigarren der Benfelder „Manufaktur“ gen Lahr gefahren wurden. In jeglichem Sinn konfiszierte Ware! Die Rheinauer Bauern waren einig: einen solchen Verkehr hätte sich die alte Brücke nie träumen lassen. Der Rhein bildete eben bis zum Fall von Straßburg hauptsächlich eine Schranke, die nur der Schmuggel gewohnheitsmäßig überschritt. Es genügt, an die Tatsache zu erinnern, daß damals Hagenau und Karlsruhe, in der Luftlinie achtundvierzig Kilometer, also einen starken Tagemarsch, voneinander entfernt, durch eine Eisenbahnfahrt von einem vollen Tage getrennt waren. Heute ist Karlsruhe, das über Rastatt-Durmersheim in einer Stunde von Hagenau erreicht wird, ein wichtiger Markt für die Bodenerzeugnisse des untern Elsaß. Und wer hätte sich träumen lassen, daß Karlsruher Bier auf elsässischen und südlothringischen Dörfern getrunken und dazu statt des einst alleinherrschenden Münsterkäses Käs „usm Badische“ gegessen würde?

Ich hoffe, daß mein altdeutsches Herz mir keinen Streich spielt, wenn ich erkläre, daß ich das ganz vernünftig finde. Denn das Elsässer Bier war in der französischen Zeit gerade so „umgestanden“ wie der elsässische Volkscharakter. Es war kein Bier, sondern eine süßliche, schwach gehopfte Limonade, für die französischen Kaffeehausbummler und die Dominospieler an kleinen Boulevardtischchen gebraut. Könnte ich hier doch jenen württembergischen Hauptmann von der Ulmer Artillerie sprechen lassen, dessen Leute im heißen September 1870 beim Batteriebau in Königshofen einen großen Bierkeller anschnitten, der seinen Inhalt dann in die fernsten Stellungen der Belagerer ergoß, bis der Genuß der schalen hellen Flüssigkeit in dem weit um Straßburg lagernden Ringe durstiger Menschen wegen ihrer abführenden Eigenschaften verboten, der Rest des Kellers zugeschüttet wurde. Mir stehn die kräftigen Schwabenflüche nicht zur Verfügung, mit denen der breitbetreßte Hauptmann „das saumäßige Gesöff“ in die Tiefe zurückverwünschte, aus der es jubelnd ans Licht gehoben worden war. Auch der braune Spiegel des Bieres spiegelt in seiner Weise treu die Weltgeschichte zurück. Bis zum Rhein war in den sechziger Jahren die von Altbayern ausgegangne Bierverbesserung vorgedrungen. Hier hatte sie Halt gemacht. Die Rechtsrheinischen hatten sich an das kräftigere Gebräu gewöhnt,

das der in diesem Fache sinnige Bayer bierehrlich zum kräftigen Männergetränk ausgestaltet hat. Den Linksrheinischen mundeten mehr süßliche Biere, wie sie die Franzosen liebten. Es lag nicht am Hopfen, den damals die Hopfengärten von Hagenau, noch nicht durch amerikanischen Wettbewerb gedrückt, so edel wie je lieferten, und nicht an der Gerste, wiewohl diese die besten deutschen Sorten nicht erreichte. Das Ideal des Elsässer Brauers war ein Bier, das die Lederhosen des standhaften Trinkers auf die Bank leimt. So trennte also der Rhein nicht bloß zwei Reiche, sondern zugleich zwei Geschmacksrichtungen. Man könnte sagen, er floß als Grenzstrom zwischen Bierprovinzen.

Es ist aber merkwürdig, wie es dabei nicht sein Bewenden hat. Der Weingeschmack ist auf beiden Seiten nicht minder verschieden. Seufzend muß es der Elsässer Wirt zugeben, daß sogar die lieben guten Freunde aus der Schweiz den Markgräfler allem Elsässer Wein vorziehn, und der Altdeutsche, der sich mitten in der angeheirateten Oberelsässer Weinbauerfamilie die Unbefangenheit der Zunge wenigstens im Weinkosten bewahrt hat, gibt mit Achselzucken zu, daß von keinem Elsässer Weine Hebel hätte singen können, wie von seinem Markgräfler „z'Müllen uf der Poscht! Trinkt mer nit en guete Wi? Tusig Sappermoscht! Goht er nit wie Baumöl i (ein)?" Der halbgelehrte Agronom schreibt die Rauheit des Elsässer Weins gewissen Unvollkommenheiten der Kellerei zu. Weg mit dieser rationalistischen Klügelei! Es sind dieselben unbegreiflichen, aus irgendeiner unbekannten Tiefe herauf wirkenden Ursachen, die auch die Menschen auf beiden Seiten des Rheins sich nicht haben gleich entwickeln lassen, wiewohl ihr alemannisch-fränkischer Grundstock ebenso wenig verschieden gewesen sein dürfte wie die Reben der römischen Kolonisten, die von den Vogesenhängen nach den Schwarzwaldbergen gebracht worden sind. Warum dann freilich die Hardthügel bei Neustadt, Dürkheim, Edenkoben usw. einige der feinsten Weine der Welt erzeugen, die hart hinter den besten Sorten vom Rhein und der Mosel kommen, während gegenüber auf der badischen Seite vom Rhein bis zur Tauber nur ländliche Gewächse gedeihen, ist ebenso unerklärlich wie die Tatsache, daß der linksrheinische „Pälzer" derber und beweglicher ist als der rechtsrheinische ernstere und gesetztere Badenser. Die körperliche Erscheinung weist auf eine reinere Erhaltung des alten Frankenstammes rechts vom Rhein, wo zwischen Karlsruhe und Mannheim einer der hochwüchsigsten Stämme des Deutschen Reichs sitzt. Die Pfalz

dagegen hat, wie schon die Familiennamen zeigen, sehr viel französisches Blut aufgenommen, und vielleicht ist am Fuß der Hardt auch mehr römisches lebendig geblieben als im Lande zwischen Schwarzwald und Odenwald. Der badische Anteil der Pfalz liegt weniger frei, ist auch weniger Stürmen ausgesetzt gewesen.

Es ist auch heute ein stilles Land, diese Lücke zwischen Schwarzwald und Odenwald; erdgeschichtlich so etwas wie eine nicht ganz vollendete Versenkung. Im badischen Lande nennt man sie mit den unberühmten Namen Kraichgau und Bauland. Diese Gaue dürften auch heute nur von wenigen Fremden durchwandert werden, denn weder ihre Natur noch ihre sonstigen Denkwürdigkeiten bieten Anziehungen für die Menge. Kunstfreunde besuchen in Bruchsal das Rokokoschmuckkästchen des bischöflichen Schlößchens, wobei sie einen scheuen Blick auf das halbrunde, fensterreiche Zellengefängnis werfen, das besonders durch die Erinnerungen einiger Revolutionäre aus dem Jahre 1849 berühmt geworden ist. Freunde der Reformation statten dem stillen Bretten einen Besuch ab, um ehrfurchtsvoll dem hier gebornen Melanchthon ihre Neigung zu beweisen. Sie müssen aber deutlich nach Melanchthon fragen. Denn Bretten hat noch eine andre Berühmtheit, die in weiten Kreisen viel mehr Teilnahme weckt als die Erinnerung an den — ich gebrauche die leise tadelnden Worte eines Apothekers der Gegend — früh aus seiner Heimat fortgezognen Melanchthon, der zwar ein berühmter Mann geworden sei, aber für Bretten oder sein Bezirksamt weiter nichts mehr getan habe. Diese zweite Merkwürdigkeit ist das „Brettemer Hundle," ein urmythisches Geschöpf, das alle Völker Europas kennen. Bei einer Belagerung durch die Schweden schickten die ausgehungerten Bürger das gemästete Hündchen ins feindliche Lager, dessen Anführer über den fetten Anblick außer aller Fassung geriet und die Belagerung aufhob. Ebenfalls in die Schwedenzeit führt uns der nicht ganz mythische, sondern zum Glück vollbezeugte Opfertod der Pforzheimer Bürger in der in derselben Gegend geschlagnen Schlacht bei Wimpfen, ein klassisches Beispiel der gerade im mittlern Baden so recht ausgeprägten Fürstentreue des Volkes.

Aus diesem Lande nach Osten führen gutgehaltne aber staubige Landstraßen den Wandrer Welle auf, Welle ab. Geht er im Muschelkalk, so ist der Staub weißgrau, geht er im Keuper, so ist er gelblichgrau und ein bißchen weniger reichlich. Sonst ist kein großer Unterschied. Die Wellen sind gleich mild, eine

gleicht der andern zum Verwechseln, nur trägt die eine einen dunkeln Waldschopf, wo die andre von einer Cyklopenmauer von Kalkplatten gekrönt ist, die ein fleißiger Bauer aus seinem steinigen Acker herausgelesen und zusammengetragen hat. „Hinten“ im Gänsschmauserland, in der Gegend von Buchen und Krautheim, werden diese Mauern beängstigend lang und breit, dort ist eine der steinreichsten und kornärmsten Gegenden des Landes. Wie Oasen von Fruchtbarkeit sind die fetten Auen und Hänge des Neckartals, des Taubergrundes und des Maintals zwischen diese höhern und rauhern Striche hineingelegt, und es ist bezeichnend, wie sich auch hier das geschichtliche Leben an das Wasser angeschlossen hat, wie eine Pflanze, die Feuchtigkeit braucht, um zu gedeihen.

Von den vielen, die alljährlich Rothenburg ob der Tauber besuchen, dessen Bedeutung als Schatzkästlein der städtischen Renaissancearchitektur nach unsrer bescheidnen Meinung übertrieben wird, gehn sehr wenige ein paar Kilometer rechts oder links ins Land hinein. Und doch würde sichs verlohnen, den Gegensatz der Muschelkalkhochebene zu dem breit eingeschnittnen Taubergrund kennen zu lernen. Der Volksmund hat wieder einmal Recht, wenn er hier nicht von Tal, sondern von Grund spricht. Das Wort wird unter ähnlichen Umständen von den grünen Flächen gebraucht, die in den Sandstein der Sächsischen Schweiz gleichsam versenkt sind. Der Taubergrund liegt wie ein grünes Band zwischen den flachen Wellen des grauen Kalkes. Viel lohnender als immer nur die Giebel und Mauern Rothenburgs zu bewundern, wäre eine Wanderung von Rothenburg über die Höhen, die Schlingen der Tauber abschneidend, nach dem saubern Mergentheim, deutschordensgeschichtlichen Namens, über das römerfundberühmte Lauda und Tauberbischofsheim nach dem schönen Wertheim. Es wäre eine der an geschichtlichen Erinnerungen und Denkmälern reichsten Wanderungen, die man an einem kleinern deutschen Flusse hin irgendwo unternehmen könnte. Es würde freilich dem Wandrer nicht erspart bleiben, auf der Höhe über Tauberbischofsheim die zerschossene Feldkapelle zu besuchen, an deren Wände 1866 schwerverwundete Württemberger die Grüße Sterbender an das fliehende Leben schrieben. Er würde aber dort auch versöhnende Worte gemeinsamer Siegeszuversicht lesen, die im Juli 1870 württembergische und badische Soldaten vor dem Ausmarsch nach Frankreich eingegraben haben. Tauberbischofsheim, vor der Eisenbahnzeit der Typus eines Hinterlandstädtchens, wo ein stillstehendes Kleinbürgertum ärmlich und behaglich und im allgemeinen etwas

stumpfsinnig lebte, ist heute ein regsames, fortschreitendes Städtchen geworden, das nicht mehr so tief unter dem aufgeklärten, vom Mainverkehr berührten und von löwenstein-wertheimischer Fürstengunst beschienenen Wertheim steht.

Man würde Wertheim die Perle des Taubertales nennen müssen, wenn es nicht doch mehr dem Main angehörte. Mögen sich die Rothenburger nicht gekränkt fühlen, gegen die Natur kann man nun einmal nicht an. Von allen deutschen Städten gleicht Wertheim am meisten Heidelberg, natürlich in verjüngtem Maßstabe. Der Main kann es hier mit dem Neckar, die bewaldeten Hügel am rechten Mainufer können es mit dem Heidelberger Schloßberg und der Molkenkur aufnehmen; die Wertheimer Burg ist eine der schönsten unter ihresgleichen; etwas einziges wie das Heidelberger Schloß ist sie allerdings in keiner Weise; dafür ist ihr nun auch die Schmach erspart geblieben, daß ein Wirtshaus über sie gesetzt worden ist, wie es das Heidelberger Schloß und die ganze Landschaft verunstaltet.

Der Wandrer kann, wenn er will, seinen Fuß noch weiter setzen und in Miltenberg den durch Luthers Aufenthalt berühmt gewordnen, hochgiebligen alten Gasthof zum Riesen besuchen, wobei er allerdings auch an den Bauernkrieg wird denken müssen, dessen klassische und blutigste Stätten: Rosenberg, Jagstfeld, Würzburg, hier herum liegen. Nicht weit davon kann er auch ein Stück portugiesischer Geschichte mitten in diesen stillen Winkel Deutschlands hineinflackern sehen, denn ob Brombach erhebt sich die Gruft der katholischen Löwensteine, in der Dom Miguel bestattet ist. Vielleicht zieht aber der Wandrer vor, von diesem langen Gang durchs Taubertal im gastlichen Wertheim auszuruhn, wo ihm einer der edelsten, wegen seiner geringen Menge wenig bekannten Frankenweine, genannt Kalmut, ein braungoldnes Getränk von fast beängstigendem Feuer, winkt, während das sehr nahe bayrische Kreuzwertheim ein Bier von gediegnem Rufe braut. Das Land umher ist gerstenberühmt.

Es wird dem Wandrer auch nicht leicht an trautem Wechselgespräch fehlen, das gut zum Ausruhn ist. Das Volk ist zutraulich und von fränkisch-leichter Auffassung. Als ich zum letztenmal in diesem Gau weilte, war mein Tischgenosse ein badischer Postillon, der sich bitter über die bayrischen Kollegen beschwerte, die ihn hänselten, daß er nicht mehr großherzoglicher, sondern Reichspostillon sei. Sein Schlußsatz lautete ungefähr: Das will ich gar nicht untersuchen, ob ein Reichspostillon nicht doch am End

grad soviel ist wie ein blauweißer; das steht aber fest, daß die Blauweißen besser täten, auf ihre Landstraßen zu schauen, daß sie besser unterhalten werden. Jetzt ists eine Schand; wenn man auf die württembergischen kommt, ists schon nichts mehr rechtes, aber die bayrischen sind noch weniger nutz. Einstweilen fahren wir in Baden noch am besten. In Hessen solls jetzt ziemlich ordentlich sein.

Ich lächelte in mich hinein: O du glückliches Volk der Mitte.

Die Neckereien zwischen den Angehörigen verschiedner Stämme und Staaten, die in der ganzen Welt vorkommen, treten natürlich in einem Grenzlande wie Baden ganz besonders hervor. Es ist für die Kenntnis der Volksseele auf beiden Seiten, der urteilenden und beurteilten, wertvoll zu wissen, welche Meinungen, Neigungen und Abneigungen sich ausgebildet haben. Denn merkwürdigerweise handelt es sich dabei nicht um die tiefen Unterschiede, sondern um die feinern und feinsten Schattierungen von Begabungen und Gewohnheiten. Der Bauer von der Hardt (Gegend von Karlsruhe) sieht im Pfälzer, von dem ihn nur der Rhein trennt, einen lebhaften aber etwas geschwätzigen und windigen Nachbar; er kauft im Zweifelsfalle mit mehr Vertrauen von einem Schwaben als von einem „Driwwe-riwwer" (Drüben-herüber), wie er den Pfälzer nennt. Für den Pfälzer dagegen ist der badische Nachbar, soweit er oberhalb Mannheims wohnt, schon ein halber Schwabe. Auf den Schwaben aber schauen beide Angehörige der nobilis gens Francorum als auf eine beschränktere oder doch langsamer denkende Abart hinab. Der „dumme Schwob" ist sprichwörtlich; und doch kann darüber kein Zweifel herrschen, daß der Schwabe mehr geschichtliche Zeugnisse für hervorragende Begabung aufzuweisen hat als der Badenser von der Tauber bis zum Bodensee. Besonders auch auf dem politischen Gebiete haben sich die Schwaben in ihrem prächtig geschlossenen und abgerundeten Württemberg sicherlich viel verständiger benommen als die immer zwischen Extremen schwankenden Badenser. Auf deren Rechnung stehn seit der Einführung der Verfassung viel mehr und größere politische Schwabenstreiche als auf der der schwäbischen Nachbarn, solange es ein Württemberg gibt. Ihren Ruhm, politisch vorgeschrittner zu sein als alle andern Deutschen, haben die sanguinischen Badenser bis auf den heutigen Tag teuer bezahlen müssen. Das hat sie aber nicht abgehalten, auf den Schwaben hinabzusehen. Einen merkwürdigen Beleg der badischen Überlegenheit liefert die Tatsache, daß diese großen Politiker noch

nie eine größere Zeitung zustande gebracht haben. Sie lesen landauf landab die Frankfurter Zeitung, so wie früher das Frankfurter Journal, die Straßburger Post, den Schwäbischen Merkur. Die Badische Landeszeitung, Landesbase genannt, ist das größte, aber zugleich engherzigste fanatisch nationalliberale Blatt Badens. Entsprechend sind die ultramontanen Blätter geschrieben. Die Masse ist farblos und kraftlos.

Eigentümlich und besonders interessant ist das Verhältnis der drei Zweige des alemannischen Stammes, die am Oberrhein zusammenstoßen: badische Oberländer, Elsässer und Schweizer. Die Alemannen sind unter allen deutschen Stämmen der einheitlichste; auch die des Algäu und des Vorarlbergs sind den westlicher wohnenden sehr ähnlich. Früher haben sie das auch selbst anerkannt. Man nehme nur das Leben Johann Peter Hebels mit seinen innigen Beziehungen zur Schweiz und seinem gewaltigen Einfluß auf die elsässische Dialektliteratur. Hebel ist der Vertreter des erwachenden alemannischen Gemeinbewußtseins, das sich allerdings sehr bald durch die politischen Grenzen Deutschlands, Frankreichs, der Schweiz wieder trennen ließ. Doch sind die badisch-elsässischen Beziehungen noch bis 1870 in engen Kreisen sehr warm geblieben; Familienbande, die seitdem zerrissen sind, waren bis dahin gepflegt worden, und Straßburg war trotz der Zollschranken die alte Hauptstadt auch für den gegenüberliegenden Teil von Baden. Der französierende Elsässer verspottete die Kleinstaaterei der benachbarten „Schwowe," aber der Bürger und der Bauer des Elsaß hegten das lebhafte Gefühl der Verwandtschaft, das sich erst von der Ensisheimer Gegend an auf Grund alter geschichtlicher Verbindungen mehr dem schweizerischen Alemannentume zuwandte.

Für den unbefangnen Betrachter hob sich gerade von dem Schweizer sowohl der badische wie der elsässische Alemanne durch die übereinstimmende Eigenschaft einer gewissen Weichheit und Nachgiebigkeit ab, die den Eigensinn der Einzelnen nicht ausschließt. Ob sich nun die kräftigern Leute des alemannischen Stammes in die Alpen gezogen haben, oder ob die Burgunder, deren Reste man in der Westschweiz vermuten darf, ein besonders reckenhafter Stamm gewesen sind, weiß niemand zu sagen. Vielleicht genügt aber zur Erklärung der härtern, knochigern Züge, die das Volk jenseits des Rheins und des Bodensees merklich auszeichnen, die Einwirkung der den Körper und die Seele stählenden Gebirgsluft und überhaupt der Gebirgsnatur. Wer

von den weichen Oberdeutschen in Bausch und Bogen redet, vergißt, daß an Kriegsruhm und Staatssinn kein deutscher Stamm dem schweizerisch-alemannischen voransteht. Daran ändert gar nichts die Neigung des Badensers, seinen freundnachbarlichen Spott über die militärischen Bestrebungen der Schweizer auszugießen, die im ganzen achtunggebietend sind, im einzelnen aber natürlich viel Lächerliches haben. Seitdem aber die schweizerische Miliz durch einsichtige und energische Führer wesentlich nach deutschem Grundgedanken reformiert ist, sieht der benachbarte Süddeutsche das Kriegswesen der Eidgenossen wieder mit günstigerm Blick an. Er erkennt mit alemannischer Billigkeit an, daß der Deutschschweizer doch ein natürliches Talent zu strammem Auftreten hat. Daß der liederliche französische Pumphosenschnitt aufgegeben worden ist, bedeutet nur eine Äußerlichkeit, aber die Haltung hat entschieden dadurch schon gewonnen. Man sieht jetzt Schweizer in Uniform, die das „Herausdrücken" der Waden verstehn, als hätten sie bei der Garde in Berlin Parademarsch studiert.

Der Badenser hat ja auch sonst allerlei an dem Schweizer auszusetzen, und umgekehrt. Und doch, wie eng hängen die Länder geschichtlich zusammen. Man kann sagen, sie haben eine gemeinsame Geschichte von tausend Jahren von den Römern an. Die Zähringer haben auf heute schweizerischem Boden früher eine rühmliche Tätigkeit entfaltet als auf dem, wo das badische Fürstenhaus ihnen entsprossen ist. Man braucht nur an die Bedeutung dieser Dynastie in der Westschweiz zu erinnern, die sich in der Geschichte Berns und Freiburgs im Üchtland ausprägt. Ihre Stellung ist auf die Habsburger übergegangen, die sie nicht so glücklich zu wahren wußten. Kann man die Geschichte von Glarus schreiben ohne die Säckingens, der alten klösterlichen Schutzherrschaft und der Stadt des heiligen Fridolin? Von dem gemeinsam alemannischen Grundstrom, der die Schweiz mit Oberdeutschland auch dann verwandtschaftlich verband, als sie als Eidgenossenschaft tatsächlich und seit 1648 rechtlich von Deutschland getrennt war, zeugt jeder Blick auf die Reste der Jahrhunderte in ländlichen und städtischen Bauwerken. Gerade wie im Sundgau, im Schwarzwald und in Oberschwaben sind die Häuser einzeln und in Gruppen sinnig und sonnig in die Landschaft hineingestellt, wie es der selbständigen Natur ihrer Erbauer gemäß ist. Dasselbe zeigt sich auch in größern Ansammlungen. Man betrachte sich einmal Flüelen. Und wer von Waldshut oder Säckingen nicht etwa nach dem nahen Laufenburg oder Rheinfelden, sondern nach einem

so echt innerschweizerischen Städtchen wie Zofingen verschlagen wird, den mutet dort die eigentümliche Architektur gerade so deutsch an wie das behäbige Leben der Bürger. Basel, wo unser Hebel geboren ist, und wo er sich, weil er dort „daheim“ sei, noch in seinem Todesjahr zur Ruhe setzen wollte, ist die deutscheste unter allen großen Städten der Schweiz. Man muß einmal, etwa aus Frankreich oder von jenseits des Gotthard kommend, auf der alten Rheinbrücke gestanden und die prächtige Front gesehen haben, die Basel dem dort schon mächtigen grünen Strom zuwendet. Diese alten Häuser mit steilen Dächern und Giebeln, Galerien und Vorbauten, Gärtchen und Baumgruppen, darunter sogar dunkle Fichten, geben über der festen Ufermauer ein echt deutsches Städtebild, ohne Plan und Absicht, auch ohne Absicht zu gefallen, höchst ungleich, aber voll Reiz und Bewegung in dem reichen Wechsel von Licht und Schatten, wo hundert Winkel bestimmt zu sein scheinen, das nordisch spärliche Licht aufzufangen: der stärkste Gegensatz zu den großen einheitlich gefärbten und dekorierten Flächen des südlichen Städtebaues.

Politisch hat Baden niemals mehr nachhaltig auf die Schweiz gewirkt, wie ja überhaupt seit Jahrhunderten der offizielle und der nichtoffizielle Einfluß Frankreichs, der Einfluß der Ideen und der klingenden Münze, jeden andern zurückgedrängt hat. Über diesen und sein seit 1870 bemerkbar gewordnes, im Grunde schon seit dem Sonderbund beginnendes Rückschwenken wäre viel zu sagen. Es gehört aber nicht in den südwestdeutschen Rahmen, wo es uns viel mehr interessiert, daß die schweizerischen Alemannen auf die badischen Stammesbrüder einen starken politischen Einfluß geübt haben, den noch die badischen Aufstände von 1848 und 1849 bezeugten, und auf die elsässischen nach 1870 zu üben versucht haben. Dazwischen hat sich freilich immer die freund-nachbarliche Abstoßung gerade wie an andern Grenzen gezeigt, und während in einigen Grenzgebieten republikanische Ideen Wurzel faßten, trat in andern das badische Staatsgefühl überraschend stark hervor.

Für diese Abstoßung des Ähnlichen kenne ich in der ganzen Ausdehnung der deutsch-schweizerischen Grenze kein schöneres Beispiel als die liebliche rebenbedeckte Insel Reichenau, die die deutsche Kaiser- und Kunstgeschichte von karolingischen Zeiten an kennt und mit hohen Ehren nennt. Die nur 1500 Einwohner zählende Insel liegt im Untersee, dem schweizerischen Ufer fast ebenso nahe wie dem badischen. Ihr schweizerischer Verkehr ist

immer beträchtlich gewesen. In Dampfbootverbindung steht sie heut überhaupt nur mit dem schweizerischen Ufer. Die Reichenauer haben aber 1848/49, als Konstanz das Hauptquartier der besonders von Zürich aus geschürten Revolution im Seekreis war, ein in diesem Teile Badens fast einzig dastehendes Beispiel von Treue gegeben. „Se sinn oft gnue von Konschtanz go preddige kumme, 's hat ene awer niemand glaabe möge," sagte mir ein alter Reichenauer. Als Großherzog Leopold in sein durch Preußen von den Freischärlern gereinigtes Land zurückkehrte, verlieh er den Reichenauern für alle Zeiten das Recht, fünfzig Mann Militär und dreißig Spielleute zu halten. Daß die kleine Insel auch im Ernst ihren Mann stellt, beweist das Kriegerdenkmal in Mittelzell mit einer langen, in Stein gegrabnen Liste von Mitkämpfern des 1870er Krieges. An einem Kreuzweg zwischen Mittel- und Niederzell ist außerdem zur Erinnerung an zwei in diesem Kriege gefallne Reichenauer ein Steinkreuz errichtet. Scheffel erzählte gern, wie er sich unter den alten Schattenbäumen vor dem Wirtshaus von Mittelzell bei einer Flasche goldnen Reichenauers in die karolingischen Kaiser- und Klosterzeiten zurückgedacht habe, und wie wohl es ihm später nach 1870 wurde, wenn er von Radolfzell herüberfuhr und in demselben Schatten die neue Kaiserzeit überdachte, die ihn so tief ergriffen und manches in ihm, dem alten Großdeutschen und Preußenhasser, umgewandelt hatte.

2

Soweit den Rhein Gebirge einfassen, wenden sie seinem Tale ihre schönste Seite zu. Der Unterschied ist nicht immer so schneidend wie im Westerwald oder in der Eifel, wo man aus dem mittelrheinischen Paradies so oft nur zu einer öden, armen, mit dünnen Schälwäldern bestandnen Hochfläche emporsteigt. Aber auch in dem durch seinen Waldreichtum an sich so anziehenden Odenwald, der noch immer hochstämmige Eichen nährt wie zu der Zeit, da Siegfried am Siegfriedsbrunnen, den man bei Fürth i. O. zeigt, erschlagen wurde, gliedert sich die rheinwärts gekehrte Seite, die Bergstraße, als bewegtere und lieblichere Landschaft ab. Ihr kommt es zugute, daß durch die Einschnitte ihres bewegtern Profils höhere Waldberge ernst in die hochkultivierte Landschaft herüberschauen. Vom Schwarzwald löst sich aber der Streifen der Vorberge wie ein Saum von Gärten los, bereichert in der Breisacher Gegend durch das eigentümliche Vulkangebirge

des Kaiserstuhls, der sich in langen Wellenhügeln zu flachen Kegeln aufbaut. Das dunkle Gestein steht an wenig Stellen aus dem üppigen Kulturkleid hervor, das vorwiegend aus Reben zusammengesetzt ist. Der badische Weinbau erreicht hier einen seiner Höhepunkte. Im Auslande kennt man die „Kaiserstühler" wenig, da sie nicht in großen Mengen erzeugt werden. Im „Ländle" aber schätzt man sie nach Verdienst. Es ist darunter ein natürlicher Schaumwein, dem Asti verwandter als dem Champagner. Auch an den Vogesen, die vom Breisacher Schloßberg aus gesehen fast so nahe zu stehn scheinen wie der Schwarzwald — und beide sind hier zum Verwechseln ähnlich —, zieht sich in diesem oberrheinischen Winkel, der der wärmste Deutschlands ist, der hellgrüne, mannigfaltig in Weinberge, Äcker und Wiesen gegliederte und durch blühende Städtchen, Dörfer und Burgen belebte Kulturstreif noch höher hinauf. Er schlingt sein buntes Band bis sechshundert Meter Höhe um den Fuß des walddunkeln Gebirges.

Diese Kulturstufe erinnert schon an den Süden. Der Harz, der Thüringer Wald, der Bayrische Wald sind bis zum Fuß bewaldet. Das ist ein nordischer Zug, daß sich die Güldne Aue zu Füßen der walddunkeln Harzberge ausbreitet und sich selbst in die Täler nur schüchtern hineinzieht. Besonders auf der Vogesenseite gewinnt das Rheintal ungemein an Reichtum der Landschaftsbilder, die immer auch geschichtliche und Kulturbilder sind, durch das Hinaufranken der menschlichen Werke und Siedlungen an den Gebirgsflanken, ebenso wie ihnen dann am Westabfall der mildere Charakter der lothringischen Hochebene zugute kommt, die zwar der Rauhen Alb geologisch und geographisch entspricht, aber ohne rauh zu sein. Besonders der Landschaft von Metz ist ein warmer Ton eigen, man möchte sagen etwas an den Süden Erinnerndes. Der Mont St. Quentin von Osten gesehen, mit seinem Buschwald, seinem Nest zusammengedrängter Steinhäuser, im übrigen waldlos, ist schon kein deutsches Bild mehr. Es ist ein verstärkter Typus der Weinbergslandschaft: auf der sanften untern Bodenanschwellung Äcker, Wiesen, Gärten mit den endlosen Hainen von Mirabellenbäumen, die 1870 unsern Soldaten Labung boten, darüber das Dorf, dann beim steilern Anstieg die Weinberge, zuletzt der Buschwald. Es ist keine Landschaft von großen Formen, aber sie hat die besondre Größe, die der Landschaft eigen ist, die das für ein weites Gebiet Allgemeingiltige zum Ausdruck bringt.

Die Talöffnungen nach der Rheinebene zu umschließen die schönsten und reichsten Bilder des oberrheinischen Landes. Da liegen Städte, deren Häuser sich an den Höhen hinauf- und in einmündende Täler hineinziehen, und gleich darüber steht der dunkle Wald. Draußen nichts als ebene Äcker und Wiesen, in der Ferne der Silberhauch des Rheins. Von Höhenstufen aber sehen mit uns alte Burgen und erneuerte Kirchen ins Land hinaus. Und ihrer sind so viele, daß sie von Berg zu Berg einander ihre Eindrücke von der Welt da unten zuraunen könnten, die wohl nicht sehr schmeichelhaft für die hastenden Menschen wären. Diese Toren, möchte es da wohl lauten, glauben die Welt umzuwälzen, und da unten fließt der Rhein wie vor tausend Jahren, und der Wald, der ihn umsäumt, ist so frisch und wild wie je, und Rhein und Wald und wir mit ihnen, wir überleben diese atemlosen Geschlechter. Mit dem elsässischen Dichter höre ich noch andre Gespräche in dieser Gegend, die die Berge des Schwarzwalds und der Vogesen miteinander über den Rhein und über den Doppelsaum der Kiesbänke oder Uferwälder weg führen; ihr Gegenstand ist die Nichtigkeit der Sonderungen, die die Menschen in das von Natur zusammengehörende legen wollen. Der alte Rhein stimmt rauschend mit ein. Ich überschreite, solche Gedanken im Sinn, den Rhein nach der Schweiz hin, wo dieselben Burgen auf römischen Fundamenten auf Landschaften von demselben Charakter und ähnlich geartete Menschen hinabschauen. Ein großes, durch gleichen Ursprung und gleiche Geschichte verbundnes Land, das Erbe der Staufer und der Habsburger, schließt sich vor meinem geistigen Auge wieder zusammen, und der Horizont dehnt sich immer weiter nach Süden zu, bis das blaue Mittelmeer an provenzalischen Gestaden auftaucht: der alte burgundische und arelatische Anteil des Deutschen Reichs, der natürlichste, die Alpen umgehende Weg Südwestdeutschlands zum Meer.

Baden und Elsaß, Pfalz und Rheinhessen samt dem untern Mainland erscheinen mir in einem goldnen Lichte, wenn ich an die Zeit zurückdenke, wo hier das Herz des Reichs schlug. Hat uns der von den neuern Geschichtschreibern Deutschlands so viel gepriesene Drang nach Osten, dem das Verdrängtwerden aus dem Westen folgte, wirklich Ersatz gebracht für den Verlust der Rhone- und Alpenwege nach Süden und der Rheinmündungslande im Nordwesten? Wird die Zeit kommen, wo sich die Sackgassen aufschließen, in die nun seit vielen Jahrhunderten das reiche rheinische Leben südwest- und südostwärts hineindrängt? Man

würdigt wohl nicht genug diesen Gegensatz zwischen Nord- und Süddeutschland, daß Norddeutschlaud die ihm von Natur gehörige Meereslage und Küste hat, während Süddeutschland nicht einmal mehr über die Alpenwege verfügt, die zum Mittelmeer führen. Die Industrie von Mülhausen und von Augsburg hat die Zollschranken vor der Tür, während Mittel- und Norddeutschland das freie Meer vor sich haben. Norddeutschland ist ein natürlicher abgerundeter Körper, Süddeutschland einer, dem Lebensorgane genommen sind.

Aus dem alten Gemäuer des seit zweihundert Jahren in Trümmern liegenden alten Schlosses von Baden, Hochbaden genannt, schweift der Blick in die Rheinebene hinaus, nach der sich zu beiden Seiten des schmalen Silberbandes der Oos die dunkeln Berge Badens in langen Wellen abdachen. Dumpfe Töne und zerrissene Stücke einer Melodie der Kurmusik schweben herauf durch die üppigen Wälder der Edelkastanien zu den Tannen und Fichten, die schon einen derbern, mehr gebirgshaften Wuchs zeigen. Sie mischen sich mit den seltsamen Klängen der durch die romanischen Doppelbogen des alten Schlosses ziehenden Bergluft, die zum Überfluß die Saiten einer Äolsharfe berührt. Deutlich erkennt man von hier oben den eigentümlichen Aufbau des Bodens der berühmten Bäderstadt, der im Grunde derselbe ist wie bei Heidelberg und Freiburg: das Tor eines dem Strome zu sich öffnenden Seitentales. Eigentümlich ist aber bei Baden die reiche Gliederung der Talweitung mit der Ausmündung der Oos. Da ist die Gruppe von Höhen im Norden, auf denen sich das neue und das alte Schloß erheben, die wichtigste wegen des Schutzes, den sie der Stadt gewährt. Dann die des Fremersbergs im Süden, und zwischen diesen der schön gewölbte, so recht zum Bau einer Villenstadt auffordernde breite Hügel im Osten. Zwischen ihm und den Nordhügeln lag die römische Aurelia, und liegt die alte Stadt; die neue zieht sich zwischen ihm und den Sandhügeln an der Oos hin, auf beiden Seiten eines der herrlichsten Baumgänge der Welt, der Lichtenthaler Allee, und schon fängt sie nun an, den Mittelhügel selbst von allen Seiten her zu überbauen. Von dem engen, häusererfüllten Tal der Altstadt erhebt sich eine schmale Stufe, auf der die Stiftskirche mit altbadischen Fürstengräbern steht, darüber eine breite mit dem neuen Schloß und dem wundervollen Schloßgarten. Ein sonniger Oktobertag unter den pfeilergetragnen Rebgängen, den uralten Linden und Ulmen dieses Gartens, im Ringe der alles so traulich umfassenden

Waldberge gehört zum stimmungsvollsten der deutschen Landschaft. Die milde Lage Badens erlaubt es, daß noch im Oktober hier eine überraschende Menge von Palmen, Dracänen, Bananen usw. im Freien auf nordischem Rasen vor dem Dunkel der Tannen und Eichen steht: ein reiches Bild von einer Mischung, die nirgends so wiederkehrt. Freilich, es gehört auch die Feuchtigkeit dazu, in deren Menge und nachhaltigem Erguß diese Randlandschaften des Odenwaldes und des Schwarzwaldes nicht zufällig mit denen der Alpen wetteifern. Heidelberg, Baden und Salzburg, diese herrlichen Städtebilder, stehn in mancher Erinnerung nur wie Rauchbilder, d. h. höchstens der Vordergrund ist grün, alles andere verhüllt ein Nebelschleier eines aus feinen, endlosen Wassersträhnen gewobnen Landregens. Selbst über die Dinge im nächsten Vordergrund ist ein blauer Hauch gebreitet, und in den Kronen der Bäume schweben losgerissene Wolkenflocken. Alles trieft und schwillt durchfeuchtet.

Der von Norden kommende Wandrer sieht sich in Baden-Baden zum erstenmal von Schwarzwaldbergen umgeben. Und diese Badener Berge gehören zu den schönsten des Gebirges. Indem sie Baden-Baden fast von allen Seiten einschließen — vom neuen Schloß gesehen liegt ja die Stadt mit allen ihren Ausläufern geradezu in einem Kessel, und die gerühmte Milde des Badner Klimas hängt wesentlich von dieser Lage ab —, zeigen sie die denkbar größte Mannigfaltigkeit in der Abwandlung der bekannten Mittelgebirgsformen und in der Höhenabstufung; den mehr kegeligen Gestalten im Osten liegen die stark gewölbten, im Westen um den Fremersberg gegenüber und zwischen ihnen schließen die flachen Höhen hinter Lichtenthal die Kette. Vor die einen wie die andern legen sich die schönen Anschwellungen niedrer Stufen. Es ist ein schöner Rhythmus in diesen Linien, bei aller Einfachheit des Themas eine Fülle der Abwandlungen. Insofern mag hier der Wandrer das Wesen der Schönheit des Schwarzwaldes und zugleich auch des Schwestergebirges im Westen gleich von Anfang vollständig in sich aufgenommen haben. Wieviel größere Berge und tiefere Täler er auch ersteigen und durchwandern wird, er wird immer wieder die Wellenlinien des alten abgeglichnen Gebirges finden, in deren allgemeiner Übereinstimmung eine Fülle von anziehenden Besonderheiten gegeben ist.

Besonders aber sorgen die Täler für Abwechslung, im Schwarzwald noch mehr als in den Vogesen. Wohl sind die

Täler der Vogesen nicht so tief und auch oft nicht so steilwandig wie im südlichen Schwarzwald. Aber daß sie fast alle als Wiesentäler mit weichem Rasen, kleinem, klarem, über Felsen sprudelndem Bach durch den dunkeln Wald heraufschauen und schon von geringer Höhe in bläulicher Tiefe zu liegen scheinen, gibt ihnen gerade in der Vogesenlandschaft eine Bedeutung, die sich nicht an den Metern der Tiefe und Breite mißt. Und dann haben alle diese Täler Ursprungsgebiete, die das gerade Gegenteil der alpinen sind. In den Vogesen und im Schwarzwald ziehen sich die Wiesentäler schön sanft und grün zu den Kämmen hinauf, und diese obern Teile umschließen dann die breitesten Wiesen und Äcker der zerstreuten Weiler, die eben deshalb so oft von den Höhen in die grünen, unbewohnten Täler hinabschauen. In den Alpen ist es umgekehrt. Da liegen die Dörfer unten, wo sich hier der Wald von Hang zu Hang über das Tal erstreckt, und die Talanfänge sind wüste, ununterbrochen von Lawinen und Wildbächen umgewälzte Schuttkessel. Über diesen grünen Talanfängen schwebt etwas an die Ruhe des Alters erinnerndes. Wer das „große Tal" zwischen Hub und Dagsburg durchschreitet, vergleicht das kleine Bächlein von heute und die oberflächlich überhaupt ganz wasserlos hereinmündenden Nebentäler. Das kann nicht immer so gewesen sein. Wir wandern in uralten Gebirgen, bei denen nur die Pflanzendecke jung ist, und das Menschenleben und, verglichen mit der Geschichte des Gebirges, selbst die Burgen aus Römersteinen ganz nahe an die Gegenwart heranrücken.

Mit allen unsern Waldgebirgen teilen diese beiden die Ausdehnung und Schönheit der Wälder. Schon Baden-Baden, Gernsbach, Wildbad und die andern jährlich mehr besuchten Fremdenorte des nördlichen Schwarzwaldes bieten eine endlose Variation von Waldwegen, und das ist gerade wie bei Eisenach und Harzburg ihre den meisten zugänglichste und verständlichste, die meisten ergreifende Schönheit. Daß die Wege seltner in den Tälern als an und auf den Hängen hinführen, ist die Ursache herrlicher von Bäumen eingerahmter Ausblicke. Besonders in den nördlichen Vogesen tritt dies hervor, wo die Täler oft so tief und schmal in den bunten Sandstein eingeschnitten worden sind. Da schmiegt sich der Weg in ganz eigentümlicher Weise dem überall hervortretenden Gesteinskern des Berges an, dessen braunrote Schichtenflächen ihn wie auf natürlichen Stufen am Berge hinleiten. Biegt er ein, so ist er wohl auf beiden Seiten von

Felsvorsprüngen umdrängt, zwischen denen er sich hindurchwindet. Man ist oft zweifelhaft, ob man auf natürlichen Buntsandsteinplatten wandelt oder auf einer alten römischen Pflasterung. Damit sind auch steile Abfälle gegeben, wie der Schwarzwald sie seltner hat. Mit diesen Felsgebilden und daraus hervorwachsenden Mauern und Türmen, ihren weit hinausgebauten Kirchen und Kapellen, ihren Dörfchen auf hohen Talrändern sind die Vogesen das Land der Silhouetten. Das gilt ja sogar von Straßburg mit seinem hohen Münsterturm; und wie scharf zeichnet sich Fröschweiler auf seinem Höhenrücken ab! Am Fuße der Berge sind die Dörfer und Städtchen oft so eng an den Gebirgsrand gedrängt, daß man von dem oben hinführenden Wege nur ihre Kirchturmspitze und die vorgeschobensten Häuser sieht.

Wo die Sandsteinquadern so viele natürliche Mauern gebaut haben, ist die unmittelbare Bedeutung des Buntsandsteins für den Burgenbau schon der Römer und mehr noch des Mittelalters als Fundament und Quaderbruch ebenso klar wie die der phantastischen Felsgebilde auf die Volksphantasie und — die Phantasie der Keltomanen. Wo ein Sandsteinfels ein natürliches Fundament ins Tal hinausbaute, mußte eine Burg darauf gesetzt werden, und wo der Fels eine natürliche Säule war, mußte er einen Grenz- oder Grabmonolith bedeuten. Der alte Sagenreichtum des Elsaß hängt damit ebenso zusammen wie das wuchernde Gedeihen der modernen Keltensagen in den Vogesen.

Schwarzwaldkenner vermissen in den Vogesen die malerischen Gruppen alter Holzhäuser. Sie fehlen nicht ganz, es liegt aber nicht in der Besiedlungsweise der im Innern wenig bewohnten Vogesen, so zahlreiche hochgelegne Dörfchen zu haben wie der Schwarzwald. Die rechte Rheinseite hat dafür nicht die Menge der alten Burgen aufzuweisen, die sich in den Vogesen an manchen Stellen geradezu drängen. Die nächste Umgebung von Zabern und Lützelburg hat deren sieben wohl erkennbare und daneben noch vereinzelte Trümmer. In Baden sind auch so interessante alte Städtchen nicht häufig, wie in dem politisch einst so viel buntern und eigentümlichern Elsaß. Mit ihnen können sich einige der vor den Talausgängen des südlichen Schwarzwaldes am Rhein liegenden Städtchen, wie etwa das in der Kirchengeschichte des Oberrheins und der Schweiz berühmte Säckingen, die Stadt des heiligen Fridolins, oder das einst starke Waldshut vergleichen. Die Nüchternheit der meisten badischen Amtsstädte bezeugt dagegen deutlich, daß niemand von der

Bureaukratie, und wäre sie so gebildet wie die badische, Schöpfungen von eigner Art verlangen darf. Und man möge nicht vergessen, daß das rechte Rheinufer von schwerer verwüstender Kriegsnot in demselben Zeitalter heimgesucht wurde, wo sich das linke unter Frankreichs Schutz tiefer Ruhe erfreute.

Baden hat sich jedoch in seinen alten Bischofs- und Fürstenstädten, besonders in Konstanz, Freiburg, Baden-Baden und Heidelberg, genug geschichtliche Denkmäler bewahrt, daß es seinen Nachbarn im Westen nicht zu beneiden braucht. Ja in Rastatt und Karlsruhe verdankt es seinem Fürstenhause Städte, die zu den eigentümlichsten Deutschlands gehören. Rastatt trägt die Spuren des Markgrafen Ludwig aus der ausgestorbnen Baden-Badenschen Linie, des Siegers von Zenta, des Gefährten des großen Eugen. Es ist eine ausgesprochne Militärstadt. Die Festung und nach der Festung die Garnison haben die Residenz verschlungen. Einige Denkmäler erinnern an die Kriege mit Türken und Franzosen, der Stil Ludwigs des Vierzehnten ist mit Glück nachgeahmt. Das Rastatter Schloß aber, breit, geräumig, imposant wie alle Rokokobauten, ist trotz seiner Nutzbarmachung als Kaserne des dritten badischen Infanterieregiments Nr. 111 eine traurige Ruine. Der Eindruck des Vergeblichen, vollkommen Überflüssigen ist besonders allen Bemühungen der Götter und Genien eigen, die in unzählbarer Menge die Zinnen, Giebel und Galerien bevölkern. Der vergoldete Jupiter auf der Spitze der Kuppel mag noch so gleißende Blitze schleudern, sie erreichen nicht das Bajonett des kleinen badisch-preußischen Musketiers, der langweilig unten auf und ab schreitet. Den edeln und mannigfaltigen Bemühungen der mit allen Geräten, Waffen und Früchten der Erde ausgestatteten steinernen Götter spricht die einförmige Übung des Stechschritts Hohn, die die Rekruten auf der Ebene der Sandwüste hinter dem Schloß ausführen. Und ganz besonders ergebnislos kommt uns die Anstrengung der Genienpaare vor, die auf allen Seiten das badische Wappen zeigen. Sie vermögen höchstens die Neugierde eines zufälligen Besuchers zu reizen, dessen Aufmerksamkeit im nächsten Augenblick durch die sehr leserliche Inschrift: Kgl. Preußisches Proviantamt abgelenkt wird. Jedoch geht seit der Niederlegung der Wälle Rastatt als Mittelpunkt der badischen Rheintalbahnen, der Murgtalbahn und der Linie nach Selz und Hagenau einer gesunden Entwicklung entgegen, die sich schon in einem nicht unbeträchtlichen neuen Bahnhofstadtteil ausspricht. Die strategischen

Erwägungen des alten Türkenbesiegers bei der Befestigung Rastatts sind durch die Zurückgewinnung von Straßburg hinfällig geworden; zugleich wird aber durch diese Rastatt einer neuen Blüte entgegengeführt. Und das hat sich der alte Feldherr wohl nicht träumen lassen, wieviel Weisheit auch seine mächtige Allongeperücke bedeckt haben mag.

Karlsruhe wird von vielen, die es nicht genau kennen, als eine der langweiligsten Städte Deutschlands bezeichnet; seine Fächeranlage ist allerdings sehr regelmäßig, und da es nicht älter als hundertachtzig Jahre ist, kann es keine ehrwürdigen Denkmäler umschließen. Ich teile jene Ansicht nicht, finde vielmehr gerade in dieser jungen Stadt erfreuliche Zeugnisse dafür, daß der diesen warm- und weichherzigen Südwestdeutschen eigne Schönheitssinn nicht bloß als ein geschichtlicher Schatten dünn und grau in alten Städten, Münstern und Schlössern umgeht. So herrliches er dort geschaffen hat, das Schönste bleibt doch, daß er lebendig geblieben ist. Er war nur eingeschlafen. In einem Schlaf, den Not und Verkümmerung so tief gemacht haben, entstanden die ärmlichen Neustädte mit den unglaublich kleinen, absolut schmucklosen Häusern, die man hierzulande einstöckig nennt; in Wirklichkeit bestehn sie nur aus einem Erdgeschoß. Aber als Friede und Gedeihen einzogen, da wachte sogleich der alte Schönheitssinn wieder auf. Karlsruhes Baugeschichte zeigt die Stufen dieses Aufsteigens sehr deutlich. In der 1740 gegründeten Stadt gab es außer dem zopfigen Schloß nur Kleines, Ärmliches; sogar die Ministerien und die Wohnungen der Prinzen sahen nur größern Bürgerhäusern gleich. In den ersten beiden Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts mit der auf diese dörfliche Residenz zurückwirkenden Vergrößerung Badens wurden einfache Kirchen in antikisierendem Stil, zwar nüchtern, aber durch die großen Verhältnisse wirkungsvoll von Weinbrenner gebaut, der besonders als theoretischer Kenner der antiken Baukunst geschätzt war. Das jetzt durch den pompösen Prachtbau des Erbgroßherzogschlosses verdrängte „Schlößle," damals für eine der Prinzessinnen gebaut und später von der Mutter des regierenden Großherzogs bewohnt, entsprach als einfache Villa, schmucklos, aber mit großen Räumen, auf originellem Felsenunterbau dem Streben nach größern Dimensionen bei einfachster Haltung im Äußern. Auch die innere Ausstattung dieses Schlößchens war bis zu seinem Abbruch einfacher als die von Tausenden von Wohnhäusern und Villen moderner Geldprotzen. In dieser Zeit

wohnten die Würdenträger des Hofs und des Staats und die Aristokraten, die sich in Karlsruhe niederließen, fast alle in der Stefanienstraße in bürgerlich einfachen, äußerlich absolut schmucklosen Häusern, die im Innern ein eben zureichendes Maß von Bequemlichkeit hatten. In vielen waren die Wohnungen, wie im Bauernhaus, gar nicht vom Hausgang abgeschlossen. Der Eintretende gelangte ohne Hindernis bis an die Eingänge der Küche, Wohn- und Dienerzimmer, die alle in derselben Flucht lagen. Das Schöne an diesen Häusern war, daß ihre tiefen, schattigen, obstreichen Gärten bis an den damals noch nicht „angelegten" Hardtwald reichten. In einem solchen Haus, das Stadt und Land verband, hat Scheffel seine Knabenjahre verlebt. Ich habe nie eine stillere Straße gesehen als diese. Man mag das langweilig nennen, man kann es auch poetisch finden. Scheffel hat als Mann gern in dieser Straße gewohnt. Viele Stunden des Tages konnte man sie durchwandern, ohne einem Menschen zu begegnen. Die Bepflanzung mit Bäumen, wie in andern deutschen Städten in den fünfziger Jahren durchgeführt, hatte sie wesentlich verschönert.

Mit dem Meister des neuromanischen Stils, Hübsch, trat ein neuer Abschnitt der Baugeschichte Karlsruhes ein. Die Kunsthalle in ihrer alten, jetzt durch Vergrößerungen wesentlich umgestalteten Form, das neue Theater zeigen einen feinen Sinn und ein Vermögen, mit geringen Mitteln Großes zu wirken und die romantischen Stilformen der Gegenwart anzupassen. Wenn die Geschichte der deutschen Kunst einst in einem das Kunstgewerbe umfassenden Sinn geschrieben werden wird, werden die Tonreliefs des Hoftheaters von Reich in Hüfingen hoffentlich nicht vergessen werden. In diese Zeit fallen die schönen Bauten Eisenlohrs, die besonders durch die virtuose Verwendung des bunten Sandsteins hervorragen. In den fünfziger Jahren war das Wohnhaus Eisenlohrs in der Karlsstraße eine Sehenswürdigkeit. Heute verschwindet es neben dem pompösen palastähnlichen Bau des Bürgers S. gegenüber. Auch der ältere Teil der Technischen Hochschule gehört noch dieser Zeit edler Einfachheit an. Alles Moderne ist geschmückter, wobei natürlich viel mehr Gelegenheit zur Entfaltung gegeben war. Karlsruhe war unterdessen der Sitz einer Architekturschule am Polytechnikum und einer Kunstschule und einer der belebenden Mittelpunkte des süddeutschen Kunstgewerbes geworden. Aber wir sehen noch immer mit Freude die Anregungen jener einfach-schönen Bauweise nachwirken, die

besonders auch in der Verwendung des ungetünchten Braunrot des Buntsandsteins schöne Vorbilder gegeben hat. Die einfachsten Bauten der badischen Staatsbahn, aus grau beworfnem Backstein mit Fenster- und Türeinfassungen aus buntem Sandstein, konnten der Privatarchitektur zum Muster dienen und sind mit großem Glück z. B. in neuen Familienhausanlagen Freiburgs nachgeahmt.

Welche Wandlung hat dieser neuerweckte Kunstsinn aber erst in der alten Schwarzwälder Industrie bewirkt! Welcher Fortschritt von den karminroten Rosen auf dem weißen schön lackierten Schild der Schwarzwälderuhr von einstmals und den kunstvollen Aufbauten von geschnitzten Wand- und Regulatorengehäusen, die ein Besuch der Ausstellungen in Triberg oder der Uhrmacherschule in Furtwangen zeigt! Nicht früher als im Anfang der siebziger Jahre hat dieser künstlerische Aufschwung begonnen, also ziemlich gleichzeitig mit dem Erwachen aus dem allgemeinen Verfall, der das Gewerbe so ziemlich zwei Menschenalter immer tiefer aus dem römisch-französischen Stil des ersten Kaiserreichs durch den Biedermeierstil bis zur äußersten Verarmung der fünfziger Jahre hinab geführt hatte. Die Pariser Ausstellung hatte zuerst auf dem Gebiet der Uhrenindustrie eine so große Überlegenheit in der Ausstattung der Werke aus dem französischen Jura über die der Schwarzwälder und Schweizer gezeigt, daß man schon damals die Reform der Zeichen- und Schnitzschulen ins Auge faßte. Zuerst erschien nun ein merkwürdiges Gemisch des gewohnten Gewöhnlichen mit schulmäßig-klassischen und Renaissancemotiven, das sich sehr festgesetzt hat, und nur langsam hat sich das selbständige Kunstvermögen der Alemannen daraus wieder erhoben. Die künstlerische Ausstattung blieb nicht bei den Uhren stehn, sie hat sich auf alle Schwarzwälder Industrien ausgebreitet, und neue Zweige der Kunstindustrie haben sich besonders an die schon lange gepflegte Holzbildhauerei angeschlossen. Die Aufgaben werden auch hier immer schwieriger, aber ohne dieses Aufraffen hätte der Wettkampf mit den Nachbarindustrien nur mit Niederlagen auf der ganzen Linie geendet, während nun die Schwarzwälder Industrien ein zwar mühsames, aber stellenweis immer noch recht erträgliches Leben führen. Auch sie gehören zu dem, was im Schwarzwald den Wandrer anzieht und ihm Sympathie mit dem ebenso fleißigen wie findigen Volke einflößt.

Das Hausieren mit Schwarzwälder Holzwaren soll bis ins frühe Mittelalter zurückgehn, die „Glasträger“ haben ihre zuerst

sehr einfachen Gläser wahrscheinlich schon im sechzehnten Jahrhundert ins Rheintal und in die Nachbarländer getragen. Ein Glasträger soll aus Böhmen im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts die erste Holzuhr in den Schwarzwald gebracht haben, die dann die geschickten „Schnefler“ (Schnipfler, Schnitzer) nachmachten, und aus der die große Schwarzwälder Uhrenindustrie hervorgegangen sein soll. Aber das war überhaupt die Art der Hausierer, daß sie von ihren Wanderungen alles mitbrachten, was die Heimat brauchte, und die Heimat erhielt dadurch manche Anregung zu neuen Erzeugnissen. Wie die Hausierer organisierte Gesellschaften bildeten, die in alljährlich wiederkehrenden Versammlungen der Heimgekehrten in Triberg, Steig und andern Orten ihre Absatzgebiete verteilten, Preise bestimmten und sich Gesetze gaben, das möge der Leser in Trenkles Geschichte der Schwarzwälder Industrie (1874) nachschlagen. Man muß den Hut abziehen vor diesem Fleiß, dieser Selbständigkeit und diesem Sinn für billiges, gesetzliches Handeln. Es gibt kaum ein Gewerbe von der einfachsten Holzarbeit und Strohflechterei bis zur kunstvollen Baumwollweberei und Uhrmacherei, das die Schwarzwälder nicht aus eigner Kraft in der Form der Hausarbeit bei sich eingebürgert hätten. Natürlich hat sich keines ganz in dieser Form erhalten lassen, und besonders in der Uhrmacherei hat die Großunternehmung an der Notwendigkeit der Verfeinerung des Mechanismus und der künstlerischen Ausstattung Bundesgenossen erhalten, gegen die sogar jene Handfertigkeit nicht aufkommt, die einst die berühmten genauen Schlaguhren bis auf das letzte Rädchen aus Holz zu schaffen wußte.

Die Industrie hat sich im Schwarzwalde hauptsächlich auf den Hochebenen entwickelt, die sich in breiten Wellenhügeln, an die schwäbisch-bayrische Hochebene erinnernd, vom Schwarzwald östlich abdachen. Im östlichen Teil, in der Baar, ist diese Landschaft getreidereich und reich an stattlichen Dörfern. Die Breg, der Donauquellfluß, windet sich hier langsam durch ihr Wiesental zwischen Baumgruppen hin. Wer in diesem Tal aus der Alb dem Schwarzwald zuwandert, der mache in Donaueschingen Halt, wenn auch nicht wegen der schön gefaßten Donauquelle. Er betrachte sich einmal diese stille Residenz des reichsten deutschen Standesherrn und besonders die wundervollen Sammlungen, die der Fürst von Fürstenberg dort vereinigt hat und mit freiem Sinn und freigebig verwalten läßt. Die Bibliothek, die Urkundensammlung, die Gemäldesammlung und das geologisch-paläontologische Museum

sind ebenso viele bedeutende Sehenswürdigkeiten. Das kleine Städtchen der Baar ist durch sie ein geistiger Mittelpunkt geworden. Leute wie Scheffel, Riezler, Baumann haben hier gelebt und gearbeitet. Wie gut wäre es, wenn viele Glieder unsers hohen Adels dieses Beispiel nachahmten; und wie viel besser noch, wenn sie nach dem Beispiel eines Duc de Broglie, eines Duke of Argyll selbst mit Hand anlegten. Krupp hat nicht bloß ein interessantes Waffenmuseum, sondern auch eine schöne geologische Sammlung zu zeigen, und seine Privatbibliothek ist ansehnlich. Der verstorbne Gruson hatte die schönsten Orchideen und Kakteen, die in Deutschland eines Privatmanns Garten zieren. Es ließen sich noch viele Namen nennen. Aber im allgemeinen ist das alles gar nichts im Verhältnis zu dem, was bei uns Staat und Körperschaften für Wissenschaft und Kunst leisten müssen, und noch mehr außer Verhältnis zu den Mitteln jener Leute. Um so erfreulicher ist das Bild, das Donaueschingen gewährt. In dem an seltenen Bäumen reichen Schloßgarten erhebt sich das jetzt eben vollendete neue Schloß als ein stolzer Renaissancebau, neben dem das aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts stammende „alte" Schloß nur ein gemütliches ländliches Herrenhaus von etwas größern Verhältnissen ist. Dieses war seinerseits an die Stelle des Hüfinger Schlosses getreten, das einer ganz andern, feste Mauern und sichere Gänge liebenden Zeit angehörte. Die neuen fürstlichen Bauten in Donaueschingen erinnern auffallend an Karlsruher Vorbilder, durchaus nicht zu ihrem Nachteil; sie sind von einheimischen Künstlern entworfen und ausgeführt.

Die Fürsten von Fürstenberg sind stolz, die Herren der Donauquelle zu sein, in die in kräftigern Zeiten die hohen Besucher hineinsprangen, um ein Glas auf das Wohl der Herrschaft zu leeren. Die Gelehrten wollten ihnen diesen schönen Besitz streitig machen, indem sie sagten: Wohl entsteht die Donau bei Donaueschingen durch die Vereinigung der Breg und der Brigach, aber deren Quellen sind die Donauquellen. Hier sagt man aber: Der aus der Donauquelle im Donaueschinger Schloßhof herausfließende Bach vereinigte sich früher mit der Breg und Brigach bei deren Zusammenfluß und hieß Donaubach. Also liegt hier die Quelle. Einerlei, die offizielle Donauquelle ist ein großes, ungemein klares Wasser in einem kreisrunden Becken mit monumentalem Steingitter. Den Zweifler belehren monumentale Inschriften und Bilder. Auf der einen Seite „Bis zum Meer 2840 Kilometer," auf der andern „Über dem Meer 678 Meter," darüber thronend

eine Quellnymphe, zu deren Füßen ein Kind die Quelle aus voller Vase ausgießt, und endlich im Kreis die Steinbilder des Tierkreises. Das Ganze, von Linden und Ahornen überschattet, ist ein reizendes Stück Natur und Kunst, dem wir nur die leeren, zwecklosen, gemeinen Zinkvasen auf der Balustrade wegwünschten.

Donaueschingen liegt frei auf weiter Hochebene. Gehn wir dem Schwarzwalde zu, so treten breite, flache Höhenzüge erst noch weit auseinander und lassen den Blick in die Ferne schweifen; dann nähern sie sich einander und führen sachte ins Gebirge über, indem sie den Fluß und den Weg von beiden Seiten immer mehr einengen und ihre hohen Tannen näher heranschieben. Dabei wird da und dort in der Flußrinne der Felsboden sichtbar, erst roter Sandstein, dann Granit, und zuletzt rinnt das Wasser an dunkeln Felsblöcken hin, die sich von dem ganz überrasten Talboden abheben. Das ganze Bregtal bis auf die Höhe hinauf ist aber immer nur von denselben flachen Wölbungen eingerahmt, und auch in der Ferne taucht kein höherer Gipfel auf, bis bei dem neuerdings von Sommergästen viel besuchten Oberbrand plötzlich das ausgedehnte Alpenpanorama im Süden und die südlichen Schwarzwaldgipfel im Westen auftauchen, worauf dann über Neustadt auch der höchste Schwarzwaldberg, der Feldberg, erscheint, der zwar an Höhe, kaum aber in der Form die bescheidnern Wölbungen übertrifft. Er zeigt im obersten Teil eine leichte Abweichung von der einfachen flachen Kurve, eine Annäherung an einen Gipfel, der aber doch flach ist. Und so kommt man eigentlich aus dem Hochebnenhaften nicht heraus, bis man in das Höllental hinabsteigt, wo der schmale Taleinschnitt das Großartige bewirkt, das die Erhebung nicht vermochte. Bei dem kühnen Felsenturm des Hirschsprungs erinnert man sich an ähnliche Bildungen im obern Bodetal und an so manche andre Felsklippen an den Hängen dieses oder jenes Mittelgebirgstales. Es zeigt sich darin das allgemeine Gesetz, daß die scharfen Formen in unsern alten Gebirgen nicht wie in den Alpen den Gipfeln und Kämmen, sondern den Taleinschnitten angehören. Deswegen ist auch das schönste am Feldberggipfel, der mit seinem gastlichen Hause dort herüberwinkt, genau wie beim Brocken, der Rundblick, der hier allerdings ein Alpenpanorama umfaßt, wie man es in den Alpen selbst nicht findet, und dazu den Blick ins Rheintal bis in die Vogesen hinein.

Die Hochebene der Baar senkt sich als ein ununterbrochen wohl angebautes Land zum Bodensee hinab. Im Westen tauchen

an ihrem Rande die kalkgrauen Abfälle des Randen und die altvulkanischen Kegel des Hegau hervor. Das Nordufer des Bodensees aber gehört zu den ausgedehntesten Weinlandschaften Deutschlands. Von den Höhen hinter dem mauer- und türmereichen Meersburg, wo das Grabkirchlein herabschaut, neben dem das rührend einfache Grabdenkmal der Annette von Droste-Hülshoff steht, bis über Hagenau hinaus ist der ganze sanfte Abhang ein einziger Weingarten; das lichte Mattgrün der Reben bedeckt einförmig dieses Gestade, so wie in Flachländern Wiesen oder Rübenfelder weite Flächen einnehmen. Steigt man auf engen Wegen die heißen Wände hinauf, wo der edelste Seewein, der Meersburger, ausgebrütet wird, so sieht man auf der Hochebene Hopfengärten, Obstbäume, Kleefelder, aber meilenweit kein Getreide. Dahinter steht in der Ferne wieder der dunkle Rand des Waldes.

3

Vor der Sägemühle an der Landstraße, die sich nach dem grauen ummauerten Pfalzburg hinaufwindet, sitze ich am Holztisch und schaue in die duftigen, blauen Waldberge der Vogesen hinein. Talauf talab hallt das Singen der Säge und das Fallen der Bretter. Der Harzgeruch des frisch zerschnittnen Holzes würzt die feuchte Luft. Hart vor mir stehn die ersten Tannen, und Tannen erfüllen den vielgestaltigen Gesichtskreis rechts und links und vor mir. Der fast regelmäßig flache Kegel des Schneebergs ist bis oben mit Tannenwald bekleidet. Ich bin drei Stunden gewandert, habe wenig Föhren und zahllose Tannen gesehen und habe kaum einmal ihren Schatten verlassen. Ihr Wurzelgeflecht, das über den Boden hervortritt, hat mir den Weg herauf erleichtert; man steigt auf dem Fußpfad wie auf Holzstufen von einer Wurzel zur andern. Der Duft ihrer nahen Zweige weht mit der Abendluft talaus. Diese Tausende und Abertausende von Tannen, kräftig alle im Gewand ihrer straff anliegenden silbergrauen Rinde und mit den breiten Schirmästen, scheinen wie eine Armee über die runden Berge im Westen herzumarschieren und mit unwiderstehlicher Kraft ins Rheintal hinabzudringen. In den Schluchten schieben sich diese dunkeln Heerhaufen zusammen, und nur an den flachen Berghängen zeigen sich Lücken, Lichtungen. Dort hinten schimmert es gelblich und bläulichgrün vom Talausgange her, das ist der obere Rand des Rebengürtels, ein Grenzsaum, der dem Walde zuruft: Nicht weiter!

Aber er ist nur Grenze, solange der Mensch will. Als die Römer flohen und ihre Dörfer und Pflanzungen den Alemannen überließen, da dauerte es nicht lange, daß unter den hellen Reben die Vorposten des dunkeln Waldes erschienen, sie überschattend und in sich aufnehmend. Dieser dunkle Tann ist der alte Wald, der Urwald des Schwarzwalds und der Vogesen, mit denen er seit Jahrtausenden verwachsen ist, und die auch heute ohne ihn gar nicht zu denken sind. Er ist vor den Menschen dagewesen und würde an ihre Stelle treten, wenn sie jemals wieder die Täler verließen, in die sie sich seit der alten Keltenzeit mühsam hineingerodet haben.

Zwischen diesen tiefen, dunkeln Wäldern des Gebirges und dem gartenartig angebauten Lande des ebnen Rheintals zieht an allen tiefern Berghängen ein Saum von Laubwald entlang. So hoch vor allem der Kastanien- oder Kestenbaum ansteigt, so weit ist ein Zug von lichter Heiterkeit durch die hellgrünen, großblättrigen Kronen und die vielversprechenden Früchte des kräftigen Baumes eingeflochten. Er macht nicht den Eindruck eines Fremdlings wie die weiter oben dann und wann eingesprengte Lärche. Ebenso wie die Hopfenbuche, deren Ährenfrüchte im Herbst den Boden bedecken, eine gern gesehene Bereicherung des an Ahorn, Ulmen und Eschen armen Schwarzwald- und Vogesenwaldes ist, so grüßt uns der Kestenbaum, der die Eigenschaften des Wald- und Fruchtbaums vereinigt, als ein vertrauter und dazu freigebiger Gast, den man an keinem mittägigen Berghang missen möchte.

Die Nordvogesen tragen auf ihren roten Sandsteinquadern auch die Säulen herrlicher Buchenhallen. Die schönsten Buchenwälder Deutschlands, wie sie am Ostseestrand und dann wieder im Wellenhügelland und an den steilen Talhängen des bayrischen Inn- und Isargebiets grünen, übertreffen nicht die Buchenwälder der Sandsteinvogesen und der Hardt. Und diese Buntsandsteinhügel haben dazu die naturgeborne Phantastik ihrer Felsformen und die Menge des gleichsam aus dem Stein herauswachsenden Gemäuers alter Burgen, Schlösser und Klöster für sich. Die Kammwanderung von der mächtigen Ruine Hochbarr zu den durchaus nicht unbedeutenden Trümmern der Burgen Groß- und Kleingeroldseck führt auf schattigen Waldwegen in einer halben Stunde an drei Burgruinen vorüber. Von diesen burggekrönten Hügeln sieht man Vorsprung hinter Vorsprung des buchtenreichen Gebirges, wie Vorgebirge ins Meer, in die Ebene hinaustreten. In die Buchten schmiegen sich die Städtchen und Dörfer, deren

Obstgärten wie zerstreute Vorposten des hinabsteigenden Waldes den Gebirgsrand der Ebne durchschwärmen.

Dieses mächtige Schloß von Hochbarr über Zabern, das auf zwei seltsam gestalteten Felsen auf konglomeratartig kieselsteinreichem Buntsandstein gegründet ist, wiederholt in seinen wulstförmigen umlaufenden Gesimsen die Struktur des Felsens. Man sieht bei diesen Bauten oft kaum, wo die aus dem roten Fels herauswachsende Burgmauer anfängt; und diese hängt in der Tat so innig mit dem Grundfelsen zusammen, daß bei Sprengungen beide miteinander gebrochen sind. Auf der Waldeck, die weiter nördlich, zwischen den Hanauer Weihern, zwei stillen, halbversumpften Waldseen, auf einem Sandsteinkegel emporsteigt, nimmt diese Verbindung phantastische Dimensionen an. Der Zugang zu dem schlanken, gut erhaltnen viereckigen Wartturm wird durch die vorspringende Platte eines Felstisches gedeckt. Aus ihm eröffnet ein natürliches Fenster den Blick nach Norden. Die meisten Stufen sind in den Fels gehauen, und zu beiden Seiten des obern Plateaus sind zwei große kesselförmige Vertiefungen im Felsgrunde zu sehen. Der etwas tiefere westliche Teil der Burg zeigt überhaupt kein Mauerwerk, sondern Stufen, Bänke und Zinnen sind aus dem anstehenden Stein geschnitten. Manches an diesen Sandsteingebilden erinnert an die sächsische Schweiz, aber Stein, Gestalten und Kanten sind härter.

Eine seltne Erscheinung: Seen in den Nordvogesen. Diese beiden Hanauer „Weiher" liegen in einer Talweite, die mitten im Walde dem Ackerland der kleinen Weiler Waldeck und Schweizerländel Raum geschaffen hat. Die Ärmlichkeit dieser Weiler zeigt, daß hier nie viel zu holen war. Eher waren die Seen früher ausgedehnter als jetzt, und das bißchen Ackererde ist eben offenbar dem Umstande zu danken, daß alter Seeboden trocken wurde. Da sie nicht unmittelbar von Bergen umgeben sind, bieten die kleinen Seen nur an einzelnen Uferstellen, wo der dunkle Föhrenwald ganz nahe herantritt, wirksame Partien. Die Ränder des kleinern Sees sind fast ringsum versumpft, und auch den Glanz des Wasserspiegels des größern trübt allzuviel schwimmendes Gekräute. So teilen sie eigentlich nur die Einsamkeit mit den Südvogesenseen, die als echte Gebirgsseen aus tiefen Schluchten wie dunkle Augen blicken. Treffend nennt der Volksmund diese ebenso wie die flachen, am Rande sumpfigen lothringer Seen „Weiher."

Kaum gleichen sich zwei Gebirgslandschaften auf deutschem Boden so wie die der Sandsteinvogesen und der Hardt. Politisch

gehören sie zu drei Ländern: Elsaß, Pfalz und Lothringen, von Natur sind sie eins. Diese Natur wird hoffentlich herauf aus ihrer Tiefe und durch alle menschlichen Schranken hindurch einigend wirken! Beim Eintritt in den lichten, hochstämmigen Buchenwald, der zum Wasenstein über Niederbronn emporführt, fühlt man sich so vollständig an den Fuß des Trifels versetzt, daß man das Gefühl für die Örtlichkeit verliert. Und so ist es überall in den nördlichen Vogesen. Natürlich reicht ein Blick von der Höhe hin, die Eigentümlichkeit des Landes zu zeigen: die breitere Zone der Vorberge, von deren Rand sich vom Wasenstein, Wasenköpfel u. a. der neue Kirchturm von Fröschweiler wie eine zum Himmel weisende Säule erhebt, das am ernstesten stimmende von allen Schlachtdenkmälern um Wörth.

Man kann sich keine deutschere Landschaft vorstellen als diese, deren Schauplatz die Schlacht bei Wörth gewesen ist. Das Wiesental zwischen Fröschweiler und Wörth, aus dem sich die Deutschen am Nachmittag des 6. August zur letzten Entscheidung westwärts emporkämpften, ist, vom Kirchhof in Fröschweiler aus gesehen, die reine Idylle. Von hier aus der sanfte Abfall der Wiesen, drüben der Ostabhang mit obstbaumbestandnen Wiesen, Äckern und Weinbergen steiler ansteigend, bis er in eine flache Wölbung übergeht, aus der als Abschluß ein ununterbrochner Laubwaldstreifen des Herrenberges hervortritt. Grün in allen Tönen und Schatten. Dahinter erhebt sich noch ganz nahe der schöne, dicht bewaldete Rücken des Hochwalds, und aus der Ferne schauen die Höhen um Bitsch, und weiter nördlich von der Pfalz und Weißenburg zu, fast in einem Halbkreis um das Amphitheater von Wörth. Die alte Grenze zwischen Deutschland und Frankreich andeutend und zugleich das nächste Verteidigungsobjekt und die Rückzugslinie der Franzosen verdeutlichend, geben sie dem Bilde einen großen Zug. Wer aus dem Walde hinter Fröschweiler heraustritt, dem erscheinen die Vogesen nahe. Nur eine gute Stunde Weges ist es noch bis Niederbronn, das schon von bewaldeten Gebirgsausläufern umfaßt wird. Den Flüchtlingen des 6. August mochte das freundliche Reichshofen mit seinem hohen Kirchturm aus rotem Sandstein, das in dem weiten Wiesengrunde westlich von dem die Orte Reichshofen und Fröschweiler trennenden Höhenzug liegt, als ein Halt- und Ruheplatz winken. Die Flucht ging aber bekanntlich weit darüber hinaus, und die bayrischen Reiter drangen noch am Abend des Schlachttages bis zum Westrand von Niederbronn vor, das allerdings mehr vollgepfropft als eigentlich militärisch besetzt war.

Es war ein wohlgewähltes Schlachtfeld auf diesen schönen sanftgeneigten Ackerfluren und Weinbergen, die sich von den westlichen Höhen zur Sauer herabziehn und das an ihrem Fuße liegende Wörth in flachem Bogen umfassen, darüber das hochgelegne Fröschweiler in der beherrschenden Mitte, auf beiden Flanken und im Rücken schützender Wald, vor sich die Deckung durch die Sauer in ihrem Wiesengrund. Das ist ein Schlachtfeld, wo eine anstürmende Armee, wenn sie nicht ganz festgefügt war, zerschellen mußte. Die Franzosen waren ganz sicher, den von Osten und Norden heranrückenden Feind schon beim Herabsteigen ins Tal oder doch im Tal selbst vollkommen überschauen und beschießen zu können. Die Mitrailleusenbatterien bestrichen sogar einzelne Straßen von Wörth. Die Osthänge werden nicht allein überragt von den Westhängen, sie sind auch viel weniger reich an Baumpflanzungen und haben keine Weinberge. Bastionenartig vorspringende Stützpunkte, wie sie auf der Westseite der Herrenberg und der Galgenberg bieten, kamen natürlich auf der Ostseite gar nicht in Betracht, ebensowenig schluchtenartige Hohlwege, wie der von Wörth nach Elsaßhausen heraufführende, der den Schlesiern so furchtbare Opfer kostete. Von dem Nußbaum aus, der als der Standpunkt Mac Mahons gezeigt wird, liegen die östlichen Talhänge zwischen Görsdorff und Gunstett wie eine sanftgeneigte Ebene. Die Deutschen wurden tatsächlich in allen Bewegungen gesehen bis zu dem Augenblick, wo sie beim Heraustreten aus dem Westrand von Wörth reif fürs Chassepotfeuer waren.

In der Rheinebene und hoch an den Vogesen hinauf gibt es im Elsaß besonders viele lichte Wälder hochstämmiger Buchen und Eichen, wo die ziemlich dicht stehenden Bäume schlank emporstreben. Sehr passender Wald zum Feuergefecht! So ist der Wald hinter Fröschweiler, wo am Nachmittag des 6. August Ducrot gegen die nachstürmenden Bayern und Preußen den Rückzug Mac Mahons zu decken suchte. Wo die von Reichshofen kommende Straße den Wald verläßt, ist noch ganz gut der rechtwinklige Einschnitt kenntlich, wo die Zweiundachtziger eine von den Ducrotschen Batterien nahmen, die den Deutschen in Fröschweiler so großen Schaden zugefügt hatten.

Den Rhein im Osten, der ebenso dazu gehört, muß man sich allerdings denken, denn Wörth liegt schon ganz in den Vorbergen, und der Blick dringt nicht bis Hagenau hinter seinem breiten uralten Forste. Doch wird es von dieser Höhe aus auch dem an strategische Blicke nicht Gewöhnten klar, wie die Fran=

zosen von dieser Vorstufe der Vogesen herab die südlich sie umwindenden Wege nach Bitsch und Zabern decken und den gegen Straßburg Vordringenden in der rechten Flanke bedrohen wollten. Das stille Hagenau lag damals außer Schußweite, und seine Besetzung durch die badische Division an jenem 6. August erwies sich als ganz überflüssige Vorsicht, da die Franzosen an nichts weniger dachten, als ihre ohnehin schon schwachen Truppen durch eine Entsendung in den Rücken der Deutschen zu verringern. An jenem heißen Tage konnte man Hagenau ausgestorben wähnen. Viele Bewohner waren nach Straßburg geflohen, die andern hielten sich in ihren kleinen Häusern versteckt. Nur die nach französischer Sitte weit offnen Kaffeehäuser luden die Durstigen ein. Auch heute liegt die Sonne in den stillen Straßen des Städtchens, und nicht viele Schatten schneiden ihr grelles Licht. Es hat sich nicht viel geändert im Aussehen dieser Straßen, und das Leben, das jetzt am Mittag eines Septembertags ganz in Schlaf verfallen zu sein scheint, ist im Grunde nicht viel anders als das Leben vor einem Menschenalter. Nur ruht es heute sorglos, während es damals ängstlich dem Kanonendonner lauschte, der so laut hereinrollte, als ob vor den Toren gekämpft würde. Es träumte damals von Mord und Plünderung. Nichts davon wurde wahr. Das Städtchen hat vielmehr weniger vom Krieg gemerkt als so manche Stadt Deutschlands, von französischen nicht zu reden. Nachdem sich das Schlachtengewitter in so großer Nähe entladen hatte, zog es rasch über die Vogesen, und Hagenau lag von nun an fern von allen Zugstraßen kriegerischer Gewitter. Nur friedlich belebt war es als Sitz der Regierung bis zu deren Übersiedlung nach Straßburg. Es machte mir schon einen sehr beruhigten Eindruck, als ich 1871 kurz nach dem Kriege in einem Hagenauer Gasthof elsässische Männerstimmen sich zur Probe idyllischer Frühlingsgesänge anschicken hörte. Die Menschen waren ihren Schrecken losgeworden und hatten ihre im Elsaß seit lange berühmte Sangesfreude wiedergewonnen.

Hagenau gehört zu den elsässischen Städten, die unter deutscher Herrschaft auffallend gewonnen haben. Es ist vielleicht auch mit einer gewissen Vorliebe behandelt worden, die weniger der alten „Barbarossastadt" galt als dem Mittelpunkt einer ruhigen, fleißigen, vorwiegend bäuerlichen Bevölkerung. Hagenau ist ohnehin mehr, als was man bei Bädeker und Konsorten unter Landstädtchen versteht. Es trägt noch Spuren davon, daß es einst ein Lieblingsitz deutscher Kaiser war. Die schöne Basilika

der St. Georgskirche mit ihren schweren romanischen Säulen und Bogen und ihrem gotischen Chor ist von Barbarossa gegründet worden. Der aus jenen Zeiten her der Stadt zueigne Hagenauer Forst läßt der Stadt solche Einkünfte zufließen, daß sie sich den schönen Luxus prächtiger Gartenanlagen gestatten kann, um die einige deutsche Städte von der zehnfachen Einwohnerzahl sie beneiden könnten. Die imposante Hopfenhalle zeigt, daß Hagenau der Mittelpunkt einer fruchtbaren Landschaft ist. Eine neue Errungenschaft sind die ausgedehnten Kasernenbauten, die vom leicht erhöhten Süden auf die Stadt herabschauen. Hoffentlich nehmen sie ihr nicht zuviel Licht!

Leider hat Hagenau durch den Rückgang der Hopfenpreise und durch die damit eingetretene Beschränkung des Hopfenbaues in den letzten Jahren an Wohlstand eingebüßt. Seine einst lebhaften Beziehungen zu Nordamerika haben besonders gelitten. Früher hatten die hiesigen Hopfenhändler Zweiggeschäfte in den Mittelpunkten der nordamerikanischen Bierbrauerei, wo sie jede Menge absetzen konnten. „Nicht einmal vom Himmel hing es ab, ob der unterelsässer Hopfenbauer sein Haus richten (erneuern) lassen wollte oder nicht; denn wenn der Sommer gut war, hatte er viel Hopfen, und wenn der Sommer schlecht war, teuern zu verkaufen. Heutzutage gilt der Hopfen so wie so nichts, und wenn Sie aufs Dorf hinausgehn, zeigt es Ihnen der Zustand der Häuser, daß die Bauern nur noch Geld fürs Nötigste, und oft nicht einmal das haben." So erzählte mir ein Bauernsohn aus der Lauterburger Gegend, der, als wir auf der breiten Rheinstraße gegen Selz zu fürbaß schritten, mit Stolz auf den Hagenauer Schießplatz hinwies, wo er oft als Artillerist geübt habe. Er rühmte die freigebige Hand der Militärbehörden bei Landkäufen, Pferdekäufen und bei der Bemessung der Arbeitslöhne, die in dieser schwierigen Zeit den Bauern sehr wohl tue. Schlecht war er auf die Juden zu sprechen, die den Hopfen ausgeführt hätten, solange sie den Nutzen davon hatten, aber ebenso unbedenklich in die Hagenauer Hopfenhalle amerikanischen oder sogar russischen Hopfen einführen würden, wenn es ihnen Nutzen brächte. Man kann hier, meinte er ganz richtig, nicht von heut auf morgen vom Hopfenbau abgehn, wir müssen einfach weiterbauen und sehen, wie wir den Hopfen anbringen. Wir brauchen große Brauer, wie in Bayern, die gute Ware gut bezahlen, und brauchen eine strenge Aufsicht auf den Handel. Dem Manne wäre es am liebsten gewesen, wenn die Regierung den Hopfenhandel in die Hand genommen

hätte, so wie sie den Tabak für ihre Manufakturen kauft. Daß die elsässer Bauern nicht unternehmend genug seien und sich von den Juden zuviel bieten ließen, davon war er fest überzeugt. Auch mochte seine Auffassung nicht ganz unbegründet sein, daß die Regierung dem jüdischen Zwischenhandel schon ganz anders entgegengetreten sein würde, wenn sie eine Bauernpartei hinter sich hätte, die diesen Schaden aus erster Quelle aufdeckte.

Bisher ist die Armee allein so frei gewesen, sich bei den Remonteankäufen einfach die Mitwirkung der Juden zu verbitten. Die Verwaltung behauptet, keine Handhabe zu haben, gegen die Bewucherung vorzugehn. Tatsache ist, daß die Bauern rechts und links vom Rheine ganz zufrieden sind, wenn sie von den Juden bevormundet werden. Sie ziehn aus eigner Entschließung die Juden zu jedem Kauf und Verkauf herbei. In Dagsburg, dem hoch gelegnen Vogesendorf bei Zabern, mit seiner auf tisch=ähnlichem Felsgebilde kühn erbauten Kapelle, hörte ich einige Tage darauf erzählen, wie die Bürger aus Leiningenschen Zeiten große Holzbezugsrechte genössen. Alljährlich am 10. November zieht jeder sein Holzlos, das ihm das Recht auf eine Anzahl wertvoller Stämme gibt. An diesem Tage wimmelt es dort von Juden aus Zabern, Pfalzburg und Rummatsweiler. Warum? Weil die meisten Dagsburger ihr Holzrecht seit lange, oft für Reihen von Jahren an die Juden verkauft haben. Die Juden stehn vor der Tür, für sie wird eigentlich gelost, und mancher trägt in seiner Brief=tasche die Anweisungen für Holz im Wert von Tausenden herum.

Man würde sich irren, wenn man glaubte, solche Zustände müßten in weiten Kreisen eine antisemitische Bewegung erzeugen. Diese ist jedenfalls in so manchen Teilen Altdeutschlands, wo es fast keine Juden gibt, stärker als in Baden oder im Elsaß, wo man so manches Dorf und Städtchen mit mehr als zwanzig Prozent Juden zählt. Der Südwestdeutsche findet sich mit den übeln Seiten des Juden durch Scherz und Spott ab. Das ist der Geist der klassischen Judenanekdoten des „Rheinländischen Hausfreunds" und der idealisierten Darstellungen der Pfalzburger Juden in den Romanen von Erckmann=Chatrian. Nachdem meine Dagsburger Gewährsmänner ihre Klagen über die wuchernden Juden ausgeschüttet hatten, gab einer zum Schluß eine Geschichte zum besten von einem Rabbiner in einem elsässischen Städtchen, der 1848 gezwungen wurde, eine Lobrede auf die noch unsichere, eben geborne Republik zu halten, welcher Aufgabe er sich durch den tiefsinnigen Spruch entzog: Was kann mer viel sage? Die

Republik ist zu vergleichen einem Schuhmacher: heut lebt er, und morgen kann er schon tot sein. Und unter dem Gelächter über alte und neue Judenanekdoten ging alle Bitterkeit verloren, die sich vorher Luft gemacht hatte.

Die weitgehende Zerteilung der Acker- und Wiesenfluren, die sich bis zur Zerstückelung steigert, fällt gerade hier im Hopfenlande auf. Man denkt, die oft beklagte und nicht neue Verschuldung der Bauern hätte ihren Gläubigern Mittel an die Hand gegeben, größere Komplexe zusammenzukaufen. Aber da wird nun auf einen Punkt hingewiesen, den sich der Wandrer freilich nicht gedacht hat: Das ist ja, sagt uns ein Hagenauer Kaufmann, der Vorteil, den die Bauern von den Juden haben, daß ein Jude nie selbst den Acker bewirtschaftet; also läßt er dem Bauern sein Feld, wenn er auch den Gewinn davon einstreicht. So ist es auch mit den Notaren, die häufig Gläubiger sind: sie wollen nicht das Land. Der Bauer behält also den Boden unter seinen Füßen, ist aber freilich dann in vielen Fällen nicht viel mehr als der Pächter seines Gläubigers. Wenn der Wert der landwirtschaftlichen Erzeugnisse sinkt, dann wird die Kette der Verschuldung fühlbarer, und im Bauernstand greift das Unbehagen so epidemisch um sich, wie es die Politiker des Reichslandes gern zu schildern pflegen, um die Unzufriedenheit mit der deutschen Herrschaft besser zu begründen. Gern übergehn sie dabei den steigenden Wohlstand der Städte, der wie überall das Gegenstück des Rückganges der Landwirtschaft ist. Grundsätzlich verschweigen sie die tiefern Wurzeln dieses Mißstandes in der geflissentlich herangezognen Unselbständigkeit der Bauern, zu deren Hebung ganz besonders die bei ihnen so einflußreiche katholische Partei bei weitem nicht so viel getan hat wie z. B. in Altbayern. Gerade dieses satte Rasten der Besitzer über den hart arbeitenden und wenig gewinnenden Massen der Arbeitenden ist echt französisch. Die altdeutschen Beamten haben sich über die Würdigung dieser Sachlage hinwegtäuschen lassen durch die wohltuende Urbanität des Verkehrs der Obern mit den Untern und durch die ruhige Geduld, mit der der Bauer alles über sich ergehn läßt. Wenn der Bauernstand im untern und im obern Elsaß, und das obere möchte ich besonders betonen, der einzige im ganzen Lande ist, der sich ehrlich in den 1870 gewordnen Zustand gefunden hat, so hat daran die Verwaltung weniger Verdienst, als sie haben könnte. Sie läßt sich hoffentlich die Möglichkeit nicht entgehn, in Zukunft mehr davon zu erwerben.

Ich höre mit Behagen meinem Wandergefährten zu, wie er sich als ganzer Bauer und Elsässer derb und frei ausspricht, dabei aber ohne den Ärger und den Groll des städtischen Altelsässers, der Deutschland nur vom Hörensagen, und von welchem Hörensagen! kennt. Mein Gefährte vertritt glücklicherweise Hunderttausende, die seit 1871 in der deutschen Armee gedient haben. Dies sind die besten Förderer des Verständnisses für deutsches Wesen. Ihnen jedenfalls ist es zunächst zu danken, wenn man in den kleinsten und letzten Dorfwirtshäusern das Bild des Kaisers findet, und in jedem Bauernhaus, wo es seit 1871 gesunde Söhne gegeben hat, eines der bekannten militärischen Aquarellbilder des Soldaten zu Pferd oder in voller Ausrüstung und in kriegerischer Stellung, oder eine der beliebten Gruppenphotographien mit dröhnenden Unterschriften wie „Kanonendonner ist unser Gruß“ u. dgl. So wie die Elsässer als Soldaten das Lob ihrer Vorgesetzten haben, zählt man auch viele unter ihnen, die Soldaten mit Leib und Leben sind. Das wird sich noch mehr zeigen, wenn man ihnen das Dienen im Lande erlauben wird, das bis jetzt nur als Ausnahme zugelassen ist. Aus dem Munde eines Burschen im Kreis Zabern, der in der Garde gedient hat, habe ich die Äußerung gehört: Ich würde mich jeden Tag freuen, wenn die Gestellungsorder nach Berlin käme. Und diese Anhänglichkeit an die alte Garnison ist nichts vereinzeltes. Freilich kehrt der Elsässer immer wieder gern zu seiner Heimat zurück. Das ist ein tiefberechtigter Zug, den ihm niemand verübeln kann, der das oberrheinische Land kennt.

Wenn Hohe und Niedere in ganz Deutschland der „Zug nach Westen“ ergreift und das Behagen an dem Leben in rheinischen Landen alljährlich Tausende von Ost- und Mitteldeutschen, manchmal sogar Österreicher, veranlaßt, sich dort eine neue Heimat zu gründen, wie sollte es nicht den Einheimischen dahin ziehn, wo seine frühen Erinnerungen ihm das sonnige Klima, die schöne Landschaft, das heitere Dasein und die ganze unbewußte Empfindung der Atmosphäre einer alten Kultur zurückrufen! In den Landen, die der deutschen Literatur die von Witz und Frohsinn schäumenden Werke von Fischart, Grimmelshausen, Abraham a Santa Clara, Hebel, Scheffel, Eichrodt, Stöber, Kobell, Nadler geschenkt haben, lachen die Menschen gern, laut und herzlich, und haben die Augen einen wärmern Ausdruck. Man freut sich mehr und ärgert sich weniger als anderwärts. Noch mehr als der Pfälzer und der Badenser liebt der Elsässer

seinen derben Spaß, während er dem oft frostigen Wortwitz des Norddeutschen fremd gegenübersteht. In der Korporalschaft der französischen Armee war der Elsässer der „Lustigk.“ In den trübsten Zeiten, die über Südwestdeutschland hingegangen sind, ist kaum in einem deutschen Lande so viel gelacht worden wie zwischen Schwarzwald und Vogesen. Das heitere Lachen der Mädchen, die neckenden Zurufe der Burschen gehören zum oberrheinischen Dorf. Fischart mag vielleicht in Mainz geboren sein — sein Geburtsort wird wohl nie mehr sicher bestimmt werden können —, jedenfalls hat er, sich als Elsässer und besonders als Straßburger fühlend, dem derben und tiefsinnigen Volkswitz in klassischen Werken seine Stelle in unsrer Literatur erobert. Er kann darin mit keinem besser als mit Johann Ulrich Megerle aus Kreenheinstätten bei Meßkirch (zwischen der Baar und dem Bodensee) verglichen werden, der als Abraham a Santa Clara der Vertreter desselben derbwitzigen und spottlustigen Volksgeistes in der Predigt und der Erbauungsliteratur war. Ein Zeitgenosse hebt besonders hervor, Megerle sei „kein geschwätziger, sondern ein tiefsinniger, beredter Schwab“ gewesen. In Wirklichkeit ist seine Mischung von Derbheit, Fröhlichkeit und ernstem tiefem Sinn echt alemannisch und nicht ohne einen romanischen Beisatz.

Der Norddeutsche macht das, wie der Engländer in Frankreich, gern mit dem „Weinland“ ab. Darin liegt es aber nicht allein, wieviel Wein, Most und Bier, dazu Kirschen- und Zwetschgenwasser erster Güte im Lande gern und verständnisvoll genossen wird. Auch nicht darin, daß die Leute weißeres Brot, besseres Obst und mehr Gemüse essen, und daß die Frauen schmackhaftere Speisen zuzubereiten wissen als die in Mitteldeutschland. Es liegt auch nicht in der ältern Kultur überhaupt, die ich indessen für kein leeres Wort halte. Der Kunsthistoriker Springer sagte mir einmal: Wenn ich in Straßburg ein Haus bauen sah, so merkte ich, daß die römische Überlieferung noch in jedem Maurergesellen lebt. Der Unterschied zwischen den Südwestdeutschen und den übrigen Deutschen liegt tiefer, er geht bis in die Blutmischung zurück. Wenn ich im Markgräflerland oder an den klassischen Stätten deutsch-französischer Kämpfe an der Lauter oder Sauer wandre, mutet mich die Bevölkerung eigentümlich an. Diese edeln Profile, diese dunkeln Haare und Augen, diese bräunliche Haut, die da unter fränkischen Langköpfen auftauchen, versetzen mich vielleicht nach Tirol oder ins südliche Kärnten, wo sich noch heute Germanen mit Romanen mischen.

Kehre ich nach Osten zurück, so hören diese romanischen Züge bei Würzburg auf, häufig zu sein, so wie sie mir in Bayern jenseits des Lech allmählich verloren gehn.

Auf diesen Anteil romanischen Blutes, sei es römischen oder französischen Ursprungs, trifft der Deutsche aus Nord- und Ostdeutschland im ganzen Süden wie auf etwas Fremdartiges. Man hat an der Spree gar keine Ahnung, wie wenig oberflächlich die stille Abneigung gegen nordostdeutsches Wesen in Baden und die laute Opposition dagegen im Elsaß sind. Es ist nicht das Widerstreben gegen Maßregeln, sondern gegen einen fremden Geist. Die Gesetze, die man hier neu eingeführt hat, muß mancher Besonnene für trefflich anerkennen, mit dem Geist und den Sitten, die ins Land gezogen sind, setzt er sich viel weniger leicht auseinander. So ist auch im Politischen der demokratische Zug, den man besonders an den Zentrumsleuten der beiden oberrheinischen Länder tadelt, durchaus nicht bloß eine Meinung, die diese irgendwo und von irgendwem aufgenommen hätten. Nein, es ist ein angeborner Sinn für das Recht des Einzelnen, der sich den rauhen Forderungen des Staats widersetzt. Deswegen hat sich hierzuland eine freie Gesinnung unter den allerverschiedensten Verhältnissen wiedergeboren, erhalten und bewährt. Diesen Leuten liegt ein demokratischer Zug buchstäblich im Blute. Keine Zeitung und keine Partei braucht ihn zu lehren. Sie zeigen ihn auf dem Rathaus, nicht bloß im Ständehaus; sie bewähren ihn unter sich im täglichen Leben, nicht bloß vor der breiten Öffentlichkeit. Diese Gesinnung ist in andrer Form der Geist der Eidgenossenschaft.

Glaubt man, Baden sei das Land volksfreundlicher Einrichtungen, weil es einen liberalen Fürsten und eine aufgeklärte Bureaukratie habe? Das wäre sehr oberflächlich geurteilt. Es würde immerhin noch triftiger sein, wenn einer sagte: Ihr seid politische Optimisten, die sich die Ecken und Kanten der Wirklichkeit durch angenehme Selbsttäuschungen beschönigen. Aber nur ein dem Volke ganz Fremder würde glauben können, alles mit dem politischen Optimismus abgetan zu haben, der ja ohne Frage da ist. Ich halte es mit dem echt alemannischen Grundsatz: Was dem einen recht ist, das ist dem andern billig, und frage die Leute im Lande selbst, was sie von ihrer Politik denken. Da erinnere ich mich einer sehr beredten, wenn auch kurzen Aussage. Gerecht, wohlwollend und versöhnlich, so rühmt ein schönes Denkmal in den städtischen Anlagen von Donaueschingen den

langjährigen Präsidenten der badischen zweiten Kammer, den Apotheker Kirsner, einen der einflußreichsten Politiker des badischen Landes. Es ist bezeichnend; das sind eben die Eigenschaften, die der Alemanne hochschätzt. Durch sie hat Kirsner, der dabei entschieden freisinnig im bürgerlichen Sinne war, mehr gewirkt als durch die Staatsmännischkeit und Klarheit, die ihm ebenfalls die Denkmalinschrift nachrühmt. Es dürfte in Preußen selten vorkommen, daß man einem Apotheker und Landtagspräsidenten ein solches Denkmal setzt, und das in einer Stadt, wo man sich vergeblich nach Fürsten- und Feldherrndenkmälern umschaut. Wohlwollen und Versöhnlichkeit wird man als große politische Eigenschaften nur bei einem Volke rühmen, das aus weicherm Stoffe gemacht ist. Und so in der Tat ist in diesem alemannischen Volkscharakter mehr Weichheit, als die so leicht erregten politischen Leidenschaften zu verraten scheinen. Der Volksmund kennt den Ausdruck „wehleidig" für eine Abstufung von empfindlich und hat auffallend zahlreiche Vergleiche für den Empfindlichen und Schüchternen, die z. B. dem derben Bayern fern liegen. Schon vor dem lauten, raschen Franken Nordbadens und der Pfalz zieht sich der Alemanne gern aufs Schweigen zurück. Der schweizerische Alemanne ist von härterm Stoff als der badische und besonders als der elsässische, vornehmlich in den Urkantonen und in Bern. Aber der behagliche Ton sogar der politischen Reden zeigt, daß auch er das weiche Gemüt des Alemannen hat, worin jene Eigenschaften wurzeln. Auf einer weisen, besonnenen Politik der Übereinkünfte ruht das Gedeihen der Eidgenossenschaft, und nicht klein ist die Zahl schweizerischer Staatsmänner, denen Denkmäler mit derselben Aufschrift zu setzen wären wie dem trefflichen Kirsner. Übrigens konnte die hohe Gestalt dieses badischen Landtagspräsidenten mit der breiten Stirn und den freundlichen braunen Augen darunter und dem beredten Mund, von dem die Worte wohltuend wie mit leisem Gesang flossen, als der klassische Typus des alemannischen Stammes gelten.

In der badischen Geschichte treten uns diese Züge bei Fürsten und Staatsmännern in allen Generationen entgegen. Sie haben den Markgrafen Karl Friedrich, der später der erste Großherzog wurde, zum Liebling des Volkes gemacht, das ihn noch heute nicht vergessen hat. Sie waren dem Großherzog Leopold eigen, den man den Bürgerfreund nannte. Und wer fände sie nicht in der sympathischen Gestalt des regierenden Großherzogs Friedrich wieder? Wenn auch die Badenser, die mit ihrem Großherzog politisch

nicht im einzelnen übereinstimmen, mit Stolz auf ihn sehen, so ist darin das Gefühl bestimmend, in ihm den angesehensten und geschichtlich wirkungsvollsten Vertreter des badischen Wesens in diesem Jahrhundert zu haben. Er verkörpert schon in seinem edeln Äußern die milde billige Denkungsart, die der Badenser hochhält. Seine liebenswürdigen Formen im Verkehr mit Hoch und Niedrig und seine freundliche Nachgiebigkeit, die gepaart sind mit einem strengen Festhalten an politischen Grundsätzen von liberaler Färbung, machen ihn zum Ideal des badischen Politikers. Einem bayrischen Geschmack mag er nicht derb, einem preußischen nicht schroff genug erscheinen; für seine Untertanen ist er gerade so recht. Und er hat sie mit aller Milde fest gehalten auf dem Wege zur deutschen Einheit, auf dem er entschieden mehr Folgerichtigkeit bewiesen hat, als die große Mehrzahl dieser Untertanen, und größere Opfer gebracht hat, wie irgendein Einzelner unter ihnen. Man ahnt nur die Kämpfe, die ihn sein Rücktritt von der Stellung des obersten Kriegsherrn kostete, die von den Fürsten seines Ranges doch bis dahin als eine notwendige Folge der Landesherrschaft aufgefaßt wurde. Sachsen hat nach seiner Niederlage von 1866 nicht soviel verloren, wie Baden nach den Siegen von Straßburg und Belfort 1871 aufgegeben hat. Der König von Sachsen ist der Kriegsherr seiner Truppen, der Großherzog von Baden sieht neben sich einen preußischen General das vierzehnte Armeekorps kommandieren, das fast ganz aus badischen Truppen besteht. Man hat in den siebziger Jahren viel von den Schwierigkeiten erzählt, mit denen der Großherzog zu kämpfen hatte, bis sich die militärische Nebenregierung in seinem Lande in den immerhin noch halb selbständigen Organismus des badischen Landes eingefügt hatte. Die warmherzigen Badenser ahnten damals nicht, daß sie mit dem Übermaß des Dankes und des Preises für die angeblich abgewandte, in Wirklichkeit so nicht vorhanden gewesene Gefahr der Invasion des Menschenknäuels, genannt Bourbakische Armee, dem ehrgeizigen General Werder den Kopf verdrehten. Werder suchte sich an seiner Befehlshaberstelle in Karlsruhe für vermeintliche Zurücksetzungen gegenüber andern Helden des Krieges von 1870/71 schadlos zu halten, wodurch in der kritischsten Zeit die Stellung des Großherzogs recht schwierig wurde.

Aus solchen Schwierigkeiten, die sich natürlich auf allen Stufen wiederholt haben, ist in Baden doch niemals eine dauernde Verstimmung zwischen Einheimischen und „Preußen“ entstanden. Und das ist besonders lehrreich im Hinblick auf die elsässischen

Verhältnisse, wo gleiche Ursachen zu ganz andern Wirkungen geführt haben. Man sieht, wieviel gegenüber angeblich unausgleichbaren Unterschieden des Volkscharakters der aus der Erkenntnis der Notwendigkeit eines Zustandes geschöpfte einfache gute Wille vermag. Es sind in Baden seit dreißig Jahren Tausende von preußischen Offizieren und Postbeamten, Universitäts- und Gymnasialprofessoren angestellt worden, weitere Tausende von Norddeutschen sind eingewandert und haben sich z. B. in dem schönen Freiburg so dicht angesiedelt, daß sie viel von dem alemannischen Charakter der Dreisamstadt samt der alten Billigkeit und Anspruchslosigkeit verwischt haben. Nicht immer ist das Auftreten der Fremden gegenüber den Einheimischen geschickt und klug gewesen, aber diese haben sich dadurch nicht hindern lassen, sich den Norddeutschen gegenüber, sogar wenn sie aus dem äußersten Nordosten kamen, als Landsleute zu zeigen, d. h. das gemeinsame Deutsche in den Vordergrund zu stellen und die immer doch verhältnismäßig kleinen Stammesverschiedenheiten zurücktreten zu lassen. Das ist das Gegenteil von der elsässischen Methode. Hoch und Niedrig hat sich in Baden vor allem bereit gezeigt, das Gute anzuerkennen, das man der preußischen Führung auf dem militärischen Gebiete verdankt. Sogar der Vergleich zwischen der Behandlung der Untergebnen durch badische und preußische Offiziere fiel für den gemeinen Mann nicht immer zugunsten seiner Landsleute aus. Man konnte schon 1870 badische Soldaten die ruhigere Art des Verkehrs rühmen hören, die preußische Offiziere mit ihren Soldaten pflogen; ganz richtig führten sie sie auf die allgemeine Wehrpflicht zurück.

In weiten Kreisen wirkten noch die Erinnerungen an das Sturmjahr 1849, wo das Großherzogtum wie ein Wrack auf den wilden Wellen einer überreizten Volksstimmung trieb; die Armee und ein Teil des Beamtentums hatten damals einfach versagt. Daß solche Zustände gerade in einem Lande von der ausgesetzten Lage Badens nicht wiederkehren durften, darüber war man überall einig. Die Demokraten, die die traurigen Erinnerungen an 1848/49 höchst kurzsichtig als rühmliche hochhalten wollen, mußten zugeben, daß die preußische Schulung mindestens zweckmäßiger sei als die badische, wenn sie auch zum Teil trotz 1866 über den Zweck einer Armee eigne Ansichten hatten. Der Herrschaft der Liberalen und später Nationalliberalen in Baden mag man manche Vorwürfe machen, sie hat jedenfalls redlich an der Annäherung zwischen Badensern und Norddeutschen

gearbeitet. Nur die Kraft der nationalen Gesinnung, die sie mit Eifer nährten, hat so manche persönliche Verstimmung über Anmaßungen der norddeutschen Freunde überwinden lassen. Sogar die ultramontane Presse Badens, die eine kräftige, offne Sprache sehr liebt, läßt erkennen, daß Badens Lage ebenso wie die Gemütsart seiner Bewohner anders sind als die Bayerns. Der Ton des „Vaterlands" oder früher des „Volksboten" gegen Preußen ist hierzulande nie üblich geworden. Junge Heißsporne, die ihn anpflanzen wollten, mußten fühlen, daß auch in der politischen Polemik der fränkisch-alemannische Geschmack Maß und Grenzen liebt. Ihre Presse und ihre politischen Reden ließen den Widerwillen gewissermaßen nur durchscheinen, den ihnen die preußische Hegemonie erweckte. Wo sie sich einmal deutlicher äußerte, wie in der Frage der Besetzung des Freiburger Erzbischofstuhles oder gegenüber unglaublichen Berufungen an die Landeshochschulen oder in der Frage der Selbständigkeit der badischen Eisenbahnen, hat ihre Opposition nicht selten ins Schwarze getroffen und ihnen auch bei Solchen Beifall gewonnen, die ihren Bestrebungen sonst lau gegenüberstanden. Dabei hielten aber die engen Beziehungen zum rheinischen Katholizismus und durch diesen zum Zentrum doch die Verbindungen nach allen Seiten offen, und eine Abschließung wie im Elsaß kam hier niemand in den Sinn. Man kann sagen, in Baden haben Freund und Feind daran gearbeitet, das Land fester in das Reich einzufügen, zwar aus sehr verschiednen Gründen und mit einem sehr verschiednen Maß von gutem Willen, aber immer doch mit demselben Erfolge.

Wie anders das Elsaß. Baden und Elsaß zeigen ja auch, wie ihre Lage es selbstverständlich macht, in der politischen Entwicklung manche Ähnlichkeit. Vor allem gehört die Erstarkung des Katholizismus in Baden und im Elsaß zu den großen folgenreichen Veränderungen in Süddeutschland. Beide sind sich auch darin ähnlich, daß ihre protestantischen Minderheiten bis in die siebziger Jahre einen überwiegenden Einfluß auf die Politik ausgeübt hatten, bis sich die katholischen Mehrheiten auf ihre Macht besannen und eine Herrschaft brachen, die wie alle Partei-, Sekten- und Kliquenherrschaft zuletzt tyrannisch, kleinlich, ausschließlich, kurz unerträglich geworden war. In Baden hatte der liberale Rückschlag gegen das geistlose reaktionäre Regiment der Stengel und Genossen, das sich mit dem Konkordat unmöglich gemacht hatte, und der Schwung der nationalen Idee im Anfang der sechziger Jahre eine aus Protestanten, liberalen Katholiken und Juden

bestehende Kammer mit einer verschwindenden Minderheit von drei oder vier Ultramontanen zustande gebracht. Ich erinnere mich noch gut der Kammerverhandlungen, in denen der ultramontane Jakob Lindau aus Heidelberg, seines Zeichens Kleinkaufmann in Wolle und Baumwolle, wie ein Fels im Meere seiner Gegner aufragte, ein Hüne von Gestalt, ein Redner von Gottes Gnaden, der auch im bittersten Kampfe den pfälzischen Humor nicht verleugnete. Den liberalen Beamten und Professoren stand er als ein echter Volksmann gegenüber, der zuzeiten auch etwas Demagogie nicht verschmähte. Das rechtfertigt aber nicht, daß man ihn in der altkatholischen Bewegung, weil er den Kirchenschatz in sein Haus in Heidelberg gerettet hatte, um die Teilung zu verhindern, wie einen Dieb verurteilte. Das Gefängnis brach die Gesundheit des Mannes, dem in ruhigern Zeiten auch Feinde die Hand gereicht hatten.

Im Elsaß hatte das zweite Kaiserreich den liberalisierenden Protestantismus begünstigt, der durch seine schriftstellernden und wissenschaftlichen Talente, durch seine Beamten und nicht zuletzt durch seine Pariser Verbindungen einflußreich war — es war der unterelsässische und besonders der Straßburger Protestantismus Augsburgischen Bekenntnisses; die reformierte Insel von Mülhausen stand diesem fern. Ohnehin suchte das zweite Kaiserreich der von ihm selbst großgezognen Macht des Klerikalismus, als sie bedrohlich wurde, überall kleine Hindernisse entgegenzusetzen. Die Elsässer Katholiken hatten sich in den ruhigen Zeiten der fünfziger und der sechziger Jahre ähnlich wie die badischen darein gefunden, daß die Protestanten überall an der Spitze waren, so z. B. daß sie in der Verwaltung Straßburgs eine Art erblichen Vorrechts auf die ersten Stellen beanspruchten. Es schien ja die Stellung der Katholiken in dem katholischen Frankreich gesichert, wo das Departement des Niederrheins mit einem Drittel protestantischer Bevölkerung (jetzt 36 Prozent) überhaupt das protestantischste war. Der Übergang des Landes an Deutschland änderte plötzlich die Lage. Das Elsaß gehörte jetzt zu einem vorwiegend protestantischen Reiche, und seine Katholiken waren in der Minderheit. Zugleich fehlte die starke Hand des französischen Kaiserreichs, die auf ihnen gelastet hatte. Alles waren Gründe dafür, den elsässischen Katholizismus mobil zu machen. Vereine, Versammlungen, Zeitungen, Broschüren, Flugblätter: ein Leben wie nie zuvor. In kurzem waren die Verluste der Franzosenzeit ausgeglichen, die Abneigung im Volke gegen die neuen Herren und die Neigung derselben Herren,

dem Volke im Bunde mit einer Macht, wie die katholische Kirche sie bietet, entgegenzukommen, forderten diese zu einem Doppelspiel auf, das in meisterlicher Weise durchgeführt wurde.

Nur politische Träumer mochten diesseits oder jenseits der Vogesen an ein tiefes Mitgefühl der Kurie mit dem niedergeworfnen Frankreich glauben. Italienischen Politikern, wie sie im Vatikan sitzen, eine solche Sentimentalität zutrauen, ist eigentlich eine Beleidigung. Die Realpolitiker sagten sich, daß eine Verstärkung der deutschen Katholiken durch eine Million unzufriedne Elsässer und Lothringer in einer Zeit nicht unwillkommen sein konnte, wo sich in dem jungen Reiche der Kern eines weitverbreiteten Widerstands gegen die Konzilsbeschlüsse von 1870 zu entwickeln drohte. Mit dem Protest war den Politikern des Papsttums nicht geholfen, die klerikalen Abgeordneten des Reichslands nahmen also die neue Lehre insoweit an, als sie ihnen die Möglichkeit bot, an der Seite des Zentrums die deutsche Regierung im Reichstage zu bekämpfen. Und dieselbe Regierung sah dann im Elsaß einen Fortschritt in dem Beginn einer, wenn auch feindseligen, Teilnahme an den Geschäften und in der Aufgebung des ohnehin zweischneidigen Protestes. So hat sich zu derselben Zeit, wo in Baden die nationale Hochflut eintrat, im Elsaß die Erstarkung des katholischen Sonderbewußtseins unter den günstigsten Umständen vollzogen, und dieses Bewußtsein hatte große Schritte in der politischen Bahn gemacht, als es in Baden erst anfing, selbständig gehn zu lernen.

Es ist selbstverständlich, daß die Protestanten von Straßburg und Mülhausen und die nicht zu den Ultramontanen eingeschwornen Katholiken auch die konfessionellen Zwistigkeiten, die nicht fehlen konnten, der deutschen Verwaltung in die Schuhe schoben und sie verantwortlich machten für das greifbare Wachstum des klerikalen Einflusses in der Bevölkerung. In Kolmar habe ich bittere Vorwürfe gegen sie wegen der Zulassung eines Kapuzinerklosters, der Gründung oder Stiftung des Bischofs Räß, in Siegolsheim im Kaysersberger Tal vernommen mit dem auch sonst zu hörenden Kehrreim: Das hätten die Franzosen nicht erlaubt. Wenn es gilt, der deutschen Verwaltung etwas am Zeuge zu flicken, wissen die Elsässer nicht jenseits der Vogesengrenze Bescheid, sonst hätte ihnen der Stich ins Spanische nicht entgehn können, den Kirche und Schule in Frankreich unter der Republik angenommen haben. Übrigens hat ihn ein scharfblickender Geist, wie Taine, schon vor einem Menschenalter kommen

sehen.*) Das Elsaß wäre von dieser Bewegung nicht verschont geblieben; hatte sich doch sein Klerus am engsten mit Frankreich verbunden. Schon äußerlich genommen ist ja auch die letzte Uniform, die Frankreich im Reichslande zurückgelassen hat, die der katholischen Geistlichen. Man kann nicht leugnen, daß sie Eindruck macht. Sie spielt sich sehr auf. Wo sonst das bekannte Paar Gendarmen mit den quergesetzten Dreispitzen und dem gelben Lederwerk paradierte, zeigen sich heute auf jeder größern Station der lange bis zu den Knöcheln reichende schwarze Rock mit der schwarzseidnen Schärpe, der breitkrempige Seidenfilz und die schwarzen, weißberänderten Bäffchen. Eine präsentable Uniform, die sich sehr zur Koketterie eignet, auch zur politischen, und vor allem den Vorzug aller Uniformen hat, den Korpsgeist zu heben.

Wie bescheiden, bürgerlich-bäuerlich macht sich daneben das Auftreten der badischen Kleriker, die man in Röcken von jeder Länge und in Hüten von jeder Form, auch im Schlapphut des Kunstjüngers, einhergehn sieht. Darin spricht sich nicht eine andre Mode, sondern eine gänzlich verschiedne Stellung in der Gesellschaft aus, und diesem Unterschied entspricht am letzten Ende auch die verschiedne Art von politischer Stellung und Geltung der klerikalen Parteien rechts und links vom Rhein. In Baden haben wir eine Opposition wie andre auch, nur stärker und folgerichtiger, die „mit und gegen" für das Wohl des Heimatlandes arbeitet; im Reichsland verkörpert sie einen fremden Geist, der sich dem, den Deutschland dort anpflanzen will, gänzlich unverwandt fühlt. Die Bedeutung der Abneigung der oberelsässischen Industriellen oder der Straßburger Sozialdemokraten verschwindet vor der der Klerikalen, die in Frankreich das Vaterland ihrer kirchlichen und sozialen Ideale sehen. Wer nun glauben wollte, daß etwa die protestantischen Geistlichen des Unterelsaß durch eine entsprechende Anlehnung an Deutschland eine Art von Gegengewicht bilden müßten, der irrte sich. Wohl gibt es hier deutschgesinnte Männer, aber es ist in diesem Stande zugleich auch eine andre Art von Französelei heimisch: die Bewunderung der Re-

*) Man lese in Taines hinterlassenen Carnets de voyage, Notes sur la province 1863—65 (Paris, 1895) die Abschnitte über das in der Zeit der größten Blüte des zweiten Kaisertums schon bedrohlich gewordne Anwachsen des kirchlichen Einflusses auf den höhern Unterricht. Die Minister Napoleons erkannten die Gefahr, vermochten aber nichts gegen sie, weil ihr Herr vom Klerus nicht loskommen konnte, mit dessen Hilfe er Kaiser geworden war. Übrigens enthält das geistvolle Buch S. 147 und 332 interessante Schilderungen des damaligen Straßburg.

volution, die republikanische Gesinnung in der Art, wie sie im französischen Protestantismus ja immer Boden gefunden hat. Ich habe sie in unterelsässischen Pfarrhäusern fanatisch entwickelt gefunden.

Ist es bei so vielen Gegensätzen zu verwundern, wenn in den Schichten, wo die Menschen gewohnt sind und die Zeit dazu haben, ihre Ansicht zu „kultivieren" und zur Schau zu tragen, Elsässer und Deutsche wie Fluß und Nebenfluß nebeneinander in demselben Bette fließen, ohne sich zu mischen? Ein angesehener ruhiger Mann, Wirt und Bürgermeister in einem vielgenannten Städtchen des Oberelsaß, von der Nüchternheit der Lebensauffassung, die dort die Leute gern von sich rühmen, schilderte mir die Schwierigkeiten, die ihm als Wirt die Abneigung zwischen Deutschen und Elsässern gemacht habe. Es sei besser geworden im einzelnen, aber noch immer habe er das Gefühl, als ob sie sich den Rücken kehren möchten, wenn sie gezwungen sind, an demselben Tische zu sitzen. „Que voulez vous? Die Lüt möge sich halt nit, sie gfallen einander zu schlecht." Ja das Einandergefallen, darin liegt eben die Schwierigkeit. Auch Völker lieben und hassen, und die Politik irrt sich gründlich, die glaubt, dieses Imponderabile außer Rechnung lassen zu können. Es ist Tatsache, Elsässer und Altdeutsche fließen in den obern Schichten wie zwei Ströme nebeneinander, die sich nicht vermischen können. Die zahlreichen Verbindungen herüber und hinüber, die ein Vierteljahrhundert geschaffen hat, haben im einzelnen manches gebessert, diese Haupttatsache haben sie aber gar nicht berührt. Es ist eine beklagenswerte Schönfärberei, wenn deutsche Beamte bei allen Gelegenheiten die Gegensätze als ausgeglichen bezeichnen. Das nützt gar nichts. Eher schadet es unserm Ansehen, wie denn in diesem ganzen Verhältnis der Altdeutsche sich viel zu oft in die ungünstige Stellung bringt, daß er möchte, und daß der Elsässer nicht will. Außerdem leitet er Wasser auf des Gegners Mühle durch die große Beachtung, die er den kleinen und kleinlichen Gegnerschaften, Hänseleien und Schikanen schenkt. Wieviele Kindereien hat die reichsländische Polizei durch ihren Übereifer erst zu Staatsaktionen aufgebauscht!

Ich lege sonst kein großes Gewicht auf schweizerische Urteile über die Verhältnisse im Elsaß, denn wir sind ja den Schweizern unbequem, seitdem wir groß geworden sind, und am unbequemsten im Elsaß, wo wir auch alteidgenössischen Boden einverleibt haben. Aber ich mußte doch einem Basler Politiker Recht geben, der mir angesichts der Erinnerungen an die Selbständigkeit Mülhausens, die in dem Musée du vieux Mulhouse vereinigt sind, über den

Verfall Mülhausens, nicht der Stadt und der Geschäfte, sondern der leitenden Familien klagte. Er meinte, der Rückgang habe allerdings schon mitten in dem größten Gedeihen unter dem dritten Napoleon begonnen, als das Elsaß allen andern Teilen Frankreichs voran die Erwerbung materieller Güter der Pflege der Freiheit und Selbständigkeit vorangestellt habe. Aber auch Deutschland habe, ohne zu wollen, dazu beigetragen, indem es sich in eine Politik der kleinen, nervösen Maßregeln habe hineintreiben lassen, die nur dazu gedient hätten, daß Deutsche und Elsässer sich wechselseitig das Leben sauer machten, worüber sie beide größere Ziele verfehlten, die sie zu verfolgen meinten. Aus meiner Beobachtung oberelsässischen Lebens konnte ich hinzufügen, daß es jedenfalls die Elsässer sind, die dabei am meisten verloren haben. Die Auswanderung des intelligenten und tatkräftigen Nachwuchses, der sich nicht entschließen konnte, sich in die bestehenden Verhältnisse einzuleben und sich ihre Vorteile zu sichern, hat gerade in den Industriegebieten des Oberelsaß am meisten dazu beigetragen, daß der Einfluß des einheimischen Elements so ziemlich in allen Beziehungen gesunken ist. Scharfsehende Deutsche haben schon vor 1870 eine gewisse partikularistische Verengerung des elsässischen Gesichtskreises beobachtet. Bei Besuchen in der Weißenburger und Lauterburger Gegend kurz vor dem Kriege im Sommer 1870 gewann auch ich denselben Eindruck, der meinen pfälzischen Freunden längst vertraut war, daß über dem Unterelsaß eine verschlafne Spießbürgerstimmung schwebe. Es war ein Mißverhältnis zwischen dem ruhmredigen Sichbekennen zur großen Nation und dem sichtlichen Bestreben, hinter den Vogesen als Bürger des glänzendsten Großstaats ein behagliches Kleinstaatsdasein zu führen. Ganz unbegründet erschien uns damals schon die Überhebung, mit der diese Biedermeier auf die kleinstaatlichen deutschen Nachbarn hinabschauten. Nicht bloß die Badenser und die Pfälzer haben unter der Geringschätzung ihrer stammverwandten Nachbarn zu leiden gehabt, auch die Schweizer hatten sich über so manche Überhebung ihrer elsässischen Nachbarn zu beklagen.

Wie wenig gut es aber den Bewohnern dieser beiden östlichen Departements tat, daß sie ein anscheinend gedeihliches, weil von den Strömen der Zeit viel weniger bewegtes und bedrohtes Dasein führten, als die Nachbarn überm Rhein und jenseits des Jura, das wußten sie selbst nicht. Die gewaltigen Enttäuschungen der Jahre 1870/71 haben sie vorübergehend aufgerüttelt. Aber nur die einsichtigsten Elsässer vermögen sich zu der Erkenntnis

aufzuschwingen, daß ihre östlichen Nachbarn sie in vielen Beziehungen überholen. Es ist eine seltsame Verbindung von philisterhafter Selbsttäuschung und französischer Überhebung, die sie befangen macht. Dem unparteiischen Beobachter aber, der heute aus Baden oder aus der Pfalz oder von der Saar ins Elsaß kommt, ist es nicht zweifelhaft, daß dort drüben eine kräftigere Luft die Nerven stählt und die Augen heller macht. Ein bald dreißigjähriges Schmollen bedeutet eben einen gewaltigen Verlust an Schwung und Tatkraft. Die männlichen Eigenschaften gehn unter weibischer Empfindlichkeit und Launenhaftigkeit unter. An die Stelle der offnen Aussprache tritt der Klatsch. Man stichelt auf die Plumpheit, Geschmacklosigkeit, Rauheit der deutschen Sitten und übersieht dabei das wesentlichste, daß wir als das männlichere, durch Selbstzucht kräftigere, mit ernsten Aufgaben beschäftigte Volk dem verweichlichten, eines klaren Blickes in seine Zukunft baren Volke gegenübertreten.

Ein gebildeter Bürger im Unterelsaß zeichnete, ohne es zu wissen, sich und seine Landsleute, indem er von den Franzosen mit feiner Beobachtung sagte: „Der Franzos isch darin komisch, er isch zu ängstlich. Beim kleinste obstacle, das er uf seim Wäg findt, retiriert er. Der Dütsche goht par force drüber weg. C'est la raison: der Edmond About us Paris verkauft sein Ferme unterm Preis und goht hinter die Vogese zruck." Der leise Tadel war mir ebenso interessant in diesen Sätzen wie die Sympathie des stark fühlenden Mannes für den schwachen. Viele Elsässer schätzten eben an den Franzosen gerade eine Art von Schlaffheit, die die Dinge gehn läßt, wie sie gehn, das gerade Gegenteil der preußischen Schroffheit und Rastlosigkeit. Es lebte sich so leicht damit. Jetzt hoffen sie sich in einem reichsländischen Sonderdasein etwas von diesem Stillleben zu erhalten, und der Ruf: Das Elsaß den Elsässern! hat bei der Masse keinen edlern Sinn. Aber die Regierenden in Straßburg werden hoffentlich nach so vielen Enttäuschungen einsehen, daß das ein ganz andrer Partikularismus wäre als der, dem wir sonst in Deutschland geneigt sind, ein Daseinsrecht zuzugestehn, und dessen sich einst auch unsre Landsleute zwischen Rhein und Vogesen erfreuen mögen.



Briefe eines Zurückgekehrten



1

Ich habe gelernt, was Heimat heißt, und darin einen Schatz gefunden, der mich reich macht, und in dessen Besitz ich nie wieder arm werden kann. Ich könnte Amerika, und besonders einen westlichen Staat der Union, dessen Name nichts zur Sache tut, fast ebensogut mein Vaterland nennen wie Europa und besonders einen gewissen südlichen Staat Deutschlands, wenn ich nämlich nach der Zahl der Jahre rechnete, die ich in beiden gelebt habe. Aber solange ich drüben war, habe ich mit sehnsüchtigem Herzen an dem Lande, an dem Dorfe, an der Hütte der Heimat gehangen. Den Tag über übertäubte die Aufregung des kämpfenden Lebens jeden Gedanken, der nicht den nächsten oft drängenden Aufgaben gewidmet war, aber die Nacht, die alle Entfernungen auslöscht, führte meine Seele in die Heimat zurück. Wer dieses doppelgeleisige Leben nicht kennt, kann sich keine Vorstellung von der beständigen Paarung und Durchkreuzung der Gedanken von hier und von dort machen. Der Hudson und der Rhein, die White Mountains und der Schwarzwald, das Felsengebirge und die Alpen, die Legislatur und der Landtag, der Kongreß und der Reichstag, der Präsident und der Kaiser, und so weiter bis zur Scharlacheiche und Steineiche, zur Catawbatraube und zum Riesling, und hinunter bis zum Bier von Milwaukee und von München: dieses gedoppelte Denken, das ewig nebeneinanderstellt und =drängt und vergleicht, muß natürlich auf einer Seite endlich ein Minus finden. Die Mehrzahl wird von der bunten Gegenwart besiegt, die Erinnerungen verblassen, sie sind endlich nur noch der fast unwirklich blauende Hintergrund für die Szenen von heute und gestern. Die Minderzahl kämpft die Stärke der frischen Eindrücke nieder und läßt sie gar nicht bis an die Erinnerungen herankommen, die an geschützter Stelle weitergrünen; aber sie trägt Wunden von diesem Kampfe, die nur der Tod

oder die Heimkehr heilen. Sie mögen äußerlich noch so frisch erscheinen, es sind im Grunde leidende Menschen, die mit ihren Erinnerungen nicht fertig werden können. Es entstehn in ihrem Gehirn die seltsamst gewundnen Gedankenwege, die alle an bestimmten kleinen Punkten enden, die die größte Ähnlichkeit mit dem haben müssen, was man fixe Ideen nennt. An diesen Punkten erheben sich nicht so ausschließlich, wie uns die Bücher glauben machen wollen, Gräber der Liebe, Rasenbänke mit verliebten Erinnerungen, uralte Bäume der Kindheit und dergleichen; ich habe Männer gekannt, deren Erinnerungen um eine kleine Weinschenke (die man dort Beisel nennt) in Lerchenfeld und wieder um einen bestimmten Winkel in dem kleinen hölzernen Raum eines Gastzimmers schwebten wie Schatten, die an einen Ort gebannt sind, an den sie immer zurückkehren müssen, und andre, die heimwehkrank waren an der Erinnerung an die Durlacher Kirchweih. Mein Beruf brachte mich einmal mit drei Pfälzer Deserteuren von demselben Regiment zusammen, die sich mit leuchtenden Augen von ihren Erinnerungen an die alte Kaserne, sogar an ihren Gefängnisraum, worin sie öfters gesessen hatten, unterhielten. Ich bin überzeugt, daß sie gern in ihr „Kaschoh," wie sie es mit heimischem Klange nannten, zurückgekehrt wären, wenn sie sich damit die Rückkehr überhaupt hätten erkaufen können. Für solche Leute ist der größte Festtag des Jahres die Nachahmung einer heimischen Gewohnheit, so wie die Bayern ihre „Wiesn," eine enge Erinnerung an die Münchner Theresienwiese beim Oktoberfest, und die Schwaben ihr Cannstatter Volksfest in Newyork haben. Man muß den Zug der deutschen Vereine beim Deutschentag in Chicago 1893 gesehen haben, damit man dieses Hängen an den kleinen Besonderheiten der kleinsten Landschaften und Bezirke versteht: es kommt aus derselben Wurzel wie das Gesündeste an dem alten politischen Partikularismus, und man hatte ja gerade dort die Empfindung, daß die Liebe zum Vaterlande leicht durch die Liebe zu den Vaterländern verdunkelt werden könnte. Ich zweifle, ob dem großen Vaterlande mit gleicher Freude das wiederkehrende Opfer tagelanger Reisen nach einem zentralen Versammlungsort gebracht würde, das gewisse alte Korpsstudenten hier in Amerika alljährlich auf dem Altar ihrer Universitätserinnerungen niederlegen.

Es liegt da eine deutsche Besonderheit vor, die zu der oft besprochnen politischen Ausstattung unsers Volkes gehört. Der Ire, der ja so ziemlich überall in Amerika gleich neben dem

Deutschen kommt, folgt en masse seiner grünen Fahne, die sich am St. Patrickstage sogar den Ehrenplatz auf den Flaggenstangen der ersten Regierungsgebäude einzelner Staaten erobert. Die Franzosen, zu wenig zahlreich, daß sie als Menge wirken könnten, hängen bekanntlich mit einer leidenschaftlichen, geradezu krankmachenden Sehnsucht an der Heimat. Das berühmte Schweizerheimweh ist nichts im Vergleich mit dieser Sehnsucht, die dem, den sie befällt, die Lebenslust aussaugt und den Willen welken macht. Selbstmorde aus Verzweiflung an der Fremde, die ihnen nicht erlauben will, in die schöne Heimat zurückzukehren, sind bei Franzosen häufiger als bei jeder andern Nation. Als ich in einem kleinen Gasthaus eines verfallnen Nestes in den Dünen des Stillen Ozeans lebte — es war eine Oase von Behagen inmitten von Öde und Armut —, trat der Wirt, ein kleiner Franzose, am ersten Vormittag mit zwei Schnapsgläsern und einer Flasche Mezcalbranntwein auf gläsernem Brett in mein Zimmer und bat mich, ein Gläschen mit mir trinken zu dürfen. Er plauderte eine Viertelstunde und zog sich dann mit der feinen Höflichkeit zurück, die dem weichen, nur allzu weichen Gemüt des Franzosen entstammt, weshalb sie auch an keine Stufe von Bildung oder gar Besitz gebunden ist. Die kurzen Sitzungen wiederholten sich jeden Tag. Der Mann erzählte mir aus seinem Leben und dem Leben seiner Gefährten; alles, was er erzählte, endete unglücklich, kaum einem Franzosen war es in diesem Staate gelungen, sein Leben „zu machen,“ und viele hatten mit Selbstmord geendet. Jetzt stand er allein im Kampf ums Brot, und was für ihn mehr war, im Kampf um ein anständiges Leben, mit Italienern, deren Wettbewerb ihn hart bedrängte. Ich war noch nicht vier Wochen wieder in meine Stadt zurückgekehrt, als ich die Nachricht erhielt, daß mein französischer Gastfreund sich erhängt habe. Und diese Nachricht lief bei mir an demselben Tage ein, an dem die Washingtoner Zeitungen den Selbstmord des französischen Botschafters bei der Regierung der Vereinigten Staaten meldeten.

So verzehrt von Heimatsehnsucht wie Franzosen, und so leidenschaftlich die Heimat umfassend wie Iren habe ich Deutsche selten gefunden, fast nie. Der Deutsche läßt sich selten von einer Empfindung ganz erfassen, er brennt selten lichterloh, er hat immer einen Vorrat von abkühlenden Reflexionen, mit denen er unzeitgemäße Entflammungen zu löschen weiß. Es sind darunter Eigenschaften, die ich nicht lieben und nicht loben kann, und die

ich übrigens jetzt auch nicht auseinanderfasern möchte. Es sind darunter auch Eigenschaften von der größten Bedeutung für Deutschland und für andre Länder. Im Deutschen lebt eine erstaunlich starke Teilnahme für Dinge, Menschen, Vorgänge um ihn her. Es kostet ihn gar nichts, jeden Augenblick so objektiv zu werden, daß er mit dem, was ihn gerade fesselt, völlig verschmilzt. Daher seine Wanderlust, seine Forschbegier, sein Grübeln und sein Verbohren, seine Einwurzelung im fremdesten Boden. Darum ist er ja der geborne Kolonist, der den Russen Sibirien, den Amerikanern Amerika, den Holländern Indien uneigennützig erwerben hilft. Etwas hat das neue Reich daran geändert. Ich merke es an der jungen Generation der Landsleute, daß ihr Blut in vollern Wellen durch die Adern pulst und nicht mehr so dünn wie früher, wo es viel Raum für die Transfusion fremdester Säfte ließ. Ich sehe in den letzten dreißig Jahren nicht mehr soviel grüne blühende Schosse des alten Patriotismus abwelken, die nicht weiterleben konnten, weil sie dem Kirchturm-, Hütten-, Gräber-, Kneipenpatriotismus entsprungen waren, der nur in einer ganz engen Atmosphäre gedeiht. Diese hat aber nie auf die Dauer unserm atlantischen Sturmklima standgehalten. Es ist ein großer Fortschritt, daß sich der überseeische Deutsche in die Vorstellung einlebt, Deutschland sei so gut wie England kraft seiner Lebensinteressen überall auf der Welt, wo Deutsche leben. Wo der Deutsche seinem alten Lande die Lösung weltpolitischer Aufgaben zutraut, hat seine Vereinzelung aufgehört, und sein Nationalgefühl ist nicht mehr ein Pflänzchen unter Glas, das mit kleinlicher Sorge mühsam und unter Aufwand vielen Biers gehegt werden muß.

Warum sollten wir es nicht offen bekennen, daß die große Mehrzahl der Deutschen in den Vereinigten Staaten im Grunde nie so recht an ihre volle politische Gleichberechtigung mit den Anglokelten geglaubt, sie nicht mit dem Feuer herzlicher Überzeugung angestrebt hat? Sie sind politisch anders angelegt, können politisch nicht dasselbe und mit denselben Mitteln wollen. Sogar ein Karl Schurz, als Redner bewundert und bewundernswert, ist nicht ganz der Politiker, wie er für Amerika sein müßte. Man müßte den Deutschen viel gründlicher ausgezogen haben, daß man ganz sicher im Tritt mit den Amerikanern zu marschieren vermöchte. Das gelingt nur den Deutschen der dritten und der vierten Generation, an denen dann leider nur noch der Name deutsch ist, der Name Astor, Kautz, Havemeyer und so weiter. Es hängt

mit ganz guten Elementen des deutschen Charakters zusammen, daß wir keine lebhaften Bewundrer der Politik als Handwerk sind und demgemäß in der handwerksmäßigen Politik, wie sie in den parlamentarischen Staaten West- und Mitteleuropas betrieben wird, übrigens auch in der lebhaftern, gewalttätigern und spannendern Innenpolitik der Vereinigten Staaten, keine großen Anstrengungen machen. Diese Politik ist zu dilettantisch, zu phrasenhaft, als daß dem ehrlichen Deutschen so recht wohl in dem rasselnden Betrieb dieser Mühle werden könnte, von der man Mirza Schaffys Wort gebrauchen möchte: Das Klappern der Räder höre ich wohl, aber ich sehe kein Mehl. Der Deutsche hat Interesse für die lokale Politik der Gemeinde, des Bezirks, des kleinen Staats, wo er die Verhältnisse kennt und überschaut; hier entwickelt er sogar manchmal eine unverhältnismäßig große Leidenschaft, die höherer Siegespreise würdig wäre. Aber den Blick fürs Große des Staates glaubt er seinen Staatsmännern, seinen erprobten Beamten überlassen zu können. Diese bequeme Auffassung führt jedoch zu übeln Ausgängen. Deswegen vertritt der minder gebildete Irländer den gebildeten Deutschen in den Legislaturen der Vereinigten Staaten, und wenn je ein Deutscher, wie Karl Schurz, mit in den Vordergrund tritt, sind seine Landsleute unter denen, die ihn schmähen und nicht verstehn wollen. Darum vertritt eben der Magyar im Pester Reichstag die Millionen von Deutschen des Banats, Westungarns und der Zips. Auch in Preußen, wo zweifellos das Staatsbewußtsein der Deutschen eine höhere Stufe erstiegen hat als je vorher im ganzen Verlauf ihrer Geschichte, ist man den Polen, den Litauern gegenüber sehr rücksichtsvoll verfahren. Man ist nur mit Anforderungen der Kultur, nicht der Politik an sie herangetreten. Die Masuren, die Litauer, die protestantischen Polen Schlesiens haben sich zu einem guten Teil selbst germanisiert. Auf die preußische Germanisation hätten sie lange warten können.

Laß mich zur Gegenwart zurückkehren und entschuldige, wenn ich hier von Dingen geredet habe, die ich vielleicht in einigen Monaten anders, wenn auch vielleicht nicht besser verstehn werde. Die Gedanken fliegen voraus wie die Seevögel, die mit ihren langen weißen Sichelschwingen den Schaum der Wellenkämme aufflattern machen. Gestern versank die atlantische Küste Nordamerikas. Nun noch eine Woche Wasser und Himmel, und eine andre Küste wird auftauchen. Ihre ferne flache Linie wird uns dann gerade so fremd vorkommen wie die so wohlbekannte amerikanische,

die schon im Nebel entschwindet. Was sind denn diese Linien überhaupt anders als schattenhafte Ausdrücke für den allgemeinen Begriff „Land“? Kein Haus, kein Baum, kein Tier, nur ein welliger graulicher Saum am Horizont. Es ist wie eben geborenes Land, das gerade hervortaucht, noch feucht, wie es im Schoß des Meeres lag, von unbestimmten Umrissen, noch nicht aus- und durchgebildet. Was daraus zu uns spricht, das ist von uns erst hineingelegt worden. Es ist nicht Amerika und nicht Europa, es ist Land überhaupt. Genau so war das Land lange, ehe menschliche Augen es erblickten. Es ist in seiner Wesenlosigkeit eines der ältesten Landschaftsbilder überhaupt. Nur das Meer selbst ist noch älter, die Urmutter der Erde und des Lebens. Darum verlange auch niemand vom Meere die Schönheit der Wiese oder des Waldes. Das Meer ist eine große, stille Quelle, aber was sie ununterbrochen ergießt, das sieht nur ein geistiges Auge. Das Meer ist ein gewaltiges Gefäß voll Möglichkeiten, aber was sich daraus verwirklicht hat und verwirklichen wird, sieht wieder nur ein geistiges Auge. Das Meer ist ein riesiges Grab, worin Millionen Generationen ruhen, aber nur Lot und Fangnetz dringen in seine Tiefe. Das Meer ist eine gewaltige Kraft, von deren Größe Sturm und Brandungswelle nur eine Ahnung geben. Das durchsichtige Grün des Wellengipfels, die Ringe der Schaumstreifen, das nächtliche Leuchten in der Kielfurche, das alles ist nur ein Träumen von der Wirklichkeit dieses gewaltigen, ewig an die Erde gefesselten, sich ewig aufbäumenden Riesen.

Ich las vor einiger Zeit in Darwins „Reise um die Welt“ kleinliche Bemerkungen über den Eindruck der Meeresbilder: „Und welches sind die so gerühmten Herrlichkeiten des unendlichen Ozeans? Eine langweilige Öde, eine Wasserwüste, wie der Araber ihn nennt. Es gibt allerdings einige entzückende Szenen. Eine Mondnacht mit dem klaren Himmel und dem dunkel glitzernden Meere, und die weißen Segel mit der weichen Luft eines sanft wehenden Passatwindes gefüllt; eine Windstille, wo sich nur die spiegelglatte Oberfläche des Meeres sanft wallend hebt, und alles still ist mit Ausnahme des gelegentlichen Flatterns der Segel. Wohl ist es schön, einmal einen Sturm zu sehen, wie er sich am Horizont erhebt und mit Wut daher kommt, oder den heftigen Orkan mit den berghohen Wogen. Aber ich bekenne, daß meine Einbildung mir etwas Großartigeres, etwas Schrecklicheres in dem Anblick eines rechten Sturmes vorspiegelte. Es ist ein unvergleichlich schöneres Schauspiel, wenn man ihn am Lande sieht,

wo das Schwanken der Bäume, der wilde Flug der Vögel, die schwarzen Schatten und die hellen Lichter, das Rauschen der Ströme den Kampf der entfesselten Elemente verkünden." Alle Achtung vor Darwins Geist; aber dieser Satz würde jederzeit hinreichen, zu beweisen, daß man ein großer Geist und eine enge Seele sein kann. In diesem Anspruch gegenüber dem Meere, daß es nicht so sein solle, wie es ist, liegt dieselbe Beschränktheit, die den Kampf um Nahrung zur Triebkraft der Schöpfung alles Lebens machen wollte. Darwin war eine merkwürdige Mischung von Genie und Philister. Schon sein umständlicher Stil ist mir auf die Dauer zuwider. Schade, daß gerade deutsche Gelehrte hohen Ranges zuerst und zumeist vor Darwin auf den Knien gelegen haben, der sicherlich die Bewunderung nicht voll verdient hat, die ihm noch heute von vielen gezollt wird, immer noch mehr im Auslande als in England und Amerika. Gerade über diese Proskynesis wäre manches zu sagen. Ich fürchte, es wird sich noch mehr Gelegenheit dazu geben, als mir lieb ist.

Ein Ozeandampfer von zehntausend Tonnen, der im Nebel mit fast ungeminderter Geschwindigkeit seinen Weg durch pfadlose Meere macht, ist mir immer ein viel überzeugenderer Ausdruck für das gewesen, was man Fortschritt der Wissenschaft nennt, als die plumpe Hypothese vom „Überleben des Passendsten im Kampf ums Dasein." Die Schiffskonstruktion, der Chronometer, der Kompaß, die Seekarten, und was sonst dazu nötig ist, sind Triumphe des menschlichen Geistes. Aber noch immer gibt es Unberechenbarkeiten. Hörte man nicht eben den Gang des Schiffes sich verlangsamen? Warum das? Einigen fährt schon ein Schrecken in die Glieder. Gemach. Du fühlst den kalten Hauch, der uns entgegenweht. In wenig Minuten wird der Offizier, der ohne Unterlaß die Temperaturen der ins Meer hineingesenkten Thermometer abliest, die Nähe des Gefrierpunkts zu notieren haben. Eisberge müssen nahe sein, oder mindestens Treibeismassen, groß genug, daß sie viel Abkühlung bringen. Diesesmal scheinen sie nicht auftauchen zu wollen die geheimnisvollen schneeweißen Schlösser, Mauern, Gebirgsketten, Klippen mit den grünlich leuchtenden Linien ihrer Spalten, Täler, Friese und Pilaster. Der Nebel will sich heben, die Nebelfrauen fangen an mit langen Gewändern und fliegenden Bändern über den Wellen zu tanzen, ein gebieterisch geradliniger Sonnenlichtreflex durchzuckt schwertgleich das Gewölk und legt sich breit auf das Meer, wo sich sein Licht in tausend Funken auflöst. Die Gefahr

einer Eisbewegung ist beschworen. Wir werden Muße haben, uns mit den Menschen bekannt zu machen, die sich dieser Planke oder vielmehr dieser Stahlröhre anvertraut haben.

2

Eine Dampferfahrt von ein paar Tagen gibt ausgezeichnete Gelegenheiten zu vergleichenden Völkerstudien. Der seltsame Zustand einer im Bauche einer großen Stahlhülse ins weite Meer hinausschwimmenden Menge von Menschen jedes Alters, Berufs und Herkommens bringt merkwürdige Schichtungen und Gruppierungen hervor. Anziehungen und Abstoßungen bewegen die einen zu- und voneinander. Andre verhalten sich vollkommen gleichgiltig und sinken wie unlösliche Körper, die sich aus einer Flüssigkeit aussondern, langsam in stillere Tiefen. In der ursprünglich von gleichen Gefühlen und Interessen getriebnen Reisegesellschaft vollziehn sich sehr bald Sonderungen. Kaum haben sie die Mühe der Einpassung in das enge Gehäuse hinter sich, so vergessen viele vollständig ihren vorherigen Zustand. Man merkt, die Menschen wollen auch aus dieser Gegenwart alles machen, was gemacht werden kann. Wohl sieht man hier Augen, die keine Träne mehr haben, mit angstvoller Sehnsucht den letzten Schimmer des Landes festhalten, von dem wir uns mit Sturmeseile entfernen. Aber gleich daneben fordern andre voll Eifer den fehlenden Mann für eine Skatpartie. Das immer wieder versuchte Experiment wird auch diesesmal gemacht, durch einen Unterzeichnungsbogen, Musik und Deklamationskränzchen und Unterhaltungszirkel mit bestimmtem Programm für zehn Tage ins Leben zu rufen. Doch beteiligt sich kaum jemand daran. Natürlich, denn die Mehrzahl der Reisenden sind Deutsche, die Zwang und System besonders aus der Unterhaltung verbannt sehen wollen. Ich habe auf Schiffen, wo das englische Element überwog, diese Einrichtung mit Erfolg anwenden sehen. Was man dort nicht sieht, hat sich dagegen bei uns schon organisiert: eine große Kneiperei nach allen Regeln der Kunst. Nach amerikanisch-geschmackloser Sitte traktiert sich eine Gesellschaft von Deutsch-Amerikanern gegenseitig mit Milwaukeebier, dessen Vorzüge vor dem bayrischen man laut preisen hört. Es sind Leute aus allen Teilen der Union, die sich großenteils vorher nicht gekannt haben. Geschäfts- und Geselligkeitstriebe machen, daß sie wie Öl zusammenrinnen. Einzelne davon kannte ich sonst als vor-

treffliche Menschen; als Gruppe, die sich durch Trinken, Rauchen und lautes Reden in ein Vergnügen hineinsteigert, das für alle Nebenmenschen lästig ist, ist mir diese Art zuwider.

Wie sich diese Leute, denen es drüben offenbar „geglückt" ist, schnell vereinigen, das erinnert mich an die Vereinsgründung, die zwei schiffbrüchige Deutsche auf einer einsamen Insel in dem Augenblick vollziehn, der sie zuerst zusammenführt. Man kann sicher sein, daß in wenig Tagen die neuen Freunde einander nicht mehr ausstehn können. Sobald einmal die Oberfläche abgegrast ist, stoßen sie auf eine Menge von Unvereinbarkeiten. Es fehlt ihnen eben jede Gemeinsamkeit der Bildungsgrundlagen und vor allem ein ausreichender Gemeinbesitz von gesellschaftlichen Formen. Sie fordern in dieser Beziehung unglaublich wenig voneinander. Durch diese Genügsamkeit erniedrigen sie aber überall, wo sie hinkommen, das gesellschaftliche Niveau. Leider tragen sie ihren Bier- und Zigarrendunst, ihr Lärmen und Gläserklingen überall mit sich. Duldet man sie und ihre Atmosphäre nicht in der Oberwelt, so steigen sie in die Unterwelt hinab. In einem amerikanischen Bahnzug findet man sie dann bei Negern und Irländern im Smoking Car, und im Hotel vertagen sie sich ins Kutscherzimmer. Mehr, als man glaubt, schadet der Deutsche mit diesen Gebräuchen seiner gesellschaftlichen Stellung. Ins Politische übertragen bedeuten diese Neigungen die rücksichtslose Anfechtung der Gesetze zum Schutz der Sonntagsstille und aller Mäßigkeitsbestrebungen, das dem Ansehen der Deutschen in Amerika die schwersten Wunden geschlagen hat. Sie mögen in sehr vielen Beziehungen Recht haben und ihren Gebrauch geistiger Getränke dem Mißbrauch, den die Anglokelten damit treiben, mit voller Begründung entgegenstellen. Der freie Bierausschank und die Bierfiedelei in Sommergärten sind aber nun einmal keine politischen Programme für ein großes Volk. Die hervorragende Stellung der Bierbrauer und der Bierwirte in den politischen Gruppen der Deutschamerikaner hat dazu beigetragen, daß höhere nationale Bildungsbestrebungen bei den deutschamerikanischen Politikern so selten eine warme Unterstützung gefunden haben. Sie sind mit Feuer gegen jede Beschränkung der Trinkfreiheit vorgegangen, aber der Bewegung für Volksbibliotheken stehn viele Deutsche teilnahmlos gegenüber.

Das Bedürfnis des „Anschlusses" ist bei Deutschen immer stärker als bei andern Völkern. Ich meine beim Durchschnitt. Hochgebildete Deutsche bewegen sich geradeso wie andre um ihren

eignen Mittelpunkt und sind sich so lange selbst genug, als sie nicht einen andern Fixstern finden, mit dem sie sich zum Doppelstern verbinden. Es ist aber das Eigentümliche, daß der Engländer ein tieferes Beruhen in sich selbst auch dann zeigt, wenn er keinen geistigen Schwerpunkt hat, vielmehr eine taube Nuß ist. Ist es Naturell? Ist es praktische Lebensweisheit? Wohl beides: die Weisheit wächst aus der Naturanlage heraus; sie hat sich einmal die Regel gebildet, jede Lebenslage kühl zu überschauen und sich die Frage vorzulegen: Wie paßt du da hinein? Und die befolgt sie nun wie ein Naturgesetz instinktiv. Der Deutsche ist beweglicher, läßt sich leichter anziehn, folgt einem oberflächlichen Unterhaltungsbedürfnis und fühlt sich sehr häufig ebenso rasch abgestoßen, wie er sich vorher anziehn ließ. Ein gutes Teil des Streites und Haders in großen und kleinen deutschen Gemeinschaften kann man darauf zurückführen, daß die Persönlichkeiten nicht hinreichend scharf abgegrenzt sind, nicht genau genug wissen und rasch genug entscheiden, was sie wollen und sollen, weshalb sie aus Übereinstimmung oder aus Widerspruch wechselseitig viel zu viel in ihre Sphären hinübergreifen. Daher die endlosen Reibungen. Ein Halbdeutscher russischer Abkunft, der die Dinge in einer kleinen Hafenstadt Guatemalas halbneutral viele Jahre beobachtet hatte, sagte mir einmal das treffende Wort: Wir streiten uns gerade so, als ob wir alle Mieter enger Wohnungen in einer einzigen Berliner Mietkaserne wären, und doch könnte hier jeder unter seinen eignen Palmen und zwischen seinen blühenden Kaffeehecken so friedlich leben. Ich bin immer überzeugt gewesen, daß ein großer Teil der deutschen Vereinsmeierei zuletzt in dem Bedürfnis wurzelt, in die einander wirr durchkreuzenden Anziehungen und Abstoßungen eine gesetzliche Ordnung zu bringen. In den Vereinen platzen sie zwar erst recht aufeinander, aber da sind dann die Statuten, die Gewohnheit und — das Vereinsvermögen die Anker, um die das wracke Schifflein schwingt. Die Pflanze entwickelt ein silbernes Haarkleid, um sich gegen Vertrocknung zu schützen, die Schildkröte baut sich ihr knöchernes Haus und belegt es mit herrlichen Hornplatten, um gegen Stöße geschützt zu sein, der Deutsche schafft sich seine Vereine, die er mit Wappen, Siegel und Fahnen ausstattet, um sich selbst vor seinem Eigen- und Sonderwillen zu schützen.

Die Franzosen, viel weichere Naturen als Deutsche und Angelsachsen, vereinigen sich als Einzelne leicht, verschmelzen

gleichsam, fühlen aber nicht das Bedürfnis der Organisation, wenn es nicht die vorübergehende einer Geselligkeit ist, in der sie glänzen können. Dazu trägt auch die viel mächtigere Anziehung bei, die auf sie das Weib ausübt. Deshalb sehen wir sogar im französischen Studentenleben die Verbindungen und Vereinigungen Gleichstrebender zurücktreten, die jede deutsche Universität zu einem Wald von parkartigem Wachstum machen, zu einer fröhlichen Anlage, in der zahllose kleine und große Gruppen bunt nebeneinander auf demselben grünen Boden in die Höhe streben oder auch in die Breite gehn. Dem Deutschen steht in dieser Beziehung der Skandinavier am nächsten; diesem haben Charakter und Gewohnheiten besonders im Nordwesten: Wisconsin, Minnesota, Dakota einen merkwürdigen Übergangsplatz zwischen Deutschen und Engländern angewiesen. Das gemeinsame Luthertum trägt dazu etwas bei. Aber nur etwas. Der Hauptgrund liegt in einer gewissen Sympathie der Volksseele, besonders zwischen Deutschen und Schweden, die beide das Leben leicht nehmen.

Unsre Landsleute sehen oft mitleidig auf die Amerikaner hinab, die an Nervosität, Dyspepsie und andern Folgen der Überarbeit und unvernünftigen Lebensweise leiden. Gewiß, der Amerikaner ist oft verschlossen, „spinnt" und ist dann kein guter Gesellschafter. Aber was bedeutet das für das Volk? Was ein Volk aus seiner Gegenwart gewinnen kann und was nicht, darin liegt für mich ein großer weltgeschichtlicher Unterschied. So wie es Einzelne gibt, die sich aus jeder Lebenslage ein weiches Bett zu bereiten wissen, während andre unter allen Umständen hart liegen, schwer träumen und verdrossen aufstehn, um ihr Lager besser zu machen, bis es ganz gut ist, so ist es auch mit den Völkern. Es ist die alte Beobachtung, für die Shakespeares Cäsar die allgiltige Form gefunden hat:

> Let me have men about me that are fat;
> Sleek-headed men, and such as sleep o'nights.
> Yond Cassius has a lean and hungry look;
> He thinks too much: such men are dangerous.

Wären die Russen eine so leicht zu regierende, so leicht bis in den Tod zu führende Masse, wenn nicht ihr „Allmenschtum," das uns verschwommen vorkommt, sie molluskenhaft anpassungsfähig machte? Auch die Deutschen erkauften jahrhundertelang individuelles Behagen mit Knechtung. Kein politisch Lied

durfte die Ruhe des Spießbürgers stören, man überließ die Leitung den Obern, zur Not den Fremden und kümmerte sich um das Geschäft und das Vergnügen. Es steckt darin mehr, als wir glauben, von der verderblichen Apathie der Franzosen, die sich heute dem Konvent und morgen der Militärdiktatur beugen und dabei immer den unternehmenden Einzelnen abwarten, sei es nun Cäsar oder Brutus, der sie retten soll. Die Deutschen haben noch keine Veranlassung, auf diese Eigenschaft ihrer Nachbarn so hoch hinabzusehen. Was sie in großen Zeiten gerettet hat, war nicht die Leistung vieler Einzelnen, sondern die übermenschliche Anstrengung einzelner großer Menschen, von denen das deutsche Volk nach langer Dürre seit Stein und Blücher allerdings eine überraschende Anzahl geboren hat, und die Bereitwilligkeit, mit der man diesen Leitern folgte.

Ich finde die deutsche Geselligkeit schöner als jede andre, ich teile sie mit Freuden, auch auf der Bierbank, soweit sie Geister belebt und die Herzen öffnet. Aber ich fürchte sie als Gleichmacherin nach unten hin, als Abstumpferin der heilsamen Selbständigkeit der Einzelnen, als eine Verführerin, die uns arm an eigentümlichen, starken Individualitäten in einem Augenblicke macht, wo wir nicht reich genug daran sein können. Vielleicht ist es undankbar, dieses Urteil in einem Augenblicke niederzuschreiben, wo ich noch unter dem Eindrucke der schönen Abende stehe, die ich in der kleinen Kabine des Schiffsarztes im Kreise lieber Landsleute verlebt habe. Aber gerade von ähnlichen Abenden nach grauen, einförmigen Schiffahrtstagen im Atlantischen Ozean klingt mir ein Wort nach, das Kurt von Schlözer, in der Mitte der siebziger Jahre deutscher Gesandter in Washington, der unvergeßlich heitere, originelle, aussprach: Es ist verdammt unbequem, alles, was wir tun, auf seine Wirkung aufs Ganze prüfen zu müssen; aber in die politische Kinderstube können wir doch auch nicht zurück. Also vorwärts, in die Ungemütlichkeit hinein!

* * *

Sei mir gegrüßt, liebliches Hamburg! Und du, deutscher Landsmann, der du gewohnt bist, bei dem Namen Hamburg an die erste Handelsstadt des Kontinents und die zweite Stadt des Deutschen Reichs zu denken, verzeihe mir, wenn ich dein großes, stolzes, reiches Hamburg lieblich nenne. Ich denke jetzt an die

lachenden Bilder der Marschdörfer mit ihren altersbraunen hochgiebligen Häusern, an die blühenden Gärten und die hellen Gartenhäuser auf den höhern hügligen Elbufern von Blankenese, und vor allem denke ich an die alten Bäume, die grünen Plätze, die gartenumsäumten Alsterufer, die schattigen Straßen Hamburgs und seiner Vorstädte. Es mag für den Binnenländer sehr interessant und lehrreich sein, in dem Geschäftsleben Hamburgs die Vereinigung deutscher und englischer Neigungen, Richtungen und Begabungen zu sehen; ich finde es viel anziehender, in Hamburgs Außen- und Innenleben eine der reichsten Variationen über das Thema der deutschen Stadt zu vernehmen. Daß Hamburg, rein als Städtebild, schöner ist als jede andre Seestadt von gleicher Größe kraft seiner breiten Anlage um die stolze Wasserfläche herum, die ganze Wiesen und Haine des vor fünfzig Jahren noch unbebauten Landes mit eingeschlossen hat, gereicht ihm ebenso zum Stolz, wie die Größe und Ordnung seiner Hafenanlagen. Sogar Venedig und Genua, die geschichtlich nah verwandten Städterepubliken, verblassen in meiner Erinnerung neben dieser künstlerisch ungemein viel ärmern, einfachern Stadt des Nordens, in der soviel mehr Behagen ist und nichts welkt, sondern Saft und Kraft sich lebensfreudig regt. Man wird ja freilich vergebens nach den Palästen der Hamburger Patrizier fragen, der Doria und Vendramin.

Was heute von Hamburger Kaufleuten Weltruf hat, das wohnt in einfachen Häusern, die nicht übermäßig luxuriös ausgestattet, aber herrlich gelegen sind. Ein freier Blick auf die einzig schöne grünumrandete Wasserfläche der Alster, ein recht breiter, wohlgepflegter Rasenteppich, ein paar uralte Ulmen, die noch aus der Zeit stammen, wo hier ein Dorfwäldchen stand, gelten diesen Leuten, die gar nichts scheinen wollen, mehr als Marmorsäulen und Giebelpracht. Es ist wahr, daß nicht alle Hamburger damit einverstanden sind. Aber die Träger hoher künstlerischer Ideale sind, wie überall, nicht die, die über Macht und Einfluß gebieten. Die Hamburger lassen sich in der kleinen Kunst, die das Leben schmückt, Lichtwarks und Brinkmanns Rat ganz gern gefallen, aber ihre Häuser gestalten sie diesen verehrten Ratgebern zuliebe nicht um. Ein befreundeter Hamburger zeigte mir sein Geschäftshaus, eines von den hohen schmalen Häusern am Kanal, unten Kontore, oben Speicher, mit kaum sichtbarem Eingang und schmalen Treppen. „Hier, wo jetzt die erweiterten Kontore sind, da sind wir, meine Brüder und ich,

aufgewachsen. So waren die alten Hamburger Häuser; unten Geschäftsräume, oben Speicher, dazwischen die Wohnräume. Man wohnte beschränkter als jetzt, aber das Wohnen in diesen alten Häusern hatte den besondern Reiz, daß alles warm beisammen war. Vor den Fenstern stiegen die Ballen empor, die der krächzende Kran in den Speicher hob, und an der Schwelle des Hauses legten Schiffe an. Wer in solchem Haus groß wurde, der lernte die Kaufmannschaft von selbst, der sog die Luft des Groß- und Seehandels im Schlaf ein. Meine Eltern sind hier gestorben, erst dann legten wir Geschäfts- und Wohnhaus auseinander. Damit ist aber auch die Stetigkeit geschwunden. Vielen behagen schon jetzt die vor dreißig Jahren erbauten Häuser nicht mehr, sie sind nicht bequem genug, und man zieht es vor, der neuen Generation ein neuausgestattetes Haus in neuer Lage zu erbauen, statt das alte umzubauen. So kommt es, daß wir keine Paläste haben. Die schmalen hohen Ziegelbauten, die am Hafen unmittelbar aus dem Wasser auftauchen, gefüllt mit Waren, immer sich leerend und immer neu gefüllt: das sind unsre Paläste."

Da Hamburg noch ein elendes Nest war, als die Städte der eigentlichen Hanse an der wendischen Küste von Lübeck bis Stralsund samt ihren östlichen Ablegern ihre wirtschaftliche und politische Blütezeit hatten, die auch eine Blütezeit der Kunst war, hat es keine Kirchenbauten, die sich mit Lübecks oder Danzigs Kleinodien messen könnten. Die Lübecker Marienkirche ist als Muster für Kirchenbauten des vierzehnten Jahrhunderts bis Reval gedrungen, den kurzen Weg an der Stecknitz hin zur Elbe hat sie offenbar schwerer gefunden. Dazu ist dann noch der Brand gekommen, der denkwürdige Profanbauten vernichtet hat. Vom alten Hamburg stehn noch einige Reihen von Giebelhäusern von echt niederdeutschem Charakter, aber viel nüchterner, als was man sonst im westlichen Niederdeutschland sieht. Hamburg hat in diesen Teilen weniger Verwandtschaft mit Lüneburg, Hannover, Hildesheim, als mit den niederländischen Städten, deren Vertreterin auf deutschem Boden das hochgieblige kanalreiche Emden ist. Diesen alten niederländischen Städten ist eine im höchsten Grade einfache und gleichförmige Bauart eigen, die sehr deutlich auf den demokratischen Charakter ihrer Bewohner hinweist. In Enkhuizen oder Hoorn ist bei allen Spuren einstiger großer Blüte der Gemeinwesen kein einziges wahrhaft palastartiges Haus, auch die künstlerisch bedeutendern sind schmal und nüchtern. Auch manche Straße in Amsterdam, Leiden u. s. f. trägt noch diesen Charakter,

wenn auch daneben Größeres und Eigentümlicheres entstanden ist. Ich weiß nicht, ob sich die Geschichtsforschung schon dazu herabgelassen hat, die Stammbäume der städtischen Wohnhäuser wiederherzustellen. Vermutlich würde sie eine interessante Abzweigung von den Niederlanden und dem Scheldeland aus nach Südengland hinüber auf der einen und an der Südküste der Nordsee hin bis zur Elbe auf der andern Seite nachweisen können. Wer durch Städte wie Harwich oder Yarmouth an der Ostküste wandert, findet dort das niederländische Haus bis auf Tür, Schwelle und Fenster wieder und im Innern eine übereinstimmende Anordnung der Räume. Eine starke Einwanderung vom Südufer der Nordsee, die man flandrisch nennt, hat ja hier stattgefunden.

Wer einen freien Nachmittag in Hamburg hat, sollte nach Lüneburg ausfliegen. Wenn man in Hamburg die mächtigste Hansestadt kennen gelernt hat, lohnt es sich, eine der verfallensten unter den einst blühenden zu sehen. Welcher Unterschied zwischen dem stolzen, ja pompösen neuen Rathaus Hamburgs und dem alten schadhaften Rathaus von Lüneburg. Es zeigt, so malerisch es wirkt, den Ziegelbau von seiner Schattenseite. Auch die mit einem schönen durchbrochnen Fassadenvorbau, Galerie und Bogenpfeilern versehene Nikolaikirche und die Johanniskirche mit ihrer schönen Flachornamentrosette lassen erkennen, wie die Verwitterung der Rohziegelbauten einen kleinlichen, ärmlichen Eindruck hervorbringt. Das aus grauschwarzen Glasurziegeln erbaute Haus in der Bardowieker Straße mit Porträtmedaillons steht noch am festesten da. Lüneburg muß man gesehen haben, um zu begreifen, wie Hamburg und Bremen waren, als Deutschland als Seemacht und seehandeltreibendes Land nichts mehr war, und die alte Herrlichkeit buchstäblich in Stücke ging.

Ich habe immer gern die Beziehungen Hamburgs zum geistigen und künstlerischen Deutschland verfolgt. Man könnte die Geschichte der geistigen Kultur Englands schreiben, ohne Liverpool in irgend nennenswertem Maße zu berücksichtigen. Bristol müßte schon eher genannt werden. Aber wer kann die Geschichte des deutschen Geistes verstehn, der nicht Hamburgs Stellung in der Musik- und Theatergeschichte, Hagedorns, Klopstocks und Lessings Hamburger Beziehungen kennt. Es hat Zeiten gegeben, wo Hamburgs Anteil an der deutschen Literatur auf ein dünnes Bächlein zusammengeschwunden war, dabei hat aber Hamburg in aller Stille wissenschaftliche Fortschritte gemacht, die seinen

staatlichen Sammlungen und Instituten eine der ersten Stellen sichern, und hat sich einen Einfluß auf die Entwicklung der Malerei und des Kunstgewerbes in Deutschland errungen. Auch sollten die Hamburger Zeitungen nicht vergessen werden. Deutschland wartet noch immer des Weltblatts, das kommen soll. Einstweilen finde ich, daß der Hamburger Korrespondent und die Hamburger Nachrichten zu den am besten redigierten Zeitungen Deutschlands gehören. Über den Nachrichten, die, gleich manchem andern Blatt ihres Namens, einst das verbreitetste Haus- und Frühstückblatt, wichtig vor allem durch seine Familiennachrichten, waren, leuchtet augenblicklich noch der Schimmer Bismarckischer Mitarbeiterschaft. Ich glaube, daß die solide Ofenwärme des Eingebürgertseins in den Hamburger Häusern besser vorhalten wird als das schwankende Scheinwerferlicht von Friedrichsruh her. Der Korrespondent hat Zeiten gehabt, wo er dem Charakter eines Weltblatts näher kam als heute, so z. B. in der großen Zeit von 1870 und 1871. Damals hatte, soviel ich weiß, kein andres deutsches Blatt so ausführliche und gute Korrespondenzen aus Frankreich, wie dieses Hamburger. Es war wahrscheinlich das einzige, das ganz „echte“ Korrespondenzen aus dem Bordeaux der weltgeschichtlichen Abstimmung vom 1. März 1872 und aus dem belagerten Paris der Kommune hatte. Ein „gerissener“ Hamburger, der die Korrespondenzen aus Orten schrieb, wo damals kein Deutscher ungestraft, man möchte sagen unzerrissen verweilen konnte, hatte die ebenso geniale wie naheliegende Idee, die seltenste aller Nationalitäten, die der Helgoländer, vorzuschützen, womit er sogar bei Engländern Glück hatte, die ihm sein teutonisches Englisch verziehen, als er sich als einer der seltensten Insulaner unter britischer Flagge vorstellte.

Hamburgs Kunstsammlungen sind nach der kunstgewerblichen Seite hin bedeutend. Das Kunstgewerbemuseum hat eine der allerschönsten japanischen Sammlungen, die es in Europa gibt. Für Kenner enthält sie in manchen Teilen Besseres als das einst über Verdienst gerühmte Londoner Kensingtonmuseum. Sie stehn freilich alle weit hinter den Bostoner Sammlungen zurück, wie sich denn überhaupt das Verständnis für Japanisches in Amerika rascher ausgebreitet hat als in Europa; das beweisen die japanischen Einflüsse im amerikanischen Kunstgewerbe, die zum Teil erst über Amerika für Europa wirksam geworden sind. Auch hier in Hamburg sieht man schon bemerkenswerte Wirkungen der mit großen, in aller Stille gebrachten Opfern seit noch nicht einem

Menschenalter vermehrten Sammlungen. Ich frage mich: Wird man so viel erreichen wie in Amerika und England, wo hinter den kalten Zügen gleichgiltiger Gesichter eine künstlerische Leidenschaft lebt, die sich in Farben ergießt? Ich denke an Turners glühende Farbengedichte. Ist nicht der Hamburger Charakter zu hart, zu männlich, als daß sich in Hamburg eine Kunstblüte entfalten könnte, wie sie die Niederlande gehabt haben? Die ruhmvolle Geschichte der niederländischen Freistaaten kann nicht darüber täuschen, daß in der Volksseele der Niederländer eine Weichheit und Empfindlichkeit lebt, die die Erfinderin der Kunst tiefer Töne und weicher Stimmungen ist, in der die Niederländer den andern um zwei Jahrhunderte vorangeschritten sind. Für den niederländischen Patrioten liegt die Kehrseite dieser Fähigkeit in der Verweichlichung, die er dem Luxus und der in den reichen Familien getriebnen Inzucht zuschreibt. Es ist auch ein Stück halbrepublikanischer Meisterlosigkeit dabei.

Ein geistvoller Niederländer, Sproß einer Künstlerfamilie, sagte mir: Nous sommes une race effeminée. Das könnte der wahrheitliebendste Hamburger von seinen Landsleuten nicht sagen. Es gibt wohlgemästete Männer und Frauen in Hamburg, besonders Frauen, die aussehen, als ob sie hauptsächlich von Milch und Rotwein lebten. Aber im allgemeinen ist das ein kräftiges, arbeitliebendes Geschlecht von energischen Zügen. Die Hamburger Kaufmannssöhne geben ausgezeichnete Soldaten. Es ist da eine hochgewachsene, hellblonde Rasse, die in ihren extremen Vertretern mit weißblonden Wimpern und sehr blauen Augen fast albinohaft aussieht; das ist die verkörperte Energie. Häufiger sind die untersetzten Leute, deren breite Schultern starke Lasten tragen können. Die spanisch- und portugiesisch-amerikanischen Mischungen haben auch sehr schwarzäugige und dunkelhaarige Hamburger und Hamburgerinnen erzeugt, deren Haut einen tropengelblichen, wächsernen Charakter hat. Auf die Gefahr hin, in den „Alldeutschen Blättern“ wegen mangelnder nationaler Gesinnung denunziert zu werden, erkläre ich, daß meinem Geschmacke diese Fremdlinge und Fremdlinginnen besser zusagen als die einheimischen Schönheiten. Man denke sich aber die Hamburger nicht als eine stolze Patrizierrasse. Der Besitz und damit die soziale Stellung wechseln hier wie in allen Handelsstädten ungemein rasch. Wenig Familien behaupten sich durch drei Generationen auf derselben Höhe. Außerdem hat man in den großen Hamburger Familien Gelegenheit, dieselbe Beobachtung zu machen wie in den ältesten

Fürstenhäusern, daß die jahrhundertelang fortgesetzte vortreffliche Ernährung und Erziehung, Sorgenfreiheit, Lebenskunst, fest gegründetes Besitzgefühl nicht imstande sind, zu verhüten, daß die plebejischsten Gesichter und die schlotterigsten Jammergestalten von schönen, sorgenfreien Eltern gezeugt und herangezogen werden. Es spricht sich darin eine der merkwürdigsten Eigenschaften des Menschengeschlechts aus, daß sich die Natur entschieden ablehnend gegen die Bildung einer Daueraristokratie verhält. Könnten Eigenschaften der Übermenschen durch Züchtung befestigt und fortgepflanzt werden, dann wehe uns andern, die aus der Masse des mittlern Bauern-, Bürger- und Beamtenstands hervorgegangen sind. Aber die gütige Natur sorgt für ihre Kinder. Zu denen, die die Unterschiede des Besitzes und des Standes ihren Nachkommen für immer sicherstellen möchten, sagt sie einfach: Ich will nicht. Sie macht, daß fürstliche Gestalten und königliche Geister in Bauernhütten geboren werden. Die Nation wäre töricht, die nicht der Natur ihr ausgleichendes Werk erleichtern wollte, indem sie alles tut, die Lage der untern Klassen zu verbessern. Es liegt vielleicht in der bessern Lebenshaltung der einheimischen Arbeiter — ich spreche nicht von den importierten, billig arbeitenden Slowaken, Polen und Italienern, die für den Amerikaner gleich hinter den Chinesen kommen —, die der zweifelloseste Vorzug Amerikas vor Europa ist. Sie erzeugt Männer und Frauen, deren Gestalt, Gang und Mienen niemand die Tagelöhnerarbeit ansieht. Sobald sich ein Weg nach oben auftut, sind sie bereit, in eine höhere Schicht einzudringen, wo sie sich ganz zuhause fühlen. Ich fürchte allerdings, daß gerade diese Schicht an der Unlust, Kinder zu haben, einst noch früher als die Franzosen zugrunde gehn wird.

* * *

Die Fahrt von Hamburg nach Lübeck enthüllt nichts Großes, nichts Schlagendes. Es ist eben ein bescheidnes Stück Land, etwas aus der Vossischen Luise, den Idyllen Storms und Geibels, ein beschauliches, friedsames Stück Erde, das übrigens in der Heide der schleswigschen Höhenrücken und überall, wo das Meer hereinschaut, auch größere Züge hat. Fernow, ein Bewundrer klassischer Landschaft aus dem Weimarischen Kreise zu Goethes Zeiten, sagte kecklich von der niederländischen Natur, in diesen flachen Gegenden herrsche Reiz und Schönheit, doch sei die

Schönheit keine hohe, und Größe finde sich gar nicht darin. Die Größe der Düne, des Meeres und des hohen Himmels, wie sie Rembrandt auf dem Bilde Haarlem (im Haag) zeigt, galt also nicht neben der gewaltsamen Größe der schroffen Gebirge oder den stilvollen Kegeln und Wölbungen der Albaner Berge. Das war die Zeit, wo man in der Landschaft Fülle mit Größe verwechselte. Ein erst nur halb entwickeltes Schönheitsgefühl vergnügte sich an der genrehaften Staffage, ohne die kein Landschaftsbild auch nur des Anblicks wert zu sein schien. Dagegen schlummerte noch tief das Gefühl für das Große und Schöne in der Einfachheit. Je niedriger das Land, desto höher der Himmel, desto mehr blaue Luft, Sonne, mächtigere, freiere Wolkengebilde; das war eine unentdeckte Wahrheit. Übrigens reicht ein Gang durch die deutschen Gemäldesammlungen hin, zu erkennen, daß die landschaftlichen Reize des norddeutschen Tieflands auch heute noch lange nicht genug künstlerisch verwertet sind. Es ist weit dahin, bis man sagen kann, sie seien ausgeschöpft. Es ist noch keiner dagewesen, der sich die Abend- und Nachtstimmungen, wo jede Einzelheit vor dem weiten, tiefen Horizonte wie abgelöst steht und sich wunderbare Farbentöne von dunkelrot bis hellgrünlichgelb und milchweiß auf der hohen Wand des Himmels mischen, so zum Ziele seiner Darstellung gemacht hätte, wie drei Generationen von Künstlern aller Nationen, die die Alpen, das Mittelgebirge und sogar den Apennin gemalt und wieder gemalt haben. In Hamburg erfreuen sich die Werke der Worpsweder und einiger holsteinischer Künstler, die dieses anstreben, großer Teilnahme, auch praktischer d. h. zahlender, wie ich zu meiner Freude in den Häusern kunstliebender Privatleute wahrnahm.

* * *

Lübeck hat im höchsten Grade die Eigenschaften der echten alten Hansestädte, neben denen Hamburg nur ein Emporkömmling ist, allerdings einer, dem es sehr geglückt ist. Lübeck ist eine geschlossene Existenz, die ehrwürdiges Alter mit einigen Spuren des Rückgangs verbindet, unter denen aber noch immer ein Strom ruhiger Weiterentwicklung, wenn auch in behaglicher Enge, weitergeht. Eine gesunde Verbindung, die wohltuend anmutet. Welch erfreuliches Bild, wenn man aus dem Bahnhof tritt und Lübeck wie eine turmreiche Insel vor sich liegen sieht, im Flachland zwar und schon am Süßwasser, aber doch schon eine echte

Küstenstadt in der Schiffe mastenreichem Wald, beherrscht von seinem dunkelbraunen Dom, der, wie der ganze Marktplatz, höher als die übrige Stadt liegt. Das bedeutendste Denkmal ist jedenfalls das im wahren Wortsinn unvergleichliche Rathaus aus dunkeln, schwärzlich wirkenden, glasierten Ziegeln, die in der Mischung mit roten den durch Masse und schöne Verhältnisse ausgezeichneten Bau wie einen dunkelgeharnischten Ritter hinstellen. Dabei sind aber die Außentreppen, die verbindenden Bogengänge mit Galerien und die Türmchen höchst lebendig. Und im Innern zeugt die geschnitzte Stube von der Pracht, die in der wehrhaften Stadt wohnte. Unter den Kirchen ist der Dom mit seinen Türmen im Übergangsstil etwas schwer, um so leichter schwingen sich die schmalen Hallen der Marienkirche zur Höhe, vor allem aber das Chor. Es ist kein Mangel an Metall in diesem Gotteshause. Der Protestantismus zieht sonst vor, das Metall im Beutel zu behalten. Hier ist es freigebig verwandt. Die Kanzel gleicht einer Art von Sakramentshäuschen, ist höchst bewegt, jeden Pfeiler zieren Votivbilder und Fahnen. Die Petrikirche sendet den schlankften Turm empor, den vier Ecktürmchen flankieren. Es kommen auch zierlich durchbrochne Türmchen auf dem Hauptschiff vor. Aber den Eindruck des Rathauses und des Holstentores erreicht keiner von diesen Tempeln. Man kann an den Privathäusern lernen, wie gut sich der Ziegelbau dem räumlich anspruchslosen Profanbau anpaßt, der mit dem Wechsel roter und gelber Steine einen warmen, heitern Ton erzielt, offne Loggien anwendet und in gebrannten Ornamenten nach Art des Wismarer Fürstenhofs schwelgt. Das berühmte Schifferhaus zeigt uns das stimmungsvolle Düster eines Hausinnern. Um lange Tische behagliche Bänke, die Räume durch halbhohe dunkle geschnitzte Wände geschieden. Schiffsmodelle und erbeutete Korsarenwaffen zieren Decke und Wände.

In der Stille dieser wundervollen Stadt, von deren Wällen man auf eine lachende Landschaft von Wiesen, Feldern, Wäldern und blitzenden Seen und Flußschlingen hinaus und hinab schaut, sind namhafte Menschen geboren. Geibel steht kühn in den Mantel drapiert da, genau so, wie man ihn einst in München dahinschreiten sah. Der Historiker Curtius ist eine seinem berühmtern Freunde und Landsmann seelenverwandte Natur gewesen: mehr anempfindend als schöpferisch, hochgesinnt, der Phrase zuzeiten nicht abhold, im ganzen eine höchst wohltuende Erscheinung. Lübeck hat auch kräftigere, für die hanseatische Diplomatie

in alter und in neuer Zeit bedeutende Männer gestellt. Der Senator Krüger, ein mit der Schöpfung des neuen Reichs eng verbundner langjähriger hanseatischer Gesandter in Berlin, war ein Lübecker.

3

Die waldreichen Mittelgebirge Neuenglands und des nördlichen Newyork haben vor den deutschen die tiefe Einsamkeit, die mannigfaltigere Zusammensetzung des Waldes und Buschwerks und den Reichtum an stillen, klaren, waldumrandeten Seen voraus, mit denen die Seen des Schwarzwalds und der Vogesen und des Böhmerwalds nicht zu vergleichen sind. Der Harz und der Thüringer Wald haben keine Seen, in ihren Wäldern herrschen die Fichte und die Tanne über weite Strecken hin unbedingt, und ihre Ruhe unterbricht sogar im Winter die Schar der Gäste, die selbst nur zu oft die Einsamkeit aufstören, die sie suchen. Es ist aber dennoch ein ganz andrer Genuß, den Harz zu durchwandern, als in den Urwäldern der Adirondacks zu streifen. Wir sind nun einmal Kulturmenschen, ob wir in Europa oder in Amerika wohnen, und die Würze unsers Naturgenusses ist eben die Kultur, die die Landschaft eines alten geschichtlichen Gebiets wie mit einem feinen Duft durchdringt, den man nicht immer genau bestimmen kann, dessen Fehlen aber bald ein Gefühl der Entbehrung erweckt. Der geschichtliche Hauch, der durch alle unsre Lande weht und in jedem Dorfe und um jedes alte Gemäuer webt, macht uns alle zu Aristokraten. Er erinnert uns daran, wie alt wir als Volk auf diesem Boden sind, dessen Mitbesitzer wir uns nennen können, wie unsre Väter dessen Miterwerber waren. Es quillt ein warmes Gefühl der Beheimatung daraus hervor. Vielleicht hat der Fremdgewordne, wenn er in den Bann dieser Erinnerungen zurückkehrt, eine feinere Unterscheidung dafür. Jedenfalls sind die geschichtlichen Stätten aus der Zeit der sächsischen Kaiser die leuchtendsten Erinnerungen meiner Harzwanderung.

Was an der Harzlandschaft Natur ist, das ist ja echt deutsch, weil eben ein gut Stück deutsche Kulturarbeit darin steckt. Nicht der Wald an sich, sondern der schön gepflegte Wald, den nicht einmal der uralte Bergbau des Oberharzes in so häßlicher, rein zerstörender Weise gelichtet hat, wie bei uns drüben der unersättliche wälderfressende Holzhandel, ist der Schmuck des Harzes. Wo die mit saftigem Grase bewachsenen Lichtungen an

den Bächen hin in diesen dunkeln Harzwald hineinziehen, entstehn überall die schönsten Gegensätze der Lage und der Farbe. Die Bevölkerung des innern Harzes ist arm, aber ihre Dörfer sind reinlich und gut gehalten. Und unter den größern Orten des Harzrandes gibt es manche, so freundliche altertümliche Städtchen, wie Wernigerode mit seinem ragenden Schloß, und so modern blühende, wie Harzburg, die Stadt der Gasthäuser und der Pensionen. Alle diese Randstädte haben irgendein eigentümliches Verhältnis zu der Natur: einst suchten sie in ihr Schutz, heute begünstigt dasselbe Verhältnis ihre Entwicklung zu vielbesuchten Sommerfrischen. Die wilden Felsenmeere von Schierke, die Granitblöcke des Brockens, die wundervoll leuchtenden Moospolster auf den Felsen der braunen murmelnden Waldbäche, das Brockengespenst: das sind ja Dinge der Natur; aber es sind wilde Gewächse im Garten der Kulturlandschaft, die bei der lichtenden Arbeit stehn geblieben sind. Sie hauchen einen kräftigen Duft hinein. Man sollte sie nicht ausgehn lassen, es ist für manche von ihnen ohnehin Gefahr, daß sie ganz verdrängt werden und das Schicksal teilen des Bären und des Luchses, deren alte Knochen man mit Staunen aus Höhlen herträgt, oder der Eibe, deren dunkelbraun gewordne Stämme in der Tiefe der Moore ruhn.

Es ist ein tröstlicher Gedanke, daß nicht ganz so ausgestorben die Geschlechter der Menschen sind, die einst hier ruhmvoll walteten. Die Leiber der alten Welfenherzöge und der Sachsenkaiser modern in den Grüften von Braunschweig, Magdeburg, Quedlinburg, aber es ist sicher, daß mancher Teil ihres Blutes in der Kette der Generationen bis in das Geschlecht der Jetztlebenden herabgelangt ist. Ich habe nicht die geringste Neigung, darüber genealogische Studien anzustellen, die ich unter den überflüssigen zu den unnützesten rechne. Ich sehe mich vielmehr unter den Menschen um, die hier wandeln und handeln, und da finde ich Tatkraft und Zähigkeit, die aus Zügen sprechen, die vielfach den Zügen jener Alten, Großen gleichen. Besonders Otto der Große, der auch nach seiner äußern Erscheinung am besten gekannte unter den sächsischen Kaisern, hat so manchen lebendigen Vertreter unter den Förstern oder den Husarenmajoren, aber auch unter den Holzfällern von heute. Wohl ist halbslawisches Blut auch in die Harzlande gedrungen und hat breite ausdruckslose Gesichter mit demütigen Mienen erzeugt, die übrigens von alters her unter kriegsgefangnen Sklaven erblich

sein konnten. Aber ich glaube gerade auf diesem Boden nicht an Ammons Lehre von dem notwendigen Aussterben der herrschenden Klasse und ihrem Ersatz durch aufsteigende niedere Schichten von niedrigen Anlagen. Mehr noch im westlichen Niedersachsen, besonders in Westfalen, als hier sehe ich ein Volk von Herrschergestalten, das sogar in den Industriegebieten nicht entartet ist. Ammons Lehre ist in Baden entstanden, wo seit mehr als zweitausend Jahren Kelten und Römer mit Germanen gemischt sind. Vielleicht hat auch die in demselben bevorzugten Winkel Deutschlands heimische Bildungs- und Parteiprotzerei dieses anthropologisch-politische Gewächs begünstigt.

Die Verteilung der Brennpunkte der deutschen Geschichte hat über so viele Landschaften ein Dämmerlicht großer Erinnerungen ausgegossen, daß man sagen kann, der deutsche Boden sei von einem Ende bis zum andern geschichtlich durchgearbeitet. Der Unterschied von den geschichtlichen Landschaften Westeuropas liegt hauptsächlich in dem raschen Wechsel der Schauplätze und dem Mangel eines alten Macht- und Kulturmittelpunkts: keine große Kulturquelle, aber viele kleinen, die in ihrer Art doch wieder groß sind. Manche der bedeutendsten Erinnerungen liegen auch so weit zurück, daß sie jahrhundertelang fast vergessen waren. So die der sächsischen Kaiser in den Landen um den Harz von der Unstrut bis zur Ocker.

Versetzen wir uns einmal an die mittlere Unstrut. Da schaut Memleben, die alte sächsische Kaiserpfalz, mit satt rötlichbraunen Farben an Häusern und Dächern und an dem ernsten massigen Quadratturm seiner Kirche aus dem Grün der Obstgärten und über die begrasten Ufer der Unstrut her, die hart an dem Gartenrande des dorfartigen Fleckens hinmurmelt. Von oben blickt ein auch noch jetzt dichtbewaldeter rundlicher Bergrücken herein. Ein Unstrutkahn „vor Anker“ zeigt, daß Memleben noch nicht ganz verkehrlos ist. Von der Pfalz stehn noch ein paar Pfeilerreste, und von dem Kloster, das hart daneben lag, ein Stück Gewölbe. Nur die Pietät wird bei diesen Resten verweilen. Der alte Ort hat im übrigen nichts Historisches an sich. Die einfache Landkirche mit ihrem festen Turm ist aber wenigstens nicht kleinlich wie so viele. Und wenn am „Ablaßtag,“ am ersten Sonntag Trinitatis, Memleben seine Kirchweih feiert, da tanzen die jungen Leute unter der Linde und den Kastanienbäumen, daß man den Kirchhof, einen schönen Garten um die Kirche, ganz vergißt und nur der Lebenden gedenkt.

Vom ostwärts gewandten Söller des Klostergartens übersieht man die Schlangenwindungen der Unstrut, hat unmittelbar vor sich den auch heute nur einen starken Büchsenschuß vom Bau entfernten Wald der Finne, einen hochstämmigen dichten Laubwald, der auch im Osten den Horizont abschließt, und im Norden einen niedrigen, geradlinig abschneidenden Zug, der oben mit Nadelholz bewaldet, unten in stärkerm Maße als die Finne in Acker und Wiesen verwandelt ist. Von der Pfalz aus muß man den Wendelstein mit seinen in mächtigen Mauern erhaltnen Befestigungen vor sich gehabt haben. Das alles zusammen war eine Kulturoase und ist heute eine historische Landschaft. Der Name Großes Rieth, den die ganz ebnen Unstrutniederungen zwischen Artern und Memleben führen — Memleben liegt gerade auf dem erhöhten Rande dieser Niederung, an den sich die Unstrut hindrängt —, scheint darauf zu deuten, daß hier eine weite sumpfige Ebene zur Austrocknung und zur Wiesenwirtschaft einlud; hier konnte also die Arbeit des Eindringens in den Wald gespart werden. Kreuzt man die Unstrut auf der aus der Pfalz herausführenden Heubrücke, so geht man auf einem breiten Damm am linken Ufer des Flusses bis zum Fuße des Gipsfelsens, auf dem Wendelstein in imposanten Trümmern liegt. Dieser Damm schützt den östlichen, Memlebner Teil des Rieths vor Überschwemmung und bot zugleich die notwendige Verbindung mit der Burg auf dem Wendelstein, die wir uns als die militärische Ergänzung der Kaiserpfalz denken müssen.

Wie einsam es trotzdem in dem vom Verkehr entlegnen, als Sackgasse im Wendenland endigenden Tal gewesen sein muß, zeigt die Tatsache, daß Memleben immer Dorf blieb, und wenn es auch Residenz war, immer nur Bauern außerhalb der Pfalz beherbergt hat. Auch als der Verkehr wuchs, gingen seine großen Linien in diesem Gebiete nicht im Unstruttal, sondern Erfurt und Nordhausen bezeichnen die Hauptwege. Was war es im damals noch menschenarmen Deutschland, das einen welterfahrnen Herrscher wie Kaiser Otto den Ersten in diese Waldeinsamkeit zog? Er, der in Rom residieren konnte, zog ein kleines Jagdschlößchen in einem der waldreichsten Gebiete Deutschlands vor. Er war also kein Städtemensch, sondern es lebte etwas von der altgermanischen Naturliebe und ein Wunsch zu der Selbständigkeit in ihm, deren Nahrung die Einsamkeit ist. Noch heute ist die Lage von Memleben friedsam umhegt und umwallt; friedlich sind auch die rundlichen, langgezognen Umrisse seiner Berge. Wenn der Kaiser

an einem Frühlingsabend des Jahres 973 — von dem wir zufällig wissen, daß er hier weilte — nach Westen schaute und die walddunkeln Berge, die heute die Hohe Schreck heißen, purpurn durchleuchtet und den Unstrutspiegel in Gold verwandelt sah, mochte er sich selbst auch wohlig eingehegt fühlen. Da trat wohl ein Rudel Hirsche, an der Spitze ein Sechzehnender, aus dem Walde gegenüber der Pfalz und äste das junge Grün des noch schmalen Wiesensaums. Und aus dem Forste hörte man Laute, die heute verstummt sind, Stimmen des Bären, des Luchses oder des Wisent.

Kaiser Ottos Leiche wurde nach Magdeburg gebracht, wo sie im Dome ruht. Aus der Waldeinsamkeit in die Stadt an der großen Heerstraße, vom Ufer des kleinen Zuflusses an den mächtigen Strom! Damals war Magdeburg eine junge Stadt, von der vielleicht nichts als das hohe Schiff des Doms mit seinem massigen romanischen Turm über die Mauern hervorragte. Aber sie war einer der geschichtlichen Mittelpunkte, zeitweilig der Ausstrahlungspunkt weltgeschichtlicher Wirkungen. Heute denken viele, die den Namen des altberühmten Magdeburg nennen hören, nur an Zucker, Maschinen und Elbschiffahrt. Magdeburg gilt nicht für eine Stadt von dem geschichtlichen Range Kölns oder Lübecks. Und doch steht seine geschichtliche Bedeutung nicht bloß in den Urkunden, sondern spricht sich in seiner ganzen Erscheinung aus. Viele fahren an Magdeburg vorbei, als ob es ein Häusermeer gleich allen andern wäre. Aber die paar Jahrhunderte, um die die niedersächsischen Städte früher als die ostelbischen von den großen geschichtlichen Bewegungen Süd- und Westeuropas ergriffen worden sind, haben auch hier ihre Spuren gelassen. Von dem Hauch geschichtlicher Größe um den Dom zu Magdeburg oder das altehrwürdige Kaiser-Otto-Denkmal auf dem Magdeburger Altmarkt haben Leipzig, Dresden und Berlin nichts. Nur an der baltischen Küste ist dieser Abstand nicht so deutlich, weil von Lübeck bis Marienburg die Triebkraft kolonialer Entwicklung in dem einzigen dreizehnten Jahrhundert unglaublich viel nachgeholt hat. Magdeburg ist reich an Türmen. Der Dom ragt schon mit seinem Schiffe so mächtig hervor, wie nur ein Bau aus einer Zeit, die ihr Größtes einzig in den Kirchenbau legte. Außerdem ist sein Turmpaar eine bedeutende Erscheinung. Viel altertümlicher sind die zylindrisch spitzdachigen Türme der Marienkirche mit dem echt niedersächsisch-romanischen giebelartig hohen, einfachen und doch nicht unzierlichen Mittelbau.

Wenig hat die alte Stadt aus den spätern Jahrhunderten aufzuweisen, aber die Mauern der alten Zitadelle, die das rechte Elbufer überhöhen, erzählen von der hohen Stellung Magdeburgs als Festung in der preußischen Zeit. Endlich der rege Schiffsverkehr auf dem Strom und an den Länden; die langen Linien der Lagerhäuser zeigen uns die Bedeutung Magdeburgs als Hauptstadt des Verkehrs auf der mittlern Elbe. Wenn man, aus diesem Treiben hinausschauend, hinter den Bäumen des Domplatzes das massige hohe Turmpaar des Doms mit seinen zackigen Kanten auftauchen sieht, so nahe an dem Strome, wie der Dom von Köln am Rheine oder der Frankfurter Dom am Main, vermischt sich die Erinnerung an die große Vergangenheit Magdeburgs mit den Eindrücken des pulsierenden Lebens. Der Strom verbindet Altes und Neues. Diese Lage des Doms deutet den engen Zusammenhang einstiger und jetziger Blüte mit dem Strome an. Man könnte das sich weiter oben anreihende, übrigens mit Magdeburg eng zusammenhängende Buckau mit seinen Fabriken und staubigen Ladeplätzen als eine vierte Art von historischer Landschaft, als die industrielle neben den Elbuferlandschaften der alten Stadt, der Zitadelle und der Dampfschiffländen bezeichnen.

Magdeburgs Straßen durchflutet ein bewegtes Geschäftstreiben; aber der Eindruck der Stadt wird nicht in dem Maße davon beherrscht wie der Leipzigs oder Halles. Er behält mehr Altes, Edles. Aus der modernisierten, lebhaften Regierungsstraße, die aus alter Zeit wesentlich nur die Enge bewahrt hat, tritt man in den Kreuzgang des Klosters zu Unsrer lieben Frau, eines der zierlichen, bei aller Strenge phantasiereichen Werke des romanischen Stils. Heute umgibt er einen grünen Rasen mit blühendem Gebüsch. Eschen, Birken und Weiden schauen in die kleinen, säulengeteilten Rundbogenfenster. Es ist eine wohltuende Stätte des Friedens. Wie sie reinigend auf uns wirkt, bezeugt sie die tiefe Berechtigung dieser Werke der Weltflucht, die so lange bleiben wird, als sich menschliche Herzen vom öden Alltagstreiben abwenden. Ich muß in diesen Hallen an Memlebens Kaiserpfalz und stillen Klostergarten denken.

Wenn man über die preußische Grenze aus Sachsen oder Anhalt kommt, empfängt man überall und immer den Eindruck eines stark in die Peripherie hinauswirkenden Staats, der kein toter Begriff, sondern ein höchst lebendiges Wesen ist. Nicht die Soldaten, die auf dem Domplatz Stechschritt üben, auch nicht

die zahlreichen Ruhmestafeln an der Nordwand des Doms, worauf die Namen der Gefallnen der Feldzüge seit 1813 in langen Reihen verzeichnet sind, nicht einmal die anspruchsvollen Posaunenengel, die am Gouvernementsgebäude den schwarzen Adler halten, wozu sie ein Duett blasen, das nicht sehr bescheiden zu sein scheint, erinnerten mich in Magdeburg daran, sondern der ganze Gang der offiziellen Maschine. Bestimmt wenn auch kurz, stramm wenn auch barsch, ordentlich wenn auch nüchtern: es tut nicht unbedingt wohl, aber es erzwingt Achtung. Ich rechne zu den Spuren der preußischen Regierungskunst auch eine so eigentümliche Erscheinung wie das von Schinkel entworfne Gesellschaftshaus auf dem Hügel zwischen Magdeburg und Buckau, wo einst Kloster Bergen stand, und sich jetzt die schönen Anlagen des Friedrich-Wilhelmparks zur Elbe hinabziehn. Es ist doch entschieden preußische Kunst in diesem nüchternen aber korrekten und sogar steif-edeln Aufbau griechischer Säulen. Sogar die Vergnügungen der Bürger, Bürgerinnen und künftigen Bürger von Magdeburg sollen unter veredelnden, vom Staate weise und großmütig verordneten Einflüssen vonstatten gehn. Das Gebäude mag etwas biedermeierisch aussehen, aber es ist doch ein schönes Denkmal und ersetzt reichlich die Königs- und Feldherrndenkmäler, die merkwürdigerweise in dieser kriegerischen Stadt vor kurzem noch gänzlich fehlten. Welche Erleichterung!

Landschaftlich wird die Elbe unterhalb Dresdens und zur Not noch Meißens noch weniger gewürdigt als nach ihrem geschichtlichen Wert. Man tut sie als die gelbe Elbe, als die trübe Elbe ab. Ich möchte wohl, wenn es möglich wäre, die Statistik der Rheinreisenden mit der Statistik der Elbreisenden vergleichen. Es würde sich ein Unterschied herausstellen, der ganz außer Verhältnis steht zu dem ästhetischen Vorzug der flachrückigen Rheinberge vor den ebnen Auen des Elblaufs unterhalb der meißnischen Berge. Die Bevorzugung der Rheinlandschaft hat viele gute Gründe, ist aber weit übertrieben. Ich rechne besonders die schönen Parklandschaften der Elbauen im Anhaltischen, wo die schönsten Eichen-, Ulmen- und Schwarzpappelgruppen auf den grünen Uferwiesen stehn, zum landschaftlich Anziehendsten Mitteldeutschlands. An Türmen, Schlössern und alten ummauerten Städtchen ist gewiß der Rhein reicher. Aber ich möchte wenigstens an einen alten Turm an der anhaltischen Elbe erinnern, der ein historisches Denkmal ersten Ranges ist. Ich meine den Zollturm von Roßlau. Man kann

diesen klotzigen alten Elbzollturm, den jetzt ein lieblicher Wirtsgarten umgibt, nicht ansehen, ohne der Zeiten zu gedenken, wo hier eine wahre und wirkliche Zollgrenze die Elbe durchschnitt. Insofern ist das eine bedeutsame Stelle. Als diese Linie nach vielen Mühen vom Zollverein durchrissen wurde, gewann Deutschland seinen Elbstrom ganz und ungetrennt zurück und damit eins der wichtigsten Organe seines innern Verkehrs. Die Blüte Hamburgs und Magdeburgs, der festere wirtschaftliche Anschluß Sachsens an Norddeutschland waren die nächste Folge davon. Der Kampf um den Elbzoll war auch ein Kampf für deutsche Einheit.

Die Kunstblüte aus der Zeit der Größe der sächsischen Kaiser hat sich weiter im Westen entfaltet. Der Elbstrom war damals noch zu sehr Grenzstrom zwischen Deutschen und Slawen, Magdeburg nicht Mittelpunkt der Beherrschung, sondern Ausgangspunkt der Eroberung, Mission und Kolonisation und zur Not ein fester Platz zur Deckung. Nach dem Harz zu, dessen Erzreichtum eben damals neu erkannt wurde, und nach den nordwestdeutschen Verkehrsgebieten zu liegen die Kleinodien der niedersächsischen Bau- und Bildnerkunst aus den ersten Jahrhunderten unsers Jahrtausends. Während Deutschland sonst in wenig Gebieten eine durch Jahrhunderte hindurch ununterbrochne Entwicklung aufweist, sehen wir hier an die romanische Kunst der Kaiserzeit sich die jüngere Kunst der Blütezeit des Bürgertums anreihen, an die Paläste die Rats- und die Bürgerhäuser. Daher der Reichtum an Denkmälern, die sich auf sechs Jahrhunderte verteilen. Gleich die alte Kaiserstadt Goslar ist so reich an Baudenkmälern und Denkmälern alter Sitte und Lebensanschauung, besonders auch in den prächtigen Hausinschriften, wie wenig andre niederdeutsche Städte. Einige von seinen Fachwerkbauten gehören zu den besten ihrer Art. Seinem Marktbrunnen hat keine Stadt von dieser Größe etwas an die Seite zu stellen. Und dazu kommt nun das Kaiserhaus, dieser große romanische Profanbau, dessen Lage über der Stadt mit dem Blick in den Harz man der Beachtung jener kurzsichtigen Leute empfehlen darf, die den Sinn für das landschaftlich Schöne oder Große zu einer Entdeckung des letzten Jahrhunderts stempeln wollen. Goslar hat es mehr als andre Städte dieses Gebiets verstanden, sich originelle Mauertürme, hübsche Stücke der Stadtmauer, die sie einst verband, dazu mächtige Tortürme zu erhalten. Man hat die alten Reste den neuen Bedürfnissen

liebevoll angepaßt, was freilich leichter war in der verhältnismäßigen Ruhe, in die die alte Kaiser- und Bergwerksstadt schon lange zurückgesunken ist. Die Abtragung des Doms in den zwanziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts war ein starkes Stück selbstgerechter Biedermeierei, bei dem man es glücklicherweise gelassen hat, nachdem die eingeschlummerte Pietät für die Werke der Väter einmal wachgerüttelt war. Ich muß leider bekennen, daß mich die einst bewunderten Fresken aus der deutschen Geschichte im wiederhergestellten Kaiserhaus als eine nicht geringere, wenn auch besser gemeinte Geschmacklosigkeit angemutet haben. Was haben moderne Bilder, die immer zum Teil Tendenzbilder sein werden, an den alten Mauern zu tun, die an sich schon beredt genug sind?

Quedlinburg ist eine echt deutsche behagliche Stadt, die, man muß das gleich hinzusetzen, nie von einem großen Brande heimgesucht worden ist. Jetzt eben fängt sie an, stärker über ihre Mauern hinauszuquellen, und da wird denn auch die Erneuerung im Innern stärkere Schritte machen. Es sind aber noch ganze Straßen in ihrer alten Enge und mit ihren Fachwerkgiebelhäusern erhalten. Die Häuser sind einfach gehalten, zu den stolzesten gehört noch das Geburtshaus Klopstocks mit seinem auf zwei Säulen ruhenden Erker. Aber sie sehen sauber und behaglich aus. Das Fachwerk gibt jedem Hause etwas Lebhaftes und Schmuckes und einen Halt. Es ist die einfachste und natürlichste Art von Verzierung. Der Schloßplatz und seine Linden, unter deren Dach schon der Knabe Klopstock gespielt hat, und mehr noch der engere Hof zwischen Dom und Schloß sind stimmungsvolle Räume, altstädtisch klein, aber behaglich. Diese Städte haben ja alle nicht den Raum für große Plätze. Wie wohltuend sind die Formen des Doms, die zierlichen Gesimse, Bogenreihen, die Friese voll Ungeheuern und die formenreichen Kapitäle der rundbogigen Fenster! Aber wie schade, daß der Platz, der den einzigen ganz freien Blick über Stadt und Harz bietet, nach der Stadt hin mit Gärten besetzt und durch Gitter abgesperrt ist. Eine Vordrängung des Privatbesitzes, die nicht geduldet werden sollte. Quedlinburg ist eine berühmte Gartenstadt geworden, aber seine Anlagen sind noch mäßig. Es wäre aller Grund, mehr darauf zu verwenden, ehe die schönsten Plätze in Ackerfelder umgewandelt werden. Der Besitz eines schönen waldartigen Parks in der Nähe der Stadt kann den Wunsch nicht entkräften, die erhöhten Punkte um die Stadt, die

die schönsten Blicke auf diese und den Harz bieten, zum Teil als Aussichtspunkte festzuhalten. Es ist zuzugeben, daß viele deutsche Städte hinreichend für grüne Erholungsplätze in unmittelbarer Nähe gesorgt haben. Ja, es gehört das Heranreichen des Waldes an die Städte zu dem Charakteristischsten in der Physiognomie des heutigen Deutschlands. Aber man hat in solchen rasch gewachsenen Städten wie Magdeburg oder Leipzig nicht hinreichend dem Erholungsbedürfnis der rasch zunehmenden Bevölkerung in der Nähe und auf allen Seiten Rechnung getragen. Immerhin sind auch in dieser Beziehung die deutschen Städte den amerikanischen und den englischen weit voraus.

Halberstadt mit seinen malerischen Türmen liegt noch ganz in der Ebene, um so weiter ist die merkwürdig zusammengedrängte Gruppe der schlanken Turmpaare des Doms und der Liebfrauenkirche sichtbar. Da Halberstadts treffliche Lage und reiche Umgebung es auch in unsrer Zeit wieder zu einem blühenden Mittelpunkt erhoben haben, hat sich um den Kern schöner Fachwerkhäuser und um das malerische Rathaus eine moderne Stadt gebildet, deren Kern bezeichnenderweise der ziemlich weit abliegende Bahnhof ist. Das Umwälzende des Eisenbahnbaus hat mir in viel drastischerer Weise das nahe Sangerhausen gezeigt, wo der Bahnhof gerade neben den alten Friedhof gelegt worden ist, durch den nun die neue Bahnhofstraße erhöht mitten hindurchführt. Der Friedhof ist verlassen, er wird sich allmählich in eine öffentliche Anlage verwandeln. Man sieht, wie das Antlitz der Stadt umgewandt worden ist. Man betritt sie jetzt von hinten. Daher der merkwürdige Gegensatz der hohen Neubauten am Bahnhof zu den kleinen Häuschen dahinter. Erst nach diesen folgt der Markt, der alle Anzeichen des Mittelpunktes einer kleinen Stadt trägt.

Hildesheim wird das niederdeutsche Nürnberg genannt. Ich finde diese Bezeichnung ganz ungeeignet. Hildesheim ist geschichtlich älter und hat zwei große Blütezeiten gehabt. Schon für den einfach Durchwandernden ist die Zahl hervorragender bürgerlicher Häuser in Hildesheim viel größer als in Nürnberg. Kein Dürer und kein Vischer haben hier gewirkt, aber die Hildesheimer Kunstblüte ragt in dem kirchlichen Werke viel weiter zurück, und die Blüte der Profanarchitektur in der Renaissance ist viel reicher, bunter; ich möchte sagen, und das Bild liegt in der Stadt des tausendjährigen Rosenstocks nicht weit, diese Rose hat viel mehr Blätter. Es ist gerade das Merkwürdige bei Hildesheim, daß die Kunstübung so um sich griff, daß im sech-

zehnten und im siebzehnten Jahrhundert kein Haus gebaut oder renoviert worden ist, dem nicht künstlerischer Schmuck zugefügt wurde. Das ist eins von den diesseits der Alpen seltnen Beispielen, wo die Baukunst und die Bildhauerei als Künste kein Luxus, sondern etwas Selbstverständliches geworden waren. Nur darin erinnert Hildesheim an Nürnberg. Wenn man sieht, wie sich die Kunst dann auch in der Gegenwart wieder aufgerungen hat, und wie weit das neue, nach dem Bahnhof zu gewachsene Hildesheim von der Banalität der modernen Städte entfernt ist, dann erscheint uns das vom alten Bischof Bernward und seinen Gefährten eingesenkte Samenkorn als ein unvergängliches. Die Kunst ist einmal an diesem Orte groß gewesen, sie ist es wieder geworden und wird nie ganz verdorren. Und so ist Hildesheim für die Kunst geheiligt. Wenn ich zu bestimmen hätte, empfinge Hildesheim seinen aus dem jungen Schoß des absterbenden verjüngten tausendjährigen Rosenstock zum Siegel und zum Zeichen seiner tausendjährigen Kunstblüte.

Als Deutschamerikaner fühlte ich auf diesen Stätten den ganzen Segen einer alten ruhmreichen Geschichte. Um diesen Segen muß jeder unbornierte Transatlantiker die Alte Welt beneiden. Und gerade um diese Geschichte kraftvoller Herrscher, die im einzelnen tüchtig zu verwalten und des Ganzen zugleich in großem Sinne zu walten gewußt haben, müßte er eigentlich Deutschland besonders beneiden. Als Zurückgekehrter muß ich aber auch den Vergleich ziehen zwischen dem wenigen, was der Deutsche aus dieser großen alten Geschichte macht, und dem vielen, was der Amerikaner aus seinem bißchen Geschichte zu machen weiß. Ich habe gebildete Mitbesucher der Harzstädte kläglich unwissend gefunden. Ich werde darüber keine pädagogische Abhandlung zum besten geben, sondern nur meine Meinung darüber aussprechen, daß die Schule zu viel von Themistokles und Cäsar, zu wenig von Heinrich dem Ersten und Otto dem Großen sagt, und daß der Kaiser vollauf Recht hatte, als er gerade an den Betrieb des Geschichtsunterrichts an deutschen Schulen die bessernde Hand legen wollte. Der Deutsche, der die Geschichte seines Volkes vernachlässigt, kommt mir wie ein Mann vor, der statt des edeln alten Weins, den er im Keller hat, Krätzer trinkt.

Wir haben zum Schluß Wolfenbüttel besucht, die Stadt Lessings. Wie klein ist hier das achtzehnte Jahrhundert in seinen Denkmälern. In Wolfenbüttel ist wohl die alte Bibliothek

Lessings erneuert, und auch sonst sind manche Häuser neu errichtet oder aufgesetzt worden. Aber es ist doch im ganzen immer nur ein kleiner, enger, holpriger Eindruck, den das Städtchen macht. Gemütlich, aber beschränkt. Das kleine Haus gegenüber der Bibliothek, wo Lessing gewohnt hat, paßt in diese alte Stadt hinein. Es besteht nur aus einem Erdgeschoß, aber seine Zimmer sind geräumig, und ihre zopfige Ausschmückung ist nicht ungefällig. Und auf Lessings Tisch hat wohl dasselbe Grün hereingeleuchtet, das heute diese Oase in der Wüste des Schloßplatzes so freundlich macht. Das erleichtert uns. Aber immerhin erhält man von der isolierten Höhe, auf der ein Geistesheld steht, so recht einen Begriff, wenn man die Spurlosigkeit des Wirkens eines Lessing in Wolfenbüttel bemerkt. Außerhalb der Bibliothek keine Spur von ihm. Ich denke an die Eichen, die das Gestrüpp eines Auenwaldes niederdeutschen Flachlandes in stillem Stolz übertürmen, und unwillkürlich wächst Lessings Denkmal von Rietschels Meisterhand in den Braunschweigischen Anlagen, eines der schönsten Dichterdenkmäler der Welt, in meiner Erinnerung angesichts Wolfenbüttels empor.

Man hat uns als Ort beschaulicher Ruhe zum Rasten von eindrucksreichen Ausflügen die anhaltische Sommerresidenz Ballenstedt empfohlen. Ballenstedt ist aber vom Bahnhof her eine der häßlichsten, kleinlichsten Städte, die man sich vorstellen kann, und entwickelt sich erst auf der entgegengesetzten Seite nach Westen zu einer reizenden Residenzstadt mit Hoflieferanten, Pianofortelager, Hofbuchhandlung, Wiener Café. Die einen Kilometer lange Allee zum Schloßgarten gibt dem Ganzen sogar eine gewisse Größe. Und wenn man oben angekommen ist, steht man einem Riesenbau gegenüber, der den einfachen Namen trägt Großer Gasthof. Vor ihm spielt an den Abenden eine gar nicht üble Musik, aber die haute volée von Ballenstedt hält es nicht für guten Ton, zuzuhören. Einige Gymnasiasten und Dienstmädchen sind die einzigen, die der ganz guten Musik ihr Ohr leihen. Herren, die die Distinktion darin suchen, daß sie ein Glas in die Augenhöhle klemmen und nach dem Parfüm ihrer Frau riechen, zum Hof gehörende oder pensionierte Generale, gehn laut sprechend auf und ab, verhandeln aber beim Schall der Musik keine harz-anhaltischen Staatsangelegenheiten, sondern den Erwerb eines nahen Grundstücks durch einen Gärtner.

Der beste Teil einer solchen Residenz ist immer der Schloßgarten. Deutschland weiß gar nicht, welchen Segen es in seinen

vielen Hunderten von Schloßgärten hat. Auch viele Gärten kleinerer Besitzer, Grafen und Freiherren, sind dem Publikum geöffnet und sind sehenswert. Erst dieser Tage habe ich die Stolbergischen Schloßgärten in Roßla und Wernigerode bewundert. Warum ist ein solcher Schloßgarten so ganz anders geartet als ein städtischer Park, das Erzeugnis der Millionenstiftung in einer amerikanischen Großstadt? Ich trete in den durchaus nicht anspruchsvollen Schloßgarten von Ballenstedt, und das erste, was ich sehe, ist eine prächtige Blutbuche, höchst geschmackvoll in grünes Laubwerk hineinkomponiert, und daneben auf dem Grasplatz eine gerade ihre veilchenblauen Blütentrauben entfaltende Paulownia, um deren Fuß sich ein Efeugebüsch ausbreitet. Ich sehe hier auch höchst seltsamerweise uralte Stechpalmen, eine süddeutsche Bekanntschaft. Worin liegt denn der Unterschied? Hier steht vor dem Schloß ein einfacher Granitobelisk im Blumenrondell, den der Herzog der letzten Herzogin von Anhalt-Bernburg, Friederike von Holstein-Glücksburg, gesetzt hat. Warum ist er so viel würdiger, ansprechender als alle die mühseligen Siegesdenkmäler, die ich die letzten Tage gesehen habe? Weil es der Gedanke eines einzigen Mannes von Geschmack ist, der hier Ausdruck gesucht hat. Und so ist es mit den Gärten. Das Auge eines Herrn, der nicht bloß sorgsam ist, sondern Geschmack hat, ruht auf diesen Bäumen. Ihm sollen sie gefallen, daneben ist ihre Betrachtung auch dem Publikum erlaubt, das aber ganz zufrieden ist, wenn es nichts dazu zu sagen hat. Nur ein geschichtlicher Zufall, wie er im Aufgeben eines breiten Festungswalles liegt, der Höhen und Tiefen zu Parkanlagen darbietet, hat städtische Gartenanlagen von originaler Schönheit ins Leben gerufen; oder aber die Nachahmung der Werke der Fürsten, wie in München. Die öffentlichen Gärten unsrer amerikanischen Großstädte haben alle etwas Kaltes, und außerdem gehören sie zu den bestmelkenden Kühen im Stalle unsrer munizipalen Politiker. Auch das gibt dem Freistaatenmann zu denken.

4

Ich liebe die Landschaften über alles, die uns in das Wesen eines Landes und in das Herz eines Volks einführen. Wir leben Monate unter einem Volke und glauben viel davon zu kennen, da erschließt sich uns das stille Heim irgendeiner unscheinbaren Familie, und wir machen in den paar Zimmern, in den Haus-

geräten, in dem vertraulich plaudernden Kreis offner Menschen, unter einem Baum oder vor einem Kamin Entdeckungen, die wir niemals geahnt hatten. Wir haben einen Blick in das Innerste des Volks getan, gerade den Blick, der den meisten Besuchern fremder Länder so selten zuteil wird. Es gibt auch Landschaften, die uns so einführen. Newyork ist eine europäische Kolonie, die Umgebungen von Newyork haben nichts Charakteristisches; erst eine Hudsonfahrt bis Albany hinauf ist ein erster Schritt zur Kenntnis Nordamerikas. Aber doch nur ein Schrittchen. Die Seebadeorte an der gegenüberliegenden Küste von Long Island sehen gerade so englisch aus, wie gewisse Straßen von Newyork deutsch. Ich habe einen tiefen Blick in das Eigentümliche von Nordamerika erst getan, als ich in einem Landstädtchen von Neuengland lebte. Eine von Kanada kommende Lotterbahn warf mich auf einer grünen Wiese aus, die sich zu einem See von unwahrscheinlicher Bläue hinabzog. Diese Wiese war von rötlichen Granitriffen durchzogen, und am Ufer lagen lose Blöcke desselben Gesteins, auch diese aufdringlich rötlich. Sie schienen zu sagen: Diese Wiese möchte weich und schwellend sein, und dieser See möchte sich lieblich in den Himmel hinausdehnen. Es ist nichts damit. Wir sind in Neuengland, wo solche Weichheit nicht geduldet wird. Darum liegen wir hier und zerschneiden mit unsrer Härte das Bild, damit man weiß, es ist ein rauhes Land. Ich stieg gegen den See hinunter und betrat eine kurze Straße von kleinen weißen Häuschen mit grünen Fensterläden, die an einer breiten mit mächtigen Ulmen bepflanzten Straße lagen. Diese Bäume mußten gepflanzt worden sein, als die ersten „Blocks" des Städtchens ausgelegt wurden. Es fiel mir auf, daß in dem Städtchen, das einen lebhaften Holzhandel betreibt, wenig Unterschied in der Größe der Häuser und Gärten war. Auch waren sie so ziemlich alle gleich gut gepflegt. An vielen Fenstern Blumen, an einigen interessante Gruppierungen von Ahorn- und Scharlacheichenblättern in goldnen und purpurnen Herbstfarben, über Türen schöne Zweige von der Balsamtanne, deren dürre Nadeln den süßesten Himbeergeruch aushauchen, oder von der zierlichen Schierlingstanne. Ich sah hochgewachsene, hagere, ernste Männer und schlanke junge Mädchen, etwas blaß, die mich frei aus großen Augen anschauten. In einem Hause, wo man „zahlende Gäste" empfängt, saß ich dann zu Tische mit einem Feldmesser, zwei Kaufmannsdienern, einem männlichen und einem weiblichen, und einer Lehrerin und fühlte mich von einem Takt und einer Höflich-

keit umgeben, bei denen ich die Einfachheit der Umgebungen vergaß. Das war die erste Erfahrung von dem Amerika, das fern ist von dem törichten, zwecklosen Lärmen und Treiben der großen Städte, von ihrem Luxus, ihrer Not, ihrer Zersetzung und ungeheuern Lüge, ihrer Bestechung, ihrem Trunk und Laster. Hier fing ich erst an, die großen Kräfte zu begreifen, die von Neuengland ausgegangen waren und Amerika gestaltet und umgestaltet haben. Und es klang mir von diesem Tage an nicht mehr ruhmredig, wenn Neuengländer behaupteten, nur Leute, die hasty pudding, ein neuengländisches Nationalgericht, zu würdigen wüßten, verstünden die Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika.

So weit will ich nun von dem altthüringischen Boden, auf dem ich jetzt stehe, wo Saale und Unstrut zusammentreffen, nicht ausgreifen. Aber sicherlich kann man keine deutschere Landschaft finden als hier, wo man ja auch räumlich so recht im Herzen von Deutschland ist. Von allen Höhen schaut der Wald herein, der Rest altgermanischen Urwalds; in allen Tälern grünen und blühen die Felder und Gärten der Urenkel der alten Thüringer, die vor bald anderthalb Jahrtausenden hier zu roden begonnen haben. Die Dörfer im Wiesental und die Häuschen an den rebenbepflanzten Hängen rechts und links von der Unstrut sind sauber gehalten, die Wege gepflastert; da und dort sieht man einen Neubau oder Umbau im Werk. Entsprechend sind auch die Feldwege in Ordnung, und daß sie fast überall von Kirschbäumen begleitet werden, erhöht den Eindruck einer sorgsamen Wirtschaft. Es ist die Frucht einer Kulturarbeit von vielen Jahrhunderten und der ungestörten Friedensarbeit von fast drei Generationen, die von einem zahlreichen, fleißigen und genügsamen Volke verrichtet worden ist. Wie anders sah es hier aus, als die Kanonen von Jena herüberdonnerten, und als sich über die laubwaldbegrünten sanften Höhen über Freyburg die von der Leipziger Schlacht her flüchtenden Franzosen ins Unstruttal ergossen! Das Unstruttal versank nach den Kriegsstürmen in eine Ruhe, die noch tiefer war als der Schlummer andrer deutscher Landschaften, und es hat von diesem Ruhezustand mehr behalten als sie. Die Eisenbahn, die es durchzieht, macht kein großes Geräusch, die saubere Landstraße ist nur mäßig belebt. Wenn du von Naumburg kommst und den Bergweg ins Unstruttal wählst, statt die längere Landstraße über Freyburg, und auf dem schattigen Waldpfad gegen Balgstädt heruntersteigst, liegt die Welt so wohlig

eng umschlossen vor dir, daß du meinst, diesen grünen Winkel nie mehr verlassen zu sollen. Du siehst über die rotbraunen Dächer hinweg in den Einschnitt des Unstruttals zwischen den geradlinigen dachfirstartigen Höhen des Muschelkalks auf der einen und den weichern Hügeln des Keupers auf der andern Seite. Es ist ein echt thüringisches Bild, das bei Jena und in der Koburger Gegend gerade so wiederkehrt. Dazu die Erinnerung an das türmereiche Naumburg, das man zurückblickend in den baumreichen Saaleauen verschwinden sah.

Wir sind hier mitten im Thüringerland, die Unstrut verdient ja mehr als die Saale der eigentliche thüringische Fluß zu heißen. In ihren grünen Wiesen, die, rechts und links von Getreidefeldern umgeben, sanft zu Waldhügeln anschwellen, geht sie friedlich dahin. Nur die Fährstellen, die den Poeten gefallen, haben leicht etwas Unfertiges, Zerrüttetes. Der rasige Ufersaum ist zerrissen, in den Fluß hineingetreten. Ein paar Steinblöcke und ein Brett, das sich nächstens spalten wird, vermitteln den Übergang zum Wasser. Eine altersgraue Bank unter einer knorrigen Weide dient als Warteplatz. Müde Menschen ziehn vor, sich daneben in den Schatten der Weide zu betten. Ein alter Mann ruht hier im Grase, das Gesicht durch den Hut gegen die Sonnenstrahlen geschützt, ein kleines Mädchen neben ihm, ein weißes Tuch über dem Gesicht, ein kleines Bündel liegt ihnen zu Häupten, keines Diebes gewärtig. Nichts stört ihren Schlaf. Auch nicht der lange Kahn, der jetzt zwischen den Rasenufern die Unstrut unhörbar herabgleitet, schweigend gelenkt von zwei Bewohnern des alten Memlebens, die Steine nach Naumburg führen. Seltsam ist der Eindruck des langen Fahrzeugs auf dem schmalen, stillen Wasser, an dem Gras und Blüten bis zum Rande stehn.

Der Wald der Thüringer Vorberge ist ebenso reich und mannigfaltig, wie der des eigentlichen „Waldes,“ des Gebirges, einförmig ist. Es ist ein heiterer Wald, wo ich den Charakter der Thüringer eher wiederfinde als in den dunkeln Fichtenhainen von Eisenach oder am Inselsberg. Hier herrschen Eichen und Buchen vor, man sieht aber auch Linden mit herrlichem Blätterdom, als stünden sie vor einer Dorfkirche und nicht unter dem ganzen Volk von Bäumen. Das Unterholz sind Haselnüsse, Maßholder mit weißer Dolde und Weißdorn. An den Rändern steht blütenreich der Weißdorn. Maiblumen und Vogelgesang nehme ich als liebes Andenken aus dem heitern Walde mit. Solcher

Wald begleitet die Unstrut auf beiden Seiten des Tals. An wenig Stellen ist er gelichtet, und dort ziehn über die runden Hügel breite Getreidefelder weg, die vor dem Frühsommerwind grün und silbern fließen und wogen. Wenn auch waldreich, ist doch das Land ein Garten. Es gleicht einem Garten, den eine breite lebendige Hecke dunkelgrün einfaßt. Der Garten ist nirgends weniger Illusion als auf dem Wege, den ich heute wandre. Begleitete mich nicht von Laucha fast bis Kirchscheidungen eine Syringenhecke, die die Straße entlang gezogen ist, wie man sie sonst nur in Hofgärten trifft? Und ist nicht der Bahnhof von Wallhausen ganz in Rotdorn eingehüllt?

Wall und Graben und zwei mächtige Tore sind um Laucha erhalten, aber außer der Kirche und dem unbedeutenden Rathause ist nichts da, was einen solchen starken Schutz verlangte. Die Wahrheit zu sagen, hat die Zuckerfabrik an der Straße nach Kirchscheidungen mir viel mehr den Eindruck der Größe gemacht als die ganze Stadt, und nicht bloß mit ihrem hochragenden Schornstein. Es ist eben doch etwas Beengendes in dem Eingeschlossensein eines spätern Geschlechts in die Schranke, die sich ein vor vierhundert Jahren kräftiges und schaffensfreudiges Geschlecht zog. Es sind Fesseln. Manches würde heute anders angelegt werden, wenn auch nicht gerade besser. Und wenn das Leben hier kräftiger strömte, hätte es mit dem alten Gemäuer aufgeräumt, das mehr kleinlich als hart wirkt.

Burgscheidungen liegt auf einem der langsam zu der Unstrut abschwellenden bewaldeten Hügel. Er ist durch das schluchtenartige Blindtal von dem hügligen Massiv losgelöst. In einen Winkel darunter ist sehr behaglich das Dorf hineingelagert, dessen rote Dächer und spitzer Schieferturm in einem wohltätigen Kontrast zu dem breit daliegenden ernsten Schloß darüber stehn. Alles darunter und daneben, jede Lücke ist mit Wald ausgefüllt, der in Park verwandelt ist. Und von der Unstrut aus ist das Ganze ein lauschiger Waldwinkel, der ganz besonders durch den Kontrast mit dem Kalkplateau gegenüber wohltut, das scharf wagerecht abgeschnitten ist. Einige Pappeln sind als Senkrechte auf die wagerechte Umrißlinie des Muschelkalkbergs gefällt. Glücklicherweise hält sich das sonnenbeschienene, silbern leuchtende Gewölk darüber nicht an dieses Muster. Nur ein ganz, ganz kleines Stückchen Natur kann wie ein Steuerbogen liniiert werden. Die weißen Sommerwolken scheinen der Pappeln zu spotten. Jetzt sehe ich ein Gedräng pausbäckiger Engelsköpfe mit langhin-

wehenden Haarsträhnen, und gleich darauf segeln Wolkenschiffe mit blähender Leinwand überladen einher; sie werden sich vermutlich am Kyffhäuser vor Anker legen. Ein fächerförmiges Strahlenbündel durchsichtig milchigblauen Sonnenlichts sprüht aus einer Wolkenlücke über Berg und Tal herab. Unversehens hat sich ein heroischer Zug über die Landschaft verbreitet und drängt die Idylle zurück. Ich muß daran denken, daß in diesem Tale der größte deutsche Historiker, Leopold Ranke, groß geworden ist, in dessen gelassener Ruhe sich etwas von dem Frieden des Heimattals abspiegelt. Eine solche Einwirkung ist ja schwerer nachzuweisen als der Einfluß der politischen Lage des damals noch sächsischen, zwischen preußischen und thüringischen Gebieten eingeschlossenen und vom übrigen Deutschland abgeschlossenen Ländchens auf das mehr als neutrale, kühle Empfinden des Jünglings Ranke gegenüber der napoleonischen Herrschaft und dem preußisch-deutschen Befreiungskrieg. Aber wer die Talenge von Nebra hinter sich hat und sieht das bescheidne, friedliche Wiehe am Fuße der dichtbewaldeten Finne, in dem von dunkeln Hügelwellen ganz umringten Tal, der empfindet etwas wie klösterliche Stille. Der Geist mag forschend auch von hier aus über den Berg- und Waldkranz hinweg die Welt zu begreifen suchen, die Seele wird ruhig.

In Laucha hörte ich dem Gespräch des Wirts mit einem Rübenbeamten oder Zuckerrat zu. Der Mann, der grau gekleidet war, dachte und redete grau, abgeklärt, sein Wesen war insipid und schwerflüssig wie Melasse. Ich vernahm zu meinem Erstaunen, daß die Probleme der weiblichen Erziehung auch in diesem stillen Tal die Menschen beschäftigen. Es war die Rede von einem Junggesellen, einem begehrten Gutspächter. „Nee, et is nischt mit dieses Schema von so Farrerschwitwen und derartigen Frauenzimmern. Wissen Se, da werde den Mädchens nur so Possen in Kopp gesetzt. So mag er keene. Wer so eene nimmt, der ärgert sich, so lang er lebt. Die kommen nicht aus des Schema von Bildung heraus. Da geht son schnippiges Ding uf de Bahn un läßt sich von ihrem alten Vader den Koffer nachtragen. Nee, nur so keene.“ Ich gab dem Manne Recht und freute mich außerdem, daß er in dem Worte Schema eine so schöne ornamentale Verstärkung seiner Rede entdeckt hatte. Die war allerdings nicht so originell wie meines Wirts in Roßleben Ausdruck „muggelig“ und „es muggelt.“ Das sollte den dunstig-trüben Himmel, die Neigung zu Trübungen anzeigen. Vielleicht ist das

Wort in der Weidmannsprache dieser Gegend heimisch? Jedenfalls wußte mein Herr Wirt damit besser als Falb das Unberechenbare des Witterungsgangs, besonders in gewitterreicher Junizeit zu verhüllen.

Ich spann bei den Gesprächen des redseligen Mannes meine stillen Glossen über das Thema Bildung weiter. Die im Ausland vielbesprochne und früher auch mehr als jetzt bewunderte deutsche Volksbildung interessiert in Amerika weite Kreise. Aber wer weiß genau, was es ist, und wie weit es geht? Besteht die Volksbildung darin, daß die Handwerksgesellen und Dienstboten auffallend korrekte Briefe, besonders Liebesbriefe schreiben und ihre bildungsarmen Schundblättchen und Kolportageromane lesen können? Ich finde in meinen Erfahrungen doch etwas mehr als das. Ich meine, bei den deutschen niedern Klassen sei die Wirkung der Volksbildung besser zu erkennen als bei den darüber liegenden. Sie halten fest, was sie gelernt haben, und ihre Arbeitsweise, wo sie nicht in Fabriken verdummen, läßt ihnen Zeit, einen gesunden Menschenverstand damit in heilsame Verbindung zu setzen. Daß die Schule ihren Kindern zugute kommt, die man nirgends in Deutschland sich so abscheulich verwahrlost herumtreiben sieht wie bei uns in Amerika, kann niemand leugnen, der das deutsche Leben auch nur von der Straße her kennt.

Aber allerdings bei den höhern Klassen steht in Deutschland das, was die Frauen lernen, in keinem Verhältnis zu ihren Lebensaufgaben und auch zu ihren Lebensansprüchen. Man mag an der Bildung, die die Amerikanerinnen in ihren Colleges empfangen, vielerlei aussetzen, besonders daß sie sich zersplittert, daß sie zu vielerlei und das Einzelne deshalb nicht gründlich bietet, aber man wird sicherlich nicht leugnen können, daß es ernst damit genommen wird. Die Bildung, oder sagen wir besser die Schulung der jungen Mädchen wird in Deutschland in der Regel bis zum fünfzehnten Jahre fortgesetzt, dann folgen noch einige beliebige Privatstunden, besonders in neuern Sprachen, Kunst- und Literaturgeschichte, und mit dem Eintritt der Ball- und Verlobungsfähigkeit hört auch dieses so ziemlich auf. Zu den merkwürdigsten Erscheinungen im deutschen Frauenleben gehört dieses frühe Abgelöstwerden der Schulbildung durch etwas, was Haus- und Weltbildung bedeuten soll, aber keins von beiden ganz erzielt. Die Deutschen sind auch in dieser Hinsicht im Übergang. Ihre alte enge, aber gründliche Erziehung der Mädchen zu Hausfrauen, die etwas Tüchtiges leisten, möchten viele mit

einer freien, mannigfaltigern Bildung vertauschen. Aber sie scheinen lange zu diesem Übergang zu brauchen. Die alte gute deutsche Hausfrau ist im Aussterben, und die neue deutsche Weltdame mit Universitätsbildung ist noch nicht fertig. Die jungen Amerikanerinnen bleiben in der Regel bis zum zwanzigsten und zweiundzwanzigsten Jahre in ihren Colleges. Wenn sie sich verloben, vollenden sie ruhig ihre Kurse. Es fehlt auch nicht an „höhern Semestern," denen das Collegeleben so gut gefällt, daß sie zulegen. Jedenfalls hört das Bildungsbestreben nicht so haarscharf mit einem gewissen Alter auf wie bei uns. Und alle Bildung geflissentlich an den Nagel zu hängen, sobald der Verlobungsring am Finger glänzt, wie es unter Deutschen lächerlicherweise so oft geschieht, würde eine Amerikanerin mindestens für geschmacklos halten. Ich meine, immer beobachtet zu haben, daß wenn auch die amerikanische Mädchenbildung in andern Beziehungen Mängel hat, doch eine ernstere Auffassung in Bildungsfragen durch sie in die ganze amerikanische Frauenwelt hineingetragen worden ist. Es ist für sie kein Luxus, sondern eine Lebensnotwendigkeit. Sogar bei dem Vergleich von englischen und amerikanischen Mädchen ist mir aufgefallen, wieviel mehr Opfer die Amerikanerinnen als Lernende zu bringen wissen. Daß sie als Lehrerinnen Hervorragendes leisten, dürfte heute außer Zweifel sein. In Kanada wirken Amerikanerinnen und Engländerinnen gerade in Schulen häufig nebeneinander, und die unparteiischen Beobachter schätzen dort die Amerikanerinnen wegen der Ausdauer und Sachlichkeit, die sie an alles heranbringen, was sie tun.

Was der Frauenbildung in Amerika einen Vorsprung vor ähnlichen Bestrebungen in der ganzen übrigen Kulturwelt gibt, das ist, daß sie auf einem ganz sichern Boden steht. Niemand fällt es ein, die Frage aufzuwerfen, ob Mädchen dieselbe Bildung empfangen sollten wie Knaben. Sogar auf die einst unbestrittne Coeducation, die gemeinsame Erziehung von Mädchen und Knaben in derselben Anstalt, erstreckt sich diese Fraglosigkeit. Das ist aber die natürliche Folge der in der Entwicklung der jungen Gesellschaft des germanisch-keltischen Amerikas tief begründeten Gleichstellung der Frau mit dem Manne in allen Lebensgebieten. Der Deutsche mag daran mancherlei zu bekritteln finden, er wird doch in vielen Beziehungen einst auch darin einfach nur dem Amerikaner nachahmen können. Die Frauenhochschule, den weiblichen Arzt, Apotheker und Anwalt, die große Stellung, die der

Frau in Armen- und Schulräten eingeräumt ist, wird man auch in Deutschland in nicht viel Jahren als etwas Selbstverständliches hinnehmen. Dann erst wird eine gerechte Würdigung der Kräfte und der Anlagen der deutschen Frau möglich sein, und das Herabsehen der Amerikanerinnen wird vielleicht früher aufhören, als man glaubt. Ich wenigstens bin überzeugt, daß die Hebung der Frauenbildung gerade den deutschen Frauen ungeahnte Vorteile bringen wird. Denn ihre besten Eigenschaften liegen tief und wollen mit einiger Geduld ans Licht gerufen werden. Einstweilen liegt in den Urteilen amerikanischer Frauen über ihre deutschen Schwestern sicherlich ein gutes Stück Pharisäertum, und es wirft nicht gerade ein schönes Licht auf den weiblichen Charakter, daß die amerikanischen Schulmänner den deutschen Mädchenunterricht, auch den höhern, viel billiger beurteilen als die amerikanischen Schulfrauen. In den weiblichen Kreisen der Vereinigten Staaten gilt es für ausgemacht, daß für höhere Frauenbildung in Deutschland überhaupt nicht gesorgt ist. Die Damen, die darüber sprechen und schreiben, haben eben keine Ahnung, daß man Bildung auch auf eine andre Art erwerben kann als in ihren Colleges. Es wäre müßig, sich mit solchen Vorurteilen auseinanderzusetzen, wenn man ihnen nicht einige Berechtigung zusprechen müßte. Diese vorlauten Damen haben Unrecht in der Geringschätzuug dessen, was in Deutschland im Mädchenunterricht tatsächlich geleistet wird; aber ihr Urteil hört auf Vorurteil zu sein, wo es sich auf das richtige Gefühl gründet, daß hier in weiten Kreisen eine unbestimmte Abneigung gegen eine weitere Ausdehnung und Vertiefung der Frauenbildung besteht, und daß sich diese Unlust hinter der Abneigung verbirgt, die Frauenbildung überhaupt ernst zu nehmen. Mit weiblichem Takt, und gerade Takt hat die Amerikanerin in hohem Grade, fühlen sie heraus, daß die deutschen Männer ihre Abneigung gegen höhere Frauenbildung nicht logisch zu rechtfertigen wissen, vorwiegend weil sie das Körnchen Egoismus nicht zugeben wollen und können, das darin liegt.

Doch ich berühre hier Fragen, die zu weitausschauend sind, als daß man sie auf einem Spaziergang behandeln sollte. Ich wende mich lieber zu den Gesprächen meiner Gefährten im ** Gasthaus zu Laucha zurück, die sich an das Nächste hielten und mir über Greifbares nützliche Winke gaben. Vom Weinbau wurde erzählt und von edeln alten Weinen, die Wennunger Bauern in ihren Kellern verwahren, von der Beliebtheit der

Saal- und Unstrutweine, die Kenner mit Frankenweinen verglichen. Man müsse sich nur an den Bodengeschmack gewöhnen, dann finde man sie kräftig und bekömmlich. Trotzdem werde Bier in steigender Menge erzeugt und eingeführt, und früher unbekannte Sorten, wie das helle, bittere, dem Pilsener gleichende, aber durch einen Rauchgeschmack ausgezeichnete Grätzer Bier aus Posen, würden durch die fremden Radfahrer eingebürgert, deren wohlbegründeter und zweckbewußter Durst sich mit Lagerbier nicht stillen lasse.

Mein Wirt war ein bierkundiger Mann, der in Querfurt dem Studium der Elemente der Bierbrauerei obgelegen hatte. Wissen Sie, sagte er, daß wir hier am Rande einer merkwürdigen Bierinsel leben? Ich habe Weißbier, aber in Leipzig und Halle weiß man kaum etwas von Weißbier. Liegt doch Döllnitz, die klassische Heimat der Gose, dieser salzig-trüben, in der langhalsigen, breitgedrückten Flasche gärenden und ihren zähen braunen Niederschlag absetzenden Abart des Weißbiers, im Saalkreis. Im Anhaltischen erscheint schon wieder die kühle Blonde, und in Magdeburg gibt es schon förmliche Weißbierstuben, die an Clausing in der Zimmerstraße in Berlin erinnern. Merkwürdig ist es aber, wie wenig die zum Teil doch recht trinkbaren Berliner Braunbiere, die sogenannten bayrischen, hier vorgedrungen sind. Ich kenne zwar Städtchen in der Provinz Sachsen, wo man Nürnberger, Würzburger, vom Münchner nicht zu reden, und sogar Dortmunder Bier trinkt, aber keins, wo etwa Patzenhofer denselben Rang einnähme. Jeder Wirt in diesen Landen sowie im Anhaltischen und im Sondershäusischen, der sich achtet, hat eine bayrische Biersorte im Schankraum. Vollends im Königreich Sachsen, da wird das Berliner Bier und überhaupt das norddeutsche vollständig Nebensache. In Leipzig muß man es mit Mühe suchen. Hier treten die einheimischen Lagerbiere mehr in den Vordergrund, die aber fast alle nur beschränkte Horizonte haben. Der sächsische Weltruf — ich meine den Ruf und Ruhm in der sächsischen Welt — einzelner unter ihnen, wie des Dresdner Waldschlößchen, früher auch einmal des Lützschener, ist in den letzten Jahren nicht mehr gewachsen. Es sind im Grunde doch auch immer nur matte Brühen.

Als ich das Gespräch auf den engern Umkreis zurücklenkte, antwortete mir auf meine Frage, woher die „Leben“ der Belleben, Wegeleben, Aschersleben, Sandersleben kämen, der graue, freundliche Zuckerrat: Das ist einfach so wie bei uns in der

Altmark, wo es die Alvensleben gibt. Da waren einmal alte Familien angesessen, von Belleben, Wegeleben usw., die sind aber nun ausgestorben, wie das so geht, und die Namen sind den Ortschaften geblieben. Sie müssen wissen, wir haben kolossal alte Häuser in der Provinz. — Ja, aber die Leben, meinte ich, die müssen doch trotzdem wo hergekommen sein. Wie kamen denn die alten Herren zu diesen sonderbaren Endungen? — Ja, wenn man das wüßte, was die sich dabei gedacht haben. Sie waren die Herren im Lande und konnten nennen, was sie wollten und wie sie wollten!

Wenn ich auch in dieser Antwort nichts von dem historischen Genius Loci entdecken konnte, der in dem Geburtstal Leopold Rankes walten mußte, so meinte ich doch eine gewisse Wurzelgemeinschaft zwischen der historischen Auffassung meines Gefährten und der Rankischen ganz tief unten zu entdecken. Der große Historiker ist so wenig wie dieser kleine Gastwirt des Unstrutstädtchens ein Götzendiener der Logik gewesen. Er hat den Dingen und Menschen ihr Recht, das Recht ihrer Zeit, ihres Orts und ihrer freien Bestimmung gelassen. Sein Amt als Historiker war kein Richteramt. Die Theorie meines heutigen Gewährsmanns über den Ursprung der -leben ist offenbar nicht fest begründet. Aber sie erkennt die Bedeutung der bodenbesitzenden Edeln für die Geschichte Thüringens an und zeugt insofern von historischem Instinkt. Es war mir auch interessant, zu hören, wie das Volk im Tale von Memleben und des Kyffhäusers an die alte sächsische Kaiserzeit anknüpft. Ein Bürger von Roßleben sagte: Über das Kyffhäuserdenkmal mag man verschiedner Meinung sein, daß es nun da ist, freut uns doch. Wir sind ja immer kaiserlich gewesen. Sie werden das wissen, hier zwischen Harz und Saale. Schade, daß es nur ein Denkmal ist. Wenn ihm Berlin einmal zu groß wird, sollte sich der Kaiser in unsrer Gegend ankaufen. Warum sollte es ihm nicht ebenso gut gefallen wie weiland dem Kaiser Otto? Mitten drin wäre er z. B. in der Gegend von Artern, so in einem Dreieck zwischen Berlin, Dresden und Kassel. Die Eisenbahnverbindungen müßten dann jedenfalls verbessert werden. So etwas Angenehmes, wie den Blick über die Goldne Aue, kann ihm weder Sanssouci noch Babelsberg bieten. — Ich fragte: Warum hat man denn nicht lieber gleich die Kyffhäuserruine mit ihrem stolzen Würfelturm zu einem Kaiserschlößchen wieder aufgebaut? Der Lokalkundige winkte aber entschieden ab: Da ist doch Frankenhausen zu nahe. Es ist doch eine häßliche Erinnerung

an diese Mordschlacht, wo die armen unschuldigen Bauern die Irrlehre Thomas Münzers tausendweis büßen mußten. Unglücklicherweise sieht diese ganze Sandsteinlandschaft ohnehin schon blutrot aus. — Aber Sondershausen? Da ist ja doch ein prächtiges Schloß! — Da kam ich erst recht übel an: Die Sondershäuser sind froh, daß sie ihren Fürsten nicht mit Arnstadt teilen müssen; nein, die behalten, was sie haben. Wer weiß, ob es dem Kaiser dort auf die Dauer gefiele? Sondershausen ist sehr still, zu still für so einen weltgereisten Herrn. —

Der Kyffhäusergipfel steht vor uns, seitdem wir die Talenge von Nebra verlassen haben. Er gehört zu dem Ostende eines großen über Südwest nach Norden herumziehenden Bergbogens. Daher der freie Blick nach Norden hinaus in die Fruchtebene der Goldnen Aue, die langsam zu einem der Wälle mit fast horizontaler Begrenzung ansteigt, über die der Brocken kühn hervorragt. Im Süden erheben sich hinter dem ganz nahen Südzug des Kyffhäusergebirges, der das Tal verdeckt, zuerst die einförmig welligen Züge der Hainleite und Schmücke, und dahinter die kaum viel formenreichere Linie des Thüringer Waldes. Die Hainleite ist hier eine einzige schön rundliche Flachwölbung, dem Vogelsberg nicht unähnlich. Wie der Brocken aus dem Harzgewölbe, steigt eine leichte Erhebung aus dieser Anschwellung. Der Kyffhäuser ist eins der waldreichsten Gebirge Deutschlands, und zwar ist er bewaldet mit Buchen und Eichen von unten bis oben. Selten sieht man stolzere Exemplare. Nur die paar Lichtungen, wo Wirtshäuser und Jagdhäuser stehn, sind waldfrei, und einige Steinbrüche, wo man den schönen roten Baustein gewinnt. Die Wege sind Parkwege. Auch die breite Landstraße von Frankenhausen nach Roßla ist auf große Strecken mit lebendigen Hecken umgeben. Erfreulicherweise ist hier nicht die zudringliche Verschwendung mit Wegweisern üblich wie in andern Teilen des Thüringer Waldes. Man geht unbehelligt dahin. Der Eindruck dieses ununterbrochnen Waldes ist merkwürdig. Die Größe des Einfachen, Einförmigen verbindet sich mit dem Feinen und Zarten unzähliger Baumarten, die in Form und Farbe so vielfach wechselnd das Waldkleid zusammensetzen. Die so wohlbekannten Mulden- und Rinnenformen nehmen einen sehr weichen Zug unter diesem lebendigen Kleide an, das stillfröhlich sproßt und wächst und den harten Stein überquillt und überflutet.

Du erwartest nun, daß ich vom Kyffhäuserdenkmal spreche? Mein Lieber, erlasse mir das. Es war eine banale Idee, die

schöne, altersgeweihte Sage vom Rotbart, die den Waldberg umwebt, in einen klotzigen Steinturm zu bannen, aus dem die so ganz unmärchenhafte Gestalt des alten Wilhelms in schwerer Bronze herausreitet. Nun, es ist geschehn, und nachträgliche Kritik ist zwecklos. Ich wundre mich nur, daß Bildhauer und Baumeister den landschaftlichen Effekt ihrer Kolosse nicht beobachtet haben. Wer von Sangerhausen her gegen den Kyffhäuser geht, sieht an der ostwärts gewandten Flanke eine Warze hervorwachsen, die sich vergrößert, bis sie wie ein Kanonenrohr aus einem Schiffsturm hervorragt: das ist der aus der Turmwölbung herausreitende Kaiser! Die deutsche Denkmalsucht hat viel Geld verpufft und viel Geschmackloses, ja Häßliches dafür geschaffen. Aber so, wie sie hier einen schönen Berg, eine schöne Ruine und eine tiefsinnige Sage verballhornt hat, gelingt es ihr hoffentlich auf deutschem Boden nicht zum zweitenmal. Wiewohl vom Hermannsdenkmal bei Detmold auch ein Wörtlein zu sagen wäre.

5

Wer Deutschland durchwandert hat, weiß von dieser oder jener Stelle mit ziemlicher Bestimmtheit zu sagen: Hier fängt Norddeutschland an, hier hört süddeutsches Wesen, süddeutsche Landschaft auf. Frankfurt und Kassel, Bamberg und Hof, Bonn und Köln sind bekannte Grenzpunkte. Nicht so leicht ist der Gegensatz zwischen ost- und westdeutsch zu stellen. Doch fürchte ich keinen Widerspruch, wenn ich Naumburg als eine der am weitesten ostwärts vorgeschobnen Städte mitteldeutscher Art nenne. Ja, in seiner Lage an einem mäßigen rundlichen Berge, den große Obstbäume umstehn, mit dem Blick auf das friedlich umbuschte Wiesental der Saale und auf die Rebenhügel der Unstrut, ist etwas Schwäbisches. Und dazu kommt an der ersten Schlinge der Saale oberhalb Naumburgs an einem waldigen, quellenreichen Hag das turm- und zinnenreiche Kloster Pforta. Verglichen mit den roten Backsteinbauten des Tieflandes haben schon alle die Saalestädte und Dörfer reichere Farben, die dem Auge wohltun. Die grauen Dächer strahlen hell in dem trüben Blau des leichtbewölkten Sommermorgenhimmels. Eines fehlt leider heute in Thüringen fast ganz, was sich Niederdeutschland bewahrt hat, und was in Oberdeutschland in schnellem Absterben begriffen ist: das alte Grau der tief herabreichenden Strohdächer, die tief schwärzlich-blau schimmern, wenn sie vom Regen feucht sind, und

deren weiche, volle Formen das glänzende Grün der Moospolster erhellt. Die Feuerversicherungen drücken das Strohdach ebenso wie manche altertümlichen Holzkonstruktionen im Bauernhaus durch hohe Prämien aus dem Wettbewerb. Zwar wurmt es den Bauern, aber dafür will er nicht besonders zahlen. Da nun auch, wie man behauptet, die früher jedem Bauer vertraute Kunst, Strohdächer auszubessern, in manchen Gegenden völlig abhanden gekommen ist — eine der „verlornen Künste," über die man Bücher schreiben könnte —, werden die Ziegeldächer immer allgemeiner. Und hohe, steile Dächer sind es, die über thüringisch-hessischen Fachwerkbauten ansteigen.

Es gibt in Mitteldeutschland eine Menge Bergstädte und Dörfer von ärmlichem Innern: enge Gassen, verfallne Mauern, alte Häuser. Sieht man aber von oben hinein, so ist man erstaunt, wie sauber die Dächer gehalten sind. Da sieht man keine Lücke. Und besonders wo das Material Dachschiefer ist, da glänzt uns die ganze Stadt entgegen. Da sieht man denn auch die Gassen und Häuser mit mildern Augen an. Wer lange im Tiefland gelebt hat, besonders im amerikanischen, wo man zu den Häusern aufschaut wie zu Bergeshöhen, der sagt sich vielleicht beim Blick in eins von diesen mitteldeutschen Tälern, wo das Städtchen zusammengedrängt ist wie eine Herde, die sich schützen will, daß es nicht ganz ohne heilsame Folgen für die zur Unbescheidenheit neigende Menschennatur sein könne, gelegentlich den Schauplatz ihres Dichtens und Trachtens und Überhebens aus der Vogelperspektive zu betrachten und sich zu überzeugen, wie eng und klein eigentlich ihre „Welt" doch sei.

Es wäre interessant, zu wissen, wie weit die hohen steilen Dächer zurückgehn, und was ursprünglich an ihrer Stelle stand. Es ist nicht ausgeschlossen, daß schon auf vorhistorischen Pfahlbauten hochgegiebelte Hütten standen. Naumburg an der Saale, Freyburg an der Unstrut gehören noch zu den ragenden Städten, auch einige der lausitzischen, wie Bautzen, aber im allgemeinen sinkt das Niveau der Städteprofile nach Osten hin. Dazu kommt aber auch sichtbar ein Unterschied, der der neuern Zeit angehört. „Scharfzinnige Gassen" sind für alte Städte wie Lübeck, Hildesheim, Nürnberg und viele andre von dieser gestaltenreichen, hochstrebenden, vielgetürmten Art ebenso bezeichnend wie eine gewisse Flachheit für die jüngern. Wenn man die „mittlere Höhe" der Städte bestimmen wollte, würde man finden, daß sie in den letzten Jahrhunderten immer kleiner geworden ist. Die kleinen Residenz-

städte gehören natürlich zu den flachsten, denn in ihnen durfte nichts das majestätische Überragen des Palastes stören, der selbst oft nicht sehr imposant war.

Daß aber die Verflachung nicht so ganz neu ist, zeigt mir der Schritt von Naumburg nach Leipzig, der geographisch ein Hinabsteigen vom thüringischen Hügelland in die sumpfige Tieflandbucht der Pleiße, ethnographisch ein Überschreiten alter Völkergrenzen ist. Das große Leipzig hat kein kirchliches Bauwerk wie die nahen Dome von Naumburg und Merseburg aufzuweisen. Im Kampf mit Naumburg hat sich Leipzig als Meßstadt behauptet, als historische Stätte steht Naumburg hoch darüber. Und wo wäre die architektonische Bedeutung Dresdens ohne die Bauten prachtliebender Kurfürsten, die großenteils erst im achtzehnten Jahrhundert entstanden sind?

Mit der Überschreitung der Saale haben wir den alten Kulturboden verlassen und sind in das germanisierte slawische Kolonialland eingetreten. Auch der Volksschlag ist auf den beiden Seiten verschieden. Ich weiß wohl, daß den Thüringern viel slawische Elemente beigemischt sind, und daß man ein rein germanisches Volk erst westlich von der Werra trifft, wo dann allerdings der Unterschied zwischen dem kräftigen, zähen Hessen und dem beweglichen, lebenslustigen und nachgiebigen Thüringer zu greifen ist. Aber das Übergewicht der breiten Wendengesichter tritt doch für den, der von Westen kommt, in Mitteldeutschland erst jenseits der Saale ein. So ist auch für den von Süden Kommenden die mittlere und die untere Pleißen- und Elstergegend der Grenzstrich, wo er sich von entschieden östlichen Lüften angeweht fühlt. Es ist in gewissem Sinne auch eine Art Halbasien, wo schon das sich urdeutsch fühlende Leipzig liegt, denn in der Rasse und im Volkscharakter beginnen mongolische Züge stärker hervorzutreten. Hier beginnt die Herrschaft des Breitschädels, der seine höchste oder vielmehr breiteste Entwicklung bei den Mongolen und Kirgisen findet, sowie das Tiefland von hier an keine Unterbrechung mehr hat bis zum Fuße des zentralasiatischen Hochlandes; und mit ihm beginnt das breite Gesicht. Nicht auf den Schultern des Westdeutschen sitzt die eigentliche tête carrée, und der obersächsische Philister, den uns Ludwig Richter als deutschen Typus gezeichnet hat, ist das Erzeugnis einer Rassenmischung.

Gotha ist eine hübsche Vertreterin der thüringischen Residenzstädte. Das alte Gotha hat sich in den letzten Jahrzehnten mit ausgedehnten, freundlichen Villenstraßen umgeben. Schon früher

war es durch die Lage des Schlosses mit seinem herrlichen Garten inmitten der Stadt begünstigt. Diese enge Vergesellschaftung von Park und Stadt ist recht bezeichnend für das Verhältnis dieser Fürsten zu ihren Bürgern. Schloß und Hütte trennt nur ein Garten, an dem beide Insassen sich erfreuen. Man durchwandre den alten engen Kern von Gotha mit den schmalen Gassen und unscheinbaren Häusern, und man wird beim Hinaustreten in die grünen Parkanlagen das Gefühl haben, daß diese Bürgerschaft ihren Fürsten viel verdankt. Es waren keine Bernharde und Karl Auguste, diese alten Gothaischen Herzöge, aber so manches Gute haben sie doch hinterlassen. Manchmal hat sich in ihnen ein freier Geistesfunke geregt. Sie haben ihren Anteil an zwei Anstalten, die das kleine Gotha berühmt gemacht haben, als es noch im Vergleich zu dem heutigen ein ärmliches Nest war: an der Sternwarte und an dem Geographischen Institut. Das gehört auch zu den Lehren der Geschichte der kleinen deutschen Residenzstädte, daß so mancher Keim, den das Bürgertum nicht mehr hegen konnte oder mochte, in den Fürsten treue und eifrige Pfleger fand. Als Nürnberg und Augsburg aufhörten, die geographischen Karten für die halbe Welt zu machen, traten Weimar und Gotha an ihre Stelle. Ein Gang durch die herzogliche Bibliothek zu Gotha zeigt, daß es den vielbespöttelten und wohlgehaßten Duodeztyrannen zuzeiten nicht an Sinn für Besseres als Jagd und Soldatenspiel gefehlt hat. Hatte doch jeder seine Bibliothek und seine Kunstkammer. Wenn nicht alle Perlen italienischer und deutscher Kunst ihren Weg in die englischen Schlösser gefunden haben, so hat man den Liebhabereien deutscher Kleinfürsten dafür Dank zu wissen. Eine merkwürdige Wirkung dieser Art zeigte mir übrigens der Besuch der Gothaischen Bibliothek; dort füllt nämlich die seltne vollständige Reihe der dem englischen Parlament vorgelegten Blaubücher einen großen Raum. Gotha verdankt sie dem Prinzen Albert. In ihrer Art gefiel mir die Bibliothek des Perthesschen Geographischen Instituts noch besser, denn sie ist das Werk einer Privatanstalt, die vollkommen auf sich selbst gestellt ist. Es ist eine umfassende, an neuern, seltnen Reisewerken und amtlichen Berichten besonders reiche, trefflich geordnete und schön aufgestellte Bibliothek. Dazu die Kartensammlung, von der mir ein englischer Fachmann sagte: Es gab eine Zeit, wo man sich weder in Petersburg noch in London oder Paris, sondern nur im Perthesschen Archiv zu Gotha über die unbekannten Teile von Zentralasien und das

„dunkelste Afrika“ unterrichten konnte. Ich finde am rührendsten die Geringfügigkeit der Mittel, mit denen hier Großes geleistet worden ist. Das Wirken eines Stieler, Sydow, Behm, Hassenstein und vieler andrer ist ein lebendiger Protest gegen die landläufige Meinung, man könnte das Beste und Größte in der Welt nur mit viel Geld schaffen. Die ideale Genügsamkeit und das Genügen am Ideal hat die Blüte der Kartographie in dem kleinen Gotha allein möglich gemacht. Es ist dabei ganz charakteristisch deutsch-kleinstaatlich, daß Hoff und Stieler, die Säulen der wissenschaftlichen Arbeit des Gothas der zwanziger Jahre, herzogliche und Staatsbeamte waren, die so Bedeutendes in ihren Mußestunden schufen.

Eisenach liegt am Rande Thüringens, aber gerade darum hat es von allen thüringischen Städten am meisten gemeindeutsche Bedeutung, die freilich von der literarischen Blüte Weimars überragt wird. Sängerkrieg, Luther, Bernhard, Goethe, Wartburgfest, Scheffel, Reuter, in unsrer Zeit der Kongresse die Vorliebe, womit Eisenach als Versammlungsstadt gewählt wird, zeigen, wie der Begriff mitteldeutsche Lage hier praktisch und lebendig wird. Eisenach selbst muß als Städtchen einen tiefen, schweren Eindruck gemacht haben, solange nicht die Zierlichkeit und das Behagen der Villenquartiere aufgeblüht war. Der überall hervortretende rotbraune Fels des Rotliegenden und die Vorliebe für das Bauen mit rotem Sandstein machen Eisenach den hessischen Städten verwandt. Nur die Werra trennt gerade hier Thüringen und Hessen. Auf demselben Rotliegenden führt der Weg zur Wartburg, die auf einem dem Wald entragenden Fels aus demselben rotbraunen Stein gebaut ist. Auch die Wartburg, so groß ihr Ruhm ist, ist thüringisch eng und einfach. Ihre einzelnen Bauten sind nicht nach einem Plan entworfen, der Stil ist der der romanischen Profanbauten, ernst und zierlich, schwer und leicht zugleich. Von unten heraufwandelnd glaubt man einer Kirche zu nahen, bis der sogenannte Kleine Turm hervortritt. Das alte Eisenach liegt recht waldverloren da unten.

Die Eisenacher Landschaft gehört nur einem Ausläufer des Thüringer Waldes an, sie hat keine so hohen Berge, aber mehr intime Reize als Friedrichsroda oder Ilmenau. Von der Wartburg aus führen unzählige Kamm- und Abhangwege durch Fichten und Buchen hin. Das Annatal ist eine „Klamm“ mit allen Requisiten, aber in Miniatur: schroffe Felsen, moosbedeckt, Wasser, das bald neben, bald unter uns murmelt, junge Ahorne aus den

Spalten, darüber hoher, lichter Buchenwald. In der von Moos sammetgrünen Landgrafenschlucht zwängt man sich zwischen Felsen durch und tritt zuletzt auf ein natürliches Rund, das von einer hohen, schlanken Buche beschattet wird. Ein ganz andrer Weg ist die geradlinige Schneise von der Wartburg zur Hohen Sonne, die ein herrliches, waldumrahmtes Bild der Burg gewährt.

Welcher Gegensatz zu dem Blick von der Wartburg die weite Aussicht von der Feste Koburg. Diese fränkischen Gaue wie heiter, wie reich an Städten und Dörfern, und auf den Bergen welche Fülle von Schlössern, Klöstern und Kirchen. Was macht allein das reiche Banz für einen Eindruck. Wahrlich, das Koburger Bier und der gleich vorzügliche Koburger Schinken sind keine Zufälligkeiten, sie symbolisieren dem denkenden Genießer das Frankentum Koburgs. Der Wald, der auf der andern Seite alles beherrscht, kommt hier nur noch parzellenweise vor. Die thüringischen Landschaften haben alle etwas Jugendliches in ihrer Waldumgrenztheit; hier dagegen flutet die alte Geschichte des Maingaus zu unsern Füßen heran, die schon rodete und baute, als jenseits des Rennsteigs noch das Brüllen des Urstiers den tiefen Wald belebte.

Bei der Teilung zwischen den Residenzen Gotha und Koburg hat Gotha den Löwenanteil davongetragen, es ist doch die eigentliche Hauptstadt des Doppelherzogtums. Aber Koburg ist nicht ganz leer ausgegangen. Das herzogliche Theater spielt zwar dort etwas weniger, was besonders schmerzlich empfunden wird; aber unter anderm beherbergt Koburg auf seiner Feste einen Schatz von Kupferstichen und andern Werken der künstlerischen Vervielfältigung aus dem vorkodakischen Zeitalter, der zu dem reichsten seiner Art gehört. Weniger Wert wird man heute wohl auf die dort installierte Ruhmeshalle des vielgewandten und -gewanderten Ernst des Zweiten legen. Ich ziehe den Trophäen von Eckernförde und Abessinien den Blick in die fränkischen Gaue vor, der mir die echtere geschichtliche Lehre erteilt, daß der Burgenbau eine Periode in unserm Lande der einsamen Waldgebirge darstellt: er hat die Arbeit der Menschen, die vorher nur den Fuß der Gebirge umbrandete, auf die Gipfel geführt und so manche von ihnen dauernd umgestaltet und bewohnbar gemacht.

Ich möchte noch an eine andre thüringische Residenzstadt erinnern. Von Altenburg ist in der Welt viel weniger geredet worden und ist noch heute weniger die Rede als von Weimar, Eisenach und Gotha. Der Fremde schaut sich an dem festen Schloß, das noch heute Residenz ist, das hohe Fenster an, aus

dem Kunz von Kauffungen mit unglaublicher Kühnheit die beiden sächsischen Prinzen herausholte; er beachtet die baumreichen, freundlichen Straßen des neuen und die engen mit kleinen Häusern umstandnen des alten Altenburg und entfernt sich in dem Bewußtsein, seine Kenntnis von den wichtigen Dingen dieser Welt nicht wesentlich gefördert zu haben. Wer finden will, findet aber auch in Altenburg, z. B. im Kunstmuseum, eine schöne Sammlung alter Sienesen und Florentiner, darunter eine Perle, ein Frauenbildnis von Botticelli; dann eine Sammlung von neuern deutschen Bildern, die einmal für sich erfreulich und dann weiter auch dadurch interessant ist, daß über ihre Vermehrung ein Ausschuß kunstliebender Bürger beschließt, dem der Rektor des Gymnasiums, angesehene Ärzte u. dergl. angehören. Ein Geschichtschreiber der Zukunft wird also darin ein document humain ersten Ranges für den durchschnittlichen Kunstgeschmack mittlerer Schichten unsers Zeitalters finden. Das ist ein Vorzug dieser Sammlung vor großen, den Kunstlaunen berühmter Direktoren unterworfnen Museen.

Es ist erfreulich, zu sehen, daß das Skatspiel, das die berühmteste Erfindung Altenburgs ist, den Geschmack für Höheres nicht ganz ertötet hat. Ein deutsch-amerikanischer Bekannter, der als Arzt in einem fetten Landort wirkt, wo noch die seltsame altenburger Bauerntracht getragen und die Hochzeit drei Tage lang gefeiert wird, erzählte nur Schönes von dem geistigen Leben der nahen „Hauptstadt,“ aber auch von der Abneigung der in der Mehrheit bäuerlichen Volksvertretung, Geldopfer aus dem Staatssäckel für Bildungszwecke zu bringen. Wer Studien über den Konservativismus einer bäuerlichen Bevölkerung machen will, muß nach Altenburg gehn. Da ist nichts von der nur zu geweckten Art der armen und unzufriednen Arbeiterbevölkerung des „Waldes.“ Ich bin überzeugt, wenn es auf die altenburgische Bevölkerung ankäme, wäre weder die Buchdruckerkunst noch die Dampfmaschine erfunden worden, von der Elektrizität gar nicht zu reden. Jedenfalls hätte aber durch ihre Arbeit der Teil der Weltgeschichte, der von dunkeln Ackerbodenschollen, von schwer aufstampfenden Rossen, von gefüllten Scheunen, von saurer Sämannsarbeit, von Erntekränzen und vom frohen Tanz um die Dorflinde handelt, genau die Gestalt angenommen, die er heute hat, wenn auch nicht andre mitgewirkt hätten. Und ich zweifle keinen Augenblick, wäre die Welt nicht so alt, daß alles erfunden ist, was Menschen überhaupt erfinden können, so würde Altenburg nicht bloß den Skat, sondern auch den Pflug erfunden haben.

Es grünt und blüht ein reiches Leben an der Saale, Ilm und Unstrut, aber für die großen Geschicke Deutschlands ist jahrhundertelang all dieses Grünen und Blühen kaum in Betracht gekommen. Daher der Eindruck des Zwecklosen, des ziellos Verlaufenden der Geschichte dieser Landschaften. Wenn es ein Deutschland gegeben hätte, das auch der letzten Kleinstadt das Gefühl hätte erwecken können, daß sie zu einem großen Ganzen gehöre, wäre die Frage berechtigt: Was hat ein Kahla, ein Saalfeld zu Deutschlands Wohle beigetragen? Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß dieses Zwecklose einer mühseligen Kleingeschichte oft schon im Äußern mancher von diesen Städtchen zum Vorschein kommt. Ich stieg den Südabhang des Thüringer Waldes hinab und war enttäuscht über die Unscheinbarkeit der äußern Merkmale der Geschichte eines so namhaften Ortes wie Schmalkalden. Ist das derselbe Ort, der in der deutschen Geschichte eine wichtige Rolle in dem entscheidendsten Augenblicke gespielt hat? Man hat es nicht vergessen. Das Lutherhaus, heute eine Buchhandlung, das Melanchthonhaus, heute die Rosenapotheke, haben ihre Gedenktafeln, die allerdings etwas ärmlich und einsilbig sind. In der Hauptkirche, deren verfallner Zustand dem christlichen Sinn der Schmalkaldner keine Ehre macht, ist ein schlechtes Bild Luthers und ein Lutherstübchen, wo der Reformator gearbeitet hat; es ist bezeichnenderweise eine echte Gelehrtenzelle. Das Rathaus ist unansehnlich, das Pfarrhaus war einst ein hübscher Fachwerkbau, der aber jetzt vernachlässigt ist. Die übrigen Häuser der jetzt 7000 Einwohner zählenden Stadt sind meist schlecht gehalten, die Gassen eng und schmutzig, und erst wenig Neubauten zeigen an, daß sich die Stadt aus ihrer engen Zusammendrängung hinaus bergaufwärts ausbreiten will.

An ähnlichen und kleinern Städten Thüringens und Sachsens fand ich oft noch am anziehendsten die enge Verbindung mit dem Lande, die jedenfalls ein sozialer Charakterzug von Bedeutung ist. Man weiß oft nicht, ob das städtische oder das ländliche Wesen überwiegt. Im achtzehnten Jahrhundert war das noch mehr der Fall, und um die Umwelt der weimarischen Heroen zu verstehn, muß man den Straßen Ilm-Athens Kühe und Schweine zur Staffage geben. An das oberfränkische Fichtelgebirgsstädtchen Wunsiedel schließen sich ganze Straßen von aneinander gebauten Scheunen an, für die das zusammengedrängte Städtchen keinen Raum hat. Vielleicht hat auch die Rücksicht auf die Feuersicherheit eine solche merkwürdige Absonderung ländlicher Bauwerke veranlaßt.

Wie man sieht, empfiehlt es sich nicht, immer nur Weimar zu nennen, wenn man an die Bedeutung der kleinen Residenzstädte für die Entwicklung des deutschen Volkes erinnern will. Man hat zuviel von Weimar und seinesgleichen gesprochen und darüber die hundert andern vergessen, in denen, ungewärmt und unbeleuchtet von der Sonne des Genies, das deutsche Bürgertum verkümmert ist. Es ist wohl wahr, daß sich in den deutschen Mittel- und Kleinstädten durch alle Stürme ein gesunder Mittelstand erhalten hat, aber dieser Mittelstand mußte sich mit der harten Schale des Philistertums umgeben, gewissermaßen versteinern, um unter kümmerlichen Bedingungen fortleben zu können. Wunderbar ist, was in einigen von diesen Städten geistig geschaffen worden ist, aber für jede große Schöpfung wurde immer gleich der Rahmen zu klein. Den großen Eichen des deutschen Waldes wurde hier nicht die tiefe Erde geboten, die sie brauchten, um sich ganz tief einzuwurzeln. Herrliches ist erklungen, aber der Schallraum fehlte. Daher die merkwürdige Erscheinung, daß von manchem, was aus kleinen deutschen Städten ausgegangen ist, die Welt mehr Vorteil hatte als alle Mitbürger zusammengenommen. Sobald es den engen Raum überschritten hatte, wo es sich unter der Sonne der Fürstengunst treibhausartig entwickelt hatte, schwang es sich in Höhen, bis zu denen die Auffassung des zeitgenössischen Pfahlbürgertums nicht reichte. Darum neben dem großen Stück Weltgeschichte, die das Dasein Goethes ausfüllt, das Satyrspiel: „Goethe im Urteil seiner Stadt- und Landesgenossen."

In einer deutschen Kulturgeschichte, die einst geschrieben werden muß, darf das Kapitel nicht stiefmütterlich behandelt werden, worin die Wirkung des Mangels eines großen städtischen Mittelpunkts in dem Deutschland des achtzehnten Jahrhunderts untersucht wird. Man konnte an Einfluß auf Gesamtdeutschland weder Berlin noch Wien mit Amsterdam und mit Kopenhagen vergleichen. Was wäre auch heute Dänemark ohne Kopenhagen, das 18 Prozent der Bevölkerung von Dänemark in sich vereinigt, während Berlin nur 5 Prozent der Bevölkerung von Preußen, 3 der Bevölkerung von Deutschland hat? Was Wien und Berlin damals geleistet haben, wenn es auch noch wenig ist, zeigt doch, was möglich war. Das gilt noch mehr von den Leistungen Hamburgs, Frankfurts und Leipzigs. Aber wie wenig boten alle diese Städte damals den aufstrebenden Geistern, wie wenig bedeuteten sie als Schule des Lebens! Nur Lessing hat in den

großen Städten des damaligen Deutschlands gelebt, und nur sein Wirken ist ohne sie nicht zu denken. Aber man erinnere sich, um von Weimar zu schweigen, an Jean Pauls Leben, das in Klein- und Landstädtchen verflossen, nein versickert ist. Jean Paul gerade hat es gewußt und ausgesprochen, daß das Genie für seinen Verkehr nicht das Netz der Landstraßen braucht, die auf die großen Treffplätze der Menschen und Völker zusammenlaufen. Wohl stand Jean Paul mit der ganzen Welt in Verbindung, aber wieviel von seiner Wirksamkeit ging in kleinstädtischen Reibungen verloren. Carlyle hat als Jünger Jean Pauls öfter kräftig auf die Großstädte losgezogen, aber er hat sein Experiment mit dem Landleben bald aufgegeben und von London den Gebrauch gemacht, den er für seine Zwecke nötig hatte.

Die deutsche Sprache hat der Welt das Wort Philister und die deutsche Literatur der Weltliteratur den Kampf gegen das Philistertum gegeben. Die französischen Romantiker und später Carlyle haben es mehr oder minder sinngemäß ihren Sprachen einverleibt. Ein Glück für uns, daß sie in Frankreich und England auch Philister entdeckten, sonst hätte man glauben können, Deutschland allein sei damit gesegnet! Ich weiß nicht, ob Byron das Wort gebraucht hat, aber sein Kampf gegen cant, engherzige Heuchelei, ist auch ein Kampf, und ein titanischer, gegen ein Philistertum, das noch schlimmer als das von Goethe oder Tieck bekämpfte war und ist. Man sollte einmal die Definitionen des Philisters zusammenstellen, das würde ein interessantes Kapitel der praktischen Völkerpsychologie werden. Und die Darstellung der Beziehungen zwischen Philister, Snob und Bourgeois würde darin einer der fesselndsten Abschnitte sein. Goethe hat uns mehrere hinterlassen außer der bekanntesten:

> Was ist ein Philister?
> Ein hohler Darm,
> Mit Furcht und Hoffnung ausgefüllt,
> Daß Gott erbarm!

In das kürzeste Wort gefaßt, wäre wohl das Wesen des merkwürdigen Geschöpfes „eng“ zu nennen: engherzig, enggeistig, engselig, daher kurzsichtig, daher geneigt, an jedes Ding und an jeden Menschen, jede Handlung einen kleinern Maßstab anzulegen als nötig ist, daher auch ohne Wagemut und innere Heiterkeit. Man begreift ganz gut, daß das Philistertum in dem engen Horizont einer Kleinstadt eine ganze Bevölkerung ergriffen und

ansteckend sich über ganze Völker verbreitet hat. Und was kleine Residenzen anbelangt, so kam da nicht bloß der Mangel eines weiten freien Tätigkeitsfeldes in einem großen Horizont ins Spiel, sondern die falschen Götzen des Hofes, die falschen Ideale eines äußerlich und innerlich unfreien Lebens. Wo war es doch, wo für die vom Hof Abhängenden ganze Häuserreihen ohne Küche gebaut wurden, weil ihre Inwohner samt allen Familienangehörigen aus der Hofküche gespeist wurden? Gerade so lieferte das Hoftheater die Kunstgenüsse. Daß nun in solchen Verhältnissen nur in der Kunst die Befreiung aus „Philisternetzen" lag, besonders im Theater, wo ein höheres Leben gemeint wurde, und daß die aufgeklärten und kunstsinnigen Kleinfürsten von der Art Karl Augusts, Ludwigs des Ersten von Bayern als Kunstförderer wahrhaft prometheisch wirken konnten und mußten, braucht nicht auseinandergesetzt zu werden.

So wie wir die deutsche Kleinstadt in Amerika nicht haben, kennen wir auch nicht das Philistertum, das wie in Gewächshäusern in ihr großgezogen worden ist. Aber Philister haben wir trotzdem genug. Das Übel der Seelenverengerung ergreift bei uns die Geld- und die Geschäftsleute. Der Stolz auf die geradlinige Deszendenz von irgendeinem mit den frühesten Einwandrerzügen des siebzehnten Jahrhunderts gekommnen Subjekt, gleichviel welchen Wertes, Standes und Charakters, wird lächerlicher zur Schau getragen als der Stolz des deutschen Klein- und Beamtenadels. Der Bildungsphilister ist eine ungeheuer verbreitete Spezies in Amerika. Aber das schwerste Philisterjoch legt uns die Vorstellung vom Gentleman auf, ein falsches Lebensideal, die Naturen verflachend, verkümmernd, eine traurige Erbschaft der alternden Kultur Altenglands. Doch davon wäre ein Buch zu schreiben, und ich habe heute noch einige Beobachtungen mitzuteilen.

Dem deutschen Bürgertum ist die frische Luft des weiten Reiches in erster Linie zugute gekommen. Es war am weitesten hinuntergedrückt und ist am rascheſten gestiegen. Aber mir scheint, daß es nicht minder ein Segen des neuen Reiches war, daß es Deutschland seine hohe Aristokratie zurückgegeben hat, die ihre natürliche Aufgabe, die soziale Spitze der deutschen Gesellschaft zu sein, über einer politischen vergaß, für die ihre Staaten viel zu klein waren. Hoffentlich kommen die Zeiten nie wieder, wo der Aufwand für ein Miniaturheer und eine lächerliche Diplomatie diese Länder bedrückt. Wie viel besser ist es für alle, wenn die

Reichsfürsten in der Armee und der Diplomatie des Reiches ihre Männer stellen. Es wäre schon früher manches besser gewesen, wenn wir mehr Bernharde von Weimar, Leopolde von Anhalt, Ludwige von Bayern gehabt hätten. Das Beispiel der Hohenlohe und der Hohenzollern muß unter „Regierenden" noch viel mehr Nachahmung finden! Wieviel Heldenkraft ist auf deutschen Fürstenschlössern verdumpft und vermodert. Irgendwo in Deutschland regiert ein Herr mit den Einkünften eines mittlern Bankiers, der Not hat, seine paar Schlösser zu erhalten, und seinen Hofstaat längst aufgelöst hätte, wenn nicht der kleine Adel des Landes bereit wäre, für weniges mehr als nichts die Erbämter zu bekleiden. Er behält so wenig übrig, daß er nicht einmal seinen Herzenswunsch erfüllen kann, den Kaiser in seine Jagdreviere einzuladen, die ihresgleichen suchen. Was Wunder, daß der früh der preußischen Armee entzogne Fürst Buddha zu seinem Lieblingsheiligen erkürt und erst auftaut, wenn man ihm von dem indischen Königssohne spricht, der Bettler wurde.

Das Reich hat zunächst die Kleinfürsten wieder mehr auf ihre Völker oder Völkchen zurückgedrängt, mit denen sie sich zu vertragen haben. Die Landtage stützen sich mit seltner Einmütigkeit auf Preußen, aus dessen schneidiger Bureaukratie die besten Verwalter hervorgegangen sind, die das Interesse des Landes auch unter absolutistischen Formen ganz anders vertreten als die gefügigen Höflinge, die sonst die ersten Stellen als Erbstellen zu bekleiden pflegten. „Preußen hat ein Auge auf uns," „Preußen sorgt dafür, daß man uns nicht wie früher auspreßt." In Domänen- und Veräußerungsfragen hat sich Preußen in der Regel für das Land tätig gezeigt. „Wir werden doch eines Tages an Preußen fallen, das weiß man dort so gut wie hier, und Preußen will uns auch nicht ausgesogen wissen." Diesen Satz habe ich nicht selten gehört. Ja wenn mich meine süddeutschen Erfahrungen nicht trügen, gibt es sogar zwischen den Vogesen und dem Böhmerwald Leute, die pietätlos genug sind, zu sagen: Wir sind in der glücklichen Lage, durch Preußen gegen Willkürlichkeiten unsrer Dynasten und innern Politiker gesichert zu sein, wenn sie noch so partikularistisch fühlen, mit einem Auge schielen sie doch vor jeder „Tat" nach Berlin.

Um nach Thüringen zurückzukehren: die Stellung der kleinen Fürsten zu ihrem Volk hat gerade hier unter dem Reiche nichts verloren. Es ist eine gute Ehe, nicht ohne die Trübungen, die dazu gehören, im allgemeinen voll Vertrauen und Hingebung

von seiten der bürgerlichen und der bäuerlichen Teile des Volkes und sehr oft auch von seiten der Fürsten. Ich bewundre diese mehr als jenes, wie sie unter andern, schwierigern Verhältnissen die alten patriarchalischen Beziehungen aufrecht erhalten. Die Existenz eines Herzogs von Anhalt hat gewiß viel Schönes, aber um einen Sommersonntag in seinem herrlichen Park zu Wörlitz beneide ich ihn nicht. Als der Urgroßvater die Urgroßmutter nahm und ihr diesen Park zum Angebinde gab, da besuchten ihn schüchtern gute Bürgersfamilien aus Dessau oder Wittenberg, die sich den Luxus eines Hauderers gönnen durften, und wenn Serenissimus ihnen begegnete, sanken sie in die Erde; er erkannte sie aber und zeichnete sie durch huldvolle Ansprache aus. Jetzt ergießen Eisenbahn, Dampfboot — von Coswig aus — und Lohnkutscher, das Fahrrad, dieses nivellierende Instrument nicht zu vergessen, allsonntäglich und sogar allmittwochlich Tausende von Menschen in dieses friedliche Gelände. Wenige von ihnen haben das Bewußtsein, daß sie hier beim Herzog von Anhalt zu Gast sind. Die Mehrzahl schreit, johlt und benimmt sich nicht wie zuhause, nein wie in irgendeinem öffentlichen Lokal dritten Ranges. Dabei hält es der Herzog für seine Pflicht, wie sein Vater und sein Großvater, sich gerade Sonntags dem Volk zu zeigen, und sogar sein liebes Töchterlein kutschiert sein Ponygespann durch die Wagenburg der Sonntagsgäste. Früher hörte der Lärm mit Sonnenuntergang auf. Jetzt sorgt die mit herzoglicher Genehmigung durch die stillen Gründe von Jonitz und Oranienbaum gebaute Lokalbahn dafür, daß sich der Bodensatz des Sonntagspublikums erst nach zehn Uhr empfiehlt. Aus der weltabgeschiednen Idylle ist ein Vorstadtvergnügungsort geworden. Kann man als Landesvater seinem Volke mehr entgegenkommen?

6

Nach der Feier des Unabhängigkeitstages, der Nordamerikaner aus den verschiedensten Städten Deutschlands um den Botschafter und einige Konsuln der Vereinigten Staaten versammelt hatte, stand die festlich gestimmte Gesellschaft in Gruppen beisammen, die lebhafte, heitere Gespräche mit auffallender Mäßigung, fast gedämpft pflogen. Leises Sprechen und unscheinbares Bewegen, das jede Auffälligkeit fast zu absichtlich vermeidet, wird von Jahr zu Jahr mehr der gute Ton in der amerikanischen Gesellschaft. Ist das ein „frauenhafter" Zug? Oder entspringt

es dem Streben nach schärferer Betonung der Grenze gegen das aufdringliche Naturburschentum der nächstuntern Schicht? Jedenfalls bin ich überzeugt, daß die freundschaftlichen und patriotischen Explosionen in einer übrigens echt amerikanischen Gruppe, die nach aufgehobner Tafel „um die Bar hing," bei korrekten Herren den Verdacht erweckte, daß in diesen Landsleuten aus Newyork und Pennsylvanien etwas deutsches oder gar französisches Blut fließen müsse. Wer nicht noch einen Händedruck des unermüdlichen, an Geist und heitrer Liebenswürdigkeit unerschöpflichen Mr. Andrew White zu erhaschen strebte, trennte sich nun mit einem letzten liebevollen Blick auf den Saal, dem die Fülle des Grüns und der Blumen einen ganz besondern heimatlichen Reiz verlieh. Nicht die Sternenbanner, Büsten und Inschriften machten, daß eine amerikanische Luft durch den Raum wehte, der den banalen Charakter eines Gasthausspeise- und Gesellschaftssaals unter den Händen amerikanischer Damen und einiger junger Künstler vollständig verloren hatte. Es war völlig ein Stück amerikanischer Boden. Es kam mir vor, als röche es nach Balsam- und Schierlingstannen. Nur einem Volke von starkem nationalem Empfinden gelingt es, mit seiner Persönlichkeit einen fremden Ort irgendwo in der Welt so deutlich und erkennbar zu durchdringen.

Karl Peters erzählte mir einmal von einem Kommers, den ihm schottische Afrikafreunde in Edinburgh veranstaltet hatten, wobei Teetassen und Kakaobecher mit Bier und Scotch Whiskey zusammenklangen und manche Gäste auch völlig „trocken" saßen. Unser Tisch erinnerte mich daran mit seinen Milchgläsern und den kleinen Fläschchen grau-trüben alkoholfreien Ingwerbiers. Es fehlte ihm das Licht und die Glut edler Weine. Ich merkte wieder einmal, daß die Temperenzbewegung auch ihre ästhetische Seite hat. Für uns, in deren Jugenderinnerungen die Reben hineinranken, deren erste Lateinstudien das Verslein einprägte: Aqua das Wasser, Vinum der Wein, Spira die Brezel, die tunkt man hinein, die die Weinlese als das fröhlichste Fest des Jahres, des ehrlichsten und herzlichsten der Ernte- und Dankfeste feiern sahen und mitfeierten, deren Erinnerungen an Freundschaft und Liebe der Duft edeln Weines umweht, ist zum Glück die Alkoholfrage keine reine Genuß-, Gesundheits- und Nervenfrage. Niemals kommen mir die Anglokelten utilitarisch-platter vor, als wenn sie den Wein- und Biergenuß mit aller seiner Poesie kurzweg in dieselbe Grube wie ihre tierische Whiskeyvöllerei werfen. Man

muß stumpf sein gegen das Schöne und Gute dieser Erde, wenn man das alte Gold des Rheinweins oder den grünlichen Bernstein des Mosels nur deshalb nicht mehr leuchten sehen will, weil darin ein paar Tropfen von demselben Alkohol sind, der in konzentrierten Dosen den Menschen vertiert. Ich schwärme nicht für unsre Weinpoeten, aber wie kann man die Poesie des Weines wegwerfen? Das ist nur möglich, wo der Sinn für die Schönheit des Lebens überhaupt krankhaft verkümmert ist. Kein fremdartigeres Gewächs auf deutschem Boden als die sogenannte Abstinenzbewegung. Für Mäßigkeit sind wir entschieden und halten die Unmäßigkeit für einen der Erbfehler der Deutschen, denen man, wie dem Neid und der Nörgelei, bei jeder Gelegenheit entgegentreten muß. Aber wir protestieren ebenso entschieden gegen die Intoleranz der fanatischen „Wassersimpel," und zwar hierzulande noch viel bereitwilliger als drüben. Dort hatten wir freilich das unangenehme Gefühl, daß mit uns zugleich diese „Planke" aus der demokratischen Plattform ein paar tausend derbe Fäuste von Brauern und Schenkwirten emporhielten, die ein Interesse von ganz andrer Natur daran hatten.

Ich kann nie den Eindruck vergessen, daß es eben doch der Kampf gegen die Wein- und Biergegner war, der fester als alles andre die Deutschen aller Länder und Gesinnungen zusammenhielt. Da war plötzlich die politische Disziplin da, die man bei andern wichtigsten Gelegenheiten vergeblich suchte. Ja diese vielbesprochne deutsche Disziplin! Sie wirkt Wunder, wenn wir kommandiert werden oder nach freier Übereinkunft unsre ganze Person in den Dienst einer Aufgabe stellen, die wir ernst nehmen. Wie schmerzlich vermißt man sie oft im gesellschaftlichen Leben. Wohl laufen wir damit auch nicht Gefahr, lächerlich oder läppisch zu werden, weil wir Spiel für Ernst nehmen, oder aus der Schale der Konvenienzen nicht mehr herauszukönnen und uns unfrei durchs Leben zu plagen. Aber wir bereiten uns selbst und andern unnötige Schwierigkeiten, weil wir kleinen Forderungen der Sitte nicht oder ungern und dann natürlich ohne Grazie folgen. Ich setze meine Hoffnung, daß es auch in dieser Beziehung besser werden wird, nicht so sehr auf die Ausbreitung jenes Sitten- und Ehrenkodex des modernen Rittertums, das das ganze deutsche Offizierkorps umfaßt, in die bürgerlichen Schichten, als auf die mit der Pflege der „Weltpolitik" wachsende Einsicht, daß zum Ansehen eines Volks in der Welt auch die Erfüllung der höchsten gesellschaftlichen Forderungen durch jeden

gehört, den Bildung oder Besitz berechtigen, eine hervorragende Stelle in Anspruch zu nehmen.

Dresden ist eine Stadt zum Schlendern. Der Strom, die große Brücke, die weiche Luft, die blauen Hügel, die interessanten Bauwerke laden zur Betrachtung ein. Ich vergleiche diese Eigenschaft Dresdens mit Florenz, Brüssel, München. Wer aus dem geschäftigen, nüchternen Leipzig kommt, das sich, seitdem es sich mit einem Kranz von Fabrikdörfern umschlungen hat, niemals, auch an höchsten Festtagen nicht seines Alltagsgewandes entledigen kann, findet in Dresden die Festtagsstimmung einer von zahllosen müßigen Menschen bewohnten und zu allen Jahreszeiten von Vergnügungsreisenden besuchten Residenzstadt. Die Menschen gehn gut gekleidet, sogar geputzt auf den Straßen, ihr Schritt ist langsam, sie „lassen sich Zeit," glänzend ausgestattete Gewölbe öffnen sich auf die Straßen, Kaffeehäuser sind von lesenden und spielenden Gästen besucht, und stille Alleen öffnen sich zu beiden Seiten der Verkehrsstraßen. Dabei fehlen nicht die Erinnerungen an eine anders geartete Vergangenheit. Die Lebensader der alten Stadt, die Prager Straße, ist keine breite Triumphstraße wie „die Linden," sie hat vielmehr etwas eng Bürgerliches, das der Entwicklung Dresdens aus kleinen, fast dörflichen Verhältnissen entspricht. Dazu paßt die bürgerliche Lage der Residenz, der gegenüber, nur durch die Straße getrennt, sich die Schaufenster breit machen. Die großartige Elblandschaft mit der Terrasse, der herrlichen alten Brücke und dem Zwinger sind durch den dunkeln Durchgang ganz davon getrennt, gerade so wie das bürgerliche und bureaukratische Dresden einst unberührt geblieben war von den Kunstbestrebungen des Hofes. Beide umfaßt nun das moderne Dresden, hier Stadt der Industrie und des Handels, dort Fremdenstadt. Sogar in der Fremdenstadt möchte man noch die Schichtungen einer geschichtlichen Entwicklung verfolgen, denn der Wechsel ist nicht unbeträchtlich von der Zeit an, wo die polnischen und die russischen Familien zuerst die Vorzüge Dresdens für den Aufenthalt in der Fremde erkannt hatten, und der Periode der großen Überschwemmung mit Engländern und Amerikanern, der endlich ein starker Zustrom norddeutscher Ruhe- und Genußsuchender folgte.

Während wir am Elbufer hinwanderten, führte uns die Betrachtung dieser Vergangenheit unmerklich aus der transatlantischen Stimmung der letzten Stunden in die deutsche Gegenwart zurück. Niemand hatte den Wunsch, sich ihr zu entziehn, denn auch die gebornen Amerikaner gehörten zu denen, die sich

Deutschland in irgendeiner Beziehung verschuldet wissen. Wir hatten in unserm Kreise einen der ersten Ärzte von Newyork, den Sprößling einer der idealgesinnten Judenfamilien, die in den fünfziger Jahren zu dem besten Kern der deutsch-amerikanischen Gesellschaft gehörten. Er war in Deutschland gebildet, und zwar nicht gefirnißt, sondern gesättigt mit deutscher Wissenschaft, dabei Amerikaner von Gesittung und wohl auch Gesinnung. Er kam von einem der großen internationalen Kongresse und teilte uns seine Eindrücke mit. Wissenschaftlich, meint er, folgen wir ja alle entschlossen und in Masse den deutschen Führern. Ich habe da Leute getroffen, die kaum ein Wort Deutsch mehr radebrechen konnten, deren Augen aber aufleuchteten, wenn sie den Namen eines von den alten, originellen, uneigennützigen, idealvollen Lehrern vernahmen, zu deren Füßen sie gesessen hatten. Ich habe einen Engländer mit Tränen der Rührung vom „alten Arnold“ sprechen hören, der noch zu Ende der sechziger Jahre in Heidelberg dozierte. Nun, er war ja auch rührend, der liebe kleine Mann, der uns in seiner Vorlesung über die „Anatomie des Embryo“ mit seinem alten Körper alle Lagen des werdenden Menschen im Mutterschoß mit akrobatischer Gewandtheit vordemonstrierte, uns gelegentlich aber auch mit dem Kindspech übergoß, das er in einer Schale entzückt herumreichte. Welche Begeisterung bei ihm für die Sache, und welche Wärme und Anhänglichkeit bei uns für den Lehrer, der ganz in seiner Aufgabe aufging! Solche Leute wachsen bei Ihnen in Deutschland immer wieder nach, bei uns bleiben sie leider immer selten. Wissenschaftlich kommen wir Deutschland besonders im Technischen nach und manchmal zuvor. Da sind unsre oft belächelten Zahnärzte mit ihren neuen Apparaten und Kunstwerken von Gebissen der ganzen Welt voraus, da kommen aber auch jetzt sehr nahe heran die Chirurgen. Das Chloroform und die unschätzbare Krankenbaracke sind nicht die einzigen amerikanischen Erfindungen auf diesem Gebiet. Die amerikanische Eigentümlichkeit, daß jeder Arbeiter aus seinem Handwerkszeug das beste zu machen strebt, die sogar die Axt des Hinterwäldlers zur Musteraxt aller Holzfäller der Erde macht und der Welt die Goldfeder und die Schreibmaschine gegeben hat, hat auch die chirurgischen Werkzeuge und Verfahren ergriffen und wird noch Bedeutenderes darin leisten. Amerika hat mehr musterhafte Krankenhäuser als das alte, reiche Europa. Auch die Irrenanstalten sind bei uns durchschnittlich vortrefflich eingerichtet. Ich verkenne aber nicht, es sind das

alles mehr technische Fortschritte. Beruhen aber nicht alle Fortschritte der praktischen Medizin zuletzt auf technischen? So ist es auch mit den amerikanischen Errungenschaften in der Astronomie und in der Physik, die schon mit den Leistungen des alten Deutschpennsylvaniers Ritterhaus, den chauvinistische Amerikaner und dumme deutsche Nachtreter jetzt Rittenhouse zu schreiben lieben, vor hundert Jahren anhuben. Kraft solcher Fortschritte haben wir freilich einige Lehrstühle an unsern wohldotierten Universitäten mit namhaften Kräften besetzen können. Aber einen Lehrkörper wie auch nur eine mittlere deutsche Universität haben weder Harvard noch Yale, von den jüngern zu schweigen.

Das hängt nur äußerlich damit zusammen, daß unsre meisten Professoren für amerikanische Verhältnisse zu schlecht bezahlt sind. Die Hauptursache liegt tiefer. Der Deutsche wirft seine Persönlichkeit rücksichtslos in die Masse und geht als Forscher und Lehrer ganz in seiner Arbeit auf. Für ihn gibt es nur noch den Maßstab dessen, was er leistet. Ob er dann wie ein Brunnenputzer herumläuft, der eben aus dem Schacht gestiegen ist, ob er in der Gesellschaft gefällt, ob er überhaupt gefällt, das ist ihm gleich. Ein kleiner Kreis von Fachgenossen, mit dem er übrigens meistens im Streite liegt, ist sein Pairsgericht. Auf die Welt darüber hinaus gibt er nicht viel. Sein Fach, seine Lieblingsgedanken oder -theorien, seine Schüler, die sind seine Welt. Wenn nicht die leidigen Titel und Orden wären, könnte man sagen: der direkte Nachkomme des Sokrates und des Plato, der Lehrer nicht bloß seines Volks, nein der Menschheit. Das werden wir in Amerika nicht nachmachen, wie es denn eine Anzahl von Dingen in Deutschland gibt, die man nirgends im Ausland nachahmen kann; es sind mehr und größere, als man sich in Deutschland selbst träumen läßt.

Um bei den Hochschulen zu bleiben: der Amerikaner ist durchschnittlich viel zu viel Sklave der Gesellschaft, als daß er den Adel des ganz freien Ritters vom Geiste so leicht erringen könnte. Von den talentvollen Jünglingen, die alljährlich von deutschen Hochschulen zu uns zurückkehren, erreichen in der Regel nur die Stellung und Einfluß, die ihre Unabhängigkeit opfern. Bei Beförderungen heißt es nicht: Was leistet er? sondern die törichte Frage wird gestellt: Ist er Gentleman oder Scholar? Gut, wenn er beides ist; das kommt aber selten vor. Zeigt er aber in den Augen des Präsidenten, der für eine amerikanische Universität viel mehr bedeutet als für eine preußische der Kurator,

Mängel in der ersten Hinsicht, so wird ihm irgendein geschniegelter Streber vorgezogen. Da nun nichts bequemer ist, als durch die Pflege der Äußerlichkeiten, die nach den zunehmend plutokratisch werdenden Ansichten zum korrekten Bürger gehören, Lücken der Leistungen zu verdecken, so findet man die zahlreichen Professoren, die nichts leisten, immer auf der Seite des Gentleman. Der Scholar ist ihnen bedenklich, und von dieser Seite her beginnt schon eine Reaktion gegen die angebliche Überschätzung der deutschen Wissenschaft, die wie alles Chauvinistische bereitwilligst von den im Grunde doch sehr ungebildet gebliebnen anglokeltischen Massen aufgenommen und besonders von den nach Popularität haschenden Blättern geschürt wird. Die deutsche Wissenschaft und ihre Pflege auf den Hochschulen behält ihre Freunde. Einen Mann wie Andrew White erreichen die trüben Strömungen gar nicht. Aber der höchste Stand des deutschen Einflusses auf das amerikanische Geistesleben ist wahrscheinlich schon überschritten.

Wer möchte leugnen, daß Wissenschaftspflege und -lehre in Deutschland, Österreich und der Schweiz auch ihre Mängel haben? Ich habe gerade die Fachmänner mit echt deutscher Unbefangenheit darüber sprechen hören. Gerade weil man sich ihnen nicht verschließt, wird man sie noch beizeiten beseitigen können. Die amerikanischen Beurteiler sprechen meist mit zu viel Voreingenommenheit, als daß sie in Deutschland mit der Ruhe gehört würden, die man nötig hat, wenn man die eignen Fehler einsehen soll. Es sind auch meist nicht Leute, denen man hierzulande wegen ihrer wissenschaftlichen Autorität ein williges Ohr leihen möchte. Immerhin wird es gut sein, die von ihnen nicht zu überhören, die sachlich urteilen, und deren Ausstellungen manchmal mit denen der deutschen Kritiker genau zusammenfallen. Ich möchte besonders drei Punkte nennen, in denen neuerdings die amerikanischen Ansichten übereinzustimmen scheinen. Sie rügen den kleinlichen, in Spitzfindigkeiten aufgehenden Charakter, den die deutsche Wissenschaftspflege anzunehmen beginnt, und machen dafür die Züchtung von Schülern und die Steigerung des Gelehrtenehrgeizes verantwortlich, deren Grund die vielgepriesene Einrichtung des freien und großenteils ununterstützten Wettbewerbs der Privatdozenten sei. Es öffne sich dadurch auch den Reichen die akademische Laufbahn immer weiter und breiter, während den talentvollen Armen vielfach die Möglichkeit genommen sei, mit den andern unter gleichen Bedingungen um den Preis zu ringen. Dieselben Beurteiler tadeln die Einrichtung der Kollegien-

gelder, die höchst ungleichmäßige Einnahmen an Gelehrte und Lehrer ohne jede Rücksicht auf ihr wahres wissenschaftliches Verdienst verteile; während man mit allen andern deutschen Hochschuleinrichtungen drüben experimentiert hat, ist es allerdings meines Wissens auch der ärmsten Universität des Westens nicht beigekommen, es mit Kollegiengeldern zu versuchen. Das ist bezeichnend für die Stärke des demokratischen Zugs gerade in diesem Felde, wo man doch in so vielen andern Beziehungen Aristokratisches in bewußtem Gegensatz zur Gleichmacherei anzupflanzen strebt. Ich glaube, daß in diesem Falle die Amerikaner Recht haben. Alle Gründe, die man für das Kollegiengeld anführt, sind bei Licht betrachtet faul. Man kann doch am Ende nicht zugeben, daß unter allen Dienern des öffentlichen Wohls nur die Hochschullehrer den Anreiz besondrer Bezahlung brauchen, damit sie ihre Pflicht tun?

Dagegen ist der Vorwurf, der deutsche Gelehrte vergesse über dem Forschen allzuhäufig, daß er zum Lehren berufen sei, verstehe nicht, sich verständlich zu machen, oder ziehe einen dunkeln Stil vielleicht gar nur vor, um die Unklarheit seiner Gedanken zu verhüllen, ganz veraltet. Freilich kein Geringerer als Goethe sagt in den Aphorismen über Naturwissenschaft: Die Deutschen besitzen die Gabe, die Wissenschaft unzugänglich zu machen. Ob er heute die Sache wohl so schroff hinstellen würde? A. von Humboldt, der in der schönen Einleitung zum Kosmos diesen Ausspruch anführt, bezeichnet ihn dort als humoristisch, meint aber auch von den wissenschaftlichen Werken, daß man das Gebäude nicht erblicken könne, wenn das Baugerüst vor demselben stehn bleibe. Jedenfalls hat ja gerade dieser Meister gezeigt, daß Deutschland auch große Baukünstler im Feld der Wissenschaft erzeugen kann. Sein Kosmos ist überhaupt das Größte, was in gemeinverständlicher Darstellung wissenschaftlicher Resultate geleistet ist. A. von Humboldt hat auch Schule gemacht. Indessen so ganz ist der Vorwurf Goethes noch nicht entkräftet. Es gibt manche häßliche Fassaden in der deutschen populärwissenschaftlichen Literatur. Das Vorurteil ist weggeräumt, als vergebe sich ein Gelehrter etwas, wenn er gemeinverständlich schreibt. Der gute Wille, es zu tun, ist bei manchen nur zu sichtbar, deren Rede mit seltsamen Schnörkeln aufgeputzt ist, als ob dadurch die Unklarheit aufgehellt würde. Einigen gelingt es. Aber es mag wohl sein, daß das praktische, auf wenig Zwecke folgerichtig zielende anglokeltische Ingenium für diese Art von

Schöpfungen besser angelegt ist. Außerdem wird auch das Verdienst auf diesem Felde bei den englisch sprechenden Völkern viel bereitwilliger anerkannt als bei uns. Es ist genau dasselbe Streben, das sich in ihrer Geschichtschreibung viel deutlicher zeigt, zu fesseln, zu überzeugen oder wenigstens zu überreden. Macaulay als Historiker ist rasch in der Schätzung der Fachleute gesunken, aber Macaulay als Rhetor oder, um es gerade herauszusagen, als Advokat wirkt noch immer auf weite Kreise. Um diese Art von belehrender und aufklärender Literatur, die in den Naturwissenschaften die auch in Deutschland vielgelesenen und naiv überschätzten Huxley und Lubbock vertreten, beneiden wir die Anglokelten nicht. Sie bleibt weit hinter unserm Ideal zurück, daß höchste Wahrhaftigkeit die Seele der Wissenschaft sei. Übrigens ist gerade die populärwissenschaftliche Literatur der Amerikaner schwach. Im Lande der öffentlichen Vorträge, Kurse und Volksbibliotheken sollte man mehr und besseres erwarten. Sie haben einen Klassiker darin, Benjamin Franklin, den man nicht mehr liest, und — eine Masse Übersetzungen aus dem Französischen und dem Deutschen und Nachdrucke englischer Werke.

Der tiefe Ernst, mit dem heute in Amerika pädagogische Fragen in den weitesten Kreisen besprochen und vertieft werden, ist ein echtes Jugendmerkmal; er lebte in Deutschland zu der Zeit, wo alle bedeutenden Menschen Pestalozzis Werke lasen und seinen pädagogischen Versuchen mit mehr als Wißbegierde, mit herzlicher Teilnahme folgten. Auch heute wird in Deutschland viel über Erziehung verhandelt, aber mehr geschrieben als gesprochen. Es muß dem Amerikaner auffallen, daß Erziehungsfragen weder in den Gesprächen noch in Zeitungen die Stelle einnehmen wie in Amerika. Manches Gute wird im allgemeinen von den Fachmännern über diese Frage geschrieben; das Publikum liest es oder liest es auch nicht. Daß sich dabei ein gewisser Zunftgeist breit macht, entspricht deutschen Neigungen. Die Schule als eine Form des sozialen Lebens aufzufassen und ihr das Ziel zu setzen: to socialize the child, wie die übliche Rede lautet, das Kind fähig zu machen, seine Umgebungen zu verstehn, sich in sie einzuleben, seine Stelle auszufüllen und seinen Mitmenschen das zu sein, was sie von ihm fordern dürfen, ist eine amerikanische Idee. Sie ist zwar, wie alle amerikanischen Ideen, auf dem Boden der Alten Welt gewachsen, aber in die Form eines höchst praktischen Erziehungsgrundsatzes haben sie die Amerikaner gebracht. Die Folgerung ist: mehr körperliche Übung,

Handarbeit, häusliche Künste, ästhetische Bildung, um eine leise unmerkliche Hebung der sozialen Schichten zu bewirken. Wenn ich auch die grundverschiednen Lebensbedingungen diesseits und jenseits des Ozeans erwäge, scheint mir doch immer die amerikanische Pädagogik hier auf einem guten Wege zu sein. Man überschätzt vielleicht die Leistungsfähigkeit der Pädagogik überhaupt. Aber die öffentlichen Lesezimmer, Volksbibliotheken, wandernden Bibliotheken Amerikas sind ganz gewiß Einrichtungen, aus denen Deutschland noch viel mehr für seine Bildungszwecke herausnehmen kann als bisher. Und daß die Amerikaner nicht so ganz Unrecht haben, wenn sie den deutschen Hochschulen den Mangel an pädagogischen Rücksichten vorwerfen, beweisen die Stimmen aus den Kreisen des deutschen Professorentums, die ähnlich lauten. Es ist die Kehrseite der glänzenden Leistungen der Fachmänner, daß sie das Recht in Anspruch nehmen, allein über ihre Fachangelegenheiten zu urteilen. Wo es sich nun, wie bei der Erziehung, um ein allgemeines Interesse umfassendster Art handelt, kommt leicht die Allgemeinheit dabei zu kurz. Der Kampf der Realschulmänner und der Philologen um die Reform des Mittelschulunterrichts in Deutschland zeigt die widerlichsten Formen des Streits um Zunftgewohnheiten und Zunftvorrechte, wobei die Jugend, die Menschen überhaupt, auf die es allein ankommt, über Sachen und Vorstellungen vergessen werden. Die große Öffentlichkeit, in der in den Vereinigten Staaten von Anfang an alle Erziehungs- und Bildungsfragen verhandelt werden und wurden, ist ein ganz bezeichnender und wichtiger Zug im transatlantischen Leben.

Ich höre den deutschen Gelehrten ihr Spezialistentum vorrücken. Gewiß ist nicht jeder ein Entdecker, aber darum auch noch kein Handwerker. Es gibt auch eine Größe der Arbeit im Kleinen. Ideen fruchtbar zu machen, gelingt nur der emsigen Arbeit Vieler. Der Engländer Sorby ist der Entdecker der umwälzenden Methode der Untersuchung dünngeschliffner Gesteinsplättchen mit dem Mikroskop. Aber nicht in England hat diese Methode ihre Anwendung gefunden. Die Gesteine der ganzen Erde machen ihre Wege durch die deutschen petrographischen Institute, und aus diesen erhalten England, Amerika, Indien, Rußland die Kunde von der Zusammensetzung der Gesteine ihres Bodens. In der Botanik und in der Zoologie ist trotz genialer Einzelner, wie Hooker und Darwin, die Abhängigkeit von Deutschland so groß, daß z. B. in der Entwicklungsgeschichte verwickelte

deutsche Wortbildungen wie Bindegewebszelle, Randschlier u. dergl. in die englischen Texte hinübergenommen werden. Julius Sachs ist fast noch mehr der Vater der neuern englischen und amerikanischen Botanik als der deutschen. So ist es so ziemlich in allen Teilwissenschaften. Ich höre, daß sich die Amerikaner jetzt mit mehr Fleiß und Hingebung der gründlichen Sonder- und Einzelarbeit widmen als die Engländer und im Begriff sind, ihre Vettern besonders in den Naturwissenschaften und den philologischen Fächern in den Schatten zu stellen. Leider sind aber unsre jungen Amerikaner nicht immer stark genug, den Wettlauf mit deutschen Strebensgenossen auf die Dauer durchführen zu können. Manche von ihnen wechseln bei ihrem Aufenthalt in Europa regelmäßig zwischen dem Hörsaal und der Kaltwasserheilanstalt ab. Andern fehlt der Antrieb, der den deutschen Privatdozenten die Überzeugung erteilt, daß nur Leistungen ihnen zu einer Professur verhelfen werden; in Amerika glaubt man, diese Einrichtung würde die Universitäten den Besitzenden in die Hand geben. Seltsam; während man sonst drüben überall das Heil nur vom freien Spiel der Kräfte erwartet, hemmt man es gerade da, wo es, wie Deutschland zeigt, treffliche Früchte bringt.

In einer von den Dresdner Fremdenpensionen, wo man sicher ist, dem halben europareisenden Amerika zu begegnen, traf ich kurz nach diesen Gesprächen mit einem Geschichtsprofessor einer nicht unbedeutenden amerikanischen Universität zusammen, der den dort in größern Zeiträumen wiederkehrenden Jahresurlaub, das sogenannte Sabbath Year, in Europa verlebte. Vor Jahren hatten wir uns sozusagen auf der Schwelle von Bancrofts Tusculum getroffen, er von deutschen Universitäten zurückgekehrt, ich schon damals voll Sehnsucht, mich aus amerikanischen Geschäften in die deutsche Heimatatmosphäre zu retten, die ich mir wie eine reine, kräftige Höhenluft dachte. Ich hatte nicht ganz Unrecht, wie ich jetzt wohl weiß, wenn auch „nicht alle Blütenträume reiften." Als wir damals Bancroft sahen, war er ein schöner Greis, wie Amerika viele hat, jetzt waren wir beide weiß. Aber jener Tag stand noch klar in unsrer beider Erinnerung. Ich erinnerte mich sogar genau der fast beängstigend flammenden Herbstfärbung der Alleebäume, Ahorne, unter denen wir hinabschritten. Neben der Verehrung für den in Amerika und Deutschland hoch geschätzten Geschichtschreiber und Staatsmann kam nun freilich auch die kritische Stimmung zum Aus-

druck, zu der Menschen neigen, deren Selbsterziehung und -bildung sich tief ins Alter fortsetzt. Die Ideale wechseln bei solchen rascher. Ich verhehlte meinem Professor nicht, daß mich Bancrofts vielgerühmte Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika längst nicht mehr so erwärmen könne wie damals.

Ich glaube in der Tat, daß Bancroft sein Volk gar nicht gekannt hat; seine Amerikaner sind englische Landedelleute und Bürger, die sich in die Neue Welt verirrt haben, besonders aber das erste, und nun hier die Geschichte von Essex, London, Bristol usw. fortsetzen. Eine Schönfärberei voll anglo-amerikanischer Selbstgefälligkeit, das ist der Geist seiner Geschichte. Ich sagte: Bancroft rühmte gern, was er deutscher Schulung und deutschem Geistesleben verdankt habe; aber ich finde, daß seine historische Methode kindlich ist im Vergleich mit der von Ranke, der sich freilich dazu herbeiließ, Bancroft als Gleichstehenden zu behandeln; und außerdem finde ich, daß wenn ein bornierter Engländer diese Geschichte geschrieben hätte, er nicht geflissentlicher die Verdienste der Niederländer und der Deutschen um die Entwicklung Amerikas hätte verschweigen können. Wo ist da der Dank für das, was er Deutschland schuldete? Dieses Übersehen sei aber doch nur ein Fall von vielen und widerspreche der Gerechtigkeit des Geschichtschreibers um so mehr, als es sich dabei um Minderheiten handle, deren Stimme so leicht übertönt werde. Mein alter Freund meinte zwar, dafür seien ja die historischen Vereine da, die gerade auch von den Niederländern und den Deutschen in Amerika begründet worden seien, und übrigens sehe man jetzt über die Verdienste der Völker, die den Boden der Vereinigten Staaten von Amerika erwerben halfen, nicht mehr so hochmütig weg, wie unter anderm Roosevelts Winning of the West und verwandte Werke der letzten Jahre bewiesen. Ich konnte das nicht so ganz zugeben, jedenfalls nicht für Indiana und Ohio, deren Geschichte ich ziemlich gut kenne. Die wahrhaft bedeutenden deutschen Pioniere des Westens werden auch heute nicht nach Verdienst gewürdigt. Übrigens, meinte ich, habe diese Sache eine ganz ernste Bedeutung für Amerika selbst, dessen anglokeltische Bevölkerung die geschichtliche Wahrheit besonders dringend brauche.

Kein Volk ist durch Schläge von außen zertrümmert worden, wenn es nicht innen schon zerrissen und unterwühlt war. So fürchte ich auch nicht für die Nordamerikaner, daß äußere Angriffe ihnen schaden werden. Ihre größten Gefahren lauern in

ihnen selbst. Ich glaube sie zu kennen, und sie sind überhaupt nicht schwer zu finden. Es ist die alte Völkerkrankheit der Selbstbelügung, an der sie leiden. Den Keim dazu in einer Stärke, die sonst selten vorkommt, haben die Engländer auf sie übertragen. Sie täuschen sich mit einer solchen Hartnäckigkeit und mit so viel Scharfsinn über ihre Fehler hinweg, daß diese auf Selbstbelügung beruhende Selbstgerechtigkeit ihnen längst in Fleisch und Blut übergegangen ist. Und da sie in demselben Maße andre Völker tiefer stellen, wie sie sich selbst erheben, laden sie den Haß aller nahen und fernen Nachbarn auf sich. Ich finde die Amerikaner in dieser Beziehung einstweilen noch etwas erträglicher als die Engländer; denn sie sind doch mit vielen fremden Elementen durchsetzt, die sich gelegentlich noch zur Wahrheit aufschwingen, und das an sich widerliche Parteigezänk läßt kein Idol zu hoch kommen. Was aber die Engländer betrifft, so gestehe ich, kein Volk zu kennen, dem als politischem Körper die Wahrheitsliebe in solchem Maße abhanden gekommen wäre, während man im Privatleben zahlreichen ungemein wahren und offnen Naturen begegnet, und die Erziehung der Jugend zur Wahrheit sogar sorgfältiger geübt wird als bei vielen andern Völkern. Ich möchte nicht, daß die Amerikaner so tief sänken, aber in den letzten Jahren konnte man sich der Befürchtung schwer erwehren, daß es auch dazu kommen werde. Was haben die beiden Vettern gemeinsam in der Samoaangelegenheit über die Deutschen zusammengelogen! Es hat uns ja zum Glück nichts geschadet. Im Gegenteil; wenn wir die Lehre daraus ziehn, die Wahrheit, die unsre Stärke ist, nur um so besser zu pflegen, wird das Laster unsrer Vettern uns zum Vorteil gereichen. Ich habe schon früh, wenn ich das herablassende Lob a plain German hörte, aus diesem Worte einen tiefern Unterschied zwischen deutsch und anglokeltisch herauszufühlen geglaubt. Und ist es nicht so, daß bei einem richtigen Deutschen die Wahrheit in der Form von Einfachheit, Absichtslosigkeit, Harm- und Arglosigkeit in allen seinen Bewegungen, in der Art, wie er sich trägt und gibt, zum Ausdruck kommt? So soll es sein. Darin liegen die unscheinbaren Keime der Größe unsrer Denker und unsrer Staatsmänner, die mit derselben Gelassenheit, die der unscheinbare plain German im täglichen Leben zeigt, das Wahre und Wesentliche in den größten Verwicklungen fanden und festhielten. Daß die Wahrheit immer obsiegt, ist eins von den wenigen sogenannten Gesetzen der Geschichte, an die ich noch glaube.

7

Zu den beliebten Gesprächsgegenständen einer anglokeltischen Gesellschaft gehören die Kirche und ihr Geistlicher. Natürlich nur, wenn die Gesellschaft aus Leuten besteht, die, wie die bezeichnende Rede lautet, „sich selbst achten,“ d. h. sich in Obacht nehmen, daß sie nichts sagen, was andre für unzulässig erachten. Solche Gespräche sind, wie ich merke, in Deutschland stark außer Übung gekommen; in meiner Jugendzeit waren sie in manchen Kreisen noch beliebt. Aber da hatten sie doch oft eine Neigung, sich zu vertiefen. Denn da es in deutschen Gesellschaften immer Leute gibt, die sich so wenig achten, daß sie offen und ehrlich heraussagen, was sie denken, so kam man auf Glauben und Unglauben, Himmel und Hölle, Feuerbach und Strauß zu reden, und es wurden innige aus der Tiefe des Herzens geschöpfte Bekenntnisse des Glaubens von schneidenden Zweifeln durchbohrt, dabei aber wohl auch manche Schärfe des Zweifels stumpf befunden. In Amerika fand ich es ganz anders. Da griffen die Kirchen und die Sekten tief in das Leben der ganzen Gesellschaft ein, und so wie es zu oberst methodistische Universitäten und presbyterianische Legislaturen gab, unterhielt man sich weiter unten auf baptistischen Tanzkränzchen oder hochkirchlichen Picknicks. Trotz der ungeheuern Hohlheit und Langweile solcher Veranstaltungen in den Händen halbgebildeter Eiferer waren Missionsstunden die beliebtesten Versammlungsorte der Jugend beiderlei Geschlechts. Die Frage wurde ohne Furcht vor Lächerlichkeit erörtert, ob der Beitritt zu Turn- und Gesangvereinen mit der Zugehörigkeit zu einer bestimmten „Denomination“ vereinbar sei. Sogar Sekten, die kein einziges Dogma irgendeiner christlichen Kirche bekannten, wie die Unitarier, dieser radikalste Schoß des Kalvinismus, umspannten und durchdrangen in dieser Weise das Leben ihrer Mitglieder, und gerade diese Sekte, die bei geringer Zahl ihrer Anhänger, worunter aber Geister und Charaktere ersten Ranges waren, in den entscheidungsreichen fünfziger und sechziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts einen gewaltigen Einfluß auf das öffentliche Leben in Neuengland und dadurch in ganz Nordamerika übte, gibt ein interessantes Beispiel von dem rückwirkenden Vorteil dieser straffen Zusammenfassung auch auf das irdische Wohl der Menschen, die von keinem andern Bande so fest umfaßt waren als von dem religiösen. Was Wunder also, daß die kirchlichen Fragen fast das ganze Feld okkupierten, das die geschäftlichen und

die politischen Interessen frei ließen. Es sprach sich das auch in einer für Europäer überraschenden Pflege und Verbreitung der religiösen Zeitschriften- und Traktatliteratur aus. Aber gerade in dieser kamen die engen, konventionellen Auffassungen einer sehr äußerlichen Kirchlichkeit oft so naiv zum Ausdruck, daß wir Neuhinzugekommnen nicht genug staunen konnten, wie die intelligenten, fortgeschrittnen Amerikaner solche Plattheit und Läppischkeit mit der ernstesten Miene aufnahmen und diskutierten.

Hier war uns ein Gegengewicht gegeben, das manche Überlegenheit der anglo-amerikanischen Gesellschaft aufzuwiegen schien. Ich bin immer der Meinung gewesen, daß die Blüte der freien Gemeinden verschiedner Art, aus denen dann auch die ethischen Gesellschaften hervorgegangen sind, gerade unter den Deutschen, und besonders auch unter deutschen Juden, der Überzeugung vieler Eingewanderter entsprang, daß sie damit einen geistigen Vorsprung vor den Angloamerikanern gewönnen, von denen sie sich politisch, wirtschaftlich und meist auch gesellschaftlich weit übertroffen fühlten. Sie haben sich darin getäuscht; sie vergaßen, daß man nicht mit einem Bekenntnis, sei es des Glaubens oder des Unglaubens, siegt, sondern nur mit dem Geist, dem Mut, der Tatkraft, der Überzeugungstreue, womit es vertreten wird. Die deutsche Einwandrung aber, an sich arm an Intelligenzen, sah fast keine von den geistigen Kräften, die sie mitbrachte, bereit, sich an die Spitze der freien Gemeinden zu stellen. Verhieß doch die Politik, zunächst gleichbedeutend mit Tagesschriftstellerei, ganz andre Preise. Und welche Wandlung haben die Menschheitsapostel durchgemacht, die in den freien Gemeinden das Wort führten! Ich denke an einen der meistgenannten, den Böhmen Naprstek, einst der stürmische Aufklärer und Humanitätsapostel von Milwaukee, der als fanatischer Tscheche endigte; seinen Landsleuten hat er ein in manchen Beziehungen wertvolles ethnographisches Museum in Prag hinterlassen. In Newyork wohnte ich einmal einem Konventikel bei, wo ein Bäckermeister, früher Jude, vielleicht auch später wieder Jude, ein Schmähgedicht auf Deutschland im Stil von Atta Troll, geist- und geschmacklos über die Maßen, vortrug, das eine kleine Anzahl der Anwesenden veranlaßte, sich demonstrativ zu entfernen, während die andern dem Pfuscher ihren Beifall zujubelten. Überhaupt, wie leuchtet in diesen Kreisen der Stern Heines, heller sicherlich, als er jemals in Deutschland geleuchtet hat. Die Agitation für die Aufstellung seines in Düsseldorf abgelehnten Denkmals in Newyork, die vor ein paar Jahren die deutsch-amerikanischen

Kreise bewegte, war nur der Ausfluß eines weit zurückreichenden Heinekultus der dortigen Halbbildung und der oberflächlichern Elemente des deutsch-amerikanischen Judentums. In San Francisco stand die deutsche freie Gemeinde einst höher, aber ihr Führer schlug sich nur kümmerlich durch. Kurz, wenn man diese Bewegung verglich mit der nahverwandten der Unitarier, fiel der Vergleich ganz ausgesprochen zugunsten der Amerikaner aus.

Andre Sekten und Kirchen haben ähnliche Erfahrungen gemacht. Sogar die Lutheraner, die so viele kräftige Stützen und in den schon seit den dreißiger Jahren eingewanderten Altlutheranern einen alten, überzeugungstreuen Kern hatten, haben sich veruneinigt, gespalten, wiedervereinigt, ohne in all diesen Wandlungen die Kraft zu gewinnen, die so manche kleine, schwach fundierte Glaubensgemeinschaft der Amerikaner hat. Ich möchte nicht ohne weiteres daraus folgern, wie man so oft drüben zu tun pflegt, daß der Deutsche ursprünglich weniger religiös angelegt sei als der Anglokelte. Es kommt zunächst nur die Kirchlichkeit in Frage. Und darin sind uns die Anglokelten überlegen, wie sie in allem den Vorsprung haben, was Unterordnung unter anerkannte Führer, seien es nun Personen oder Gesellschaften, und daraus folgende Ein- und Zusammengliederung und Zusammenhalt der Einzelnen fordert. In keiner Gesellschaft versteht stillschweigend einer den andern so genau wie hier, und in keiner folgen die Massen so gehorsam Befehlen der Sitte, die nie ausgesprochen zu werden brauchen. Darin liegt ja auf allen Gebieten die große und gefährliche Kraft des Anglokeltentums, daß alle Bewegungen die Tendenz haben, ganz allgemein zu werden, das ganze Volk mitzureißen. Nicht die Tiefe und die Verschiedenartigkeit, sondern die Allgemeinheit des religiösen Zuges imponiert dem fremden Beobachter. Besser noch als die Organisation der politischen Parteien und die sichere Schichtung der Gesellschaft gelingt ihnen der Zusammenhalt der kirchlichen Gemeinschaft. Die Deutschen treibt gerade in diesen nicht bloß der teutonische Individualismus, auf den sie sich gern berufen, sondern, daß wir es offen bekennen, viel mehr der kleinliche Neid und der unverständige Eigensinn auseinander. Außerdem sind die Bildungsgänge und -ansprüche gerade in den deutschen Kreisen verschiedner und werden stärker betont als in anglokeltischen. Der zum Steineklopfen reduzierte Deutsche, und wie viele ereilte dieses Geschick in den kritischen Jahren transatlantischer Eingewöhnung, der in der Heimat das Gymnasium durchlaufen hat, sieht stolz auf den

reichgewordnen Kaufmann hinab, der nur die Volksschule absolviert hat. Unzweifelhaft hat aber der Anglokelte auch eine religiöse Anlage von besondrer Kraft und Lust der Äußerung und des Schaffens. Die deutsche Religiosität vertieft sich, hat einen Zug zum Innerlichen, die anglokeltische wirkt, organisiert, macht Proselyten. Die Missionstätigkeit irischer und später angelsächsischer Mönche in ganz Mittel-, Nord- und Westeuropa gehört ebenso der Weltgeschichte an, wie die Missionstätigkeit der Engländer und der Amerikaner des achtzehnten und des neunzehnten Jahrhunderts an Erfolgen in der Kultur, in der Wirtschaft und in der Politik die Missionen der Deutschen und der Skandinavier weit übertrifft und überhaupt nur von der der römischen Kirche und der Orthodoxen bedroht werden dürfte, die beide noch fester organisiert sind und noch planmäßiger vorgehn. Hier kommt eben die auf so vielen Punkten entscheidende Gabe des Anglokelten zur Geltung, dem Gedanken sofort die Tat folgen zu lassen. Der andre grübelt, dieser handelt. Der Amerikaner hat diese Gabe in verstärktem Maße, sie ist bei ihm bis zur Torheit ausgebildet, mit der er für Schlagworte, Halbwahrheiten, Unwahrheiten, Unwahrscheinlichkeiten ins Zeug geht.

Ich will aber damit nicht den Anglokelten die religiöse Innerlichkeit absprechen, was im Hinblick auf die alte und die neue Geschichte ihrer Kirchen und Sekten ja ganz unmöglich ist. Darin liegen ja überhaupt die Erfolge dieser großen Rasse, daß ihre innern Kräfte mit seltnen Gaben der Wirkung nach außen verbunden sind. Und ebensowenig will ich die große Verflachung beschönigen, die in so vielen deutschen Kreisen an die Stelle der alten, stillen Frömmigkeit getreten ist. Die Deutschen machen keine Ausnahme bei der allgemeinen Zersetzung, der das religiöse Leben in allen Kulturvölkern verfallen ist. Echtes Christentum, das eine Gemeinschaft von Menschen jedes Standes, Berufs und Alters mit gleicher Kraft umfaßt, gibt es nicht mehr auf den Höhen dieser Völker. Die liegen trocken, bis zum Wüstenhaften. Um solches Christentum zu finden, muß man in Amerika in ein kleines Walddorf von Maine oder Vermont oder noch besser in eine arme Negergemeinde des Südens gehn, die vom Geistlichen bis zum Ärmsten — arm sind sie aber alle — von Bildung unberührt, aber aufrichtig und bis zum Aberglauben gläubig ist. Es ist ein Zustand wie in einem Lande, aus dem sich das befruchtende Wasser zurückzieht; indem der Wasserspiegel sinkt, vertrocknen die Quellen von oben her, und endlich ist nur noch das

Grundwasser in den tiefsten Schichten übrig. Alles übrige dürr und wüst. In Deutschland waren bekanntlich die Höhen schon lange trocken gelegt, als bei andern Völkern wenigstens noch künstliche Leitungen dort Feuchtigkeit hinführten. Es gab eine Zeit, wo in großen deutsch-amerikanischen Gemeinden nur in zwei extremen Lagern das alte zweifelsfreie Christentum bestand: bei den Römisch-Katholischen auf der einen, bei den Altlutheranern auf der andern Seite, dazwischen eine breite Zone der Lauheit, wo heftige Angriffe auf Andersdenkende die religiöse Überzeugung dokumentieren mußten. Wenn einmal die Geschichte der deutschen Gemeinden von Cincinnati, Milwaukee, Chicago, St. Louis in den vierziger und den fünfziger Jahren gründlich, aber auch unbeschönigt geschrieben sein wird, wird der konfessionelle Hader in seinen kleinlichsten und giftigsten Formen so manche Seite füllen, wo man Größeres und Schöneres suchen dürfte.

Seitdem ist freilich auch bei den Amerikanern das religiöse Bewußtsein ungemein gesunken, im Verhältnis noch mehr als bei uns. Die Aufklärung hat später begonnen, dafür aber auch alle Dämme überstiegen. Bezeichnenderweise haben nun darunter nicht die großen alten Religionsgesellschaften so sehr gelitten wie die kleinern und jüngern. Diese Erzeugnisse eines verspäteten Aufschwungs, fast möchte man sagen einer Aufwallung des religiösen Empfindens, verloren an Anziehungskraft in einer Zeit, wo alles Äußerliche an Wert stieg, alles Innerliche im Werte sank. Der reichen, alten, aristokratischen Hochkirche haben sich seitdem manche zugewandt, deren Vorfahren für den Methodismus, den Baptismus mit Gut und Leben eingetreten waren. Die Zensusveröffentlichungen von 1900 werden uns im kirchlichen Leben der Union sicherlich ein unverhältnismäßiges Wachstum des Katholizismus und der Hochkirche zeigen, das darf aber nicht über den Rückgang in der Tiefe und Echtheit des religiösen Sinnes täuschen, den natürlich keine Statistik belegt. Die großen Kathedralen dieser einflußreichsten Kirchen werden darum nicht stärker besucht als früher die kleinen Bethäuser. Die starke Abwendung von den radikalen Sekten, die im letzten halben Menschenalter eingetreten ist, bedeutet ebensowenig eine Stärkung des positiven Christentums. Es mag paradox klingen, aber sie ist ein Symptom derselben Art für die Amerikaner, wie die zunehmende Entkirchlichung für die Deutschen. Dort ein äußerlicher Anschluß, hier eine ebenso äußerliche Abwendung. Die echte Religiosität ist in beiden Fällen die Verlierende. Wenn die Symptome bei Ameri-

kanern und Deutschen so verschieden auftreten, muß man auch in dieser Sache an die grundverschiedne Stellung der Frau denken, die dort mit anerkannter Überlegenheit die ganze Familie da festhält, wo sie das Heil sieht, hier den Mann gewähren läßt und ihm, wenn auch unter Seufzern und Vorwürfen, nachfolgt.

Noch etwas andres darf ebensowenig vergessen werden: die äußern Anziehungsmittel des Kirchenbesuchs in Amerika. Der Komfort auf die Einrichtung der Kirchen übertragen, die Kirchenmusik, die Tausende von Deutschen, hier bedeutende Sänger und dort armselige Musikanten, ernährt, und nicht zuletzt die Prediger, die große Redner sind, überragen alles zusammengenommen die Attraktionen jeder Hofkirche des protestantischen Deutschlands. Nur die Architekturen deutscher Kirchen sind im allgemeinen nicht bloß ehrwürdiger, sondern auch würdiger. Aber die in Amerika zahl- und einflußreichen Vertreter der Lehre von der Schönheit als Lebensnotwendigkeit, deren Schlagworte Ruskin zwar nicht erfunden, doch geprägt hat — Artistic Ordering of Life ist seit einigen Jahren ein beliebtes Thema der Zeitungen und Debattierklubs, in Sinn und Absicht: ästhetische Lebensführung —, werden auch noch das Unwahrscheinliche verwirklichen, daß eine Gesellschaft im entschiednen religiösen Niedergang Prachtgebäude für einen Kultus errichtet, dem eine rasch wachsende Mehrheit zweifelnd oder gleichgiltig gegenübersteht. Einstweilen gehört es noch zu den auffallendsten Merkmalen des Katholizismus in Amerika, daß er imposante Gotteshäuser hinstellt, neben denen alle andern kirchlichen Gebäude verschwinden. Für die amerikanische Auffassung spricht sich darin eine Macht aus, von der sie sich willig imponieren läßt. Wenn man die großen Klostergebäude und die mächtigen, wenn auch nicht oft schönen Kathedralen des spanischen Amerikas hinzurechnet, muß man allerdings zugeben, daß die bedeutendsten Werke religiöser Architektur in der Neuen Welt von Montreal bis Buenos Aires überhaupt der Katholizismus geschaffen hat, trotzdem daß die Entdeckung Amerikas mit der Reformation zusammenfiel. Das ist aber nur ein äußeres Zeugnis dafür, daß der Katholizismus überhaupt die älteste geschichtliche Macht besonders im Westen der Vereinigten Staaten ist. Mit wie andern Gefühlen trat der junge deutsche Kaplan der vierziger Jahre in Wisconsin oder Minnesota seiner jungen Gemeinde gegenüber, da er wußte, daß zweihundert Jahre früher die Jesuiten auf diesem Boden missioniert und gelitten hatten. Da versteht man erst die Macht eines Mannes wie des Erzbischofs

Henni, einer geistig und an tiefer Wirkung alle überragenden Figur in der Geschichte jenes etwa seit 1830 kolonisierten Nordwestens, den man heute den „alten Nordwesten“ nennt.

Die protestantischen Kirchen Deutschlands haben vor denen Amerikas das Alter, die Ausbreitung, die Anlehnung an den Staat, die bureaukratische Organisation und nicht zuletzt die theologischen Fakultäten der Universitäten für sich. Es sind zum Teil nur äußere Vorzüge, aber ihr Gewicht ist alles in allem doch sehr groß. Freilich groß für die äußere Stellung und für die Aufrechterhaltung alles dessen, was Einrichtung ist, nicht groß für das innere Leben. Dieses scheint mir, wider alles Erwarten, nicht kräftiger zu sein als in den kleinen, jungen Kirchen Amerikas. Der Kirchenbesuch, bei weitem nie so stark in Deutschland wie in England oder Amerika, wo sehr viele Familien gewohnheitsmäßig zweimal des Sonntags zur Kirche gehn, hat in ganz auffallendem Maße abgenommen. Sehr beliebte Prediger füllen noch die Kirchen, die jedoch im Durchschnitt von gähnender Leere und an Zahl und Größe weit hinter dem Wachstum der Bevölkerung zurückgeblieben sind. Man nannte mir die große Zahl gebildeter Männer unter den Kirchenbesuchern als einen Lichtpunkt in dem Dunkel dieser Teilnahmlosigkeit. Aber bei näherm Zusehen habe ich davon nicht viel bemerken können. Es ist wahr, das weibliche Element überwiegt nicht so sehr in den Kirchen wie in Frankreich, aber die Zahl der deutschen Männer gebildeten Standes, die die Kirche nicht ganz selten und nicht aus äußern Gründen besuchen, wie Offiziere, Beamte, Gutsbesitzer, Leiter großer Arbeitermassen und dergleichen, die gelegentlich einmal ein gutes Beispiel geben müssen, ist noch geringer, als die Klagen der kirchlichen Presse mich hatten erwarten lassen. Ich rede hier von der protestantischen Seite, die ich kenne. Auf der katholischen ist der Zusammenhang der untern Klassen mit ihrer Kirche offenbar noch nicht so weit gelockert, und die obern umschließen zwar auch dort viele sogenannte Auchkatholiken, aber seit dem Kulturkampf soll auch in diesen die Teilnahme an allen kirchlichen Angelegenheiten wieder gewachsen sein.

Ungemein oft hat mich seit meiner Rückkehr nach Europa die Frage beschäftigt, wie gerade in den Schichten, die stolz auf ihre Bildung sind und das Wort Halbbildung mit der äußersten Verachtung aussprechen, ein so großer Mangel an wahrer geschichtlicher Bildung möglich sein kann, wie ihn die weitverbreitete Ablehnung aller kirchlichen Gesinnung voraussetzt. Ist das nicht eigentlich das stärkste Zeichen von halber und seichter Bildung,

wenn ich hochmütig die Form ablehne, in die sich der Gottesglaube einer hinter mir liegenden Zeit ergossen hat, so wie man auf beliebige andre „überwundne Standpunkte“ überlegen hinabschaut? Ich wohne und kleide mich anders als vergangne Geschlechter, aber ich kann doch nicht etwa ebenso leicht ihren Glauben ablegen. Es geht nicht ohne Schädigung meiner selbst und derer, die um mich sind, daß ich aus den hohen Hallen der kirchlichen Gemeinschaft, an denen viele Geschlechter mit dem Besten ihrer Kraft gebaut haben, in eine Bretterhütte meines eignen armen Planens und Wirkens übersiedle. Es gibt Dinge, die man nicht allein tun kann. Alle sind einverstanden, daß sie nicht, jeder für sich, Staaten bilden können; aber an der Zerbröcklung der alten Kirche nach einzelnem Gutdünken zu arbeiten, halten sie nicht für Raub. Die Kurzsichtigen! Als ob irgend etwas auf der Welt imstande wäre, das Gefühl zu ersetzen, das in der Kirche inmitten der von denselben Gedanken und Empfindungen getragnen Masse der Andächtigen uns beseelt und erhebt.

Mir scheint es natürlich, bis zur letzten Möglichkeit in dieser Gemeinschaft zu verharren, mit deren Bestand ja sogar das ganz Äußerliche des erhabnen Kirchenbaus zusammenhängt, wo sich nun seit Jahrhunderten die Gemeinde versammelt. Die Zweifel des Einzelnen an Einzelheiten kommen dabei nicht in Betracht, sie können den Gottesglauben und die Grundgedanken des Christentums nicht erschüttern. Es sind ja auch nicht die Zweifel, die die Abwendung von der Kirche hervorgebracht haben, sondern das Gegenteil, die Denkträgheit. Die allgemeine Abneigung unsrer Zeit gegen religiöse Vertiefung ist der Grund, warum sich gerade die Masse der sogenannten Gebildeten lautlos zurückzieht. Sie wollen beileibe kein Aufsehen erregen, wollen äußerlich „mittun,“ Taufen und Trauungen wollen sie sogar mit kirchlichem Pomp begehn, und selten hat einer den Mut, die letzte Konsequenz zu ziehn und das kirchliche Begräbnis abzulehnen. Welche Heuchelei, welche Feigheit und welche Oberflächlichkeit! Und das gerade auch in den Kreisen, von denen die Nation geistige Impulse und Aufklärung erwartet.

Man kann nicht sagen, daß die deutschen Geistlichen in ihren Predigten die Fragen des öffentlichen Wohls unberührt lassen, wie in der Zeit der Reaktion. In den fünfziger Jahren wurde dieser Vorwurf vielen nicht mit Unrecht gemacht; heute kann man von der Kanzel freie und einschneidende Meinungsäußerungen hören. Schade, daß sie nicht selten den Eindruck bestellter Arbeit machen, wie bei der straffen Organisation aller deutschen Kirchen

natürlich ist, und noch mehr schade, daß sie so oft die kleinliche konfessionelle Gehässigkeit offenbaren, die von der Kirche um so ferner gehalten werden sollte, je breiter sie sich in der deutschen Tagespresse macht. Der allgemeine Rückgang des religiösen Lebens gibt einen sehr dunkeln Hintergrund ab für den Hader der Konfessionen, den man glücklicherweise in dieser Art nur in Deutschland findet. Man kann sich der Vermutung nicht verschließen, daß sich viele Blätter dieses traurigen Stoffs nur bemächtigen, um damit dem echt deutschen Geschmack breiter Lesermassen an kleinlichen Zänkereien entgegenzukommen. Das gehört zu den unerwartetsten Erfahrungen, daß ich in großen deutschen Zeitungen dieselbe Freude an dieser häßlichen Zänkerei wiederfand, die ich in Missouri und in Wisconsin als den Ausfluß der mangelhaften Bildung untergeordneter Pfennigschriftsteller mit Verachtung angeseh enhatte, und deren Hohlheit dort sogar die einfachen Hinterwaldsleute bald einsahen. Leider ist es nur eine von den vielen betrübenden Erfahrungen, die jeder machen muß, der die deutsche Presse von heute mit der vor einem Menschenalter vergleicht. Als damals Mark Twain seine Satire auf die schwerfälligen deutschen Zeitungen losließ, konnten wir überlegen darüber lächeln, denn wir wußten, daß sie tausendmal gründlicher, ehrlicher und anständiger als die amerikanischen waren. Es hat sich sehr zum Schlimmen verändert. Doch darüber ein andermal.

8

Heute hörte ich in der Universitätskirche zu X einen berühmten Pfarrer und Professor über den Bergpredigtspruch predigen: Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen. Es war die Rede von der Macht, die die Sanftmut übt, und es wurden natürlich die nächstliegenden Beispiele angezogen, die weltüberwindende Macht des Christentums und die Macht des Weibes. Ich dachte mir, daß in unsrer weltpolitischen Zeit auch noch andre Anwendungen hätten gemacht werden können. Daß kein Volk auf die Dauer mit Gewalt allein andre Völker beherrschen kann, daß es unsern deutschen Methoden, andre Völker zu beherrschen, vielfach an der ruhigen Sanftmut gebricht, die nicht der Ausdruck der Schwäche, sondern der größten Sicherheit des Willens und der vollsten Selbstbeherrschung ist, das wären sehr zeitgemäße Auslegungen gewesen gerade bei dieser Zuhörerschaft, in deren Studentenreihen so mancher zukünftige

Beamte, vielleicht auch ein zukünftiger Kolonialstaatsmann saß. Wir besitzen nur das, was uns nicht besitzt. Nur die Eigenschaften befähigen uns, ein klar erkanntes Ziel auf dem kürzesten Wege zu erreichen, die wir sicher in den Zügeln haben. Beim Vergleich der germanischen Völkerzweige erschienen mir immer die Deutschen und die Holländer durch die Verbindung von Phlegma und Erregbarkeit ausgezeichnet. Am Tropenkoller laborieren sie beide mehr als andre. Ich teile nicht die naive Ansicht eines amerikanischen Professors, der in dem systematischen Betrieb der Leibesübungen den einzigen Grund sieht, warum sich die Anglokelten besser in der Hand hätten. Er sagt: Das tägliche Messen der Kräfte birgt die Gefahr der rohesten Prügelei, wenn nicht feste Regeln eingehalten werden; ich kann mich nicht der Gefahr aussetzen, daß mein Gegner beim Fußball Hand an mich legt, wenn ich nicht ganz genau weiß, daß er gewisse Grenzen nicht überschreiten wird. Insofern jedoch als die Spiele, in denen Entschlossenheit und Kraft den Ausschlag geben, auf die Selbstzucht heilsam zurückwirken, ist auch in dieser Ansicht ein Körnchen Wahrheit.

Aber die ganze Wahrheit liegt doch wo anders. Daß der Einzelne sich der Gesamtheit schuldet, diese Erkenntnis muß uns ganz durchdringen. Wir haben sie noch viel nötiger als andre Völker, denn wir sind durch unsre geographische Lage und durch die keilartige Einzwängung unsers Volkstums zwischen Slawen und Romanen, endlich durch die Unmöglichkeit, verpaßte Gelegenheiten zu überseeischen Verjüngungskolonien noch einmal zu finden, gezwungen, Kräfte für die elementaren Fragen von Sein oder Nichtsein aufzuwenden, die andre sparen können. Ja wenn es uns gelingt, uns noch Jahrhunderte gesund zu erhalten, während andre dem Greisentum unrettbar entgegensiechen, können sich auch die äußern Daseinsbedingungen noch einmal günstiger gestalten. Aber einstweilen kommt es doch vor allem darauf an, daß wir uns die eigentümliche Lage des Deutschen Reichs und Volkstums vollständig klar machen und uns und die, die uns nachfolgen, dafür erziehn. In überseeischen Ländern wird sich voraussichtlich kein Gebiet den Deutschen erschließen, wo sie durch Ackerbaukolonisation ein geschlossenes Deutschland aufbauen könnten. Ich sage ein geschlossenes, gerade weil ich für Millionen Deutsche die Hoffnung hege, daß sie z. B. im gemäßigten Südamerika, und zwar noch viel weiter südlich, als sie jetzt in Argentinien und Chile leben, und auf den kühlen Hochländern des tropischen Amerikas in zerstreuten Gruppen Gedeihen finden werden. Die

besten Gelegenheiten sind vor Jahrhunderten verloren worden, und kein noch so scharfes Schwert nimmt den Anglokelten Nordamerika und den Russen Nordasien ab. Die Vereinigten Staaten von Amerika und das Reich des weißen Zaren können zugrunde gehn, die Amerikaner und die Russen wachsen fort wie das Gras ihrer Steppen. In Südamerika können noch viele Millionen Deutsche Raum finden, in Australien einige Millionen, in Südafrika einige Hunderttausende. Aber alle diese nur neben und zwischen andern Völkern, deren Auswandrerströme neben und zwischen den Deutschen und neuerdings sie an Zahl weit übertreffend denselben Zielen zufluten. Darauf kommt es nun also an, daß die Deutschen im gedrängten Wettbewerb mit andern Völkern ihr Gedeihen finden, wobei sich unfehlbar Unterschiede an Kraft des Schaffens und sogar des einfachen Beharrens herausstellen werden, die mit der Zeit aus dem Völkerdurcheinander ein Völkerübereinander machen müssen. Vielleicht ist die größte Frage auf diesem Gebiet die der Zukunft des romanischen Amerikas. Wird es dem immer mächtiger anschwellenden Strom italienischer Auswandrer gelingen, in Südbrasilien und den La Plataländern die dort vorhandne, noch dünne romanische Bevölkerung zu erneuern? Wenn, wie wir glauben, nicht, so sorge Deutschland beizeiten, sich dort eine solche Summe von festgewurzelten Interessen zu schaffen, daß der unverschämte Anspruch Nordamerikas, auch südlich vom Golf von Mexiko zu herrschen, ohne weiteres zerschellt. Das kann freilich nur die Tüchtigkeit der Deutschen als geschlossene Volkspersönlichkeit vom Gesandten bis zum deutschen Rinderhirten im Gauchogewand schaffen; aber nicht bloß die Tüchtigkeit der Herz- und Armmuskeln, sondern auch die liebenswerten Eigenschaften eines Nationalcharakters, die verhindern, daß die Achtung des Schwächern in Furcht und Haß ausarte.

In Europa liegt die Zukunft Deutschlands in der Erhaltung seiner Machtstellung und in der Festhaltung aller Volksgenossen: zwei Aufgaben, die man immer mehr als auf einer Linie stehend anerkennen wird; hier muß uns die Verletzung unsrer Volksgrenze so empfindlich sein wie die kleinste Beschädigung unsrer Staatsgrenzen. Ferner liegt es aber Deutschland vermöge seiner geographischen Stellung ob, seine volle Kraft an den Zusammenschluß der mitteleuropäischen Mächte zwischen den Weltmächten England, Rußland und Nordamerika zu setzen. Und diese Aufgabe ist die wichtigste und vielleicht nicht die schwerste von den dreien. Das sind Aufgaben, die so verschiedne, fast widerstrebende Kräfte zur Arbeit

rufen, daß man mit den alten Regeln, die aus der unendlich viel einfachern Geschichte der ältern Mächte Europas oder der Kolonialgeschichte Hollands oder Englands oder gar der römischen, auf die man uns noch hinweisen möchte, bei uns nicht auskommt. Unser Fall liegt viel verwickelter als alle frühern, denn von der gemeineuropäischen Krankheit der Völkerzerklüftung und der Völkerverfeindung ist Mitteleuropa am schwersten heimgesucht, und während wir für die Welt draußen freien, weiten Blick und große Auffassungen nötig haben, will uns der Hader der Nationalitäten, der Konfessionen und der wirtschaftlichen Interessengruppen kleine Geister und enge Herzen anerziehn, wozu die liebe Presse, die von der Dummheit und den schlechten Neigungen ihrer Leser viel bequemer und einträglicher lebt als von den guten, aus besten Kräften beiträgt.

Aus klein wird kleinlich. So geht es in der Sprache, und so geht es in der Sache. Kleine Verhältnisse machen kleine Leute. Es gehört ein Geist von einer gebirgsquellhaften Tiefe und Frische dazu, auf der Schusterbank Welträsel zu lösen wie Jakob Böhme. Wie mußte Bismarck wachsen, um mit fünfzig eine deutsche und mit siebzig Jahren eine Kolonialpolitik zu machen, die beide er mit dreißig und vierzig noch gar nicht hätte begreifen können! So ist denn auch in den gesamteuropäischen Dingen die Saat weitausgestreut, aus der kleine Gemüter aufwachsen, und sie streut sich wie Unkraut mit beschwingten Samen immer neu aus.

Wir haben es in Amerika drüben allerdings sehr leicht, die deutsche Nationalitätenpolitik engherzig zu nennen, wenn wir sie mit dem Weitoffenstehn aller Tore des großen Landes vergleichen, durch die Einwandrer jeder Rasse, Sprache und jedes Glaubens frei einziehn, ausgenommen die Chinesen und die Japaner, ausgenommen ferner die armen Teufel, die gar nichts haben, und die Räudigen und sonst Unheilbaren. Stelle ich mich aber in die Mitte dieses meines alten Landes und sehe die 220000 Franzosen in Elsaß-Lothringen, hinter denen zweihundertmal so viel Franzosen in Westeuropa wohnen, so erwäge ich, wie nötig für Deutschland in Ermanglung andrer, natürlicher Grenzen ersten Ranges die feste und sichere Hinstellung seines Volkstums in diesem Meer von Völkern ist, das von allen Seiten anschwillt; da begreife ich dann recht gut, daß man tut, was möglich ist, aus diesen Franzosen Deutsche zu machen. Die deutsche Politik in Nordschleswig findet noch weniger Beifall als die reichsländische. Es mag sein, daß sie noch öfter zu kleinlichen Mitteln greift,

die niemand billigen mag. Aber diese 139000 Dänen sind in ihrer Weise gerade so unbequem wie die Franzosen. In gewissem Sinne sind diese 360000 Menschen im Westen und im Norden eine größere politische Gefahr als die zehnmal zahlreichern Polen, denn sie stützen sich auf Staatswesen ihres eignen Volkstums, denen sie auch politisch früher angehört haben, und zu denen noch immer ihre Sympathien sie hinüberziehn. Man soll zwar diese Gefahr nicht übertreiben, da ja die Masse jedes Volkes glücklicherweise mit den Sorgen und Freuden ihres Lebens viel zu sehr beschäftigt ist, als daß sie die Vertiefung und die Leidenschaft an die nationale Frage hinzubringen vermöchte, von denen wir manche Angehörigen der höhern Klassen beseelt finden. Aber jedenfalls ist die allmähliche Gewinnung dieser teils sich widerwillig, teils sehr passiv stellenden Nordschleswiger und Elsaß-Lothringer eine wichtige Aufgabe, die nicht bloß unsern Politikern und Beamten, sondern insofern jedem Einzelnen von uns gestellt ist, als die am sichersten zum Siege führende Waffe die Überlegenheit in Kultur und Sitte ist, die sich unwillkürlich die Anerkennung ihrer Überlegenheit erzwingt. Und das ist eben der Punkt, wo diese Nationalitätenfragen, die neben andern klein zu sein scheinen, mit den großen Fragen zusammenhängen, die die Zukunft eines Volks überhaupt betreffen.

Seitdem die Vertretung von Pennsylvanien noch vor der Unabhängigkeit beschloß, es seien ihre Verhandlungen nur in einer Sprache zu führen, und dazu die der englischen Minderheit erkor, ist im „Lande der Freiheit" daran festgehalten worden, die Ökonomie der Zeit und der geistigen Arbeit verlange, daß in einer politischen Gemeinschaft, wie verschiedensprachige Gruppen sie auch zusammensetzen mögen, eine Sprache das gemeinsame Mittel der Verständigung und des Verständnisses, des tiefern Sichverstehns, Sichkennenlernens sei. Das wird als Forderung des Staates und wie etwas Selbstverständliches hingenommen. Andres fordern die Bedürfnisse des täglichen Lebens, andres die höhergestimmte humanitäre und politische und wissenschaftliche Meinungsäußerung. Man greift zur Muttersprache, die schon im Namen an die familienhafte Geschlossenheit des Stammes erinnert, der seiner Natur nach unter dem Staat steht, um an das Mitleid aller für unglückliche Volksverwandte zu appellieren, die allerdings vielleicht kein Wort in dieser Sprache schreiben können, man bespricht in ihr die Interessen der Schule und der Kirche, die über die engen Grenzen der Völkerbruchstücke hinaus

bis an die der Menschheit reichen, und verständigt sich in ihr vor allem über das, was die Ausgewanderten mit der Heimat noch zusammenhält. In dieser Weise haben nicht bloß die Deutschen, sondern innerhalb dieser wieder sogar die Luxemburger ihre besondre Literatur und Presse in Amerika gepflegt, und so neben den Iren die Gälen und die Waliser und unzählige andre. Sogar unter den Anglokelten haben politisches Bewußtsein Bruchteile dieser Familie ausgebildet, die sich in der fernen Inselheimat nicht als Volkspersönlichkeiten fühlten. In dieser Weise bildeten sich die fest zusammenhaltenden Nachkommen der schottisch-protestantischen Einwandrer in Nordostirland, kurzweg Irish Scotchmen, Irische Schotten, genannt, zu einem ebenso tätigen wie selbstbewußten Völkchen mit einer ganz respektabeln Literatur aus, über die man sich in des liebenswürdigen Whittier Prose Works unterrichten kann. Niemand kümmert sich politisch um all das, da von allen die Voraussetzung stillschweigend anerkannt wird, dem Staat werde gegeben werden, was er braucht, und der Verkehr werde sich das seine ebenfalls zu schaffen wissen.

Hoffentlich kommt man in ähnlicher Weise auch in Deutschland und in Österreich-Ungarn dazu, die Staatsnotwendigkeit scharf gegen das Lebensbedürfnis der untergeordneten Glieder, der Stämme abzugrenzen.

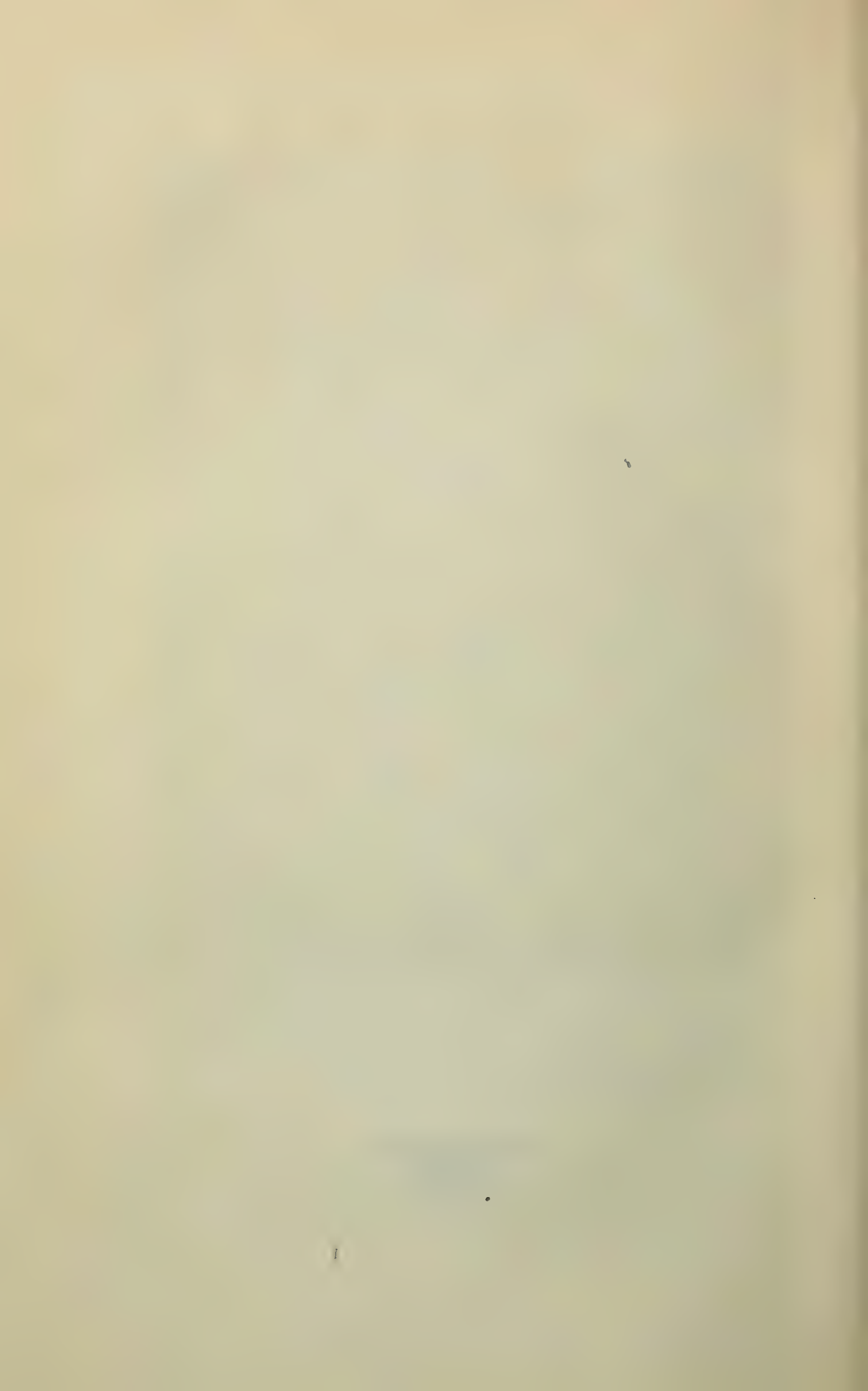
Die wichtigsten Fragen alle ziehn in Deutschland langsam nach Osten hin. Dort liegt die größte Gefahr, der Zug des Ostens nach Westen, der nur über Deutschland weggehn kann; und auch die größte Zukunft. Leider stehn wir auch hier im Bann einer Geschichte, die uns in den polnischen Angelegenheiten eine Politik aufnötigt, die wir offenbar nicht gewählt haben würden, wenn wir überhaupt hätten wählen können. Dem großen eurasischen Slawentum, das vom Dnjepr bis zum Stillen Ozean reicht, ein westeuropäisches entgegenzustellen, das stark genug war, die Verwirklichung des allslawischen Gedankens zu hindern, lag im Interesse Mitteuropas. Es ist die Politik, die Österreich-Ungarn unter manchen Schwankungen und Fehlgriffen befolgt, und zu der wir uns gemeinsam mit ihm auf der Balkanhalbinsel bekennen, soweit wir es für nötig halten, dort Stellung zu nehmen. Vor allem diente ja bekanntlich auch die Einpflanzung einer deutschen Dynastie in Rumänien diesem Gedanken mit großem Erfolge. Es ist weiter bekannt, wie im Norden schon von dem Rückfluten der Deutschen nach Osten im frühen Mittelalter an die Bedingungen für eine Einschiebung polnischer und litauischer Staaten zwischen

Deutschen und Russen durch eine Ineinanderdrängung der Wohnsitze besonders der Deutschen und der Polen erschwert und durch den Zerfall des polnischen Staats unmöglich gemacht wurde. Dort grenzt nun Deutschland politisch an Rußland, aber das deutsche Volkstum ist durch das polnische und das litauische vom russischen getrennt. Wird die großslawische Idee das Polentum für sich gewinnen? Oder werden die historischen Erinnerungen und die Gegensätze zwischen dem Christentum des Westens, das von Rom, und dem des Ostens, das von Byzanz ausging, jede Verbindung auch in Zukunft unmöglich machen? Die Deutschen schmeicheln sich, es werde so sein, und nehmen Mickiewiczs Dichterwort: „Es ist ein alter Haß im slawischen Geschlechte“ für ein wahres Wort.

Ich begreife, daß sie es glauben wollen, aber mit meinen alten Augen, die an amerikanische Dimensionen gewöhnt sind, sehe ich die Unterschiede nicht so groß, und da ich so viele Völkerunterschiede sich habe verwischen sehen, kann ich nicht so fest gerade an die Dauer dieser glauben. Wenn man die hinreißende Macht gesehen hat, womit räumlich große politische Gedanken auf die Gemüter der Menschen wirken, legt man größere Maßstäbe auch an die europäischen Verhältnisse. Wie in Amerika zuerst der Staat von Meer zu Meer, dann der Grundsatz „Amerika den Amerikanern,“ endlich der Gedanke einer großen pazifischen Politik, den man in Europa noch immer nicht recht erfaßt hat, schwungradgleich die politischen Auffassungen in Bewegung und im Wachsen erhalten hat, ist im höchsten Grade lehrreich. Es ist ja möglich, daß kleinere Differenzen, wie die alten zwischen Nord und Süd, oder die neuern zwischen den atlantischen und den Mississippistaaten, darüber nur eingeschlummert sind. Aber jedenfalls schlummern sie einstweilen sehr tief. Wenn ich nun sehe, wie den großen politischen Gedanken die großen wirtschaftlichen Entwürfe folgen und auch nicht etwa bloß Entwürfe bleiben, so muß ich jenen eine schöpferische Kraft zuerkennen, die durch gewaltige Werke wie die Pazifikbahnen oder der Interozeanische Kanal oder die Kanäle im Seengebiet vereinigend wirken. Ich meine, in Amerika gelernt zu haben und diese Lehre auf Europa anwenden zu dürfen: die Kunst der Politik besteht zu einem sehr großen Teil darin, die politischen Konflikte aus engen Räumen, wo sie sich wie Geschwüre einfressen, herauszuführen. Darin liegt das Heil, das die Erweiterung der Räume der Welt gebracht hat. Es ist keine Beschwörung der Übel, aber eine für lange hinaus heilsame Verteilung. Auch das gesunde Wachstum der

Staaten neigt dazu, sich in bestimmten Richtungen zusammenzudrängen und in andern dafür zurückzubleiben. Beschränkten Erwägungen, fast Instinkten folgend, ging der ungelenkte Strom deutscher Auswandrung ein Jahrhundert lang nach dem Norden der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Daß er so viel Größeres für das ganze Deutschtum in Osteuropa, Vorderasien, Südafrika und Südamerika leisten konnte, sah damals kein einziger „Staatsmann" ein, d. h. keiner erkannte die Aufgabe, die von Rechts wegen die größte hätte sein müssen. Einstweilen sehe ich nur einige wenige fortgeschrittne Geister in ganz Mitteleuropa an der Arbeit, ihre Volksgenossen zu lehren, Völker- und Staatengrenzen zugunsten eines größern Zukunftsgebildes weniger zu betonen als das, was Völker und Staat einigt. Auffallenderweise verschließen sich diesem Streben am allermeisten die, die inner- und außerhalb Deutschlands einen hervorragend unpolitischen Götzendienst mit dem Namen Bismarck treiben. Als ob nicht gerade Bismarck, zuzeiten bewußt, zuzeiten instinktiv, in der Herausbildung des Reichs aus dem Zollverein, in der Tripelallianz und in der Kolonialpolitik dem gesunden Trieb: Hinaus aus der Enge! so mächtig gedient hätte. Auf die Gefahr hin, daß man mir die Eigenschaft eines Realpolitikers abspricht, muß ich erklären, daß ich den zehnten Teil der Worte und der Tinte, die in der sentimentalen Burenbegeisterung verschwendet worden sind, auf den mitteleuropäischen Zollverein verwandt als eine ungemein glückliche nationale Anlage betrachten würde. Für mich gibt es überhaupt in der europäischen Politik westlich von der Weichsel keine größere Frage als eben diese des Zusammenschlusses der Völker und der Staaten, die zum Teil seit Jahrtausenden nur Gegensätze unter sich anerkannt haben, zu einem Bunde, der zunächst ihre wirtschaftlichen Interessen gegen die Riesen im Osten und im Westen kräftig vertritt. Welcher Macht Europas ist aber diese Frage näher gelegt als dem im Herzen des Erdteils liegenden Deutschland? Ich wage zu behaupten, daß seine eigne Zukunft noch mehr als die von Mittel- und Westeuropa von der Stellung abhängt, die es dazu einnimmt.





Die Königin der Nacht



Das Märchen bringt die verlorne Krone dem unerkannten Königskind in Höhlen, im Waldesdunkel, in düstern Köhlerhütten zurück, und in ähnlichen dämmerigen Umgebungen findet der in süßer Hoffnung die Welt durchfragende Prinz die Prinzessin, die seiner harrt wie ein Veilchen im Gebüsch, und wenn sie hinaustreten, wissen sie nicht, ob ihr Glück sie mehr blendet oder der Lichtstrom des hellen Tags der wirklichen Welt. Auch ich sitze manchmal in einem lichtarmen und dämmerungsreichen braunen Kämmerlein, von Märchenduft umweht, in Träume versunken. Es ist aber ein gastlicher, ob seiner gemütlichen „Umwelt" berühmter Raum: die Trinkkemenate des . . . . Hofs in einer Stadt Mitteldeutschlands. Nur handelt es sich für mich nicht um Märchen, die mich darin besuchen; von denen muß ich leider mit Rudolf Baumbach sagen:

Also wars in alten Zeiten,
Heute kommt das nicht mehr vor!

Vielmehr trage ich selbst die Märchengedanken hinein und suche sie dort mir zu deuten und zu erklären. Denn mir ist die ganze Schöpfung ein Riesenmärchen, und jede Schuppe von einem Schmetterlingsflügel ein tiefes Geheimnis. Deshalb erlebe ich jeden Tag merk- und denkwürdige Geschichten, und über diese Rätsel der Wirklichkeit sinne ich dann in dämmernder Erholung in diesen vier dunkelgetäfelten Kubikmetern, deren zwei weißverhängte Fensterchen auf einen Gang gehn, der einen andern, im rechten Winkel auf ihn stoßenden fragen muß, wie es draußen aussieht, wenn er vom Wetter und von der Gasse etwas wissen will. Ein Luftloch, das man glücklicherweise schließen kann, durchbricht die braune Rückwand nach einem andern Dämmerraum, aus dem die Stimmen gedämpfter Unterhaltungen und der zinnerne Wohlklang zugeklappter Deckelkrüge herüberdringt.

Meist sitzen einsame Zecher darin, und man muß ihr Idiom kennen, um mit ihnen Zwiesprache halten zu können. Durch lange Übung verstehe ich ein bißchen davon; das langsame Öffnen des Deckels, dem ein stiller Blick auf den rahmigen Schaum folgt, dann ein Schluck, und ein sachtes Zuklappen verraten mir den Gast, der gute Stimmung, etwas wie Weihe, mitgebracht hat. Wenn ich das höre, fühle ich mich von gleichgestimmter Seele angehaucht und antworte, indem ich mein eignes Behagen noch vertiefe, hoffend, es werde durch Lehne und Wand hinüberwirken. Dissonanzen von heftig zugeklappten Deckeln, die wie Ausrufe des Ärgers klingen, oder von unmutig weggerückten Krügen, die an Seufzer erinnern, nehme ich nicht hoch auf, weil ich aus Erfahrung weiß, daß eine braune Dämmerung, vereint mit einem guten Trunk, Balsam in die Wunden von „tausend Pfeilen des Geschickes" gießt, und daß diese Heilmittel vor vielen andern den Vorzug rascher Wirkung haben, meistens schon nach dem ersten Krug.

Von der Decke meines kleinen Gemachs hängt über dem alten Tisch die Lampe, deren Licht man dämpfen kann. Man läßt sie ohnehin so spät wie möglich anzünden, denn es ist nicht zu verkennen, daß ihr gelber Schein ein Fremdling in diesen Räumen ist, der die darin urheimische Dämmerung in die Ecken und Winkel verdrängt und sich mit einem stimmungswidrigen Lichtkreis, den er auf Tisch und Decke wirft, als Herrschender bekunden möchte. Man braucht kein Licht, um zu sinnen. Um aber Zeitungen zu lesen oder naschige Speisen zu genießen, zu deren kritischer Verzehrung man Licht nötig hätte, ist das offenbar nicht der Ort. Psychologisch kann ich es nicht begründen, kenne und fühle es aber als sichere Tatsache, daß helles Licht den Gehalt der Luft an irgendeinem traumfördernden Etwas beeinträchtigt. Nervenmüden sollte man dämmerige Räume anweisen, sie nicht auf sonnige Meeresufer oder in Täler versetzen, wo das Licht von hellgrauen Kalkfelsen zurückstrahlt. Unsre Voreltern fühlten sich in ihren kleinfenstrigen Stuben wohler als wir in unsern lichtreichen, und so tun es noch heute die Bauern. Licht mag für vieles gut sein, aber in der Dämmerung ruht sich der Geist in Träumen aus.

So saß ich eines Spätsommertags im braunen Stübchen, sann dem Grün des heißen Waldes nach, den ich eben durchwandert hatte, und probierte es mit der Erinnerung an die seltsamen Lichtgestalten, die die Sonnenstrahlen, wenn sie noch in

starkem Winkel einfallen, zwischen den Blättern der Bäume durch auf den Boden zeichnen.

Es gelang nicht recht. Klar war mir wohl die Eigentümlichkeit der Lichtumrisse, die die krausen Zwischenräume des Eichenbaumschlags zeichnet, und daß sie auch anders gefärbt sind als unter Buchen, deren Blätter wie grüne Transparente wirken, und unter Föhren, an deren Rinde rötliche Töne herabrinnen. Aber es war so schwer, die höchst willkürlichen Gestalten festzuhalten. Man muß sie einmal photographisch festlegen, sagte ich mir, wie es sicherlich schon längst gewissenhafte Landschafter getan haben. Schade, daß die Wissenschaft nicht engere Freundschaft mit der Kunst hält, meditierte ich weiter. Hier ist nun ein Gegenstand, der wissenswert ist, den z. B. die Naturschilderung recht wohl beachten sollte, und von dem doch wahrscheinlich nur ein paar sinnige Landschafter Bericht zu geben wissen. Kann mir einer der vielen reisenden Botaniker sagen, wie sich der Schatten und das Licht in den Wäldern der verschiednen Zonen abstufen und nebeneinander legen, und in was für Farben? Ich erinnere mich an tropische Landschaftsskizzen, ich glaube aus Brasilien, von dem Karlsruher Keller; da war eine überwältigende Masse von grünem Licht unter den Bäumen, eine wahre grüne Dämmerung, aber nicht nur zu fühlen, zu greifen war es. Ob nun dort die Menschen ebenso grünmüd werden wie wir Bewohner von Städten und Kultursteppen rot- und gelbmüd, und sie dann ebenso gern etwa ein Klatschrosenfeld betrachten wie wir eine grüne Wiese? Ich bin ja auch durch tropische Urwälder gewandert, aber leider zu einer Zeit, wo mein Sinn für diese Dinge noch nicht offen war. Immerhin erinnere ich mich doch, daß es mir manchmal des Grünen zuviel wurde, besonders in einem Gebirgstal, wo die Hänge hinauf Farnbäume in lichten Hainen standen, der Boden mit großem Bärlappmoos dicht bedeckt war, dessen Hellgrün fast leuchtete wie Leuchtmoos in Fichtelgebirgsgrotten, an dem Wasserrand große Begonien sich ausbreiteten, und zum Überfluß sich noch ein mannslanger grüner Leguan auf dem Felsen sonnte; da strebte ich allerdings in die Höhe aus dieser grünen Welt hinaus und freute mich, als ich auf sonniger Halde heidenartiges Gebüsch, zwetschenbaumähnliche niedrige Eichen, die mit Orchideen beladen waren, und andres sah, was gelblich und graulich schimmerte. Ob soviel Grün nicht entnervend wirkt? Dem Rot, der Gegenfarbe, wird ja einstimmig ein heroischer Charakter zugeschrieben.

Wie merkwürdig lag diese grüne Riesenechse da! Ist es nicht auffallend, daß die Natur in den Tropen, nicht zufrieden mit der Fülle des Grüns in den Pflanzen, auch noch so viele grüne Tiere schafft? Grüne Reptilien, grüne Schlangen, grüne Frösche, besonders aber die zahlreichen grünen Vögel. Während du den fetten Leguan betrachtetest, flog über dir ein grüner Papageienschwarm in lebhaft plaudernden Pärchen weg. Sogar in einer Tiergruppe, die sonst wenig grün hat, in der der Schmetterlinge, schuf die Natur in den Tropen Grüne. Seltsam, diese Wiederholung. Ich möchte es nicht Laune nennen, denn es handelt sich um Werke des Schöpfers. Aber seltsam mutet es an. Sollte das Warum unfindbar sein?

Der Bote, der in diesem Augenblick hereintrat, sah nicht gerade wie aus dem Märchen aus, wenn ich von seiner roten Dienstmannsmütze absehe, die an den verregneten Hut des Täublingspilzes unsrer Herbstwälder erinnerte. Aber märchenhaft klang die Botschaft auf zierlichem Kärtchen, deren Träger er war: „Die Königin der Nacht ist im Begriff aufzugehn. Verlieren Sie keine Zeit. Kommen Sie.“ Der erste Gedanke schweifte mondwärts; aber der Name des Unterzeichners, eines bekannten Kaktuszüchters, brachte ihn dann sogleich in die Wirklichkeit zurück. Noch nie hatte ich das Glück gehabt, Cereus grandiflorus in Blüte zu sehen. Es war also selbstverständlich, daß ich dem Rufe ohne Zögern folgte. Dieser Kaktuszüchter war, wie alle seinesgleichen, ein etwas sonderbarer Herr; um so liebenswürdiger, daß er bei diesem Anlaß an mich dachte. Erinnerte er sich vielleicht unsers neulichen Gesprächs über die merkwürdigen Beobachtungen des genialen märkischen Rektors Sprengel, der fast ein Jahrhundert vor Darwin die Beziehungen zwischen Blütengestalt und Insekten mit unendlicher Liebe und Sorgfalt untersucht hat? Der platte Vielschreiber Lubbock, dessen geschwätzige Bücher deutsche Verleger sich beeilen, frisch aus dem Ofen übersetzen zu lassen, hat übrigens seiner jüngst wieder herablassend als eines armen deutschen Schulmeisters gedacht!

Rasch überschlug ich bei diesem Ruf die Summe meiner kakteologischen Erinnerungen. Es tauchten vor mir auf Säulenkaktusse von architektonischer Regelmäßigkeit, die in den Trockenwäldern des pazifischen Saums von Mittelamerika einsam groß und still den mittlern Baumschlag überragen, und an die kleinen im Rasen versteckten Opuntien der Bergwiesen des Felsengebirgs von Colorado, bei deren Berührung dem enttäuschten Wandrer

klar wird, daß sogar in den Alpenmatten bei dreitausend Metern Meereshöhe ein fühlbarer Unterschied zwischen der milden Natur Europas und der rauhen des westlichen Kontinents besteht. Auch Schlangenkaktusse, die in regenfeuchten Hainen Mexikos von den Baumästen hängen, und Melonengestaltige in Felsritzen der Tierra templada grünten wie aus Nebelschleiern in meiner Erinnerung auf. Aber die Königin der Nacht hatte ich noch nie gesehen. Gelesen davon wohl, vielleicht sogar in Adalbert Stifters Nachsommer, wo der Dichter den Herrn des Rosenhauses zum Träger seiner eignen Kaktusliebhaberei macht. Also eine Art Märchenbotschaft sollte mich doch noch in dem dunkeln Kämmerlein erreichen! Ich kann mir zwar diese Kaktusblüte ungefähr vorstellen, es ist aber doch eine Seltenheit, daß man ihrer ansichtig wird, und etwas besondres ist sie schon wegen ihrer Vergänglichkeit; blüht sie doch nur einige Abendstunden und öffnet sich dann nie mehr. Im Grunde ist ja jede Blüte, die wir so recht anschaun, ein Märchen, diese wird aber vermutlich so groß und so schön gebaut sein, daß sie selbst den Stumpfsinn aufrüttelt, der kein Naturwunder erkennt oder anerkennt. Und schon aus diesem Grunde werde ich mir selbst eine Wohltat erweisen, indem ich sie betrachte, weil mein Sinn wieder einmal weit aufgetan werden wird für das Schöne und Große, für das Rätselhafte in der Natur.

Im Vorbeigehn hob ich eine von den doppeltgeflügelten Ahornfrüchten auf, die das Gewitter der letzten Nacht auf den Boden der baumbesäten Anlage geworfen hatte. Es ist ja im Grunde auch ein kleines Wunder, diese ganz gleichmäßige Ausstattung von Billionen von Baumsamen mit zwei symmetrischen Blattflügeln, die so fein gezeichnet und angeblich so wirksam sind, das schwere Ahornkorn zu vertragen. Und ist nicht der Wiesengrund, den nun schon Spätsommer- und Frühherbstblüten: Skabiosen, Euphrasien, kleine Potentillen mit vierblättrigen Blütchen, Habichtskräuter durchsticken, auch ein großes Wunder? Jedes Pflänzchen, das sich da so bescheiden neben das andre drängt, ist die äußerste Spitze eines Zweigs an dem großen Schöpfungsbaum, dessen Krone die Erde mit Gesteinsschichten vergangner Perioden bedeckt, und seine Abzweigung von einem andern reicht Millionen von Jahren in die Vorzeit zurück, und der Ast, dem beide entsprossen sind, noch viel mehr Millionen, und zuletzt sehe ich den ganzen Stamm des Reichs der Blütenpflanzen tief in der Erde, wo die Steinkohlen liegen, sich von

dem alten Strunke der blütenlosen Sigillarien, Riesenfarne und Riesenbärlappe trennen. Ja es ist eine historische Gesellschaft, diese kleinen Wiesengewächse, mit unabsehbaren Ahnenreihen; ihre gleichmäßige Oberfläche kommt mir wie ein Querschnitt durch ein uraltes Stück Erdgeschichte vor.

Bei dem kaktusfreundlichen Manne saßen Männer, Weiber, Kinder und Hunde beisammen und bewunderten die Königin der Nacht, die binnen einer Stunde mehrere volle Strahlenkränze rein weißer Blüten entfaltet hatte. Es war wie in einem Kindbettzimmer. Man prüfte und lobte die Neugebornen und aß, trank und rauchte leichte Dinge dazu, die der Gelegenheit angepaßt waren. Für den Leser, der den Cereus grandiflorus noch nicht persönlich kennt, will ich eine kurze, unbotanische Beschreibung hinzufügen. Er denke sich ein Stämmchen wie eine vertrocknete Schlange, deren Wirbelsäule kantig durch die fest anliegende Haut sticht, das sich unter mancherlei Windungen hinab und hinauf verzweigt. Außer winzigen Stacheln trägt es dünne strohhalmähnliche Hautanhänge, Luftwurzeln. Die Wurzeln sind so eingerichtet, daß sie durch dürren Sand tief bis auf eine feuchte Schicht hinabstreben können, aus der sie die paar Tröpfchen saugen, die das durch seine harte Haut gegen Verdunstung geschützte Gewächs für die Blütezeit aufspeichern wird. Ich denke mir es aus seinem irdnen Topfe heraus in das Tal einer Sanddüne, die an eine mexikanische Basaltklippe angeweht ist. Weißer Sand, bräunlicher Stein und ungetrübter blauer Steppenhimmel: so denke ich mir die ursprüngliche Umwelt der Königin der Nacht. Die Farbe des Steins ist in ihrem Stämmchen, das Zweig und Blatt zugleich ist, die Farbe des Schnees ist in der Blüte, das Gold der Sonne in den Staubfäden, die sich in einem leuchtenden Strom aus der Blüte ergießen; die Sonne selbst aber ist in der Strahlenform der Blüte, die aus zahlreichen schmalen Blumenblättern besteht, deren Weiß etwas durchschimmerndes hat, das du nur mit zartem Papierporzellan vergleichen magst. Wenn man das Vergrößerungsglas anwendet, sieht man, daß der eigentümliche bleiche Glanz dieser Blüten von der körnigen Beschaffenheit der Oberfläche der einzelnen Blumenblätter kommt. Ich kenne Kaktusblüten von bläulichem Purpurrot und reinem Weiß der zarten Staubfädenbüschel, die glänzender sind, aber keine, die an stiller Majestät mit diesen großen blassen Sternen wetteifern könnten. Da ist wirklich etwas Königinnenhaftes, eine Mischung von Wehmut und von Lust, und die stille

Frage scheint aus jedem Blumenkelchlein hervorzuhauchen: Warum blühe ich hier in dieser fremden Welt? Und warum ist der Weg so klein von der Blüte zum Welken? Auch der Gegensatz zwischen der Pflanzengestalt und dieser Blüte ist ergreifend. Bei andern Kakteen ruft der Unterschied zwischen der kristallinischen Starrheit der höchst regelmäßig gekanteten, gefurchten und bedornten Pflanze zu ihrer zarten Blüte, die wie ein Schmetterling auf einem Kristall sitzt, unser Staunen wach. Hier ist es Armut und Reichtum, Bettlergewand und Strahlenkrone. Wahrlich, es ist ein Märchen, das uns diese vergängliche Blüte erzählt. Und wenn man bedenkt, daß sich in ihrer Heimat Tausende von diesen Blüten öffnen, ohne daß ein menschliches Auge sie sieht, so scheint der Reichtum und die Schaffensfreude der fruchtbaren Mutter Natur vernehmbar aus ihr zu sprechen. Für jahrelanges Mühen und Kargen im Aufbau des dürren Stengel- und Blättergerüsts siehe hier den Lohn in der überraschenden Blütenschönheit, der nur ein Alter von einigen Stunden beschieden ist.

Bei uns war zum Glück kein Zweckmäßigkeitsfanatiker in der Stunde voll Weihe, in der wir das schöne Gebilde betrachteten. Sonst hätte er sicher nicht verfehlt, uns zu belehren, daß eigentlich gar nichts Überraschendes an der ganzen Geschichte sei als höchstens unsre Bewundrung. Es komme eben darauf an, die Fortpflanzung der Spezies Cereus grandiflorus sicherzustellen, koste es, was es wolle. Daher die auffallend große Blüte. Je kürzer ihre Dauer, desto auffallender ihr Äußeres, das bestimmt sei, mexikanische Brummkäfer, eitle Schmetterlinge oder dumme Hummeln anzuziehn, damit sie den Blütenstaub von einer Pflanze zur andern übertragen. Einige Pflanzen erzeugen tausend kleiner Blütchen, die sommerlang duften, andre wenige große, denen eine ganz kurze Lebenszeit beschieden ist. Es kommt eben auf die Umstände an, unter denen das eine und das andre zweckmäßig ist. Im Grunde seien die Einrichtungen vieler Blüten heimischer Pflanzen bemerkenswerter, die z. B. den Zweck erreichten, den Blütenstaub auf das zart behaarte Rückenschild der Biene abzuklopfen, die, wenn sie dann in der Nachbarblüte Honig sammelt, ihn an deren Stempel befruchtend abstreifen müsse. Und nun gar die Fälle von Nachäffung, wo die Nessel die honigreiche Taubnessel nachahmt, sodaß sie von Insekten angeflogen wird, die ihren Irrtum erst einsähen, wenn der Zweck erreicht sei.

Ich sage, zum Glück hatten wir keinen Zweckmäßigkeitsfanatiker unter uns und durften ungehemmt uns unsrer Bewunderung der Schöpferphantasie hingeben, die dieses Werk neben Millionen andrer geschaffen hat. Von des Amethysten, den du am Halse trägst, „veilchenblauem Gewand," das in einer Bergkluft entstanden ist, wo nicht von Bestäubung, Befruchtung und scharfsinnigem Hinterdaslichtführen törichter Insekten die Rede ist, bis zu der Kunst und Pracht eines Menschenauges ließen wir die Schönheiten der Natur an uns vorübergehn. Wer möchte leugnen, daß es darunter einige sehr zweckmäßige Mechanismen gibt? Wenn Millionen Sandkörner übereinander liegen, werden sich doch wohl einige davon auf das zweckmäßigste eng aneinander passen.

Was wollen aber diese paar Zweckmäßigkeiten sagen, in denen die Natur sich selbst zu helfen scheint, neben der Masse von großen und schönen Bildungen, die nur eine Künstlerphantasie hingezeichnet haben kann? Es könnte ja alles so ganz anders sein, gemeiner, häßlicher. Und in Wirklichkeit, wie weniges in der Natur dürften wir wagen, häßlich zu nennen! Wir wollen es jedoch gar nicht so nennen, denn wir fühlen, daß unser Urteil und unser Geschmack nicht an die Schöpfungen der Natur heranragt. Die Natur hat ihre Schönheitsgesetze, die unabhängig sind von den Existenzbedingungen der einzelnen Geschöpfe. Die Natur tut sich selbst Genüge in der Ausbildung des Schönen, unbekümmert, ob es mir oder der in Blumen honigsaugenden Hummel Nutzen oder Vergnügen macht. Wir kennen und wissen überhaupt nur einen kleinen Teil des Schönen, dessen sie fähig ist, schon weil ungeheuer viele einzelne Geschöpfe und ganze natürliche Verwandtschaftsgruppen untergegangen sind. Was die Schönheiten eines Waldes riesiger Bärlappbäume waren, in denen Vögel noch nicht nisteten und sangen und Schmetterlinge noch nicht flogen, wissen wir nicht. Und welche Kristallbildungen die Erde in ihrem Innern erzeugt, ist uns unbekannt. Wir sehen einen Strom von Fladenlava, die aus Strähnen, Zöpfen, Wirbeln, Knoten des jäh geflossenen Gesteins zusammengewirrt ist, ein Bild der Zerstörung. Daran finden wir nichts Schönes; nur das Erhabne der Einsamkeit unter den gigantischen Massen bewegt uns. Aber bei der Verwitterung dieses ordnungslos hingegossenen Feuergesteins fallen Kristalle von gesetzmäßiger und zugleich zierlicher Bildung heraus, die sich zu ihrer Bildungsstätte wie die Perle zur Muschel verhalten. Für wen war nun diese Schönheit bestimmt?

Wenn man von den Beziehungen zwischen Blumen und Insekten oder honigsaugenden Zwergvögeln spricht, handelt es sich um Tiere mit hoch entwickelten Sinnen. Aber wie ist es mit der in allen Farben strahlenden und schillernden stummen und blinden oder nur Licht, aber kaum Farben empfindenden Bevölkerung des Wassers? Mit den silbernen oder goldnen Fischen, den prächtigen Gärten von Seeanemonen und Korallen, den schöngewundnen Schaltieren, den bunten Nacktschnecken und endlich den an Sinnesempfindung tiefstehenden, aber in zierlichsten Formen gebauten Schleimtieren, die man Radiolarien, Rhizopoden, Schwämme nennt? In der Organisation ihres Körpers, der nichts als ein Häufchen lebenden Schleims ist, stehn sie auf der untersten Stufe, im Bau ihrer Kalk- und Ziegelgehäuse erreichen sie mit das Höchste an Schönheit und Regelmäßigkeit. Diese feinen Gebilde, die überdies größtenteils ungemein klein sind und nur durch das Mikroskop gesehen werden können, haben sicherlich niemand zu gefallen. Sie sind, vergleichbar dem Kristall der Lava, nicht bestimmten Zwecken zuliebe geschaffen, sondern die Natur bildet sie, weil sie sie bilden muß, sich selbst zum Zweck, weil es so in ihren Gesetzen liegt. Nicht selten sind niedere Tiere mit nesselnden Organen von heftiger Wirkung ausgestattet, die jede Annäherung eines fremden Tieres hindern sollen, und zugleich locken sie durch die leuchtendsten Farben und die schönsten Formen an. Wer löst diesen Widerspruch?

In meiner Erinnerung taucht ein Bild aus den bayrischen Voralpen auf. Der Kahn trägt mich auf den lichtbläulichgrünen See hinaus, dessen unteres seichtes Ende eine von weißen und gelben Seerosen dicht durchflochtene Schilfwildnis ist. In den tiefern Gräben fahren wir zwischen unzähligen schwimmenden Blüten dahin, an deren Bau mich einigermaßen diese Königin der Nacht erinnert. Auch die Schönheit der weißen Seerose liegt in dem zarten Weiß der Kränze von Blumenblättern, die die Rosette goldgelber Staubfäden umgeben. Beide wirken zusammen wie ein ungemein symmetrisches Kunstwerk, wenn die Rose auf dem dunkeln Wasserspiegel wie ein Stern schwebt, und der Blick über die Fläche hin ein sternbesätes Firmament zu sehen meint. Eine tiefere Schönheit enthüllt uns die genaue Betrachtung der Blume. Da sehen wir die weißen außenstehenden Blütenblätter langsam in die goldgelben der Mitte übergehn, die immer dünner, fadenförmiger werden, bis sie sich in die Träger der Staubfäden verwandeln, die ihrerseits im

Kreise um den kronenförmig ausgezackten Gipfel stehn. Pflücken wir aber die Seerose und betrachten den untern Teil, der den Blicken der Menschen entzogen zu bleiben pflegt, so sehen wir vier grünliche und braunrötliche Blätter, die wie ein Kelch die innere Rosette umgeben und die Knospe vollständig verhüllen, und zwar so, daß immer von rechts her eins über das andre seitlich übergreift. Abwechselnd mit ihnen stehn vier Blätter, gleichsam einen innern Kelch bildend, die schon fast ganz weiß sind; am Grunde sind sie blaßrosenrot, und eine grüne Mittellinie, oft nur angedeutet, zieht bis zu ihrer Spitze, wo sich das Grün noch einmal ausbreitet, den äußersten Rand wie mit einem grünen Farbentröpfchen ausfüllend, das an die zierliche Spitze des Schneeglöckchens erinnert. Nun erst folgen dreimal vier reinweiße Blumenblätter, die nach innen an Größe abnehmen; und alle die zwanzig setzen also aus fünf Vierblätterrosetten den schönen Blütenstern der vollendeten Blume zusammen. So ist eigentlich die der Bewunderung der Fische dargebotne Unterseite der Seerose nicht minder schön als die Oberseite, die uns entzückt.

Es geht ein Grundgesetz der Farbenharmonie durch diese Blüte. Es ist ein allgemeines Gesetz, nur wird es in diesem einen Falle besonders deutlich. Man wird gerade dabei am wenigsten von Zweckmäßigkeit sprechen können, denn es handelt sich um Vorgänge tief im Innern der von doppelten und dreifachen Hüllen eingeschlossenen werdenden Blüte. Keine Farbe tritt schroff neben die andre, sondern von einer führt es in tausenderlei Abstufungen zur andern über, keine ist ganz allein einem einzigen Organe zugeteilt, keine tritt nur einmal, sondern alle treten immer in Wiederholung auf. Man ahnt daraus, was ja dann das Mikroskop recht deutlich zeigt, den mosaikartigen feinern Bau der Pflanzenorgane. Das Rot der Rose ist in Millionen kleiner Farbkörnchen durch das Blütenblatt verteilt, und so jede Farbe. Hier liegen sie dünner, dort dichter, je nachdem der Vorrat groß ist. Dieser aber ist in der Regel innen im Blätterkreis der Blüte größer als außen, und auch in dieser Verteilung herrscht Regel und Gesetz. So wie sich die Masse um den Kristallmittelpunkt oder die Kristallachse streng gesetzlich verteilt, wobei in bewundernswürdiger Gerechtigkeit keine einzelne Seite vor der andern bevorzugt wird, so sind offenbar auch Masse und Farbe in der Blüte aus einer Summe heraus in Teile zerfällt worden, die einander gleich sind, drei, fünf, sechs, sieben oder mehr, je nach dem Bau. Auch hier eine

gerechte Verteilung, wenn auch nicht nach scharfen Linien wie im Kristall, und als Folge davon die Bildung der Farbensterne, die von den dreistrahligen bis zu den vollen Büscheln und Blumenkörben der Zusammengesetztblütigen der Ausdruck eines großen Bildungsgesetzes sind. Wir sehen hier überall eine konzentrische Anordnung um das Ende der Achse der Pflanze, die einen großen Teil der Schönheit der Blüten mit sich bringt. Ganz treffend nennt man die kantigen Kaktusse Kristalle des Pflanzenreichs; aber auch die Rose ist ein Kristall von organischer Freiheit; die Kristallgesetze gestalten in ihr den zartesten organischen Stoff. Es gibt sehr schöne unsymmetrische Blüten, man denke nur an die Orchideen, aber die einfache, sozusagen klassische Schönheit ist die der Blumensterne. Darauf führt ja am Ende auch die Schönheit der Blumen zurück, die immer zu den schönsten gehören werden, der Rosen. Und würden die Dichter von den Blumenaugen sprechen können, die uns traulich und doch geheimnisvoll anschauen, wenn nicht die regelmäßige Anordnung der Blätterkreise in der Blume darauf hinwiese? Eine wilde Rose, eine Brombeerblüte, die große Blüte der ahornblättrigen nordamerikanischen Himbeere mit den bläulichroten silberschimmernden Blumenblättern sind Muster von regelmäßigen Sternformen: innen die zusammengeschlossenen Griffel um den Mittelpunkt, dann die goldnen Staubgefäße, dann die Blumenblätter, und zwischen diesen durchschauend die Kelchblätter. Ähnlich die Georginen und die Astern, nur daß bei diesen durch die Vervielfältigung der äußern Blätter die Zahl der Strahlen wächst. Sehr oft sind, wie bei allen diesen, die wir eben genannt haben, die tiefen Farben außen; sogar die purpurroten Spitzen der Gänseblümchen, die lila Spitzen der innen weißen Herbstzeitlose, die Purpurspitzen des Kahnes und der Flügel der Kleeblüten bestätigen die Regel. Aber es kommen auch dunkle Flecke an der Basis heller Blumenblätter vor, besonders schön beim Mohn, bei manchen Lilien und Tulpen, bei den goldgelben Potentillablüten und vielen andern.

Die Farbenverteilung in der Blüte hängt eng zusammen mit der ganzen Massenverteilung, die sich in der Form ausspricht. Das macht ja eben den Eindruck des bewußt Künstlerischen, daß die Farbe die Struktureigentümlichkeiten der Blüte so klar zur Erscheinung bringt, wie die Ornamentik es an einem Bau tut oder tun sollte. Das zeigen besonders schön die geäderten und gestreiften Blumenblätter. Außerdem sieht man

bald, daß neben der Verteilung der Farben die Verteilung der Formen auf einen starken Ausdruck der Gesetzmäßigkeit des ganzen Baus hinarbeitet, den wir meinen, wenn wir von dem „Stil" einer Pflanze sprechen. Sehen wir die liebliche Nigella, das Gretchen im Busch an, dessen sinnige Benennung schon anzeigt, daß es eine eindrucksvolle Blumenpersönlichkeit ist. Wie ist hier das Motiv der Zerschlitzung von den ersten Blättern bis zur Blumenkrone folgerichtig durchgeführt: an dem schwanken, kantigen, schlanken Stengel stehn die Blätter spärlich in langer Spirale, jedes einzelne durch das Verschwinden der breiten Flächen gleichsam auf die Grundlinien zurückgeführt, als ob es nur noch aus den Hauptadern eines fertigen Blattes bestünde. Wie schön drängen sich aber dann fünf oder mehr solcher Blätter zu dem „Busche" zusammen, in dem die mildblaue Blume wie im Moose steht, und der die Knospe wie ein Moosbüschelchen einhüllt. Ihre Blumenblätter sind scharf zugespitzt, oft auch zerteilt, und dunkleres Blau verbreitet sich in ihren stark hervortretenden Adern. Der Kranz schlanker Staubfäden und das Büschel weit herausragender Griffel vollenden eine Pflanze von zartem, durchsichtigem Bau, in der die Formen ebenso harmonisch aufeinander gestimmt sind wie das Blau der Blüte und das Blaugrün der Stengel und Blätter.

Die Knospen haben ihre besondre herbe Schönheit. Ich vergleiche Knospen und Blüten der Wiesenskabiose, die Knospen sind dunkelviolett, zusammengedrängt, haben etwas geschlossenes in ihrer ganzen Erscheinung; die aufgeblühte Skabiose kennen wir alle als eine hellviolette, durch die herausragenden Staubfäden haarartig fein gegliederte Blume. Dazu kommen innen die grünen, an der Spitze braunroten Kelchblätter. Die Knospe der weißen Seerose ist grünlichbraun und hat fast die Form einer geschlossenen Teichmuschel. Die Rosenknospen haben bekanntlich schon eine sehr elegante Form wegen der Zuspitzung und Ausfransung ihrer grünen Kelchblätter. Aber doch, welche Überraschung, wenn sie sich entfalten; denn neben der festgeschlossenen, zusammengezognen Knospe ist die voll aufgeblühte, sich ausbreitende Rose eine ganz neue, selbständige Schöpfung. Nur die Unterseite zeigt dann noch die Spuren der zierlichen Hülle, die sich zur Blüte wie die Puppe zum Schmetterling verhält. Mit diesem Knospenzustand der Vorbereitung kann kein einziges von den Zweckmäßigkeitsmotiven der offnen Blume in Verbindung gesetzt werden; so liefern uns also die Formen der

Knospen besonders wertvolle Beiträge zu dem Verständnis der innern Gesetze der Blütenbildung.

Wir sprachen von der Unterseite der Blüten, die man auch die Rückseite nennen könnte. Es ist ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden, ein vitaler im wahren Wortsinn. Die Oberseite ist der Sonne zugewandt, die Unterseite der Erde. Die Oberseite zeigt die reichsten Farben, die Farben der Unterseite gehn entweder in das Grün der übrigen Pflanzenteile über oder sind schon entschieden grün. Daß nun auch die Unterseiten mancher Blüten Farbe zeigen, das mag damit zusammenhängen, daß sie auch Licht empfangen, wenn auch in kleinerm Maße. Die Unterseite der weißen Seerose wird vom Wasser her belichtet, die Kaktusblüte empfängt die von den Felswänden oder dem heißen Boden zurückstrahlenden Licht- und Wärmemengen. Immer ist aber in der der Lichtquelle entschieden zugewandten Seite das „Sonnenhafte“ aller Lebensentwicklung deutlich ausgesprochen. Das ganze Pflanzenleben ist ja bekanntlich vom Licht unmittelbarer abhängig als das tierische und das menschliche; es gibt keine grünende und keine Blütenpflanze in den dunkeln Tiefen des Meeres, der Seen, der Höhlen, wo es bekanntlich nicht an Tieren fehlt. Die Blüte bricht aber bei den meisten Pflanzen auf der Höhe des Lebens auf, die mit der Sonne ansteigt. Lichtarmut verkleinert die Blüten. Die Farbenpracht des Hochgebirgsflors ist durchaus nicht bloß auf die Anlockung der Insekten berechnet, sondern sie ist auch durch den Lichtreichtum der klaren Höhen verursacht. Wenn Lenau von den weißberindeten Birkenstämmen sagt, sie sähen aus, als sei der Mondschein daran hangen blieben, so ist es ein schönes, treffendes Bild; wenn aber jemand sagt, es sei Sonnenlicht in den großen und kleinsten Blüten an der Erde haften geblieben, so ist es die volle Wahrheit; denn die Verdichtung des Lichts und der Wärme, die von der Sonne stammen, im Lebensprozeß der Pflanzen schafft die Blütenpracht. Darum liegt auch eine tiefere Wahrheit in jedem Bilde, das die Blumen mit der Sonne verknüpft. Sogar wenn mich eine mit Herbstzeitlosen dicht besäte fahle Herbstwiese an den milden Abendschimmer eines müden Tags erinnert, oder eine Frühlingsau voll Primula farinosa an einen Hauch von Morgenröte, ist die Wirklichkeit kosmischer Beziehungen im Bilde, in der Ahnung.

Ein Stern des Himmels und der Blütenstern, ein Sonnenstrahl und der Strahl dieser Blüte: warum soll es dem Dichter

überlassen bleiben, das Große und das Kleine und das Ferne und das Nahe zu vergleichen und daraus ein Bild seiner Rede oder seines Gedichts zu gestalten, das verglüht wie ein Fünkchen? Nein, ich will bei solchem Vergleich verweilen. Was sind mir denn überhaupt in dieser gewaltigen Welt der uns sichtbaren Schöpfung, die sicherlich nur ein Tropfen im Meer ist, Größen- und Entfernungsunterschiede? Das sind ja nur Unvollkommenheiten meiner Wahrnehmung. Sie dürfen mich sicherlich nicht abhalten, die Dinge am Himmel, in denen aus einem Mittelpunkt heraus mächtige Kräfte nach allen Seiten hinausstreben, zu vergleichen mit den Dingen an der Erde, in denen ich dasselbe wahrnehme. Auch diese Teile der Pflanze, von denen uns Goethe zuerst gelehrt hat, wie sie sich in gesetzlichen Spiralen um die Pflanzenachse bald als grüne Blätter, bald als Kelch- und Blumenblätter und bald als Staubfäden reihen, sind aus gesetzlichen Kreisungen der Bildungsstoffe entstanden, eine Weltschöpfung in kleinerm Maße. So wie diese Blume verwelkt, verlöscht einst die Sonne, und beide Welten teilen die Geschichte eines Aufsteigens, eines Höhepunkts und eines Niedergangs.

Was will da ein leichtsinniges Wörtlein wie Zufall sagen? Nur für einen blöden Sinn können die imponierenden Entfernungen der Weltsysteme die Veranlassung zu einem Staunen sein, das er nicht empfindet, wenn er diese Wunderblüte sich öffnen und schließen sieht. Es sind in beiden dieselben Kräfte und dieselben Gesetze. Das eine ist aber so wunderbar wie das andre. Ja, in die Wunder des unendlich Kleinen werden wir aller Voraussicht nach niemals so tief eindringen können wie in die des unendlich Großen. So müßte denn eigentlich das Verborgensein dieses ganzen Cereus von der Wurzel bis zur Blüte und Frucht in einem winzigen Kaktussamenkörnlein, aus dem sich die ganze Seltsamkeit und Pracht in gesetzmäßiger Folge und mit kaum einer Abweichung von der seit Jahrhunderttausenden feststehenden Form entfaltet, wenn Licht- und Wärmestrahlen die Hülle durchdringen, als eines der allergrößten Wunder der Schöpfung gelten. Jedoch das Keimen eines Weizenkorns oder einer Moosspore ist ja gerade so wunderbar. Wir sind also von unerklärlichen Dingen und Vorgängen umgeben, ob unser Blick in die Tiefe des Sternenhimmels taucht oder über eine Wiese oder nur ein Moospolster hinstreift, nur daß der gestirnte Himmel der blühenden Wiese um uns in vielen Einzelheiten erreichbarer ist als der „gestirnte Himmel über uns.“

Die Königin der Nacht schien sich zum Niedergang zu rüsten, die hinausgerichtete Kraft ihrer Strahlen erlahmte, ihr Blütenstern schaute uns nicht mehr voll an, sondern senkte sich erdwärts. Das Sonnenhafte will sich entschwingen. Es hat keinen Zweck, auch dieses Sterben zu sehen. Lebt doch die schöne Blume in meinem Innern fort, so wie sie lange, ehe sie erschien, in der Seele eines unbegreiflich hohen und reichen Wesens geblüht haben muß. Doch still; ich streife hier an die Grenzen der Mystik. Wenn das mein naturwissenschaftlicher Freund wüßte, der mir auf meine Frage nach dem heutigen Stande des Wissens von den Blüten geantwortet hat: Außerhalb der Ihnen bekannten Handbücher behandeln die selbständigen Werke über Blüten fast nur noch die Anpassung, besonders an die blütenbesuchenden Insekten und Vögel. Der Gute hatte offenbar geglaubt, über dieses große Problem hinaus, das in Wirklichkeit höchst nebensächlich ist, brauche niemand zu schauen, der sich um Blüten kümmere.

Ich aber danke der Königin der Nacht, daß sie mir einen Dämmerstrahl darüber hinausgeworfen hat. Zwar sollte von Rechts wegen jede Grasblüte und jedes Moosbecherchen denselben tiefen Eindruck machen, aber es ist doch wirksamer, wenn uns in dem großen Märchenbuch der Schöpfung ein so glänzendes Blatt gezeigt wird. War es doch die schönste der Blumen, die dem Seraphinischen Wandersmann einen der größten Gedanken eingab, die je in zwei Zeilen ausgesprochen worden sind:

Die Rose, welche hier dein äußres Auge sieht,
Die hat von Ewigkeit in Gott also geblüht.





Die Tagesansicht
Gustav Theodor Fechners

❦



Ein Naturforscher von anerkannter Größe der Persönlichkeit und der Erfolge, der Gott mit derselben Hingebung sucht, mit der er den Naturgesetzen nachforschte, und mit noch größerer, und der seinen Gottesglauben mit hingebender Offenheit bekennt, ist in Deutschland in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts eine so seltne Erscheinung, daß er sich auch aus mächtigern Umgebungen als der seiner Fachgenossen abhöbe, strahlend für einige, dunkel für viele. Er ist überhaupt im Geistesleben dieses Zeitalters und bis in die Gegenwart herein eine seltne Erscheinung. Wenn auch nicht bei allen Völkern eine materialistische, jedes Gefühl von Zugehörigkeit zu einem Wesen und einer Welt über dem, was greifbar und zeitlich ist, als Schwäche verhöhnende Strömung so mächtig geworden ist wie in Deutschland, so durchdringt doch ein Widerwille, zu glauben, die ganze Kultur, an der das neunzehnte Jahrhundert gebaut hat. Wohl hat es Männer von anerkannten Leistungen in der Naturwissenschaft gegeben, ich nenne nur Karl Ernst von Baer und Louis Agassiz, die sich nicht gescheut haben, in der Natur, die sie so erfolgreich durchforschten, das Werk eines höhern Wesens zu verehren, das ihnen hoch über die Sphäre hinausreichte, wo sich ihre Arbeiten bewegen. Aber so wie Gustav Theodor Fechner hat sich von diesen und ihren Geistesverwandten keiner in das Wesen Gottes und des Jenseits vertieft. Gerade darum kann sich an Fechner eine Weltanschauung anschließen, die Gott in der Welt und die Welt in Gott sieht und zu glauben wagt, ohne das Kleinste von dem aufzugeben, was die Wissenschaft weiß und noch erfahren wird. Diese Weltanschauung ist im Heraufdämmern, ihre Strahlen sind schon in manche Seele gedrungen und werden eines Tages mächtig durch eine Menschheit fluten, die sich nicht auf die Dauer mit der Verneinung von allem zufrieden geben kann, was außer diesem schwachen Menschengeiste ist. Nach vollendeter „Aufklärung" das schwankende Licht unsers eignen Bewußtseins in einer trostlosen Nacht flackern zu sehen, wird doch immer mehreren wie ein

törichter Verzicht auf das Beste erscheinen, das wir in der Welt überhaupt haben können; und eine unvollkommne, lückenhafte Wissenschaft wird in ihrer Unfähigkeit erkannt werden und endlich auch sich selbst erkennen, den Bereich unsers Geistes auch nur von ferne auszufüllen.

Zumal wenn in weitere Kreise die Überzeugung gedrungen sein wird, daß sich diese Wissenschaft über die Weite und Tiefe ihres Werkes gewaltig täuscht, wird man ihren Versuchen entschiedner entgegentreten, alles zu zerstören, was sie nicht begreift. Eine Geologie und eine Biologie, die über die elementarsten Voraussetzungen ihrer eignen Denkarbeit in schweren Irrtümern befangen sind — ich erinnere nur an ihre Unklarheit über die entscheidende Frage der erdgeschichtlichen Perspektive —, hat nicht das Recht, uns über die Stellung des Menschen in der Welt und zu Gott zu belehren. Ihre hochklingenden Erörterungen über Schöpfung, Geist, Stoff, Kraft usw. machen nur allzu oft den Eindruck der Gedanken eines zünftigen Handwerkers, dessen Welt eine dumpfe Werkstatt ist, gegenüber den Werken des künstlerischen Genius. Dieser Schuster mag glauben, die ärmlich beleuchtete Glaskugel, vor der er arbeitet, sei eine Sonne; uns andern seine blöde Kurzsichtigkeit aufdrängen zu wollen, ist Vermessenheit, die man zu lange denkträg ertragen hat.

Manches mag sich nun an Fechners Weltansicht unvollkommen erweisen, einiges kann man schon jetzt als unhaltbar erkennen. In der Hauptsache ist sie ein großartiger Versuch, das uns zugängliche Schöpfungswerk mit Anerkennung und Verwendung alles dessen, was tatsächlich bekannt ist, so nachzudenken und nachzubilden, daß dem Geiste sein Recht gewahrt bleibt, und daß die Lücken des Wissens so ergänzt werden, daß nicht das der Kurzsichtigkeit bequeme Leichtverständliche bevorzugt, sondern alles in dem großen Stil eines Werks ausgedacht wird, in dessen Zusammenhang die ganze Erde selbst nur ein verschwindendes Teilchen ist. Fechner, der Denker und Dichter, dessen Glaubensbedürfnis im tiefsten Herzen erlebt ist, und der aus eignen Erfahrungen seine im höchsten Sinne praktische Auffassung der Religion schöpft, hat in seiner Tagesansicht kein wissenschaftliches System aufbauen, sondern eine Weltanschauung bieten wollen, die vom Erkannten ausgehend die Rätsel des Daseins erhellt und aus dem vollen Verständnisse dessen, was die Menschenseele braucht, wenn sie nicht dumpf über die Abgründe dahin dämmert, das Wissens- und Glaubensbedürfnis zugleich zu sättigen unternimmt. Keine neue große Entdeckung, wie wir sie ihm in der Psychophysik verdanken,

kein Neubau auf den Trümmern eines niedergerissenen alten will das sein. Die dichterischen, naturbeseelenden Weltbilder vergangner Zeiten werden ausdrücklich als die Vorgänger der Tagesansicht anerkannt, die sich in schroffen Gegensatz überhaupt nur zu einer Geistesrichtung stellt, nämlich zu der Überhebung, die uns verbieten will, zu glauben, wo für sie das Denken mit dem Wissen aufhört.

Fechner hat uns selbst erzählt, wie ihm die Anregung zu der letzten, erschöpfenden Darstellung seiner „Tagesansicht" im Leipziger Rosental aufkeimte, als er von einer Bank, die wir in der Nähe der Stelle denken dürfen, wo sich heute sein Denkmal erhebt, durch eine Lücke im Gebüsch auf die große Wiese hinausschaute, um seine kranken Augen an ihrem Grün zu erquicken. „Die Sonne schien hell und warm, die Blumen schauten bunt und lustig aus dem Wiesengrün heraus, Schmetterlinge flatterten darüber und dazwischen hin und her, Vögel zwitscherten über mir in den Zweigen, und von einem Morgenkonzert drangen die Klänge in mein Ohr." Aus diesen Eindrücken schweiften seine Gedanken zu dem ab, was nach der gewöhnlichen Ansicht hinter ihnen liegt. Nacht und Stille, keine Farbe, die du siehst, kein Ton, an dem du dich erfreust, ist wirklich; die Sonne fängt erst hinter deinem Auge zu leuchten an, draußen vor deinem Bewußtsein sind Farben und Töne nur blinde, stumme Wellenzüge. Aber nie war ihm diese im Widerspruch mit der natürlichen Ansicht der Dinge stehende „Nachtansicht" so unerbaulich und so unwahrscheinlich erschienen als in dieser Stunde. Nicht zum erstenmal regte sich in dieser sonnigen Stunde der Widerspruch gegen die „hadesgleiche Welt" voll Finsternis, über die einige zur Not noch einen Gott setzen, von dem sie aber selbst nicht verstehn, wie er eine solche Welt schaffen konnte; jedenfalls kann er nur fremd und fern über ihr schweben. Aber der Widerspruch regte sich damals mit neuer Triebkraft, verstärkt durch die Forderung des Herzens, auch für sich aus dem Blick in eine helle, sonnige Ferne die Befriedigung der Sehnsucht nach dem Sicheinswissen mit einem Wesen zu gewinnen, das die Leiden und die Freuden aller seiner Geschöpfe zu den seinen hat: „Zwei Herzen, die jetzt eins sind, möchten es immer sein; und fürchtest du, daß der Tod die Bande, die jetzt eins an das andre knüpfen, zerbrechen wird, so ist es die Furcht der Nachtansicht; der Tod in der Tagesansicht sprengt vielmehr die Bande, die jetzt beide noch voneinander trennen." Fechner hatte schon früher in einem Lied von wunderbarer Innigkeit dieser Zuversicht in einer Auslegung des Spruchs

im ersten Korintherbrief: „Es sind mancherlei Kräfte, aber es ist ein Gott, der da wirkt alles in allem," Worte geliehen:

In Gott ruht meine Seele,
Weil Gott lebt, lebe ich,
Denn er allein hat Leben,
Ich kann nicht stehn daneben;
Er kann nicht lassen mich.

Nun führt er aus, wie in dem angeblichen Fortschritt des menschlichen Geistes, der doch nur einseitige Entwicklung ist, Gott, aus der entgötterten Natur heraus und hoch über sie gehoben, angeblich um ihn vor seiner eignen Zersplitterung zu retten, der Welt fern und fremd, und diese Welt ein toter, abdestillierter Rückstand geworden sei. Das ist der Ursprung und Anfang aller Nachtansicht. Die heidnische Vielgötterei, die der Welt ihren Geist und ihr Göttliches im einzelnen ließ, war eine Tagesansicht gewesen, aber freilich eine Ansicht nur von Bruchstücken. Die reifere Tagesansicht, die Fechner bringen wollte, erschließt den Blick über diese Bruchstücke hinaus ins All und will Klarheit über ihr Verhältnis zum All geben, also den Reichtum jener frühern Ansicht in die erhabenste Anschauung aufheben, die heute möglich ist. Sie ist sich klar bewußt, daß auch ihr Ausgangspunkt, die Annahme, daß die sinnliche Erscheinung kein Trugbild sei, sondern über die empfindenden Einzelgeschöpfe hinaus durch die Welt reiche, Hypothese bleiben wird, so gut wie die Annahme der Nachtansicht, daß die Welt finster und stumm zwischen den Einzelgeschöpfen liege. Aber die Tagesansicht ist nicht bloß ein erbaulicherer Glaube, sondern auch ein besserer Boden zu weiten und hohen Entwicklungen positiver Bestimmungen; und hauptsächlich stimmt sie besser mit der natürlichen Auffassung der Dinge überein. Die Tagesansicht bringt uns mit dem Glauben, daß die sinnliche Welt außer uns nicht bloß Schein sei, den höhern Glauben an ein Zugehören unsers bewußten Lebens zu einem allgemeinen, worin es samt der ganzen Welt umschlossen ist. So wie uns unser Körper als ein Teil der Stoffwelt außer uns erscheint, so ist dann unser selbst sich erscheinender Geist Teil des nicht minder selbst sich erscheinenden geistigen Wesens, das zum Weltganzen gehört. Die Einheit des menschlichen Geistes ist dann nur ein untergeordneter Bruchteil der Einheit des göttlichen Geistes. Die Tagesansicht macht uns das schöne Wort zur folgenreichen Wahrheit, daß wir in Gott leben, weben und sind, und er um uns, und daß er um unsre Gedanken weiß, wie wir selbst.

Damit ist also unser „Ein- und Untertansein“ gegenüber Gott kein äußeres, wie Teil gegen Teil, Stufe gegen Stufe, sondern ein inneres, wie Teil gegen Ganzes, Stufe gegen Treppe. Und dann ist uns auch Gottes Wesen nicht mehr unfaßlich, da wir selbst eine Stufe, eine Probe, ein Hauch davon sind, sondern von den innern Verhältnissen des göttlichen Wesens ist uns unmittelbar etwas zugänglich in unsern eignen innern Verhältnissen. Wir werden nicht Gottes Dasein erschöpfen, wohl aber in der Erkenntnis seiner Daseinsweise und seiner Beziehungen zu uns und zu allen andern Wesen höher aufzusteigen und weiter vorzudringen vermögen durch Verallgemeinerung, Analogie, Abstufung. Und mit diesen Schlüssen werden sich Schlüsse auf unsre jenseitige Daseinsweise ergeben; denn wenn unser jetziges Dasein nur eine untere Stufe unsers in Gott beschlossenen Daseins ist, hat es auch darin seine Fortsetzung zu suchen. Und wenn endlich die ganze Welt über uns hinaus zur göttlich beseelten geworden ist, erweitert sich auch der Kreis und erhebt sich der Stufenbau individuell beseelter Wesen über uns hinaus und hinauf.

Dem Vorwurf, daß sie sich vom sichern Boden der Naturforschung entfernt, wird die Tagesansicht nicht entgehn. Warum soll aber die Durchforschung der materiellen Welt ihre bisherigen sichern Wege verlassen, wenn sie aufhört, sich dem sich darüber aufbauenden Glauben in geistigen Dingen zu widersetzen? Dieser Widerspruch hat nur eine geschichtliche, also vorübergehende Berechtigung in dem alten Streit zwischen Kirche und Wissenschaft, der auf eine Zeit zurückgeht, wo die Priester Gott und die Welt zugleich erklärten, wo die Mythologie einen großen Teil des Gebiets beherrschte, das später die Wissenschaft sich zu eigen gemacht hat. Aber dieser Streit ist nicht notwendig. Die mosaische Schöpfungsgeschichte hat im Grunde nichts mit Religion zu tun, und ob der Leib des Menschen aus dem der Affen hervorgegangen ist, berührt nicht die Meinung, die ich von seiner Seele hege. Läuft nicht alles Wissen in Glauben aus, gerade wo es ins Allgemeinste, Höchste, Letzte, Fernste, Tiefste und Feinste geht? In Glauben fortsetzen muß sich jedes Wissen um das, was ist. Wenn wir bedenken, wie die Allgemeingiltigkeit aller Naturgesetze nur aus der Erfahrung abstrahiert ist und keineswegs als notwendig erwiesen werden kann, so können wir weder die nächsten noch die letzten Schritte ohne Glauben tun; wir wohnen und leben sozusagen in einer Welt des Glaubens. Und so stützt sich denn die Tagesansicht auf das Wissen, soweit es reicht; darüber hinaus glaubt sie, was sie braucht; und erkennt endlich das

historische Glaubensprinzip an, das Fechner in den „Drei Motiven und Gründen des Glaubens" entwickelt hat. Man könnte es am kürzesten so bezeichnen: ein Glaube erscheint uns um so triftiger, je allgemeiner und einstimmiger, je haltbarer und wirksamer er sich durch Welt und Zeit erstreckt, und je fähiger er sich gezeigt hat, mit wachsender Kultur zu erstarken und zu wachsen. Fechner hat zwar dieses Glaubensprinzip nur an die dritte Stelle verwiesen; aber in ihm wurzelt nicht bloß im tiefsten Grunde die Tagesansicht, sondern es ist auch am bezeichnendsten für die geistige Natur des Denkers. Die Anerkennung des Rechtes dessen, was da ist und war, auf eine entsprechende Zukunft sondert Fechner am tiefsten von der Masse der Naturforscher, die kein historisches Recht in der Gedankenwelt, sondern nur den Irrtum der Andern und das eigne Fürwahrhalten kennen, jenen zu zerstören und diesem zum Siege zu verhelfen als ihre Pflicht erachten, jeder einzelne gewissermaßen Religionsstifter auf seinem engen Gebiet, je entschiedner, desto höher ummauert sein Gebiet ist. Fechner hat es selbst ausgesprochen, daß für ihn der beste Glaube der sei, der sich am widerspruchslosesten mit allem unserm Wissen und unsern praktischen Interessen vereinbart, und die bisherigen Widersprüche der verschiednen Glaubensrichtungen versöhnt, statt sie noch weiter zu sondern. Gerade deshalb erscheint mir Fechner, mit andern Naturphilosophen verglichen, als ein Denker von hervorragend praktischer Anlage und Bedeutung, aus dessen Lehren eine dem ganzen Menschen genugtuende und die ganze Erscheinungswelt umfassende und deutende Philosophie zu gewinnen ist.

Dieser praktische Zug tritt besonders in der entscheidenden Seelenfrage zutage. Die Frage des Zusammenhangs zwischen Leib und Seele, materieller und geistiger Schöpfung, ob sie nur ein Wesen oder zweierlei sind, mit andern Worten Monismus und Dualismus hat Fechner innerhalb seiner Tagesansicht nicht entscheiden wollen, sondern er legte das Hauptgewicht darauf, immer nur von den Tatsachen der Erfahrung auszugehn, unbekümmert zunächst um die Deutung dieses Zusammenhangs. Er neigte wohl im ganzen mehr zu einer einheitlichen Auffassung, aber seiner im höchsten Sinne praktischen Denkweise erschien die Wiederholung des Verhältnisses von Leib und Seele durch alle Schöpfungen hindurch wichtiger als die Frage nach der Natur dieses Verhältnisses im einzelnen Fall. Im Gegenteil ist es gerade für seine Tagesansicht bezeichnend, daß sie die Verbindung zwischen Seele und Leib nicht bloß als eine ausnahmsweis, bloß

für Menschen und Tiere bestehende und nicht bloß auf das Diesseits beschränkte, überhaupt nicht als eine äußerlich trennbare ansehen will oder kann. Die Seelenfrage hat ja Fechner lange, ehe er die Tagesansicht zusammenhängend formulierte, in dem Sinne behandelt, daß man nicht fragen solle, wo die Beseelung anfange oder aufhöre, da „die Idee nicht durch Pflanzen und Sterne weht wie ein Wind," und der Geist nicht an Nerven gebunden sei, sodaß er nur den Menschen und den Tieren als vorrechtweise zustehe. Im Sinne der Tagesansicht steigt über die Welt der einzelnen menschlichen Bewußtseinskreise eine höhere Welt in den Bewußtseinskreisen der Sterne auf, und der enge, hochentwickelte Bewußtseinskreis des Menschen hat den kindlichen der Pflanzen unter sich. Im Sinne der Nachtansicht freut und rühmt sich der Mensch der Einheit seines Bewußtseins, worin er etwas ganz besondres der Zerstreuung der Naturdinge gegenüber zu haben meint. Aber die Tagesansicht fühlt sich von keiner Zerstreuung der Dinge bedrückt, denn ihr ist die Einheit des Bewußtseins allgegenwärtig, und der Mensch hat die seine nicht als eine von der göttlichen unterscheidbare, sondern ihr untergeordnete. Fechner ruft mahnend: Sieh doch nur in dich hinein! Die Einheit des Bewußtseins ist nicht vergleichbar der Spitze, sondern dem Zusammenhang der Pyramide: eine Pyramide kann sich gliedern und untergliedern, ohne sich zu spalten; so gliedert und stuft sich die Welt. So wie in unserm eignen Geistesbau die Sinneskreise voneinander geschieden sind, und keiner seine Empfindung mit dem andern teilt, während unser Bewußtsein sie alle umfaßt, so ist auch die Scheidung des Bewußtseins zweier Nachbarstufen nur Scheidung im Bewußtsein einer höhern. Und so wie diese Abstufung in den Menschen hinein, reicht sie über ihn hinaus. So haben die Menschen und alle andern Geschöpfe eines Gestirns ihr Gestirn als höhere Stufe über sich, das Gestirn aber seine Geschöpfe unter und in sich. Und jedes Gestirn hat teil an der allgemein menschlichen Bewußtseinseinheit, dieser Teil ist von dem der andern Gestirne geschieden, in Gott nur unterschieden. Noch mehr als die Menschen auf der Erde sind die Sterne am Himmel voneinander verschieden. Innerhalb dem großen allgemeinen Zuge einer Kraft, die sie ordnet und erhält, hat jedes seine eigne Schwere, seinen eignen Tages- und Jahreswechsel, seine besondre Geschichte, sein eignes Leben. Man sehe unsre Erde, wie sie in dem reinen, feinen, klaren Äther schwimmt, einem großen Auge vergleichbar gebaut, das Licht einatmend. Sollte es nun für den Äther keine Geschöpfe geben? Der Ab-

stand zwischen Gott und uns ist groß, die himmlischen Geschöpfe sind eine Zwischenstufe zwischen Gott und uns, aber auf einer Stufenleiter, in der die Stufen sich vielmehr ein- als ausschließen; in dieser Welt mag es Entwicklungsstufen geben, so wie es auf der unsern Menschen, Tiere, Pflanzen, Embryonen, Kinder, Erwachsene, Greise gibt.

Was aber die Seelen um uns betrifft, so möge der Leser in dem feinen Büchlein „Nanna" selbst nachforschen, wie es mit der Seele der Pflanzen steht. Dort scheint uns Fechner den Nachweis besonders glücklich geführt zu haben, daß zur Beseelung nicht die Nerven der Menschen und der Tiere gehören. „Willst du es nicht der Welt, den Sternen, den Pflanzen erlassen, daß sie Nerven wie Menschen und Tiere haben, um sie für beseelt zu halten, wenn wichtigere Gründe für die Beseelung sprechen? Sie wollen eben nicht Menschen und Tiere sein und brauchen zur andern Seele auch andre Träger und Ausdruck im Reiche der Materie." Wir teilen mit allen andern Geschöpfen der Erde die tiefe Zugehörigkeit zu dem Planeten, der in Wahrheit unsre Muttererde ist: dieselbe Erde, die uns und alle ihre Geschöpfe durch dieselbe Kraft an sich gefesselt hält, hat auch alle aus sich geboren, nimmt alle wieder in sich zurück, nährt und kleidet alle, vermittelt den Verkehr zwischen allen und behält bei allem diesem Wechsel einen durch den Wechsel selbst sich forterhaltenden und fortentwickelnden Bestand. Und so wie in diesen materiellen Beziehungen die Erde sichtbar alle ihre Teile, und auch uns, verknüpft und damit über ihnen allen steht, tut sie es unsichtbar in den geistigen. Die Erde hat alles, was die Menschen haben, da sie sie selbst hat. Warum sollte sie noch einmal ein Gehirn in einer Schädelkapsel eng zusammengefaltet haben, da ihre ganze organische Welt an der festen Erdoberfläche frei dem Licht und den Schwingungen des Himmels und der Luft dargeboten ist, woraus alle Nerven und Gehirne ihrer Geschöpfe unmittelbar ihre Anregungen schöpfen, und wodurch sie sich ihre wechselseitigen Anregungen mitteilen? Aber doch sagt man: da der Mensch seinen Geist verliert, wenn man ihm sein Gehirn nimmt, so ist die Erde von vornherein geistlos, weil sie kein Gehirn hat. Und von der Schöpfung des organischen Lebens meint die Nachtansicht, es sei ein Geborenwerden lebendiger Kinder aus einer toten Mutter, die jene von sich abgesondert habe und so tot geblieben sei wie vorher.

Wie Fechner seine Tagesansicht mit der naturwissenschaftlichen Auffassung der Natur verknüpft, an der er ja selbst so

erfolgreich mitgebaut hat, kann hier nicht ausführlich gezeigt werden, wo es uns mehr darauf ankommt, die positiven Grundzüge seiner Ansicht zu zeichnen. Wohl aber möchten wir noch auf Fechners religiöse Ideen zurückkommen, da doch die Gewinnung oder Bewahrung eines beseligenden Glaubens mitten in einer noch über die alltägliche Wissenschaft an Tiefe und Weite hinausreichenden Weltansicht als das eigentümlichste und wirksamste Ergebnis seiner Betrachtung immer mehr hervortritt. Fechner hat seine Stellung zum Übel in der Welt ungefähr so bezeichnet: Das Übel in seiner Entstehung und Fortentwicklung bis zu den Grenzen, bis zu denen es überhaupt zu gedeihen vermag, ist nicht in dem Willen oder der Zulassung Gottes, sondern in einer Urnotwendigkeit des Seins zu suchen, vermöge deren das Sein selbst überhaupt nicht sein könnte, ohne in zeitlichen Anfängen und endlichen Bezirken dem Übel zu verfallen. Gerade in der Ausgleichung, Hebung, Versöhnung, Überbietung des Übels liegt der Quell des größern, allgemeinern, höhern Guten, an dem alles Fortschreitende, seinen Daseinskreis Erweiternde und Erhebende und Einzelne und Endliche teil hat. So notwendig das Übel, so notwendig ist die Richtung des göttlichen Willens auf seine Hebung. Gerade so notwendig wie das Übel, bildet die logische Notwendigkeit ein Grundmoment seines Wesens, gegen die keine Allmacht ankommt. Daß Gott das Übel nur in sich heben und versöhnen kann, indem er es in allen seinen Geschöpfen tut, und daß seine Mittel, es zu tun, so weit über die seiner Geschöpfe in Zeit, Raum und Aufstieg zu höhern Lebensstufen hinausreichen, sichert diese Hebung und Versöhnung. „Man muß sie auch nur von da erwarten“; hier zieht die scharfe Absonderung der Tagesansicht von allem Pessimismus:

In Gott ruht meine Seele,
Gott wirkt sie in sich aus;
Sein Wollen ist mein Sollen;
Ich kann dawider wollen;
Doch er führt es hinaus.

Aus dieser Auffassung folgt notwendig auch das Begreifen der göttlichen, d. i. sittlichen Gebote als Anweisungen, das Handeln zum eignen Wohl dem zum Wohl des Ganzen unterzuordnen.

Wer hat sich noch nicht die Frage vorgelegt, wie es habe kommen können, daß er das Beten so ganz verlernt habe, das ihn in seinen jungen Jahren in jeden Tag des Lebens hinein und aus jedem heraus führte? Nicht der Wegfall des Bedürfnisses hat es bewirkt, sondern die Gedankenlosigkeit, die der größte

Feind des Lebens der „Gebildeten“ ist. Je mehr sie lesen und hören, desto weniger denken sie. Man könnte die moderne Durchschnittsbildung, und zwar gerade die, die auf die „Halbbildung“ von oben herabzusehen meint, als die Gewohnheit bezeichnen, sich mit einem großen Aufwand von Lesen, Hören und Reden das Denken an und über die tiefste und wichtigste Frage des Lebens zu ersparen. In diesem Sums von angeblichem Denken an der Oberfläche hin ist auch das Betenkönnen verloren gegangen. Denn da es zum Hinabsteigen in große Tiefen auffordert, ist es mit den Gedankenspielen der sogenannten Bildung nicht vereinbar. Der gebildete Deutsche betet in der Regel nur, wenn es ihm an den Hals geht. Ich habe in meinem Leben nur einmal eine sehr große Schar deutscher Männer aller Stände ernstlich beten und sich dessen auch nachher nicht schämen sehen; das war aber in einem Feldgottesdienst nach einem großen Sieg der deutschen Waffen im Jahre 1870. Vollends nun über das Gebet denken und schreiben, das tun heute außerordentlich wenig Nichttheologen. Darin sind uns Engländer und Amerikaner überlegen, ich meine in dem Mut, es zu tun, nicht in der Art, wie sie es tun. Denn so tief wie Fechner hat kaum einer das Beten erfaßt, nicht einmal R. W. Emerson.

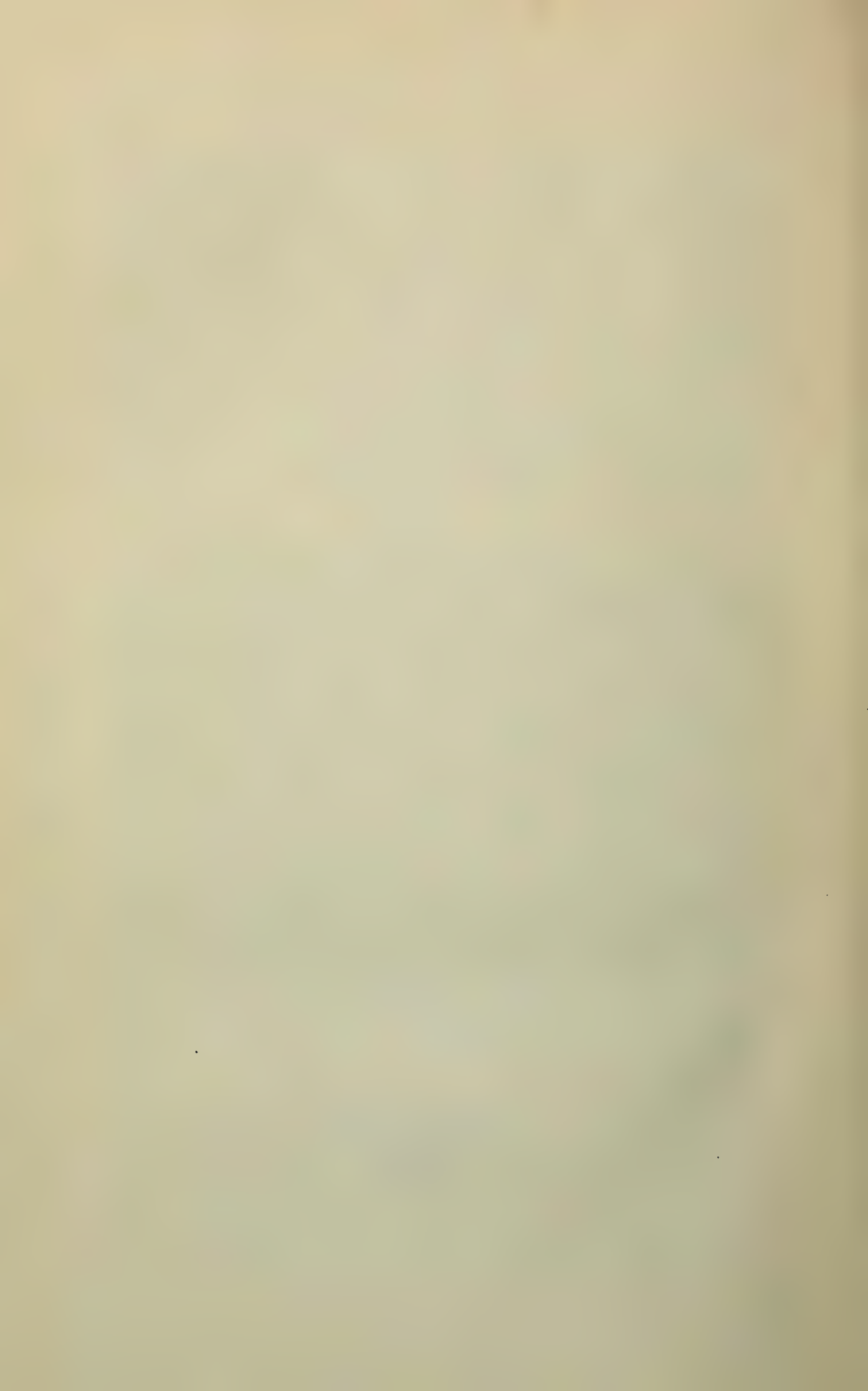
Kann Beten die Notwendigkeit bezwingen? fragt er. Nein, das kann es nicht, aber unter ihren Gründen selbst Platz greifen. Gewiß wirkt es im Menschen und infolgedessen darüber hinaus; denn nichts wirkt im Menschen, was nicht seine Wirkungen mittelbar oder unmittelbar, sichtlich oder unsichtlich über ihn hinaus in die mit ihm zusammenhängende Welt erstreckte, mögen wir auch diese Wirkungen nicht zu verfolgen wissen. Aber warum sollte eine an Gott als den Vertreter des Weltganzen gerichtete Bitte ohne Erfüllung bleiben, da ich doch selbst innerlich in ihm bin? Das Greifbare am Gebet ist aber die Wirkung, die es auf den Betenden selbst hat. „Nimm das Gebet aus der Welt, und es ist, als hättest du das Band der Menschheit mit Gott zerrissen, die Zunge des Kindes gegenüber dem Vater stumm gemacht. Ohne den Glauben an die Wirksamkeit des Gebets könnte aber das Gebet weder diese praktische Wirksamkeit äußern, noch seine historische Bedeutung gewinnen. Selbstverständlich sind der Wirksamkeit des Gebets in der Weltordnung selbst Schranken gezogen. Der Mensch erbitte von Gott nichts Unmögliches, nichts, was er mit seinen eignen Kräften selbst erreichen kann, da er ja selber für Gott das nächste oder alleinige Mittel ist, es zu erreichen oder zu leisten. An Gott wende er sich, wenn die eignen Mittel er=

schöpft sind, und täglich bitte er Gott, daß er ihn imstande hält, das Seinige zu leisten, und erflehe dazu den Segen von oben. Gebet ist aber auch das Vertrauen, daß Gott alles zum besten wenden werde, und daß das Jenseits vollenden werde, wozu die Mittel des Diesseits nicht hinlänglich sind. Aber freilich, dieses Vertrauen setzt den lebendigen, an uns teilnehmenden Gott der Tagesansicht voraus. Und eine Folge dieses Vertrauens wird das Bedürfnis sein, im Gebet zu danken. Was sollte uns endlich abhalten, im Gebet die Vermittlung von hingeschiednen Lieben oder Heiligen zu suchen, an deren Fortleben wir glauben? Der Glaube an diese Mittler ist viel mißbraucht worden; aber niemand kann leugnen, daß er schön und praktisch wirksam sei."

* * *

Da in diese Tage der hundertste Geburtstag Gustav Theodor Fechners gefallen ist (geb. zu Groß-Särchen in der Niederlausitz am 19. April 1801), wird von den großen wissenschaftlichen Verdiensten des Mannes nach langer Pause mancherlei gesprochen werden. Vielleicht regen diese Bruchstücke und Auszüge aus seinen religiösen Betrachtungen unsre Leser an, sich mit seinen Schriften über Glaubens- und Seelenfragen bekannt zu machen. Den ganzen Mann lernt man ohnehin nur kennen, wenn man sein Forschen und seinen Glauben als eins erfaßt. Er gehörte keineswegs zu denen, die erst zu glauben anfangen, wenn sie zu forschen aufhören; sondern ihn zwang eine innere Notwendigkeit, sich eine Weltansicht zu schaffen, die dem forschenden Geist und — dem Glauben an einen weltumfassenden und durchdringenden Gott Befriedigung und Glück gewährte. Die 1843 erschienenen Gedichte zeigen denselben kindlichen Glauben wie seine letzten Schriften. Gerade in dieser Einheit seines geistigen Wesens liegt sein Eigentümlichstes und zugleich das Beste, was die Nachwelt von ihm haben kann. Öffnen wir ihm, der nach seinem eignen Glauben als Geist unter uns fort lebt und wirkt, die Wege.





Verzeichnis der übrigen Grenzbotenbeiträge Friedr. Ratzels

Außer den in diesem Band veröffentlichten Aufsätzen sind noch die nachstehend aufgezählten größern und kleinern Artikel von Friedrich Ratzel in den Grenzboten erschienen. Die mit einem * bezeichneten Artikel enthalten längere Bücherbesprechungen. Die Verfasser und die Titel dieser Bücher folgen in alphabetischer Anordnung mit denen der nur kurz besprochnen Bücher.

1888,	Heft	12	*Ein neues Erdbild ($4^1/_2$ S.)
	„	37	*Die Entfernungen in der Geschichte (5 S.)
1889,	„	7	*Geographische Handbücher ($4^1/_2$ S.)
1891,	„	10	*Casati und Emin Pascha (10 S.)
	„	13	*Das Buch des Dr. Karl Peters (10 S.)
1892,	„	1	Zur Beurteilung der Neger (4 S.)
	„	4	*Die Aussichten unsers südwestafrikanischen Schutzgebiets ($5^1/_2$ S.)
	„	21	Doch einmal Dank (1 S.)
	„	24	Von unsern guten Freunden, den Schweizern ($6^1/_2$ S.)
	„	28	Unsre guten Freunde, die Schweizer (Erwiderung) ($^1/_2$ S.)
	„	34	Unter den Linden ($^1/_4$ S.)
	„	36	Die Repräsentation in der Gesellschaft der Völker (10 S.)
	„	40	Zum Schutze der deutschen Landschaft ($2^1/_4$ S.); Schweizer Französeleien ($2^1/_2$ S.)
	„	49	*Gegenwart und Zukunft der Siebenbürger Sachsen (8 S.)
	„	49	Der Fall Vernoud (1 S.)
	„	51	Zoologische Weltauffassung ($1^1/_2$ S.)
1893,	„	3	Zoologische Weltauffassung (Erwiderung) (1 S.)
	„	10	Hawai ($2^1/_2$ S.)
	„	25	*Wo stehn die Wolken (4 S.)
	„	29	Verkehrter Bismarckkult (1 S.)
	„	30	Bahnhofskneipen (2 S.)
	„	33	*Neue Werke über Nordamerika (10 S.)
	„	38	Der Verschönerungsverein (1 S.)
	„	44	Deutschland und das Mittelmeer (10 S.)
	„	46	*Deutschland und Frankreich (5 S.)
1894,	„	1	Meißenbach ($^1/_3$ S.)
	„	10	Gummiräder (1 S.)
	„	14	Völker und Räume (9 S.)
	„	16	Ehrung für Virchow (1 S.)
			Bierfrühling ($^1/_3$ S.)

1894, Heft 18 Der Verfall der Nekrologie ($2^{1}/_{2}$ S.)
„ 21 Die Maske ab ($3^{1}/_{2}$ S.)
„ 23 Englische Heuchelei (1 S.)
„ 26 Das Heinedenkmal in Amerika ($^{3}/_{4}$ S.)
„ 34 Vereinskannegießerei (2 S.)
„ 43 *Deutsch-Ostafrika (10 S.)
„ 45 1860er Antisemitismus (1 S.)
1895, „ 2, 5, 9, 15, 20, 23, 27, 37, 42, 43 Englische Weltpolitik (100 S.)
„ 25 Zur Bahnsteigsperrung ($^{1}/_{3}$ S.)
„ 31 *Schriften über Ostasien ($5^{1}/_{2}$ S.)
„ 36 Der kubanische Aufstand ($2^{1}/_{2}$ S.)
„ 44 Koloniale Biergespräche (1 S.)
„ 50, 51 Dardanellen und Nil ($16^{1}/_{2}$ S.)
1896, „ 2 Unsre Pflicht in Transvaal (4 S.)
„ 4 Zur Transvaalangelegenheit (1 S.)
„ 14 *Feuer und Schwert im Sudan (4 S.)
„ 22 Was kann Deutschland aus der Ausdehnung des Hochschulunterrichts gewinnen? (14 S.)
„ 24 Deutscher Kolonien- und Zeitungsklatsch (1 S.)
„ 26 Deutsch-Chinesisch (1 S.)
„ 34 *Unsre Volkstrachten (7 S.)
„ 35, 36 Die geographische Lage Deutschlands (13 S.)
„ 52 *Der Staat als Organismus (10 S.)
1897, „ 15 Bildung (2 S.)
„ 18 Doktor Karl Peters ($5^{1}/_{2}$ S.)
„ 22 Brutal ($^{1}/_{2}$ S.)
„ 25 Deutschlands Stellung und Rechte am Niger ($6^{1}/_{2}$ S.)
„ 30 Waadtland und Reichsland ($^{1}/_{2}$ S.)
1898, „ 39 Betrachtungen über den Zusammenhang zwischen dem deutschen Boden und der deutschen Geschichte (9 S.)
„ 44 Die historische Landschaft (8 S.)
1899, „ 21 *Italien und die Italiener ($6^{1}/_{2}$ S.)
1901, „ 44 Baedeker (Jubiläumsartikel) ($10^{1}/_{2}$ S.)
1902, „ 24 Weltentwicklung und Weltschöpfung (16 S.)
1903, „ 2 Ein Beitrag zu den Anfängen der deutschen Kolonialpolitik (1 S.)
„ 52 *Neue Literatur über Amerika (6 S.)
1904, „ 5 Der mitteleuropäische Wirtschaftsverein (6 S.)
„ 39 Die Amerikaner (11 S.)



Verzeichnis der Bücherbesprechungen

Haacke, W. und W. Kuhnert. Das Tierleben der Erde. 1900, H. 49. 1901, H. 50.
Hann, Julius. Klimatologie. 1889, H. 7.
Hansjakob, H. Der Vogt auf Mühlstein. 1896, H. 15.
— Unsre Volkstrachten. 1896, H. 34.
Heim, Albert. Gletscherkunde. 1889, H. 7.
Hellwald, F. v. Ethnographische Rösselsprünge. 1891, H. 24.
Hesse-Wartegg, E. v. China und Japan. 1897, H. 52.
Hutter, Franz. Wanderungen im Nordhinterlande von Kamerun. 1902, H. 42.
Jannasch, R. Die Erschließung Chinas. 1895, H. 31.
Jannet, C. und P. Kämpfe. Die Vereinigten Staaten Nordamerikas in der Gegenwart. 1893, H. 33.
Jansen, J. S. Forschungen und Erlebnisse im dunkeln Afrika. 1891, H. 22.
Jooste, J. P. Aus der zweiten Heimat. 1904, H. 29.
Kaiserreise nach dem Heiligen Lande. 1899, H. 51.
Keller, Konrad. Das Leben des Meeres. 1895, H. 49.
Keßler, Graf Harry. Notizen über Mexiko. 1893, H. 35.
Kayserling, R. Vom Japanischen Meer bis zum Ural. 1897, H. 52.
Kreßmann, A. Gründung einer deutschen Kolonialschule. 1902, H. 42.
Krieger, Maximilian. Neuguinea. 1899, H. 43.
Krümmel, Otto. Bewegungsformen des Meeres. 1889, H. 7.
Langhans, P. Deutscher Kolonialatlas. 1894, H. 26.
— Deutsche Erde. 1902, H. 42.
Lindau, Paul. Altes und Neues aus der Neuen Welt. 1893, H. 33.
— Ferien im Morgenlande. 1899, H. 43.
Lindau, Rudolf. Zwei Reisen in der Türkei. 1899, H. 43.
Lingg, Ferdinand. Erdprofil der Zone vom 31. bis 65. Grad nördlicher Breite. 1888, H. 12.
Loczy, Ludw. v. China im Welthandel. 1900, H. 29.
Marsden, K. Eine Reise nach Sibirien. 1897, H. 51.
Marshall, W. Die deutschen Meere. 1895, H. 51.
— Im Wechsel der Tage. 1898, H. 50.
— Zoologische Plaudereien III. 1899, H. 52.
— — II. 1901, H. 51.
Massow, W. v. Aus Krim und Kaukasus. 1902, H. 42.
May, Karl. Reiseromane. 1895, H. 50.
Mendner, Rich. Unterwegs und Daheim. 1902, H. 42.
Merzbacher, G. Aus den Hochregionen des Kaukasus. 1901, H. 32.
Meyer, Hans. Die Insel Tenerife. 1896, H. 14.
— Ostafrikanische Gletscherfahrten. 1891, H. 17.
Meyers historisch-geographischer Kalender. 1899, H. 51.
Meyers Reisebücher: Die deutschen Alpen. 1895, H. 29.
— Die Schweiz. 1895, H. 30.
— Süddeutschland (7. Aufl.). 1897, H. 31.
— Deutsche Alpen II. 1897, H. 31.
— Der Harz. 1897, H. 31.
Meyer, Wilh. Die Lebensgeschichte der Gestirne. 1899, H. 27.
Mirbach, Frh. v. Die Reise des Kaisers nach Palästina. 1899, H. 43.
Müller, A. v. Unsre Marine in China. 1902, H. 4.
Müller. Der Krieg zwischen China und Japan. 1895, H. 31.
Naumann, Fr. Asia. 1899, H. 43.
Nippold, Otto. Wanderungen durch Japan. 1894, H. 3.
O. O. Sibirische Briefe. 1894, H. 1.
Oordt, J. F. van. Paul Krüger. 1900, H. 49.
Peters, Karl. Die Emin-Pascha-Expedition. 1891, H. 13.

Peters, Karl. Gefechtsweise in Afrika. 1892, H. 34.
Pfeil, Graf J. Studien und Beobachtungen aus der Südsee. 1899, H. 52.
Philippson, A. Griechenland und seine Stellung im Orient. 1897, H. 22.
Polenz, W. v. Das Land der Zukunft. 1903, H. 52.
Ratzel, Friedrich. Anthropogeographie. 1889, H. 7.
— Die Vereinigten Staaten von Nordamerika. 1893, H. 33.
Regel, Fritz. Kolumbien. 1899, H. 51.
Richthofen, von. Der Friede von Schimonoseki. 1895, H. 31.
Ruhstrat, E. Aus dem Lande der Mitte. 1900, H. 29.
Sächsische Volkskunde. 1899, H. 50.
Schäffle, Albert. Deutsche Kern- und Zeitfragen. 1894, H. 2.
— Bau und Leben des sozialen Körpers. 1896, H. 52.
Schiel, Oberst. 23 Jahre Sturm und Sonnenschein in Südafrika. 1902, H. 50.
Schinz, H. Deutsch-Südwestafrika. 1892, H. 4.
Schmidt, Bernhard. Die Insel Zakynthos. 1899, H. 52.
Schroeter, C. Das Pflanzenleben der Alpen. 1904, H. 29.
Schubert-Soldern, R. v. Über den Begriff der allgemeinen Bildung. 1897, H. 15.
Schwabe, K. Mit Schwert und Pflug in Deutsch-Südwestafrika. 1899, H. 43.
Siegfried, C. Quer durch die Geographie. 1894, H. 13.
Sienkiewicz, H. Briefe aus Afrika. 1902, H. 42.
Sievers, Wilh. Asien. 1893, H. 13.
— Amerika. 1894, H. 8.
— Europa. 1895, H. 13.
— Australien und Ozeanien. 1896, H. 14.
Slatin, R. Feuer und Schwert im Sudan. 1896, H. 14.
Smith, Arthur H. Chinesische Charakterzüge. 1900, H. 29.
Sohr-Berghaus. Handatlas. 1902, H. 42.
Spielmann, C. Der neue Mongolensturm. 1895, H. 31.
Stern, E. Aus dem modernen Rußland. 1894, H. 2.
Stuhlmann, Friedrich. Mit Emin Pascha im Herz von Afrika. 1894, H. 43.
Tallichet, E. Zweibund oder Dreibund. 1893, H. 25.
Trautwein. Das bayrische Hochland. 1897, H. 31.
Türk, G. Feldpostbriefe. 1893, H. 34.
Uchtomski, Fürst O. Orientreise des Großfürstenthronfolgers von Rußland. 1894, H. 4.
Unter chinesischer Flagge. 1895, H. 31.
Velten, C. Schilderungen der Suaheli. 1902, H. 1.
Vocke, W. Der deutsche Soldat im amerikanischen Bürgerkrieg. 1895, H. 45.
Vogel, D. Karte des Deutschen Reiches. 1893, H. 15.
Washington, Booker T. Vom Sklaven empor. 1903, H. 26.
Whitman, S. Aus deutschem Leben. 1895, H. 41.
Witt, O. Narthekion. 1901, H. 23.
Wolf, Carl. Meraner Skizzen. 1901, H. 51.
Wolfrum, W. Briefe und Tagebuchblätter aus Ostafrika. 1893, H. 34.
Worgitzky, Georg. Blütengeheimnisse. 1901, H. 50.
Zabel, Rudolf. Deutschland in China. 1902, H. 42.
Zetsche, Eduard. Bilder aus der Ostmark. 1902, H. 42.
Zur See, mein Volk. Flottenlieder. 1900, H. 44.

Druck von Karl Marquart in Leipzig

